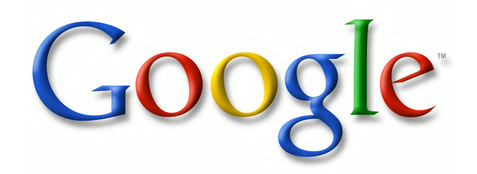
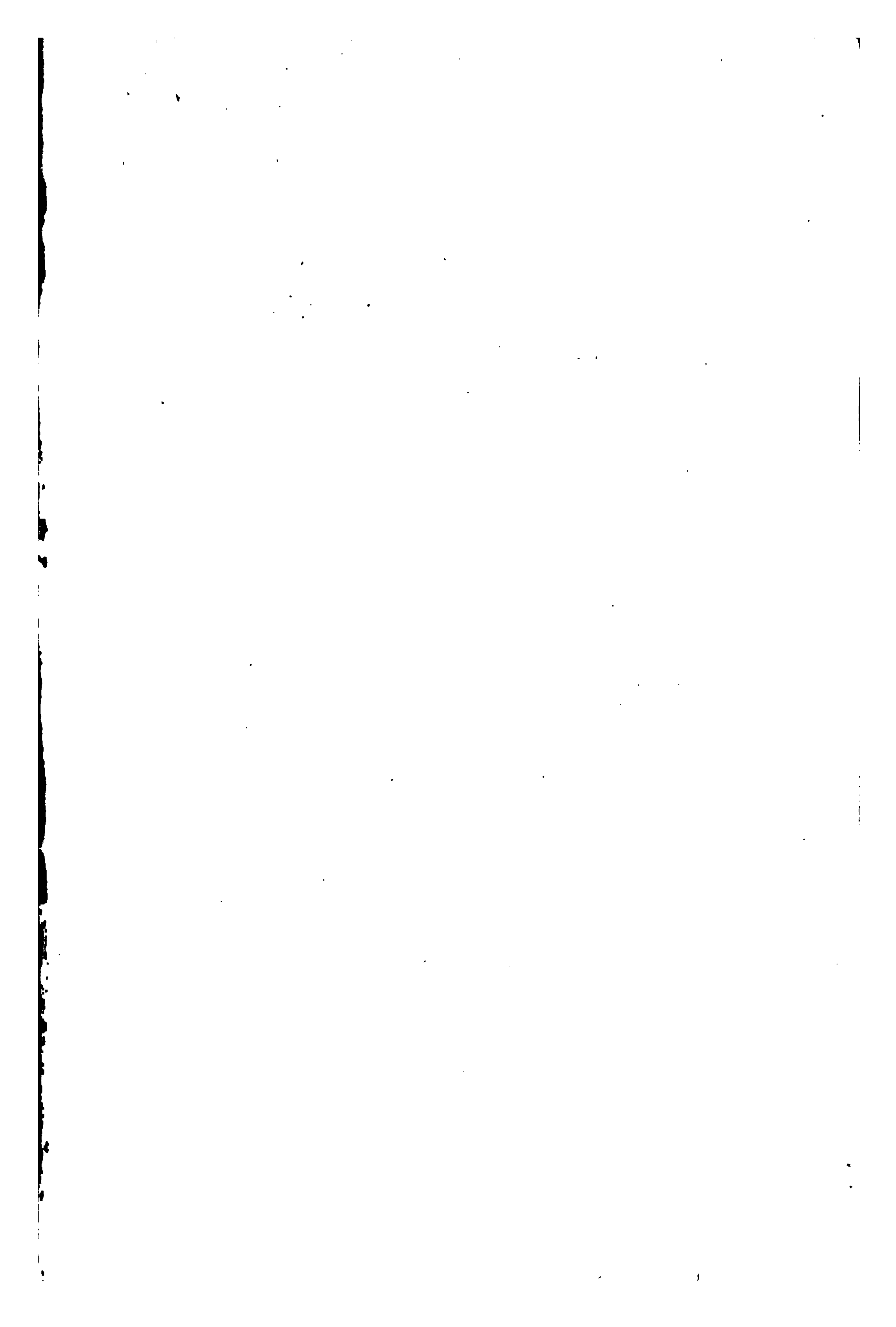



ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
SIGILLVM
VE RI
TAS
ET
CHRISTO
ECCLESIAE



GESCHICHTE

DER

WELTLITTERATUR

IN EINZELDARSTELLUNGEN.

BAND II:

GESCHICHTE DER POLNISCHEN LITTERATUR.

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM FRIEDRICH,
K. R. HOFBUCHHÄNDLER.
1889.



Heinrich Nitschmann.

GESCHICHTE

DER

POLNISCHEN LITTERATUR

VON

HEINRICH NITSCHMANN.

ZWEITE DURCHGESEHENE UND VERMEHRTE AUFLAGE.

MIT DEM PORTRAIT UND FAKSIMILE DES VERFASSERS.



LEIPZIG.

VERLAG VON WILHELM FRIEDRICH,

K. R. HOFBUCHHÄNDLER.

Vorwort zur ersten Auflage.

(Im Auszuge.)

Möge meine vorliegende „Geschichte der polnischen Litteratur", die erste, welche in diesem Umfang und zugleich mit Musterbeispielen in Deutschland erscheint, die Aufgabe, der ich schon so lange mich geweiht habe, die edlen Früchte polnischen Geistes zur Kenntnis und zum Genuss des deutschen Volkes zu bringen, wieder um einen Schritt ihrer Lösung entgegen führen, mögen endlich alle meine Landsleute die Überzeugung gewinnen, dass das Wort, welches noch vor wenigen Wochen ein von Unwissenheit getrübter Geist von der Tribüne herab in die Welt sandte: „Polen hat keine Litteratur", ebenso unwahr ist, wie im dunklen Nebel der Ruf: „Der Himmel hat keine Sonne!"

Die eingefügten Litteraturproben habe ich selbst in deutsches Gewand gekleidet. Noch andere Dichtungen der Polen übertrug ich in früheren Werken: „Der polnische Parnass, 4. Aufl., Leipzig, F. A. Brockhaus 1875", „Iris, Dichterstimmen aus Polen, Leipzig, W. Friedrich, 1880", und „G. Döring und H. Nitschmann, Dreissig sławische Melodien pp, Leipzig, Dörffel 1868".

Zur annähernd richtigen Aussprache der polnischen Namen folgen hier einige Regeln: ą und ę lauten, wenn b und p darauf folgen, wie om und em, sonst wie on und en, und zwar vor g, ch und k nasal; c, auch vor k, klingt wie das deutsche z, in ć und ci fast wie tsch, jedoch etwas sanfter; der Laut des gestrichenen ł wird durch Anlegen der Zunge an die oberen Zähne hervorgebracht; ń hat einen

ähnlichen Klang wie das französische gn in gagner; ó lautet wie ein geschärftes u; rz wie rsch (weich); s stets wie das deutsche ss; die Aussprache des ś hält zwischen sj und sch die Mitte, ein gleiches gilt von dem s in si; z klingt wie ein weiches s und wird in ż und zi wie das französische j gesprochen; cz = tsch; sz = sch; szcz = schtsch.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die günstige Aufnahme, welche das vorliegende Werk gefunden hat, gewährt mir die Beruhigung, dass es den Wünschen eines zahlreichen Leserkreises entspricht, und lässt mich hoffen, man habe es meiner Arbeit angemerkt, dass ich von dem Gegenstande erwärmt war und mein Ziel, Wahrheit und Humanität zu fördern und Vorurteile zu beseitigen, nie aus dem Auge verlor. Möge das Buch auch in dieser neuen Auflage sich Freunde erwerben!

Die fünfte Abteilung erfuhr vor allen eine beträchtliche Vermehrung und Umwandlung innerhalb der verschiedenen an Autorenzahl und neuen Schöpfungen angewachsenen Litteraturgebiete. Um trotzdem den Umfang nicht zu weit auszudehnen, liess ich den Abschnitt „Musiker und Maler“ als ausserwesentlich fort, ingleichen die Nachrichten über die einem häufigen Personenwechsel unterworfenen Hochschulen und periodischen Presserscheinungen. Mit Vorsatz vermied ich auch diesmal: blosse Namenanhäufungen — diese Geschwader wesenloser Schatten — und jede Textentstellung durch Anmerkungen.

Elbing, im Juli 1888.

Heinrich Nitschmann.

Inhalt.

I.

Das Zeitalter der Piasten.

1000—1364.





I. Das Zeitalter der Piasten, 1000—1364.

Einleitung.

Wie aus der unscheinbar am Boden kriechenden Raupe sich allmählich der schön beschwingte Schmetterling entfaltet und in Sonnenschein und Blütenduft durch den Äther schwebt, oder wie die an ihrem Ursprung nur schwach rieselnde Quelle auf dem weiteren Pfade mehr und mehr erstarkt und, ob auch von Zeit zu Zeit im Laufe gehemmt, doch endlich durch aufgenommene Nebenflüsse zum gewaltigen, dem Meere zurollenden Strome wird, so sehen wir auch den Geist der Völker aus schwachen Anfängen allmählich zu grösserer Bewegung erstarken und seine durch alle Jahrhunderte gleiche Anlagen zu immer schönerer Entfaltung bringen. Und wie dieser Strom, zwar hin und wieder in entgegengesetzte Wendungen gezwängt, doch niemals bis zu seiner Quelle zurückfliesst, so kann auch die geistige Bewegung eines Volks, durch eindringliche Impulse angewachsen, nie mehr zur völligen Umkehr gezwungen werden. Das Menschenherz ist bei allen Nationen und zu allen Zeiten dasselbe, es klopft in Leid und Freude hier wie dort. Aber durch äussere Umstände und Anregungen beeinflusst, ist, gleich der Geschichte, auch die Phantasie der verschiedenen Völker und Epochen eine andere. Das äussert sich am deutlichsten im Volksliede, das jeden kosmopolitischen Gedanken ausschliesst. Die alten Volkslieder und Sagen, welche als die Erstlinge auch der polnischen Litteratur in der Stille der ländlichen Einsamkeit sich fortpflanzten, sind gleichsam die Keime,

aus denen mit dem Fortschreiten der staatlichen und sprachlichen Kultur und der intellektuellen Bildung die Dichtkunst zur höheren und höchsten Vollendung emporblühte. In reicher Fülle ist durch die ganze Natur das Edle und Schöne ausgebreitet und jedem sichtbar und verständlich, aber die Empfänglichkeit dafür entwickelt sich ungleich und wird erst durch die Kunst allgemeiner geweckt und lebendig erhalten.

In der grossen Familie der slavischen Völkerstämme, deren Seelenzahl man auf 77 Millionen veranschlagen kann, zeichneten sich am frühesten die Polen durch Regsamkeit auf litterarischem Gebiet aus. Allerdings kam der Anstoss dazu vielfach von aussen her; aber welches Volk darf sich rühmen, eine lediglich aus seinem eignen Geiste herausgebildete Litteratur zu besitzen? Auch in Deutschland ist die spätere Entfaltung der Schriftsprache und mit ihr der Litteratur wesentlich auf fremden Einfluss zurückzuführen — auf die Übersetzung der Bibel durch Luther, auf das Studium der Alten und dann auf das Eindringen in den Geist der Poesie des stammverwandten englischen Volkes. Wegen der grossen Abweichung der slavischen Dialekte von den beiden westeuropäischen Sprachstämmen haben diese von jenen weniger empfangen, während das linguistische Talent der Slaven ihnen die Aneignung fremder Sprachen und ihrer Litteraturen sehr erleichtert.

Bis zu dem Zeitpunkt, wo das Christentum von Deutschland her in Polen Eingang fand, herrschten daselbst in geistiger und litterarischer Beziehung noch sehr ursprüngliche Zustände. Aus der vorchristlichen Epoche haben sich fast gar keine Denkmäler polnischer Litteraturanfänge erhalten, wenngleich auch jene Zeit uns nicht ganz fremd und unbekannt geblieben ist. Die archäologischen Forschungen haben aus dem Schoss der Erde vorgeschichtliche Zeugnisse zu Tage gefördert, welche das geschriebene Wort zum Teil ersetzen und jeden mit tiefem Ernst, ja mit Ehrfurcht erfüllen müssen, der aus dem Grabhügel (Kurhany), diesen Ruhe- und Erinnerungsstätten, den Keim zu einer genaueren Kenntnis der älteren Vorzeit erblühen sieht. Auch der Volksmund bewahrt manche Überlieferungen. Der Landmann feiert noch heute das ursprüngliche Sonnenwend- oder Johannisfest und singt Hochzeit-

lieder, die aus uralten Zeiten stammen. Einige dieser Volksdichtungen sind in lateinischer Übersetzung in den damaligen Chroniken aufbewahrt. Wir geben hier ein sehr altes Hochzeitlied, welches schon in frühen Jahrhunderten, als der Unterschied zwischen Volk und Adel noch weniger gross war, in Hütte und Palast von den Brautjungfern gesungen wurde, während sie die Braut mit dem Kranze schmückten. Ein für allemal sei bemerkt, das sämtliche Litteraturproben im vorliegenden Werke vom Verfasser desselben übersetzt sind.

An des Gartens Blumenbeetchen
Stand Marie, das holde Mädchen,
Einen Kranz zu schlingen
Und dabei zu singen:

Kranz! aus Rosen schön gewunden,
Lilien zwischenein gebunden,
Sollst an meiner bangen
Jungfraustirne prangen.

Bist der letzte aller Kränze,
Die ich wand im Mädchenlenze!
An des Mannes Seite
Zieh' ich in die Weite.

Gute Nacht dem Mutterherzen,
Das mich trug durch Glück und Schmerzen!
Könnt' ich ihr mit Schätzen
Alle Mühn ersetzen!

Dir auch, Stübchen, und euch Wänden
Muss ich Abschiedsgrüsse senden!
Wen, wenn ich gegangen,
Werdet ihr umfangen?

Lebet wohl, ihr Blumenbeete,
Die ich alle selbst besäte!
Wer wird jetzt sich bücken,
Blüten abzupflücken?

War die Braut nun zur Trauung angekleidet und geschmückt, dann kniete sie vor den Eltern nieder, um ihren Segen zu empfangen.

Alte Sagen und Rhapsodien, in welchen Phantasie und Dichtung mit geschichtlicher Wahrheit untrennbar vermischt sind, lebten im Munde des Volkes fort, vor allem aber ist die Sprache der heutigen Polen Zeugin und Erbschaft jener für uns in Dunkelheit gehüllten Jahrhunderte.

Sagen aus vorchristlicher Zeit.

Hier mögen die hauptsächlichsten derjenigen Überlieferungen, welche sich auf die Urzeit Polens beziehen, da sie mehr der Dichtung als der Geschichte anzugehören scheinen, in kurzen Zügen dem Leser vorgeführt werden. Aufgefundene Münzen, Grabmäler, Inschriften und Volksgesänge aus jener Zeit lassen übrigens keinen Zweifel, dass auch diese Fabeln nicht ganz der historischen Grundlage entbehren.

Die Elb- und Weichsel-Slaven, ein unabhängiger, halb nomadischer Volksstamm, sahen sich durch übermächtige Feinde in ihrer Existenz bedroht. In Ermangelung eines erfahrenen Heerführers sandten sie zu zwei in Dalmatien lebenden Brüdern, Lech oder Lach und Czech, denen einige noch einen dritten Bruder Rus, den Stammvater der Ruthenen, zugesellen; sie baten diese durch Klugheit und Tapferkeit berühmten Männer, die Herrschaft über sie zu übernehmen. Diese zeigten sich willfährig. Czech blieb in Böhmen, Lech begab sich weiter nach Nordosten. Als er dort mit dem ihn begleitenden, in Waffen und Reitkunst geübten Volk zu waldigen, von Seen begrenzten Hügeln gelangt war, stiegen weisse Adler aus ihren Nestern auf, und, dies als ein günstiges Zeichen betrachtend, gründete Lech auf einem dieser Hügel (um 550) eine Stadt, welche als der Sitz der Herrschaft und zur Erinnerung an jene Adlernester den Namen Gniezno (Gnesen), d. h. Nest, erhielt. Das Volk nannte sich nach ihm Lechiten

oder Lachen. Allgemeiner wurde aber der Name „Polen“, von pole: Feld, wegen der ebenen Lage ihres Landes im Weichselgebiet.

Nach Lechs Tode entstand ein Zerwürfnis im Lande, und die Gutgesinnten sahen sich aufs neue nach einem Führer um. Da erschien von den Karpathen her Krakus (um 700), ein durch Kriegserfahrung und Beredsamkeit ausgezeichneter Mann, und übernahm auf vielfaches Bitten den Oberbefehl, siegte in mehreren Schlachten und führte den Scepter so weise und mit so milder Hand, dass er der Vater des Vaterlandes genannt wurde. Er erbaute auf dem Berge Wawel eine feste Burg und gründete an der nahen Weichsel die nach ihm benannte Stadt Krakau. Die Umgegend derselben wurde jedoch durch einen Drachen unsicher gemacht, der Menschen und Vieh überfiel und verschlang, — wie es sehr ähnlich schon in der Mär vom Drachen zu Babel erzählt wird. Erst durch eine List konnte das Ungetüm besiegt werden. Man warf ihm nämlich eine mit Pech und Schwefel gefüllte Rinderhaut vor, die man im Innern entzündet hatte. Der Drache verschlang sie und wurde vom Feuer verzehrt. Darauf regierte Krakus noch viele Jahre in ungetrübtem Frieden und schuf Gesetze, die noch lange nach ihm die Grundlagen des polnischen Rechts bildeten.

Ihm folgte seine mit hoher Tugend und Anmut begabte Tochter Wanda (um 750) auf dem Thron, eine der edelsten Gestalten der polnischen Vergangenheit, deren ruhmvolles Andenken noch heute in dem Volksliede fortlebt:

Wanda ruht in unsrer Erde.

Sie hatte das Gelübde der Keuschheit abgelegt. Als nun ein deutscher Fürst, Namens Ritiger, sich um ihre Hand bewarb und die Widerstrebende mit Krieg überzog, wurde er zwar besiegt, Wanda aber stürzte sich, um ihr Vaterland fernerhin vor solchen Kriegen zu bewahren, von der Brücke am Fuss des Wawel in die Weichsel und ertrank. Diese schöne Legende hat bis auf die neueste Zeit zu Schöpfungen der dramatischen und der bildenden Kunst einen ergiebigen Vorwurf geliefert. Verschiedene Maler,

von Michael Stachowicz beginnend, haben die patriotische That verherrlicht, so namentlich der Königsberger Professor Piotrowski in seiner berühmten Kompostion (1895). An der Stelle, wo Wandas entseelter Körper ans Land gespült sein soll, am Einfluss der Dłubnia in die Weichsel, erhebt sich ihr Grabhügel.

Von Przemysl oder Leszek, ihrem Nachfolger, wird — nach der, den alten Geschichtschreibern eigenen anachronistischen Darstellungsweise — berichtet, er habe das Land vor dem anrückenden Heere Alexanders des Grossen dadurch geschützt, dass er eine Menge glänzender Schilde und Waffen an Bäumen und Stangen aufhängen liess und dadurch den Feind, welcher sich von einem gewaltigen Polenheer umringt glaubte, in die Flucht trieb. Nach Leszeks Tode beschloss man, denjenigen als Herrscher anzuerkennen, der in einem Wettrennen den Sieg davontragen werde. Ein schlauer Betrüger stellte in der Nacht vorher unter dem Sande der Bahn versteckte Spiesse auf und liess nur für sich einen Weg frei. So gelangte er zwar allein zum Ziel, der Betrug wurde jedoch entdeckt, und der Sieger sofort vom Volk in Stücke gerissen.

Ein späterer Fürst, Popiel II. (um 830), lud einst, um sich von seinen ihm unbequemen Vettern zu befreien, dieselben freundlich zu sich ein und vergiftete sie beim Mahle. Aus ihren in den Gopłosee geworfenen Leichnamen krochen grosse Scharen von Mäusen und Ratten hervor und frassen den Mörder auf, obgleich er vor ihnen auf den höchsten Turm seines Schlosses geflüchtet war. Martin Gallus, der älteste Geschichtschreiber Polens, dessen halb in Prosa, halb in Versen verfasste lateinische Chronik mit dem Jahre 1119 abschliesst, berichtet über dieses Ereignis:

> Sehr alte Leute erzählen, Popiel, von der Herrschaft vertrieben, sei so von Mäusen verfolgt worden, dass er deshalb von seiner Dienerschaft auf eine Insel gebracht wurde und sich gegen diese Tiere, die ihm nachschwammen, in einem hölzernen Turme so lange verteidigt habe, bis er, von allen wegen des pestilenzialischen Geruchs der vielen getöteten Mäuse verlassen, den schrecklichsten Tod fand, indem er von den Bestien zernagt wurde.

Nach seinem Tode kam Piast zur Regierung, dessen Dynastengeschlecht 530 Jahre lang über Polen geherrscht hat. Dieser, zuvor ein schlichter Landmann und Stellmacher, hatte durch gastfreund-

liche Aufnahme zweier Fremdlinge, die sich nach dem Chronisten später als die Apostel Paulus und Johannes zu erkennen gaben und Piasts Met- und Speisevorrat zur Bewirtung der zur Königswahl versammelten Menge durch ein Wunder vermehrten, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich gelenkt, welches ihn dann zu seinem Fürsten erhob. Von jetzt ab beginnen hellere Zeiten in der Geschichte Polens.

Die ältesten Denkmäler der polnischen Litteratur.

Herzog Mieczysław von Polen († 992) nahm das Christentum an und liess die heidnischen Götzenbilder zerstören. Bald jedoch wurde das Land von heftigen inneren Kämpfen erschüttert. Immer noch wollten die heidnischen Priester ihre Gewalt nicht aus den Händen lassen, und sie fanden bei der Ritterschaft williges Gehör. Bolesław I., der Tapfere, hielt zwar mit fester Hand alle Übergriffe nieder, aber unter seinem Sohn Mieczysław II., welcher die Thatkraft des Vaters nicht besass, und während des fünfjährigen Interregnums nach dessen Tode standen die Bauern — und auch einzelne Ritter — offen gegen die christliche Lehre auf, verbrannten die Kirchen, ermordeten oder vertrieben die Geistlichen, zerstörten die Schlösser der Herren und kehrten noch einmal zu ihren heidnischen Gebräuchen und Gottheiten zurück. Der Kampf währte sechs Jahre, bis endlich Kasimir I., im Jahre 1040 auf den Thron gerufen, Ruhe schaffte und das Christentum in Polen dauernd befestigte.

Welche geringe Unterstützung den Schriftstellern von den damaligen Machthabern zuteil wurde, beweist folgender Vorfall. Bolesław I. liess einst einen Haufen Bücher in sein Feldlager bringen, um sie durchzusehen. Er beklagte sich über ihre grosse Menge und sagte: „Das ist der Grund, weshalb der Helden in

meiner Armee so wenige sind", worauf er befahl, alle Schriften zu verbrennen.

Dessenungeachtet begann sich die westeuropäische Kultur allmählich im Lande zu verbreiten. Die ersten Schulen wurden von den Benediktinern gegründet; die Priester waren zugleich Pfleger der wissenschaftlichen Bildung. Die aus Italien und Deutschland nach Polen gesendete Geistlichkeit verstand indes nicht die Landessprache und konnte nur durch äusserliche Zeremonieen, im günstigsten Falle durch böhmische Kapläne mit dem Volk verkehren. Überdies bezweckten die Päpste überall Gleichförmigkeit, die zu einem unlöslichen Bande führen sollte, und dann achtete auch die römische Kirche anfangs die fernen Slaven zu gering, als dass sie ihnen Kirchenhandlungen in slavischen Worten erlaubt hätte. Sie hielt die heidnische Landessprache für zu roh, um die Geheimnisse der geoffenbarten Religion in ihrer ganzen Reinheit wiederzugeben. Freilich war die lateinische Sprache, trotz des Übergewichts, welches sie im Mittelalter erlangte, bis ins 14. Jahrhundert sehr verschieden von der Sprache des alten Rom. Sie hatte einen völlig barbarischen Charakter angenommen. Sogar die gelehrtesten Männer der folgenden Zeit, die sogenannten Scholastiker, durch das Studium der vom Fanatismus verbotenen alten Klassiker und ihrer Ausdrucksweise nicht gebildet, entstellten bei der Behandlung theologischer und philosophischer Gegenstände, die den alten Römern fremd waren, das lateinische Idiom durch Einmischung und Neubildung einer Menge ihm nicht angehöriger Wörter.

Allem, was aus der heiligen Schrift übertragen oder von geistlichen Hymnen in die Landessprache gebracht wurde, entging das öffentliche Ansehen, dergleichen Arbeiten wurden nur wenig abgeschrieben und leicht vergessen. Aber auch Kunstsinn und Gewerbe gerieten in Verfall und wurden erst später durch eingewanderte Fremde, besonders durch Deutsche, gehoben.

Während so die polnische Sprache, als für den Gottesdienst nicht ausreichend, durch die lateinische verdrängt war und überhaupt von den Gebildeten gering geachtet wurde, erhielt sie sich unter dem ländlichen Dach als ausschliessliches Eigentum des

schlichten Volkes. In den wenigen, in polnischer Sprache abgefassten litterarischen Überresten aus den ersten Jahrhunderten des Christentums bemerkt man Spuren eines Anlehnens an die böhmische Sprache. Zu diesen gehört der, wohl mit Unrecht dem heiligen Adalbert, dem Schutzpatron Polens († 997), zugeschriebene, aber eben dadurch zu besonderer Bedeutung gelangte Muttergotteshymnus (Bogarodzica), welcher von den polnischen Kriegsheeren vor Beginn der Schlacht gesungen wurde und anfangs aus nur zwei Strophen bestand, die später durch ein Passions- und ein Osterlied vermehrt wurden. Dieser Gesang, den der Jesuit Wujek den polnischen Katechismus nennt, wurde zuerst im Jahre 1408 aufgeschrieben. Nächst ihm zählt man eine Übersetzung des Fünfzigsten Psalms aus dem 13. Jahrhundert und den Psalter der Königin Margarete, ersten Gemahlin Ludwigs, Königs von Ungarn und Polen, zu den ältesten Denkmälern der polnischen Litteratur. Der Originalkodex dieses Psalters, gewöhnlich der Florianische Kodex genannt, befindet sich im Kloster der heiligen Florian bei Linz. Er enthält sämtliche Psalmen in lateinischer, polnischer und deutscher Übersetzung. Der zweite, ältere Teil desselben dürfte etwa um 1320 geschrieben sein, der erste Teil ist späteren Ursprungs und wahrscheinlich gegen das Ende des 14. Jahrhunderts entstanden. Dieser Psalter vererbte sich als Eigentum des Jagiellonengeschlechts bis auf Katharina, die dritte Gemahlin Sigmund Augusts, welche im Jahre 1566 von ihrem Gatten getrennt, das Buch mit sich nach Linz nahm und es sterbend dem dortigen Florianischen Kloster vermachte.

Die ersten lateinischen Chroniken.

Wenngleich in diese Zeit die Anfänge einer polnischen Schriftsprache fallen, so ist doch nach dem früher Gesagten leicht begreiflich, dass die ersten polnischen Schriftsteller, weil sie aus der Mitte des Klerus hervorgingen, sich in ihren Werken der lateinischen Sprache bedienten. Das bereits oben erwähnte höfische Geschichtswerk des wahrscheinlich aus Frankreich stammenden Martin Gallus wurde indes noch zu seinen Lebzeiten ins Polnische übersetzt und am Hofe Bolesławs III. (mit dem krummen Munde), dessen Kaplan und Beichtvater der Verfasser war, gelesen. Dieser Bolesław hatte einen missgestalteten Mund, der aber durch seinen Bart verdeckt wurde; Długosz (IV. p. 350) sagt, sein Äusseres sei mehr angenehm als hässlich gewesen: recurvitas ad gratiam magis quam ad deformitatem producta. Mit ihm schliesst die Reihe der absoluten Monarchen, und Polen verschwindet auf eine lange Zeit von 200 Jahren aus der Zahl der mächtigen Staaten Europas.

Der gelehrte, aber oft hochtrabende und schwülstige Vincenz (Kadłubek), geb. 1160, auf der Pariser Akademie gebildet, schrieb im Auftrage des ihm wohlwollenden Kasimir II. vier Bücher polnischer Geschichte, die erst im 19. Jahrhundert von Franz Czajkowski ins Polnische und von Bogumił Linde ins Deutsche übersetzt worden sind. Vincenz war zuerst Probst in Sandomir, dann Bischof von Krakau und zog sich endlich als Mönch in das Cisterzienserkloster zu Jędrzejow zurück, wo er im Jahr 1223 starb. Er, der stets durch Rat und That Gutes gewirkt hatte, wurde nach seinem Tode vom Volk als Heiliger verehrt. Der grösste Teil seiner Chronik, bis zum 17. Abschnitt des IV. Buches, entstand ohne Zweifel schon zur Zeit Kasimirs des Gerechten. Im vierten Buch giebt er neben manchem leeren Wortschwall in abscheulichem Latein treffende Charakterschilderungen und lässt helle Streiflichter auf die politische Bewegung seiner Zeit fallen. Die Erklärung seines Beinamens Kadłubek,

welcher erst später aufkam, ist schwer. August Bielowski, der Herausgeber der „Monumenta Poloniae historica" versucht folgende Ableitung: Katlubonis von Gottlobonis, also Vincenz der Sohn Gottlobs. Boguchwal, auch Bogufal genannt, Bischof von Posen († 1253), ist ein auf seinen Vorgängern fussender geistloser Kompilator.

Als Kirchenhistoriker ist Martin Polonus nicht ohne Verdienst. Zeugen auch manche seiner Berichte von Leichtgläubigkeit, so erscheint doch z. B. die von ihm zuerst erzählte Fabel von der Päpstin Johanna mehr als ein scharfer Spott auf das Weiberregiment unter den vorhergehenden Kirchenmonarchen. Einige halten diese Stelle seiner lateinischen „Chronik der römischen Päpste und Kaiser" für unecht und untergeschoben. Er starb im Jahre 1279 oder 1280, bevor er noch sein Amt als Erzbischof von Gnesen antreten konnte.

Noch ist unter den Chronisten dieser Epoche der Gnesener Archidiakon und Unterkanzler Kasimirs des Grossen, Johann von Czarnków († um 1389) zu erwähnen. Er erscheint als der bedeutendste Chronist seiner Zeit und besitzt manche Eigenschaften eines wirklichen Geschichtschreibers, der die Wahrheit über alles stellt. Selbst Kasimir dem Grossen, obgleich er in ihm das Ideal eines Königs sieht, wirft er die ihm anhaftenden Schwächen vor.

Fremde Einflüsse.

Nächst der lateinischen, später auch der französischen, übte die deutsche Sprache vermöge ihrer, alle Fächer umfassenden Litteratur bis auf die neueste Zeit einen bedeutenden Einfluss auf die Entwickelung der polnischen Sprache. Die Gründung der Städte in Polen datiert von der Einführung des deutschen Rechts- oder Sachsenspiegels in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Dieses Gesetzbuch, welches das Magdeburger und das schlesische Recht in sich vereinigte, galt in den neuen Städten Polens, und

die Bewohner derselben wandten sich so lange, bis Kasimir der Grosse das „Statut von Wiślica“ einsetzte, unaufhörlich nach Magdeburg und Halle, um von dort ihre Ortyle (Urteile) zu empfangen. In der Bibliothek der Jagiellonischen Universität zu Krakau befindet sich ein auf Pergament geschriebenes Exemplar des genannten Gesetzbuchs in sehr grossem Format mit folgenden einleitenden Versen:

Hy beginnen Landrechts Capitel
Magdeburgisches rechts,
Mich hat geschrieben eines Meisters hand,
Conrad von Apulle ist er genannt,
Der Stadt und den Bürgern zu Krakowe,
Das Sie Gott in seiner Gnade schowe,
in dem Jahre millesimo
und trecesimo VIII.
In sankte Jakobis festo
ward ich allhier vollbracht.
Gott, der ist Beginn und ende,
Maria, und die vier und zwanzig,
die als sünder müssen enden,
helft uns gerechtigkeit behalten.
Meyster Eyke von Repychen
hat das recht von welsch in düts gebracht.

Die Bevölkerung dieser Städte bestand überwiegend aus deutschen Einwanderern, welche in grosser Zahl während der Kreuzzüge nach Polen geflüchtet waren. Handel und Gewerbe wurden zwar durch sie gehoben, aber kein nationales oder rechtliches Band fesselte sie an ihr neues Vaterland. In den Städten erklang fast nur noch die deutsche Sprache, und aus ihr ging nicht bloss die Terminologie der Handwerke, sondern auch ein nicht geringer Teil der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ausdrücke in das polnische Idiom über. In den Schulen wurde nur deutsch unterrichtet, in den Kirchen waren Lehre und Gesang deutsch.

Noch im 14. Jahrhundert waren deutsche Sitten und deutsche Zunge in Polen sehr verbreitet und wurden von den vielen deutschen christlichen und jüdischen Ansiedlern mit Hartnäckigkeit festgehalten. Die Lage der Juden war damals in Polen verhältnis-

mässig erträglich. Sie trieben neben Handel und Geldgeschäften auch Ackerbau, kauften Grundbesitz, den sie bewirtschafteten, und fanden in Polen gleichsam ihr zweites Vaterland, in dem sie — wenn man den Kosakenaufstand unter Chmielnicki etwa ausnimmt — nicht so blutigen Verfolgungen, als anderswo, ausgesetzt waren. Der Widerwille der Polen gegen jede industrielle Thätigkeit hob besonders die merkantile Bedeutung der Israeliten; sie bildeten den eigentlichen Mittelstand. Die Jüdin Esther, welche mit Kasimir dem Grossen förmlich vermählt gewesen sein soll, ohne der väterlichen Religion entsagt zu haben, wirkte ihnen 1334 die Bestätigung der schon 1264 ihnen von Herzog Bolesław dem Frommen für Grosspolen erteilten günstigen Privilegien aus. Im eigentlichen Polen, in Litauen, Weiss- und Rotrussland, in Podolien und der Urkaine wohnt noch jetzt fast der dritte Teil der jüdischen Bevölkerung auf der ganzen Erde. Es entstanden allmählich zahlreiche Sekten.

Vom materiellen und wissenschaftlichen Standpunkt aus war die Einführung deutscher Gemeinwesen und deutscher Kolonisten, die mit Pflug und Webstuhl, Hammer und Kelle, aber auch mit geistigen Lehrmitteln ihren Einzug hielten, für Polen höchst segensreich, und seine Blüte im 14. Jahrhundert ist auf die Förderung dieser Einrichtung zum grössten Teil zurückzuführen. In nationalpolitischer Hinsicht aber waren ihre Wirkungen verderblich. Polen wäre vielleicht ganz germanisiert worden, zumal sich die Städte auch in politischer Beziehung unter das Scepter deutscher Fürsten zu stellen suchten, wenn nicht endlich die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbischof von Gnesen, die polnische Sprache neben der deutschen in den Schulen eingeführt und den deutschen Gottesdienst beschränkt hätte.

Der feindliche Standpunkt, den die Städte gegen das flache Land einnahmen, nötigte auch dieses zu einer gegen sie und das Deutschtum gerichteten Politik und stärkte dadurch zugleich die Macht des polnischen Adels. Als nun Kasimir der Grosse, um die Städtebewohner von ihren Beziehungen zu Deutschland zu trennen, ihnen die Appellationen nach Magdeburg und Halle verbot und sie unter den Einfluss des Adels stellte, kräftigte er dadurch zwar die Nationalität, aber das Städtewesen erhielt einen unheil-

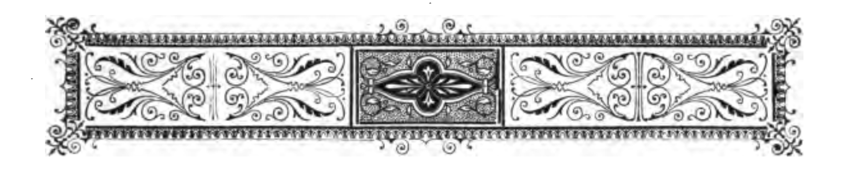
baren Stoss. Der Verfall der Städte hob den Adel, dessen Übergewicht bald auch dem Königtum gegenüber zum Nachteile des Ganzen fühlbar wurde.

Die mehr und mehr sich verbreitende lateinische Schriftsprache hatte wenigstens den Vorteil, dass sie auf geistigem Gebiet zugleich mit dem gemeinsamen Christentum eine Einheit in die verschiedenen, seit Władysław Jagiello unter dem polnischen Scepter vereinigten Völkerschaften brachte, welche nicht sofort zu einer Nation verschmelzen konnten.

II.

Das Zeitalter des Entstehens der eigentlichen polnischen Litteratur.

1364—1622.



II. Das Zeitalter des Entstehens der eigentlichen polnischen Litteratur. 1364—1622.

1. Die Anfänge der polnischen Litteratur unter den Jagiellonen bis zu den ersten Drucken in polnischer Sprache.

Zustand der polnischen Sprache.

Die polnische Sprache, obgleich sie ein weitausgebreitetes Ländergebiet umfasste, wurde also bisher weder im amtlichen Verkehr, noch in der Litteratur angewandt. Auch die römische Kirche stand ihr immer noch abwehrend gegenüber. Die Erstlinge polnischer religiöser Dichtung hatten sich indes, wie wir gesehen haben, schon gegen das Ende der Piastenzeit gezeigt; in der Epoche der Jagiellonen begann die Sprache des Landes auch hier und da schon in prosaischen Schriften ihre Kraft zu versuchen. Die Polen nahmen sich darin die Böhmen zum Vorbilde, welchen die Lehre des Huss den ersten Antrieb zur Ausbildung ihrer Muttersprache gegeben hatte.

In Polen wurde der Gebrauch der Landessprache zunächst für den herrschenden Adel notwendig, und deshalb übertrug man schon im 15. Jahrhundert die Gesetze ins Polnische. Manche Schwierigkeiten mussten indes noch überwunden werden, das alte cyrillische Alphabet war in Vergessenheit geraten, und das lateinische reichte zur Bezeichnung sämtlicher Laute nicht aus. Jakob

Parkosz, Krakauer Kanonikus und im Jahre 1440 Rektor der dortigen Akademie, bewies die Notwendigkeit besonderer Nasalbuchstaben, wie ą und ę u. s. w. Seit seiner Zeit wurden die polnischen Schriften lesbarer als bisher.

Die Krakauer Akademie.

Die Krakauer Akademie wurde von Kasimir dem Grossen nach eingeholter Erlaubnis des Papstes im Jahre 1364 nach dem Muster der Bolognaer Universität gegründet, trat aber erst 1400 thatsächlich ins Leben. Verschiedene Privilegien erhöhten ihre Bedeutung, und sie war viele Jahre hindurch eine der besuchtesten Hochschulen Europas, wenn auch die Zahl der an ihr Studierenden vielfach übertrieben worden ist. Sie galt während des 15. Jahrhunderts als Zentralpunkt der Wissenschaft für das ganze nördliche Europa. Nicht nur Polen studierten dort, sondern auch viele Deutsche, Schweizer, besonders aber Niederländer, Schotten, Franzosen, Schweden und Italiener. Die Frequenz war manchem Wechsel unterworfen. Im Jahre 1439 betrug die Zahl der Zöglinge wegen der in Krakau herrschenden Seuche nur 800, im Jahre 1500 nur 506. Die Einrichtung dieser alma mater war in der ersten Zeit, namentlich bis 1508 eine wesentlich andere als heute. Bevor der Schüler in das grosse Immatrikulationsbuch eingetragen wurde, musste er mit einem feierlichen Eide geloben, stets dem Rektor gehorsam zu sein, das Beste der Universität im Auge zu haben, persönliche Beleidigungen niemals zu rächen, sondern in solchen Fällen die Entscheidung des Rektors anzurufen, und endlich: sich nie zur Lehre des verdammten Ketzers Huss zu bekennen. Im 16. Jahrhundert erhielt dieser Teil des Schwurs noch einen Zusatz und lautete nun: item quod opinionem Huss heretici damnati, similiter Luteri et sequacium ejus non servabo! Erst nach Ableistung dieses Eides wurde der neue Student als wirklicher Schüler der Universität betrachtet. Er zahlte ein sehr geringes Eintrittsgeld, das in Ermangelung barer Münze auch

mit einem Fässchen Bier oder Wein, einem Frühstück für den Magistrat, einem halben Stein Wachs oder dergl. abgelöst werden konnte. Unter den Rektoren des ersten Jahrhunderts lesen wir viele in der Wissenschaft hervorragende Namen, grösstenteils aus der theologischen und juristischen Fakultät. Alle ausgezeichneten Gelehrten, Schriftsteller, Diplomaten und Kriegsmänner jener Zeit waren Zöglinge der Anstalt gewesen, und die Register derselben enthalten die Namen aller späteren Bischöfe, Kanzler, Wojwoden und Kastellane. Aus dieser Schule gingen Gregor aus Sanok, Długosz und Kopernikus hervor.

Der Einfluss der Krakauer Akademie war nicht nur in politischen Angelegenheiten bedeutend, sondern er erstreckte sich auch auf die Kirche. Während indes schon im westlichen Europa die Blütezeit der scholastischen Philosophie vorüber war, pflegte Polens Hochschule, als Feindin der neuen Aufklärung, sie noch lange Zeit, indem sie dieselbe für eine Festung und einen Schild der katholischen Kirche hielt. In diesem Irrtum befangen, vergeudete sie die Kräfte des Verstandes und verdunkelte das Licht einer geläuterten Forschung durch vermeintliche aristotelische Weisheit, wie sie auf den Universitäten der spanischen Araber mit Vorliebe gepflegt wurde.

Gegen die Fehler dieser Lehre trat zuerst ein Mann auf, welcher, frei von Vorurteilen, an gesunder Intelligenz sein Jahrhundert weit überragte. Gregor aus Sanok war nach längerem Aufenthalt in Deutschland nach Krakau zurückgekehrt, wo er zuerst durch öffentliche Erklärung der Bucolica Virgils, dessen Namen man bis dahin in der Akademie noch nicht gehört hatte, die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und auch durch eigene Dichtungen einen günstigen Umschwung in der lateinisch-polnischen Poesie anbahnte. Er trat gegen die scholastische Philosophie und Dialektik in die Schranken und nannte sie „ein Träumen mit offenen Augen“. Nur die Ethik liess er gelten, die Poesie rühmte er als die beste Nahrung für den jugendlichen Geist. Er allein vielleicht in ganz Polen fühlte und begriff schon damals die Bedeutung der humanistischen Idee, welche bald darauf, im 16. Jahrhundert, die allgemeine Losung für die geistige Bewegung werden sollte. Es

ist zu bedauern, dass die Schriften dieses ausgezeichneten Mannes, unter denen sich auch Lustspiele befanden, welche er dem Plautus nachgebildet hatte, nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Er starb als Erzbischof von Lemberg im Jahre 1479. Als Kanzelredner erwarb er sich durch schönes Organ, eindringlichen und fliessenden Vortrag und würdevolles Äussere einen so vorteilhaften Ruf, dass die Zuhörer in Scharen ihm zuströmten. Von Gregors Witz zeugen einige Aussprüche, welche Kallimach uns aufbehalten hat. So verglich er z. B. einen Undankbaren mit dem Meere, welches, obwohl es das süsse Wasser aller Flüsse und Quellen verschlingt, dennoch nicht seinen bitteren Geschmack verliert. Gelehrte, denen die Gabe der Rede fehlte, nannte er eine Laute ohne Saiten. Zu dem wortkargen Sohn einer geschwätzigen Mutter sagte er: „Du hast deine Zunge offenbar in der Mutter zurückgelassen.“ Als er einen Mann bemerkte, der durch den Trunk seine Habe verloren hatte und nun Wasser in der Stadt austrug, sprach er zu ihm: „Hättest du Wasser vertragen können, dürftest du es jetzt nicht austragen.“ Einen lahmen Verleumder strafte er mit den Worten: „Es wäre besser, du lahmtest mit der Zunge als mit den Füssen.“

Lateinisch-polnische Schriftsteller.

Aus dem 15. Jahrhundert besitzen wir eine lateinisch geschriebene Geschichte Polens von Johann Długosz, genannt Longinus (geb. 1415), welche von den ältesten Zeiten bis zu seinem, 1480 erfolgten Tode reicht. Es giebt in der polnischen Litteratur kaum eine würdigere Gestalt als Długosz. Sein ganzes Leben war dem Dienst des Vaterlandes geweiht, Gesandtschaften, Friedensunterhandlungen und die Erziehung der Söhne des Königs Kasimir Jagiello nahmen fortdauernd seine Thätigkeit in Anspruch, und dennoch hinterliess er eine Reihe höchst schätzbarer Schriften. In jener Epoche, wo die Magister der Krakauer Akademie sich in die Doktrinen des frühesten Mittelalters vertieften und aller Ver-

bindung mit dem nationalen Leben entsagten, suchte Długosz, obgleich ein Zögling dieser Schule, alles dasjenige auf, was sein Vaterland nahe anging, und schrieb es sorgfältig in besserem Latein als bisher für die Nachwelt nieder. Auch die deutschen Chroniken liess er sich übersetzen und lernte die ruthenische Sprache, um den Chronisten Nestor (1056—1125) zu verstehen. Zwar bietet der erste Teil seines „Chronicon, sive annalium regni Poloniae Lib. XII" eigentlich nur ein mühsam aus den verschiedenen, oft einander widersprechenden Angaben seiner Vorgänger zusammengestelltes Bild der vorchristlichen Zeit und enthält viele Irrtümer; auch den beiden folgenden Teilen fehlt noch die geschichtliche Unterlage. Dagegen dürfen die anderen, namentlich die vier letzten Bücher, welche die Zeit von 1386 bis 1480 behandeln, als eine reiche und wertvolle Quelle der polnischen Geschichte betrachtet werden, und die Art ihrer Abfassung stellt den Autor in die Reihe der ersten Historiker des 15. Jahrhunderts. Nur gegen das Ende seiner Chronik verfällt er in die geschwätzige Weitläufigkeit des höheren Alters. Długosz war zuerst Kanonikus in Krakau, musste dann, beim Könige in Ungnade gefallen, für einige Zeit das Land verlassen und begleitete, nachdem er zurückberufen war, den einen seiner Zöglinge, Władysław, welcher zum König von Böhmen erwählt war, nach Prag, nahm jedoch das ihm angetragene Prager Erzbistum nicht an, weil es ihm „zu schwer wurde, fern von seinem Volke zu leben".

Nächst Długosz ist der Ausländer Philipp Kallimach Buonacorsi einer der bedeutendsten historischen Schriftsteller jener Zeit. In Italien 1437 geboren, verliess er nach dem Tode seines Gönners Pius II. sein Vaterland, durchwanderte fast die ganze alte Welt und kam endlich nach Polen, wo er in Lemberg Gregor aus Sanok kennen lernte. Er wurde darauf von König Kasimir zum Lehrer seiner Kinder berufen, während Długosz die Oberaufsicht und Leitung der Erziehung anvertraut blieb. Leicht verstand er es, sich die königliche Gunst zu erwerben und Einfluss auf die Regierung zu gewinnen. Dieser Einfluss stieg noch unter dem folgenden Könige Albrecht, welchem er riet, die Freiheiten des Adels zu beschränken und die Macht des Thrones zu erweitern

und zu stärken. Durch diese, an Macchiavells „Il Principe" erinnernden „Geheimen Ratschläge" zog er sich viele Feindschaften zu. Wir führen einige derselben an:

Männern aus hoher Familie zeige dich wohlgeneigt, scherze mit ihnen, versprich ihnen deine Gnade. Verleihe ihnen grosse, aber wenig einträgliche Wojwodschaften, dass sie dadurch arm werden, aber gieb ihnen nichts, womit sie sich bereichern können.

Die Hofämter vergieb nicht an schlaue, sondern an schlichte Männer, an solche, die du lenken kannst, wie du willst.

Gieb kein Amt umsonst fort; halte treue Diener, die damit handeln; wer am meisten giebt, sei vor dir der Würdigste; solches Geld aber halte fest unter deinem Verschluss.

Sei Herr in deinem Königreich und lasse die Gewalt der Päpste nicht zu.

Die Bistümer gieb gelehrten Männern, aber nicht aus alten und vornehmen Häusern, denn solche würden dich beherrschen wollen.

Schaffe die Landboten ab, denn sie sind noch nicht lange aufgekommen und zwar nur zur Bewilligung der Abgaben. Jetzt eignen sie sich alles zu, damit es nach ihrem Willen gehe, und dich möchten sie nachher nur noch zum Schein behalten.

Unter den in lateinischer Sprache verfassten Werken Kallimachs zeichnet sich die meisterliche Lebensbeschreibung Gregors aus Sanok aus. Nächstdem schrieb er einige historische Monographieen.

In polnischer Sprache schrieb Andreas Gałka, Professor in Krakau, von Schlesien aus, wohin er geflohen war, Briefe an seine Freunde, in denen er die Lehren des Huss und Wiklef verteidigte; er dichtete auch in diesem Sinne. Aus dem Geschichtswerke Miechowitas wurde bei der zweiten Auflage manches fortgelassen, was für Polen nachteilig war.

Einer der begabtesten Humanisten, Konrad Celtes, geb. 1459 in Deutschland, und von dessen Kaiser zum lateinischen Dichter gekrönt, besuchte zu seiner Ausbildung verschiedene Städte Italiens und liess sich dann eine Zeit lang in Krakau nieder. Dort schrieb er lateinische Poesieen, in denen er polnische Gegenstände besang, und übte einen grossen, geistigen Einfluss, indem er den Geschmack an klassischer Litteratur weckte. Er starb im Jahre 1508. Nach seinem Vorgange trat eine ganze Reihe lateinisch-polnischer Dichter auf, deren bedeutendste wir in einem folgenden Abschnitte kennen lernen werden.

2. Die goldene Ära der nunmehr entwickelten Litteratur.

Die ersten Drucke.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat vielleicht nicht ein einziges Genie mehr ins Leben gerufen, aber, indem sie eine Flut von Bildung unter die Menschen ergoss, leistete sie Unberechenbares. Die Buchdruckerkunst war die tausendarmige Brunnenleitung, durch welche der bewegende, geistesfrische Lebensstrom in alle Welt ausging. Als sie sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Europa verbreitete, kamen auch nach Krakau Buchdrucker vom Auslande her mit transportablen Pressen und begannen ihre Thätigkeit. Die ersten dort von ihnen gedruckten Werke waren in lateinischer Sprache abgefasst und dienten nur religiösen Zwecken.

Dann liess sich ein deutscher Seidenheftler, Namens Sweibold Fiol, der zugleich eine Buchdruckerei besass, in Krakau nieder. Er wird gewöhnlich als geborener Franke bezeichnet, ein Missverständnis, welches durch den Namen seines Setzers Frank auf den Titeln hervorgerufen ist. Fiol druckte in den Jahren 1490 und 91 mehrere Werke in ruthenischer Sprache mit cyrillischem Alphabet, erlitt aber, wenn auch nicht wegen der Begünstigung des griechischen Kultus in diesen Schriften, so doch wegen seiner mündlichen antikatholischen Äusserungen mannigfache Verfolgungen. Als er dann nach Ungarn übergesiedelt war, gab es in Krakau lange Zeit gar keine Buchdruckerei, und erst im Jahre 1503 eröffnete ein Kaufmann Johann Haller wieder eine solche mit Hilfe des Druckers Kaspar Hochfeder aus Metz. Aber an den Druck polnischer Bücher dachte noch niemand.

Endlich unternahm es der aus Liebenthal in Schlesien gebürtige Buchdrucker Hieronymus Wietor, das Eis zu brechen, und scheute keine Kosten — wie sie namentlich die Herstellung geeigneter Lettern erforderte — sein Ziel zu erreichen. Nachdem

er sich 1515 in Krakau niedergelassen hatte, entfaltete seine Druckerei unter seiner und später unter seiner Witwe Leitung eine sehr erspriessliche Thätigkeit. Aus dieser Werkstatt gingen die ersten Bücher in polnischer Sprache hervor. Einzelne polnische Bruchstücke waren zwar schon hier und dort in lateinischen Werken gedruckt, wie z. B. das Vater Unser in den Statuten der Breslauer Bischöfe, Breslau 1475, die Erzählung vom Papste Urban, lateinisch, deutsch und polnisch, 1505, u. s. w. Aber das erste durchweg in polnischer Sprache gedruckte Buch erschien 1521 bei Hieronymus Wietor in Krakau unter dem Titel: Unterredungen des klugen Königs Salomon mit dem groben und abscheulichen Marholt. Dieses Ereignis pflegt als der Ausgangspunkt des „Goldenen Zeitalters" der polnischen Litteratur betrachtet zu werden. In den vom Herausgeber H. Wietor selbst dem Werk vorangestellten Zueignungsworten an die Kastelanin Anna Wojnicka spricht er sich darüber aus, dass er seit seiner Übersiedelung nach Krakau sich mit dem Gedanken an Herausgabe polnischer Bücher getragen, aber dabei mit sehr grossen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe. Endlich durch Herren aus dem Gefolge der Frau Wojnicka überredet, habe er das Werk „mit grosser Begierde" unternommen und, um zuerst etwas Kurzweiliges zu veröffentlichen, die Unterredungen Salomos mit Marholt in polnischer Übersetzung von Johann aus Koszyczki am Dienstag vor dem heiligen Apostel Thomas im Jahre des Herrn 1521 im Druck erscheinen lassen.

In derselben Druckerei erschien im Jahre 1522: „Ecclesiastes oder die Bücher Salomonis, welche gewöhnlich die Predigerbücher genannt werden; denn dieser weise Prediger Salomon lehrt uns durch nachstehende Bücher diese eitle Welt verachten. Wenn wir sie daher fleissig durchlesen, werden wir daraus keinen geringen Nutzen und Trost ziehen." In dieser zweiten Publikation, obgleich kaum durch den Zeitraum eines Jahres von der vorhergenannten getrennt, bemerkt man schon einen nicht unwesentlichen Fortschritt in der Ausarbeitung der Sprache und der äusseren Schriftzeichen, wenn deren Gebrauch auch im Verlauf des Werkes selbst noch manchen Schwankungen unterworfen ist. In demselben Jahre erschien bei Wietor „Das Leben

des Herrn Christus, ins Polnische übersetzt von Balthasar Opec, Doktor der heiligen Theologie. Mit Holzschnitten und einer Vorrede".

Diese drei Bücher eröffnen die Reihe polnischer Druckwerke, deren Zahl sich von nun an schnell vermehrte. Auch in andern polnischen Städten, ja sogar in Dörfern, wurden Druckereien eröffnet, ein Beweis für das in der damaligen Litteraturbewegung herrschende frische Leben.

Lateinisch-polnische Dichter.

Unter Kasimirs IV. († 1492) Regierung erlangte Polen einen grossen Ruf, der Reichtum des Volkes hob sich und der Geschmack an den Wissenschaften wurde allgemeiner. Die Bildung durchdrang alle Gesellschaftsschichten, und daraus ging eine Generation hervor, welche dem Lande zum Ruhme gereichte. Wie im übrigen Europa trug auch in Polen das Studium der klassischen Litteratur treffliche geistige Früchte. Angelockt durch ihre Schönheiten begann man sich aus der scholastischen Dunkelheit und den Fesseln des Aristoteles zu befreien. Die Klassizität legte den ersten Grundstein zur polnischen Poesie. Allerdings schrieben die ersten Dichter in lateinischer Sprache, welche während der ganzen Regierung Sigmunds I. (1506—1548) die herrschende blieb. Die polnische Poesie erhob am Anfange des 16. Jahrhunderts nur schwach ihre Stimme in der Kirche oder sie barg sich in der niederen Hütte. Um diese Zeit wurde in der philosophischen Fakultät der Krakauer Akademie der erste Lehrstuhl für lateinische Dichtkunst errichtet. Auf diesen berief man Paul aus Krosno, der nicht nur in Polen, sondern auch in Ungarn, wohin er im Jahre 1508 vor der Pest geflüchtet war, als Dichter in hohem Ansehn stand. Er verfasste anmutige Elegieen, witzige Epigramme und ernste Gedichte.

Andreas Krzycki schrieb in Prosa und in Versen, und zwar — ausser einem kleinen Fragment in schlechtem Polnisch — nur lateinisch. Seine Poesieen sind gewandt und witzig, aber ohne dichterisches Feuer, sie besitzen indes das Verdienst, eine Menge historischer Thatsachen auf die Nachwelt gebracht zu haben. Krzycki wusste sich die Gunst des Königs Sigmund und seiner Gemahlin Barbara Zapolia aus Ungarn zu erwerben und benutzte, sein Talent verkaufend, die Poesie zur Erlangung von Ehrenstellen. Im Jahre 1535 zum Erzbischof von Gnesen und Primas von Polen ernannt, starb er im Jahre 1537. Wir geben hier eine Stelle aus einem von ihm im Namen der Königin Barbara an Sigmund I. geschriebenen Briefe, nach errungenem Siege 1514:

Wie nach dem Gatten in des Wipfels Laube
Mit Witwegirren ruft die scheue Taube,
Mit solchem Seufzer, solcher Witweklage
Ersehn' ich bangend dich bei Nacht und Tage.
Als Mars dich abgerufen in die Weite,
Verlor ich, was mich schützte, mich erfreute;
O Herr! ich wusste ja so sicher nicht,
Ob dir die Kriegsfahrt auch gelingen werde.
Doch deine Briefe von des Schlachtfelds Erde
Erfüllten mir das Herz mit Zuversicht:
Mit tapfern Händen, die den Sieg errangen,
Nahmst Fürsten du und Hetmane gefangen.
Nun flieht die Sorge, die mein Sein vergällt,
Ich fühle meine Ruhe wiederkehren
Und bringe opfernd Dank dem Herrn der Welt,
Der durch das Glück getrocknet meine Zähren.

Wie sandte ich Gebete ohne Zahl
In Tagesglut empor, in nächt'ger Qual!
Der Ehre Glanz, das stolze Purpurkleid
Vermehrten nur der Ahnung Bitterkeit.
Und wie ich schwarz mein trauernd Haupt umwand,
Nahm ich von meinem Hals das Perlenband,
Zum Misston ward dem Ohr der Harfe Klang,
Zuwider war mir Fest und Speis' und Trank.
„Sei stark," so sagten sie und rieten gut,
„Der königlichen Brust geziemt der Mut.
Dein Volk ist brav und weiss mit dir zu fühlen,
Drum lass die Hoffnung eingehn in dein Herz."

Leicht trösten so die Weisen, denn sie zielen
Auf den Verstand — tief innen bleibt der Schmerz!
Doch jetzt wallt freudiger als je mein Blut,
Denn Gott ersetzte mir die Thränenflut,
Ich lausche jetzt mit Wonne deinem Ruhme,
Wie du mit hoheitvollem Heldentume
Dem Feind entgegengingst — denn jeder Mund
Macht deinen Mut und deine Weisheit kund.

. . . .

Wir wissen schon, wie angsterfüllt der Feind
Dir Lager und Standarten überlassen;
Man spricht hier schon davon in Haus und Gassen
Und segnet Gott, zum Dankgebet vereint.

Krzycki scheint übrigens das Gleichnis der Bergpredigt vom Splitter und Balken nicht beherzigt zu haben, das beweist ein von ihm verfasstes lateinisches Distichon auf seinen damaligen Erzbischof Johann Łaski, auch a Lasco genannt. Diesem, durch diplomatische Gesandtschaften und durch seine Sammlung polnischer Gesetze berühmten Primas von Polen, geboren 1457, gestorben 1531, spendet er in den beiden künstlich geformten Versen scheinbar grosses Lob, dasselbe schlägt aber in das Gegenteil um, wenn man das Epigramm Wort für Wort von hinten nach vorne liest, wobei ebenfalls ein Distichon herauskommt:

Eximium decus hoc fecit te scandere regni,
Lascie Joannes, laus tua, non tua fraus.

Umgekehrt wird ein hämischer Tadel daraus:

Fraus tua, non tua laus, Joannes Lascie, regni
Scandere te fecit hoc decus eximium. —

Deutsch wäre dies etwa so wiederzugeben:

Tugendverdienst, nicht Falschheit, schuf weithinragende Ehren,
Herrliche, Laski dir, Sonne Sarmatias dir!

Rückwärts gelesen lautet dies Distichon:

Dir, Sarmatias Sonne, dir, Laski, herrliche Ehren,
Weithinragende, schuf Falschheit, nicht Tugendverdienst.

Łaskis Grossneffe, Johann Łaski, geb. 1499, war ein Hauptbeförderer der Reformation in Polen. Mit den Grundsätzen derselben auf seinen Reisen als Geistlicher durch Europa vertraut geworden, suchte er sie auch in Polen einzuführen. Da seine Bemühungen nur geringen Erfolg hatten, ging er zunächst nach Emden, gründete dort protestantische Kirchen und verfasste den „Emdener Katechismus". Nachdem er dann eine Zeit lang in England gewirkt hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er als Vorsteher der protestantischen Kirchen in Kleinpolen 1560 starb. Er besass eine umfassende Gelehrsamkeit und war von mildem, gemässigtem Charakter.

Man sah jetzt auch viele um den Staat verdiente Männer, welche nicht der Adelsklasse, sondern dem Bürger- und Bauernstande entstammten, zu den höchsten Würden emporsteigen. Johann Dantyszek, geboren zu Danzig im Jahre 1485 als der Sohn eines Seilers, begann erst nach einem vielbewegten Leben als Soldat und Seemann seine Studien und erlangte dann die Priesterweihe. Tomicki empfahl ihn an Sigmund I., und dieser übertrug ihm verschiedene diplomatische Sendungen, u. a. an den Hof des Kaisers Karl V., der ihn unter dem Namen von Hoffen in den Adelstand erhob. Dantyszek musste diesen Fürsten nach Spanien begleiten und erhielt dort von demselben auch das spanische Adelsdiplom. Er starb als Bischof von Ermeland in Heilsberg am 28. Oktober 1548. Als Dichter zeichnet er sich durch Gewandtheit im Versbau aus und ist am stärksten in der Satire. Aber auch er missbrauchte sein Talent zu niedriger Schmeichelei, um sich die Gunst des Hofes zu erwerben. Die Polen für sich zu gewinnen, schleuderte er in seinem Gedicht: „Jonas propheta de interitu civitatis Gedanensis" heftige Verwünschungen gegen seine Vaterstadt Danzig. Er verfasste sich selbst folgende Grabschrift:

Schon dreiundsechzig Jahre sind vergangen,
Seit mich die Erdenwelt als Gast empfangen;
Nun fühlt mein Leib die Schicksalsstunde nahn,
Den Schritt zu thun, den viele schon gethan.
Beruft auch mich der Himmel zu sich ein,
Umfasse dieses Wort mein ganzes Sein:

Ich weilte an der Fürsten Höfen oft,
Ein Hirt gewesen bin ich zweien Herden;
Jetzt ruhn die alten Glieder in der Erden,
Indes die Seele Himmelsglück erhofft, —
Das, Wandrer, wünsche mir — es lohnt dafür
Mit gleichem Wunsch die Nachwelt einst auch dir.

Eine ungleich höhere Stellung in der Geschichte der Litteratur als die bisher Genannten nimmt Clemenz Janicki, der Sohn eines schlichten Landmanns, ein. Geboren 1516 in einem Dörfchen bei Źnin, erwies er sich bald als körperlich zu schwach für die Arbeiten des Feldes. Deshalb gab ihn sein Vater, wenn auch mit Widerstreben, nach Posen, wo er in der berühmten Lubrańskischen Schule die klassischen Sprachen erlernte und mit Begeisterung die alten Dichter las. Mit lebhaftem Gefühl begabt, stand ihm schon in der Jugend der Dichterberuf als der schönste vor Augen. Gleich mit seinen ersten Versuchen erwarb er sich Beifall. Seine stets wankende Gesundheit und das Verlangen, weitere Studien zu machen, liessen in ihm den Wunsch rege werden, Italien zu besuchen. Sein Gönner, der Kronmarschall Peter Kmita gewährte ihm die Mittel zu einem Aufenthalt in Padua. Dort fand er viele Landsleute und bildete sich unter berühmten Lehrern weiter aus. Sein Talent erreichte eine solche Vollendung und wurde bald so anerkannt, dass der deutsche Kaiser ihn zum Dichter krönen liess. In Italien verlebte er eine glückliche Zeit. Die Eindrücke, welche die bezaubernde Natur dieses Landes auf ihn hervorbrachte, schildert er wie folgt:

Der Himmel prangt im azurnen Gewand,
Kein irrend Wölkchen ist darauf zu sehen,
Hier starrt kein Frost. Kein Sturm durchsaust das Land,
Nicht Schlossen schrecken hier, nicht Schneees Wehen,
Vom Winter ist den Menschen nichts bekannt.
Dein Auge badet sich in heil'ger Luft,
Und rings ist Grün und holder Blütenduft;
Du fragst das Jahr lang: „Ist der Lenz erschienen?"
Am Weinberg siehst du frische Ranken grünen,
Die Pomeranze fällt vom Baume nieder,
Die reife Ähre neigt sich voll und schwer
Und zahlt für wenig Mühen reichlich wieder.

Der Vöglein Lied schallt stets vom Haine her,
Sie nisten stets, das Land, so wunderbar,
Erfreut sich schöner Tage immerdar.
Ja, goldne Tage leuchten dem Gefild:
Kaum angekommen in Ausoniens Mitte,
Erscheint mir alles wie ein Traumgebild.
Ich blicke auf das Land — es lacht so mild,
Ich blicke auf das Volk — o welche Sitte!
Und alles beut ein süsses, heitres Bild.
Hier waltet Friede, oder doch sein Schein,
Denn das Gesetz verbietet, Wehr zu tragen,
Hier blinkt kein Schwert, nicht sieht man Lanzen ragen,
Die Musen, die sich solchen Sitzes freun,
Umflechten hier die Schläfe ohne Fährde.
Kein Wunder, dass ein Maro nicht allein,
Ein Kranz von Barden blüht auf dieser Erde!
Wo Friede wohnt, da ist des Dichters Stätte, —
O dass auch ich hier meine Heimat hätte!

Aber sogleich erinnert sich der Dichter seines Vaterlandes, und, wie wenn er obige Worte bedauerte, fügt er hinzu:

Doch schmerzt mich nicht, dass ich Sarmatiens Kind,
Gewiss nicht — stolz bin ich darob gesinnt.
Die Welt ist weit — viel Schönes lässt sie schauen,
Doch nichts erreicht des Vaterlandes Auen;
Italiens Flur, sein paradiesisch Wetter,
Sie regen Staunen — Polen weckt mir Liebe,
Nach Polen ziehn mich meines Herzens Triebe,
Hier bin ich Gast — dort wohnen meine Götter.
O wollte mir das Schicksal es gewähren,
Bald in das teure Land zurückzukehren!

Janickis Dichtungen waren so zart und innig, dass er von den Mitlebenden — gemäss der damals beliebten ehrenden Namenvererbung — mit Catull und Tibull verglichen wurde. Er unterschied sich auch dadurch von seinen Vorgängern und Zeitgenossen, dass er seine Muse nicht an mächtige Gönner verkaufte und nur das wahre Verdienst lobte. Vorzugsweise Lyriker, glänzte er am meisten in der Elegie, vermied aber die Einmischung altheidnischer Gottheiten und das Prunken mit klassischer Gelehrsamkeit. Trotz des lateinischen Gewandes ist er in allen seinen Dichtungen ein

echter und aufrichtiger Pole. Das einzige von ihm verfasste Epos, welches den Tod Kmitas und die Eroberung Ofens durch die Türken zum Gegenstande hat, muss als verfehlt bezeichnet werden. In leidendem Zustande nach Polen zurückgekehrt und nicht mehr im stande, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, welkte er rasch dahin, ohne sich seines wachsenden Ruhmes erfreuen zu können, und starb 27 Jahre alt im Jahre 1543.

Lateinisch-polnische Prosaiker.

Der sogenannte Fürst der polnischen Geschichtsschreibung, Martin Kromer, geboren 1512 zu Biecz, einem Städtchen in Galizien, als Sohn eines dortigen Bürgers, besuchte, nach erlangter philosophischer Magisterwürde an der Krakauer Universität, Italien und hörte in Bologna und Rom Theologie. Zurückgekehrt wurde er zum Sekretär des Prinzen Sigmund August ernannt, und dieser gewann ihn so lieb, dass er ihn nach seiner Thronbesteigung mit vielen öffentlichen Geschäften betraute und ihn, um seine Beförderung zu höheren Stellen zu ermöglichen, 1552 in den Adelstand erhob. Auf Anregung des Monarchen schrieb er, gestützt auf die von ihm verwalteten königlichen Archive, das historische Werk: „De origine et rebus gestis Polonorum", welches die Geschichte Polens von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1506 behandelt. Es erschien zuerst 1555 in Basel und wurde dann vielfach nachgedruckt. Kromer zeichnet sich durch grössere Kritik, angenehmere Schreibweise und besseres Latein als die früheren Chronisten, aus denen er schöpfte, aus und weiss besonders die politischen Beziehungen Polens zu den Nachbarstaaten besser als jene darzulegen. Es bleibt jedoch zu bedauern, dass er, wahrscheinlich aus Mangel an Musse, gerade diejenige Epoche, die er aus eigener Anschauung kannte, zu schildern unterliess. Von grossem Wert für die Kenntnis der Geographie jener Zeit ist sein Werk: „Polonia sive de situ, populis, moribus et republica regni Polonici." Seine

in polnischer Sprache verfassten Schriften sind polemischer Natur und gegen Luthers Reformation gerichtet. Von dem ermeländischen Bischof Hosius zum Koadjutor berufen, wurde er nach dessen Tode im Jahre 1579 zum Bischof von Ermeland erwählt und starb als solcher 1589.

Zwei Männer verdienen hier noch Erwähnung, welche mit freiem Sinn Reformen in Kirche und Staat anzubahnen sich bemühten: Stanisław Orzechowski und Andreas Fritz Modrzewski. Nachdem der erstere in Wittenberg durch einen dreijährigen Umgang mit Luther und Melanchthon zum Anhänger der protestantischen Lehre geworden war und dann in Italien seine Bildung in bezug auf Beredsamkeit vollendet hatte, kehrte er nach Polen zurück und erhielt dort die Priesterweihe. Wegen der auf Reichstagen und in seinen Schriften an den Tag gelegten reformatorischen Ideen und seiner Bekämpfung des Cölibats vor ein geistliches Gericht gestellt, unterwarf er sich scheinbar, trat aber später wieder mit grosser Schärfe gegen manche Missbräuche in Politik und Religion auf. Deshalb wurden seine in trefflichem ciceronischem Latein und mit echt historischem Schwung und Trieb verfassten Annalen fast noch ein halbes Jahrhundert nach seinem, 1567 erfolgten Tode verborgen gehalten.

Orzechowskis langjähriger Freund und Gesinnungsgenosse Modrzewski, geb. 1520, an Charakter und sittlichem Wert hoch über ihm stehend, gehört zu denjenigen Männern der Sigmundschen Epoche, welche die Zeitverhältnisse mit klarem Blick erfassten. Unter seinen Werken politischen und religiösen Inhalts ist das bedeutendste: „De republica emendanda". Mit einem für jene Zeit bewundernswerten gesinnungsvollen Freimut und mit seltener Verstandesschärfe spricht er darin über den Wert der verschiedenen Regierungsformen, über soziale Zustände und Jugenderziehung und zeigt sich von warmer Vaterlandsliebe durchdrungen. Er sah voraus, dass die zügellose Freiheit des Adels, der eigentlich keine weltliche Autorität anerkannte, Polen ins Unglück stürzen müsse, und trat für eine Verbesserung der Strafgesetze ein, welche, um nur ein Beispiel anzuführen, den Edelmann für einen am Bauer verübten Mord mit zehn Groschen, wenn er aber einen Juden getötet hatte,

um das Doppelte straften. Auch er hatte in Wittenberg die Grundsätze der Reformation in sich aufgenommen und bekannte sich offen dazu, weshalb er manchen Verfolgungen ausgesetzt war. Ein von Orzechowski begonnener Streit liess später die Freundschaft beider in offene Feindschaft übergehn. Dies und die Entziehung des vom kujawischen Episkopat ihm verliehenen Landbesitzes trübte den Abend seines Lebens. In Not versunken starb er im Jahre 1589.

Nur wegen seiner unglaublichen Fruchtbarkeit gedenken wir hier noch des gelehrten Dominikanermönchs Abraham Bzowski († 1637), welcher u. a. die zwölfbändigen Kirchenannalen des Kardinals Cäsar Baronius in neun Bänden fortsetzte und ausserdem noch soviel schrieb, dass man sagte, er habe mehr Bücher verfasst, als andere in ihrem Leben gelesen. Er wetteiferte an Produktionskraft mit unserm ehrlichen, wenn auch weniger wissenschaftlichen Hans Sachs, dem glücklichen Vater von 6048 grösseren und kleineren Dichtungen. Bzowski besass ausserdem ein gewaltiges Gedächtnis und wusste alle Reden Ciceros, alle Werke Virgils auswendig; jede einmal gehörte Predigt wiederholte er wörtlich. In polnischer Sprache gab er nur den „Rosenkranz der Jungfrau Maria", Krakau 1600, heraus.

Zustand der polnischen Sprache.

Wie wir gesehen haben, behauptete in der Litteratur der Polen bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts die lateinische Sprache die Herrschaft, die Landessprache wurde vernachlässigt und blieb, da sie fast nur auf die untern Schichten der Bevölkerung beschränkt war, rauh und ungefügig. Sie war eben das Aschenbrödel unter der bösen Stiefmutter. Allmählich aber gewann nun die polnische Sprache das Übergewicht und erlangte durch die Bemühungen hochbegabter Schriftsteller einen solchen Formenreichtum, eine solche äussere Glätte und feste grammatikalische Gestaltung, dass die Werke aus jener Zeit noch heute als Muster gelten. Die neu erfundene Buchdruckerkunst unterstützte wesentlich diese Bestre-

bungen. Freilich schreibt sich auch aus jener Zeit die bis dahin nicht gekannte Scheidung zwischen der Sprache der Gebildeten und dem Volksidiom her.

Sigmund August förderte die Ausbreitung der polnischen Sprache in Polen und Lithauen und führte sie bei Hofe und im amtlichen Verkehr, sowie in den Reichstagsverhandlungen ein. Die religiösen Streitigkeiten in Polen übten auf die Vervollkommung der Landessprache grossen Einfluss.

Schon 1520 lassen sich die ersten Spuren der Reformation in Polen nachweisen. Unter Sigmund I., mehr noch unter Sigmund August, verbreitete sie sich durch alle polnischen Landesteile, in die sie durch die im Auslande verfolgten, nach Polen geflüchteten Dissidenten gebracht worden war. Die ihr zugethanen Geistlichen, ihren Beruf als Lehrer und Vorbilder ihrer Gemeinden erkennend, predigten, um besser verstanden zu werden, in polnischer Sprache; Bibel und Gebetbücher wurden in dieselbe übersetzt, und es erschienen verschiedene darin abgefasste dissidentische Werke. Dies nötigte die Gegner, mit denselben Waffen zu kämpfen, die polnische Sprache mehr als bisher zu pflegen und dadurch, wenn auch widerstrebend, der Nationallitteratur zu einem Aufschwunge zu verhelfen, der sich bald auf alle Zweige derselben erstreckte.

Es ist aber bemerkenswert, dass gerade diejenigen, welche die eigentliche polnische Nationallitteratur begründeten und als glänzende Sterne allen voranleuchteten, Anhänger der lutherischen Lehre waren oder doch zur Reformation hinneigten. Ist doch die edle Einfachheit — der Gipfel aller Kunst — vorzugsweise das Kennzeichen des Protestantismus! Bis dahin hatte keine volkstümliche Litteratur sich zu entwickeln vermocht — auch der einseitige Humanismus konnte allein diesen Fortschritt nicht zuwege bringen. Ingleichen ist der später wieder eintretende traurige Verfall der Litteratur lediglich dem Einflusse der 1565 in Polen eingeführten Jesuiten zuzuschreiben. Andererseits darf nicht verkannt werden, dass das erneute Aufblühen derselben im Zeitalter Stanisław Augusts und die sittliche Reinheit der meisten damaligen Schöpfungen zum grossen Teil hochbegabten Schriftstellern aus der Mitte des Klerus zu verdanken ist.

Polnische Dichter.

Kopernikus hatte sein Weltsystem geschaffen, der Seeweg nach Ostindien war gefunden, ein neuer Weltteil erschlossen worden. Eine Reihe anderer Entdeckungen und Erfindungen, der geistige Verkehr mit dem Auslande und die verständnisvollere Kenntnis der römischen Klassiker, zuletzt auch der Griechen, hatten den Gesichtskreis der Polen erweitert, die erlangte politische Freiheit ihnen eine grössere Selbständigkeit gegeben. Sie begannen nach eigener Überzeugung zu urteilen und zu handeln und wie dem weltlichen so auch dem absoluten geistlichen Ansehen nicht mehr blindlings zu gehorchen. Deshalb fand die Reformation, als sie von Deutschland eindrang, einen empfänglichen Boden vor.

Die Kirchenverbesserung des 16. Jahrhunderts greift in ihren vorbereitenden Anfängen in eine weitere Vergangenheit zurück; sie wurzelt mit ihren Fasern in Zeiträumen und Verhältnissen, welche man lange ausser allem Bezug zu ihr geglaubt. Aber den entscheidenden Anstoss zu Luthers welterschütternder Reform gab der schmähliche Ablasshandel.

Die geistigen Errungenschften, an denen auch Polen teilnahm, tönten in seiner Litteratur wieder, und zum Organ der Dichtung wurde die Nationalsprache gewählt, obwohl sich neben ihr auch die lateinische noch längere Zeit behauptete, weil sie, in der ganzen gebildeten Welt verständlich, dem Dichter europäischen Ruhm zu verschaffen geeignet war. Aber nicht minder als in der nationalen lebte auch in der klassischen Form ein einheimischer Geist, lebte das, was des Volkes freies Eigentum geworden war.

Die polnischen Dichter wiederholten zwar zunächst alle Arten der Poesie, die sie in der antiken Litteratur vorgefunden hatten, aber sie wussten ihre Schöpfungen mit dem gesellschaftlichen Leben der Gegenwart zu verbinden. Ist doch die wahre Poesie eben nichts anderes als das Leben, im Spiegel des Vollkommenen gesehen und in den Zauber einer schöpferisch freien Sprache gefasst. Wenngleich über dem Leben und Treiben der Erdenwelt

schwebend, gestaltet des Dichters Geist aus dessen Stoffe seine Ideale um der Schönheit und ihres Genusses willen.

Die religiöse Gefühlspoesie stand im Vordergrunde, an sie lehnte sich die moralische und Sittendichtung an, die vielfach in das Gewand der Satire gekleidet war. Als besonders der nationalen Eigentümlichkeit entsprechend entwickelte sich die Elegie. Zwei Männer sind es hauptsächlich, welche, an der Spitze der Bewegung stehend, die neue Richtung mit Bewusstsein vertraten und erfolgreich den edelsten Zielen zustrebten.

Der erste der beiden, Nikolaus Rej von Nagłowice, wurde im Jahre 1507 zu Žurawno in Ruthenien geboren. Sein Vater, ein Edelmann von altem Gepräge, liess sich die geistige Ausbildung des einzigen Sohnes nur wenig angelegen sein, und deshalb hatte Nikolaus bis zu seinem 18. Lebensjahre so gut wie gar nichts gelernt, obgleich er in Skalmierz, dann in Lemberg und endlich in Krakau die Schulen besucht hatte. Der alte Herr meinte jedoch, er sei nun gelehrt genug, und nahm ihn zu sich nach Hause. Dort vertrieb sich unser Junker die Zeit mit Jagd und Fischfang. Nicht selten prangten, wenn er von seinen Streifzügen in Feld und Wald heimkehrte, an seinem Gürtel einige wilde Tauben, ein paar Enten, ein Eichhörnchen, und ausserdem barg der Busen seines Kleides eine Menge geangelter Fische und im Forst gesammelter Haselnüsse. Endlich sollte er auf Zureden einiger Freunde des Vaters zu seiner Ausbildung in das Haus eines Verwandten gegeben werden. Zur würdigen Ausstattung wurde ein Stück roten Taffets zum Wamse für ihn gekauft. Bevor jedoch der Schneider sein Werk vollendet hatte, fand Nikolaus für den Taffet eine andere Verwendung: er fing lebendige Krähen ein, band ihnen Streifen des roten Zeuges um den Hals und liess sie wieder fliegen. Dies brachte nur den einzigen Vorteil, dass allmählich sämtliche Krähen und Dohlen vom Hofe verschwanden. Unter dergleichen wenig nutzbringenden Beschäftigungen gingen zwei Jahre hin. Endlich nahm ihn Andreas Tęczyński, Wojwode von Sandomir, in sein Haus und übertrug ihm die Abfassung polnischer Briefe.

Die Höfe reicher Magnaten galten damals als die beste Schule des Lebens für ärmere junge Edelleute; diese erwarben sich dort

gesellschaftlichen Schliff und mancherlei Kenntnisse. Durch die neue Beschäftigung vervollkommnete sich der junge Rej in der polnischen Sprache, welche seiner ruthenischen Muttersprache verwandt ist, und machte auch im Lateinischen einige Fortschritte. Nachdem er den Hof Tęczyńskis verlassen, verheiratete er sich und zog auf ein, ihm vom Oheim seiner Frau, dem Erzbischof von Gnesen Boryszewski, gekauftes Gut. Nunmehr bemühte er sich ernstlich, das während der Schulzeit Versäumte nachzuholen, und betrat 1533 die schriftstellerische Laufbahn mit einer metrischen Übersetzung der Psalmen ins Polnische. Dann dichtete er selbst einige geistliche Lieder. Diese Erstlingsschöpfungen gehören zu dem Besten, was er hervorgebracht hat. Allmählich wandte er sich in seinen Schriften der ihn umgebenden Welt zu und schrieb mit ungewöhnlicher Leichtigkeit in Versen wie in besser als diese gelungener Prosa. Obwohl noch die künstlerische Vollendung fehlte, machten seine Arbeiten doch alle früheren Anläufe zu polnisch-nationalem Schrifttum vergessen. Jagd und Gelage blieben zwar auch jetzt noch Rejs liebste Zerstreuungen, und der polnische Kulig (Fasching) verdankt ihm seine Entstehung. Am königlichen Hofe und bei benachbarten Freunden war er als heiterer Gesellschafter stets gern gesehen, und sein riesenhafter, abgehärterter Körper liess nie eine Ermüdung aufkommen, so dass er nach durchschwelgtem Tage die Nacht zu schriftstellerischen Arbeiten benutzen konnte.

Rej war sehr witzig. Aber ein ungelehrter Bauer, mit dem er sich einst auf der Reise durch ein Dorf in ein Gespräch einliess, gewann ihm doch den Rang ab. Rej fragte ihn:

„Wer ist Stammhalter in diesem Gut?"

„„Die Stützpfähle der jungen Bäumchen.""

„Wer ist hier Herr?"

„„Der das meiste Geld hat.""

„Wer ist hier Dorfältester?"

„„Ein hundertjähriges Weib.""

„Wer steht hier am höchsten?"

„„Die Linde an der Kirche, die dort zu sehen ist.""

„Ist der Mittag noch fern?"

„„Ich weiss nicht, denn ich bin nie hingegangen.""

„Mein Sohn, du wirst eins ins Maul bekommen."

„„Ich nehme nichts ins Maul, denn ich bin kein Hund; gebt mir's in die Hand, wie einem Menschen.""

Rej sah ein, dass er seinen Meister gefunden, und sagte: „In meinem Leben ist mir so ein pfiffiger Kerl nicht vorgekommen."

Übrigens ist das Konterfei, welches Trzycieski († 1584) und Wereszczyński († 1599) von dem ihnen persönlich bekannten Rej von Nagłowice hinterlassen haben, durch neuere Untersuchungen wesentlich modifiziert worden: wir lernen diesen Nestor der nationalpolnischen Litteratur nicht bloss als einen in die Welt hineinlebenden Phago, sondern auch als tüchtigen Staatsbürger und Reichstagsabgeordneten kennen. Viktor Czajewski veröffentlichte 1885 einen umgearbeiteten Teil seines früheren hierauf bezüglichen Werkes.

Trotz seines Hanges zur Heiterkeit und zum Lebensgenuss atmen Rejs Schriften eine von Gottesfurcht getragene Reinheit der Gesinnung. Den aus Deutschland nach Polen gedrungenen reformatorischen Ideen wandte er sich mit Überzeugung zu. Aus Liebe zur Unabhängigkeit nahm er ausser wiederholentlichen Mandaten zum Reichstage niemals ein Amt an. Beim König Sigmund Jagiello und der Königin Bona stand er in hoher Gunst, mehr noch bei Sigmund August, der ihm das Landgut Dziewięcele schenkte. Von anderen mächtigen Personen gleichfalls unterstützt, gelangte er zu grossem Reichtum, gründete die Städte Rejowiec und Oksa und starb im Jahre 1569.

Rej repräsentiert vollkommen sein Land, das er nie verlassen, und seine Zeit, besonders den Stand, dem er angehörte. Ausser verschiedenen andern biblischen Stoffen, die er im dissidentischen Sinne erläuterte, bearbeitete er auch das „Leben Josephs von Ägypten", und zwar in dramatischer Form. Dieser früheste Versuch auf dramatischem Gebiet ist indes nur als solcher der Beachtung wert, denn es fehlt ihm fast ganz Leben und poetischer Schwung. Das Drama ist reich an Anachronismen; obgleich es in der Zeit des alten Ägypten spielt, spricht Rej darin von der Mutter Gottes, von Messe und Orgel, ja vom deutschen Hausknecht. Aber den Kern des Ganzen bildet das philosophische

Grundgesetz von der Herrschaft über sich selbst und dem Siege der Vernunft über die Leidenschaften. Einzelnen Stellen kann selbst poetischer Wert nicht abgesprochen werden, so der Rede Jakobs:

Wenn deines Scepters Macht umfasst die ganze Welt,
Und alle Völker dir die reichsten Gaben danken,
Dein Vatersinn mich Greis so wunderbar erhält;
Wie hab' ich das verdient mit sündigen Gedanken?
Du kleidest mich reich in Würdigkeit und Ehren,
Die Schätze einer Welt verliehst du meiner Hand,
Wie Ameishaufen sah ich sich die Kinder mehren,
Du zogst mich hundertmal von des Verderbens Rand:
Ich danke dir dafür aus meines Herzens Grunde,
Und weithin trägt mein Dank von deinem Lob die Kunde.

Rahel spricht:

Aus des Meeres Sturm entronnen,
Haben wir das Glück gewonnen,
Dass die Kinder uns umringen,
Sich mit uns zum Kranze schlingen.
Drum entsagen wir dem Leide!
Heute lacht uns Gottesfreude:
Joseph ist uns neu gegeben,
Unsers Stammes Ruhm zu heben.

Ein Geist der Würde und der wohlgemeinten, niemals bitteren oder höhnischen Satire waltet in der Mehrzahl der Rejschen Schriften vor. Barg sich doch stets fast in jedem polnischen Schriftsteller etwas von dem Geiste eines Lucilius. In dem „Gespräch zwischen Herr, Wójt und Pfarrer" rügt er die in den verschiedenen Ständen eingerissenen Missbräuche und unterwirft Adel, Geistlichkeit und weltliche Beamte nach der Reihe seiner Kritik. Das nach Umfang und Inhalt bedeutendste Werk Rejs ist das „Abbild des Lebens eines ehrlichen Mannes". Er giebt darin eine Geschichte der alten Philosophie und sucht die Lehren derselben durch Beispiele und Vergleiche mit seiner Zeit für das Gemeinwohl zu verwerten. Als trefflicher Beobachter schildert er zugleich die Sitten und stellt ein Musterbild für den damaligen Adel auf. Wir entnehmen dem Werk folgende Probe:

Fürwahr, das ist doch eine Kurzweil, die erfreut,
Mit mehreren zu sitzen in der Mussezeit
Und ohne Lärm ein ehrliches Gespräch zu führen,
Darin die Weltereignisse zu diskutieren!
Vielleicht auch Blätter der Historie zu lesen,
Wie der berühmten Männer Sitten einst gewesen,
Die in der Welt geherrscht durch seltne Geistesgaben
Und dadurch ihren eigenen Stand verherrlicht haben.
Du findest Hektor dort, Achilles, Priamus,
Was sie gethan, gewährt bis Abend dir Genuss;
Du lernest, wie des Ritters Tugend zu erhalten
Und wie du ehrlich musst in deinem Stande walten.
Da tritt auch der beredte Cicero dir nah
Nebst Plato, Curtius, Homer und Seneca.
Viel könnte wohl der Müssigänger darum geben,
In dem Verein ein Plauderstündchen zu durchleben,
Ein froher Sinn, ein freier Kopf wird ihm zum Lohn.
Man sagt: es spitzt der Dorn sich in der Jugend schon,
Der neue Topf ist leicht am Klange zu erkennen,
Doch kocht man erst darin, lässt ihn von Fett durchbrennen,
Dann giebt er, auf ein Brett geschlagen, keinen Ton.
So ist es, wenn in uns der Übermut erhartet, —
Drum bändigt ihn schon früh, bevor der Geist entartet,
Die Zeit, die einmal hin, kehrt nimmermehr zurück,
Dem Sonnennebel gleich enteilt der Augenblick.
So sprengt das edle Ross dahin in wildem Drang,
Doch, wird es schön gezäumt, veredelt sich sein Gang.

Weil Rej von Nagłowice stets anonym schrieb, und ausserdem ein grosser Teil seiner Schriften nach seinem Tode als ketzerisch verbrannt wurde, ging vieles davon für die Nachwelt verloren. Haften seinen Werken, mit dem Masse heutiger Anschauung gemessen, noch viele Mängel an, so gehört doch diesem würdigen Patriarchen der Litteratur für ewige Zeiten der Ruhm, dass er in seinen von gesunden moralischen Grundsätzen erfüllten Geistesprodukten sich zuerst der polnischen Sprache mit Vermeidung fast jeden fremden Ausdrucks bedient und dadurch seinen Nachfolgern ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben hat.

Wir wenden uns jetzt zu dem bedeutendsten nationalen Dichter jener Epoche, dessen Werke das echte Feuer der Begeisterung, die edelste Weihe der Poesie atmen, der, gleich ausgezeichnet als

freier, seiner Würde sich bewusster Bürger, als bescheidener, genügsamer Mensch, als treuer Freund wie als schaffender Genius sein ganzes Selbst in seine Schriften ausgoss und das politische und religiöse Leben seines Volkes, das Empfinden und Denken desselben allseitig zusammenfasste. Hohe Bewunderung gebührt diesem Manne, der zu einer Zeit auftrat, als fast alle Sprachen noch im ersten Entwickelungsalter standen, als England noch nicht seinen Shakespeare hatte und Frankreichs Sprache noch rauh und unausgebildet war.

Johann Kochanowski.

In den Annalen der Litteratur wie auf den Blättern der Kunstgeschichte stehen gewisse Namen verzeichnet, die, wenn sie erklingen, ein umfassendes Bild vor unserem geistigen Auge entrollen, das uns geheimnisvoll magnetisch berührt. Es ist, als rausche ein altgeliebter Akkord weihevoll über die Äolsharfe unserer Erinnerung. Welcher Zauber liegt in den Namen: Homer, Schiller, Raphael, Beethoven! Gleich sympathisch durchbebt das Herz des Polen das Wort „Mickiewicz". Aber auch ein anderer Name, obwohl der, dem er angehörte, nur beziehungsweise an die Grösse der Vorgenannten hinanreicht, weckt in jedem mit Polens Wesen und Dichtung Vertrauten das Gefühl stiller, andächtiger Freude und liebevollen Gedenkens. Er lautet: Kochanowski. Wir glauben ihn zu sehen, den im Zenith seines Ruhmes immerdar bescheidenen Sänger, Auszeichnungen und Reichtümer verschmähend, unter seiner Linde in Czarnolas Hohes und Anmutiges ersinnend oder im freundlichen Gespräch mit der treuen Gattin, mit den aufblühenden Töchtern.

Johann Kochanowski, geboren im Jahre 1530 zu Syczyn im Kreise Radom, erhielt im Hause seiner Eltern eine sorgfältige Erziehung, die, nachdem sein Vater 1547 gestorben, von einer liebenden Mutter weiter geleitet wurde. Die Lehren derselben

senkten in sein empfängliches Herz schon früh eine hohe Achtung für die schlichten aber tugendreichen Sitten der Vorfahren, die fast in jedem Gedichte wiederklingt.

Damals, während der glänzendsten Epoche der polnischen Geschichte, gingen durch die zivilisierte Welt jene neuen Ideen, welche durch die humanistische Entwickelung des geistigen Lebens, durch ein sorgfältigeres Studium der Griechen und Römer und durch verschiedene Entdeckungen und Erfindungen hervorgerufen waren. Am Licht der Aufklärung entzündeten sich die Herzen der Völker. Auch nach Polen warf es seine Strahlen. Die beispiellose Zerüttung der dortigen kirchlichen Zustände hatte in allen, die es mit der Religion ernst meinten, einen Geist des Widerstandes erweckt, welcher sie der dem religiösen Ideal zustrebenden Reformation geneigt machte. Krakau, dessen Universität Kochanowski 1544 bezog, machte damals eifrig Propaganda für die neue Lehre. Hand in Hand mit diesen Wandlungen ging das Streben, in die klassische Form einen volkstümlichen Geist zu giessen. Den weiteren Schritt zur nationalen Form wagte man noch nicht.

Kochanowski fand in Krakau viele Anhänger der neuen Lehre. Von Deutschland, wo er dann mehrere Jahre zubrachte, begab er sich 1552 nach Padua. Italien, die Wiege der Renaissance-Bewegung, wurde damals, als die vornehmlichste Stätte der Kultur und des Geschmacks, nicht nur von andächtigen Pilgern, sondern auch von zahlreichen „Wallfahrern der Intelligenz" aufgesucht. Der Religionseifer war dort nur gering, Philosophie und Kunst erfüllten die Geister. Dies blieb auf Kochanowski nicht ohne Einfluss, er wandte sich indes niemals einer bestimmten Partei zu, sondern folgte in Gewissenssachen nur seiner Überzeugung. Die Poesie war ihm Religion, — Gott, Tugend und Unsterblichkeit die Grundpfeiler seines Glaubens.

In Italien schloss der Dichter innige Freundschaft mit seinen Studiengenossen Nidecki und Górnicki. Dann reiste er nach Paris. Der Aufenthalt in Italien, wo sich ihm neben dem tieferen Verständnis Catulls, Anakreons und des ihm geistesverwandten Horaz die Welt Petrarkascher Ideale erschloss, scheint auf seine Dichtungen einen verweichlichenden Einfluss ausgeübt, aber auch das

Gemütvolle und den feinen Sinn für das Schöne wie für das harmlos Heitere in ihm geweckt zu haben. In jener Zeit, zum Teil auch noch in späteren Jahren, entstanden seine lateinischen „Elegiae“, „Lyrica“, „Foricoenia“, denen er gern nationale Motive zu Grunde legte. Ciceros Idiom war noch in Polen so verbreitet, dass nicht nur die Edelleute, sondern auch ihre Domestiken fliessend lateinisch sprachen und man sich fast des Polnischen schämte. Kochanowski aber fühlte bald den Beruf in sich, nach dem Beispiele Rejs der Muttersprache sich zuzuwenden, wozu dann in Frankreich Ronsard die weitere Anregung gab. Eine seiner ersten polnischen Dichtungen, „Das Schachspiel“, eine Nachahmung der „Scacchia“ des Neulateiners Vida, ist eine allerliebste Novelle in Versen, in welcher die gedrechselten Figuren Leben gewinnen. Das schöne Lied „Was verlangst du von uns, Herr!“ eine Eingebung innigster Frömmigkeit, verbreitete schon in Polen seinen Ruhm, bevor er heimgekehrt war. Wir teilen hier einige Strophen desselben mit:

Was verlangst du von uns, Herr,
Für die vielen Gaben,
Für den Reichtum, Gütiger,
Den wir von dir haben?

Keine Kirche schliesst dich ein,
Allerorten thronst du;
Himmel, Erde, Flur und Hain,
Selbst das Meer bewohnst du.

Nicht nach Goldes Herrlichkeit
Steht dein Sinn und Streben:
Hast ja, was die Erde beut,
Uns allein gegeben.

Herr, du schufst die Erdenwelt
Und des Himmels Ferne,
Schmücktest dein erhabnes Zelt
Mit dem Gold der Sterne.

Nie erschöpft des Stromes Macht
Seine Nahrungsquelle;
Lichter Tag und dunkle Nacht
Kennen ihre Stelle.

Du befiehlst — es steht das Meer
In den Ufern stille,
Wagt sich nicht aus seiner Wehr,
Die ihm zog dein Wille.

Dein Gebot lässt nächt'gen Tau
Auf die Kräuter sinken,
Giebt der durst'gen Saatenau
Regenflut zu trinken.

Blüten streuet deine Macht
Lieblich aus im Lenze,
Und des Sommers reiche Pracht
Flicht uns Ährenkränze.

Ewiger, zu dir empor
Falten wir die Hände;
Herr, du leihst uns mild dein Ohr
Ewig, ohne Ende!

Dies Gedicht sandte er nach Polen, wo es, in einer Gesellschaft vorgelesen, mit Begeisterung aufgenommen wurde. Selbst der dabei gegenwärtige Nikolaus Rej, welcher bis dahin als Dichter keinen Nebenbuhler hatte, gestand ihm sofort den Vorrang zu und huldigte seinem Genius in extemporierten Versen. Dieses Urteil Rejs, mit welchem Kochanowski auch späterhin stets in gutem Einvernehmen blieb, lenkte die Aufmerksamkeit aller auf den jungen Dichter. Im Jahre 1557 kehrte Kochanowski in sein Vaterland zurück. Padniewski, Bischof von Krakau und Kronkanzler, nahm ihn nun zunächst in sein Haus und empfahl ihn dem Könige Sigmund August, der ihn wegen seiner Gewandtheit im Lateinischen zu seinem Sekretär ernannte. Im Kreise der Höflinge, denen er bereits durch zahlreiche, grösstenteils lateinische Dichtungen bekannt geworden war, fand er manche Freunde und Verehrer, die ihm auch in der Folge zugethan blieben. Dort entstand eine grosse Anzahl seiner „Kleinigkeiten“ in polnischer Sprache, welche bald im ganzen Lande Verbreitung fanden. Lässt er darin seinem Witz oft zu frei den Zügel schiessen, so tröstet er doch auch die Betrübten, scherzt mit den Verliebten, giebt den in die Welt Reisenden gute Lehren auf den Weg und verewigt das Andenken Ver-

storbener. Im Druck erschienen sie gesammelt erst 1584. In demselben Jahre wurden auch seine „Elegiarum libri IV; ejusdem Foricoenia sive Epigrammatum libellus“ in Krakau herausgegeben, nachdem sein „Lyricorum libellus“ ebendaselbst schon 1580 gedruckt war. Hatte er so als Dichter erfreuliche Erfolge, so war doch die Hofluft nicht dasjenige Element, welches seiner Natur für die Dauer zusagen konnte. Mehr und mehr wurde dem im Auslande an ein freies Leben gewöhnten Dichter die amtliche Gebundenheit zuwider. Er mag wohl eine Zeitlang äussere Ehren und eine glänzende Zukunft erhofft haben, aber unfähig, zu heucheln oder seinen Nacken zu beugen, ging er leer aus. Dies und manche Falscheit der Höflinge machte ihm Unabhängigkeit wünschenswert. Überdies warf seine Stellung kaum so viel ab, dass er davon allein seinen Hunger hätte stillen können. Aller Wahrscheinlichkeit nach verliess er schon 1567 den Hof und zog sich auf sein Landgut Czarnolas zurück, wo er sich bald darauf mit Dorothea Anna Podłodowska vermählte. Von diesem Zeitpunkte begann der glücklichste Abschnitt seines Lebens. Zog sich durch seine bisherigen Dichtungen oft die Klage über getäuschte Hoffnung und ein horazisches Sehnen nach der Gemächlichkeit eines unabhängigen Seins, so tragen von nun an alle seine Schöpfungen den Stempel des Seelenfriedens, und er erscheint uns als der wahre gottbegnadete Dichter. Eine geliebte, treffliche Gattin nahm teil an seinem Glücke und lies ihn die Stille ländlicher Häuslichkeit allen früher erstrebten Würden vorziehen. Er verzichtete auf zwei ihm angetragene Probsteien und erschien auch, trotz vieler schmeichelhaften Einladungen, nicht wieder bei Hofe. Das einzige Amt, welches er annahm, war das mit geringen Mühen verbundene eines Wojski. Obwohl er eine Kirchenverbesserung für wünschenswert hielt, wandte er sich doch nicht offen der Reformation zu, weil er jeder Polemik abhold war.

Die polnische Poesie hatte lange Zeit ihre Nahrung nicht mehr aus dem heimatlichen Boden geschöpft. Auf Kochanowski wirkte der Nachklang der nationalen Gesänge seines Vaterlandes anregend und befruchtend. Konnte er auch Horaz und Catull als seine Vorbilder nicht verleugnen, so war doch der National-

geist in ihm stärker als der fremde, und die Laute der Muttersprache dienten seinem Genius zum Ausdruck. Mit einer freudigen Kraft gab er sich fern von der grossen Welt dem dichterischen Schaffen hin, in dem er jetzt alle Saiten des Gemütslebens anschlug. Die bedeutsamste Frucht dieser Musse war die Nachdichtung der Psalmen, welche ihm für alle Zeiten den Ruf des grössten geistlichen Lyrikers seiner Nation gesichert hat. Der polnische Komponist Nikolaus Gomołka († 1609) versah sie mit trefflichen Melodien, welche ganz den slavischen Charakter mit seinem stark elegischen Anfluge tragen. Der Hymnologe und deutsch-polnische Prediger Oloff (1685—1735) berichtet mit vieler Genugthuung über diesen Psalter: „Dieser berühmte polnische Poet und königliche Sekretarius stellte seinen Landsleuten den polnischen Psalter in solchen galanten Versen vor, dass derselbe durchgehends in Polen mit sonderbaren Freuden aufgenommen ward und bald darauf Anno 1586 zum andernmal, Anno 1610 zum drittenmal aufgelegt wurde. Jetzo findet man von Kochanovii Liedern in lutherischen, reformirten und römisch-polnischen Gesangbüchern gar häufig, dass also dieses christlichen Politici und Hofmanns Andenken in Seegen bleibt.“ Und in der That ist die Sprache dieser Psalmen ungleich schöner und ausgebildeter als die seiner früheren Geistesprodukte. Ob Kochanowski sich mit dem Könige David als reuiger Sünder im Staube demütigt, ob er das Schicksal des auserwählten Volkes beweint und den Herrn um Barmherzigkeit anfleht oder drohend gegen seine Feinde die Stimme erhebt — überall ergreift und erschüttert seine Rede mit wunderbarer Gewalt. Wir lassen Psalm 121 hier folgen:

Wenn ich erliegen will des Lebens Wehen,
Dann schweift mein Blick nach jenen Bergeshöhen,
Zu spähn, ob dort ein Herz sich mein erbarme,
Mir Trost und Hilfe spende in dem Harme.

Und eine Stimme scheint mir zu verkünden:
Dein Flehen wird bei Gott Erhörung finden,
Bei ihm, der einst gesprochen hat: Es werde!
Der aufgebaut den Himmel und die Erde.

Er ist es, der den Blick nicht von dir wendet,
Der, wenn du wankst, dir neue Stärkung sendet;
Der Wächter Israels schliesst nie die Lider,
Kein Schlummer sinkt auf seine Augen nieder.

Der Herr wird immer dir zur Seite stehen,
Wohin du gehst, beschattend mit dir gehen,
Dass nicht der Sonne Brand dein Mark verzehre,
Der Mondnacht grimmer Frost dich nicht versehre.

Was du beginnst, ob in des Hauses Mauern,
Ob in der Welt, sein Schutz wird ewig dauern;
Den Leib, die Seele wird er dir erhalten
Und über dir bis an dein Ende walten.

Trotz dieser dichterischen Thätigkeit nahm Kochanowski doch auch an den Geschicken seines Vaterlandes innigen Anteil, denn er hatte ein warmes Herz für sein Volk und strebte dahin, es in den grossen nationalen Fragen des Glaubens und der bürgerlichen Stellung nach innen nnd aussen aufzuklären und zu heben.

Auf den „Psalter Davids“ folgte als grössere Schöpfung das Drama „Die Abfertigung der griechischen Gesandten“, dem wir ein nachfolgendes Kapitel zu widmen gedenken. Im Jahre 1579 stand Kochanowski auf dem Gipfel seines Glücks. Am liebsten weilte er, mit dichterischen Arbeiten beschäftigt, unter seiner geliebten Linde. Dieser Baum ist so berühmt geworden, dass jeder sich gern den Dichter im Schatten desselben denkt. Er erwähnt ihn selbst oftmals in seinen Liedern und hat ihm einige besonders gewidmet. Der Ort, an welchem die Linde stand, ist noch heute den Bewohnern von Czarnolas bekannt, und noch im Jahre 1826 lebte ein Greis, welcher sich erinnerte, wie sie, gänzlich morsch geworden, zusammenbrach.

Die Linde.

Hier ruhe du, mein Gast, beschirmt von meinen Zweigen,
Vertraue meinem Wort: kein Strahl dringt je hierher,
Und mag die Sonne noch so hoch am Mittag steigen,
Die Schatten unter mir besiegt sie nimmermehr.
Vom Felde wehen hier beständig kühle Lüfte,
Und lieblich klingt des Stars, der Nachtigall Gesang;
Aus meinem Blütenmeer voll süsser Wonnedüfte
Quillt durch der Biene Fleiss der Met zum Herrentrank.

In meinen Blättern rauscht und flüstert es gelinde
Und wiegt den Menschen leicht in sanften Schlummer ein;
Kein Apfel prangt an mir, doch hält mein Herr die Linde
Dem reichsten Stamme gleich im Hesperidenhain.

Umgeben von einer zahlreichen Familie pflegte unser Dichter herzlichen Umgang mit einigen, zum Teil hochgestellten Freunden und freute sich als Patriot über die unter Stephan Batorys Regierung sich ankündigende schöne Zukunft seines Vaterlandes. Aber dieses Glück wurde leider durch den Verlust seines innig geliebten Töchterchens Ursula für die Zeit seines ganzen übrigen Lebens getrübt. Das anmutige Kind, das er selbst die slavische Sappho nennt, soll, kaum $2^1/_2$ Jahre alt, oft in gereimten Versen gesprochen haben. Ihr weint er seine, zuerst 1580 erschienenen „Elegieen auf den Tod der Tochter“ nach, welche nebst seinen „Liedern“, frei von allen fremdartigen Anklängen, als der reinste und ungezwungenste Ausfluss seiner edlen Dichterseele zu betrachten sind. Wir geben hier die dritte dieser Elegieen:

Du, Slaviens Sappho, Bardin lieb und klein,
Nicht solltest du nur meines Erdengutes,
Nein, auch des Dichterrechtes Erbin sein:
Ich hoffte ja darauf so festen Mutes,
Wenn früh und spät, fast ohne eignes Wollen,
Aus deinem Mündchen kleine Lieder quollen.
So singt im grünen Busche Philomele
Die ganze Nacht aus frischer froher Kehle.
Ach, allzufrüh verstummt, gingst du dahin,
Verscheucht vom Tode, traute Plauderin!
Ich konnte nie genug der Liedlein hören,
Nun kosten mich die wen'gen reiche Zähren.
Nicht schwieg im Sterben selbst dein Liedermund,
Die Mutter küssend that er scheidend kund:
„Dein Kind, o Mutter, dient dir jetzt nicht mehr,
Mein Platz an deinem Tische bleibt nun leer,
Ich werde nie des Hauses Schlüssel tragen.
Ihr Lieben, ewig muss ich euch entsagen!“
Das, und noch mehr — was ich im tiefen Leiden
Vergessen habe, — sagtest du beim Scheiden.

Zum Johannisfeste, welches in Czarnolas nach alter Sitte begangen wurde, dichtete Kochanowski einen Cyklus von anmutigen

und heiteren Mädchenliedern. Aus der reichen Zahl seiner anderen, meist eine gesunde Lebensphilosophie atmenden lyrischen Ergüsse wählen wir folgende als charakteristisch aus:

Die Hoffnung soll man nie verlieren.

Die Hoffnung soll dich leiten
Auch in den schwersten Zeiten;
Noch sank ja nicht die letzte Sonne nieder,
Nach bösen Stunden glänzt der Tag dir wieder.

Zum Wald das Auge wende,
Berührt durch Winters Hände:
Nur schmuckberaubte Bäume wirst du schauen
Und rings mit hohem Schnee bedeckte Auen.

Doch harre kurze Weile:
Der Schnee entweicht in Eile,
Das Land, durchwärmt von Lenzes Sonnenstrahlen,
Wird sich mit mannigfachen Farben malen.

Nichts kann hier ewig währen,
Der Freude folgen Zähren,
Will eins davon die höchste Macht gewinnen,
Dann muss ein jäher Wechsel bald beginnen.

Des Menschen Wohlergehen
Macht seinen Trotz erstehen;
Doch, zieht von ihm Fortuna dann die Hände,
Hängt er den Kopf, sein Gleichmuth ist zu Ende.

Das Herz, in allen Lagen,
Soll unverändert schlagen.
Fortuna mag uns gern mit Hohn behandeln
Und Gunst in Missgunst launenhaft verwandeln.

Sollst nichts verloren geben,
Was wieder zu erstreben:
Sehr viel kann Gott in einer Stunde wenden, —
Wer ihm vertraut, wird nicht in Trübsal enden.

Nütze die Gegenwart.

Auch Apoll tauscht Bogen, Pfeile
Mit der Laute manche Weile,
So mag Mars nicht immer streiten,
Sondern ruht im Netz zu Zeiten.

Hagel fällt nicht stets aufs Neue,
Dunkel deckt nicht stets die Bläue,
Wind treibt bald die Wolken weiter,
Und dann lacht der Himmel heiter.

Also soll der Mensch nicht zagen,
Allen Kummers sich entschlagen
Und als Ballast von dem Rücken
Sorgen werfen, die ihn drücken.

Was vorüber, was entschwunden,
Hat sein Ende schon gefunden,
Gott wird für die Zukunft sorgen,
Die in dichter Nacht verborgen.

Es genügt im Menschenleben,
Auf das Heute acht zu geben,
Sonst sich nur auf Gott zu stützen
Und die Gegenwart zu nützen.

Gutes Leben aufzugeben
Ist erfolglos stets geblieben:
Harrend nur auf Fernes sinnen,
Heisst aufhören statt beginnen.

„Fragmenta.“

Man sieht, der Mensch ist nicht zur Lust erkoren,
Denn unter Weinen wird er schon geboren.

Der Jugend auszutoben nicht erlauben,
Das heisst dem Jahr den Frühling rauben.

Nicht wer Gewänder, Gold hat und Gestein,
Ist reich, — nur jener, dem genügt, was sein.

Elendes Alter! Alle wünschen dich,
Und wenn du kommst, beklagen alle dich.

Nur Jäger trägt die arme Welt: es macht
Der Mächtige stets auf Geringe Jagd.

Ein in Polen noch jetzt viel citiertes Lied preist den Wert der Gesundheit:

Edle Gesundheit
Nie wird dein Wert
Völlig ermessen,
Bis du zerstört.

Dann sieht der Mensch erst
Offen und klar,
Dass du der schönste
Schatz immerdar.

Perlen und Steine,
Ruf in der Welt,
Jugend und Schönheit,
Lieblich gesellt,

Würden und Obmacht
Weit in der Rund'
Sind hohe Güter —
Wenn wir gesund.

Sind wir geschwächt,
Ist uns nichts recht.

Teuerstes Kleinod!
Mein armes Haus
Ist dir ergeben, —
Geh nicht hinaus!

Bald traf unsern Dichter ein neuer Schlag. Johann Podłodowski, der Bruder seiner Frau, wurde auf einer Reise, die er als Unterstallmeister des Königs zum Einkauf von Pferden unternommen hatte, in der Türkei ermordet. Kochanowski eilte nach Lublin, um Rache für diese That zu fordern, welche der Sultan einem Überfall von Räubern zuschrieb. Die dadurch seinem Vaterlande angethane Schmach, der Schmerz über die Schwäche des Königs Stephan und der Verlust seines nahen Verwandten und Freundes brachen vollends sein Herz, das ohnehin schon der Freude entsagt hatte. Bevor er noch, in Lublin angelangt, seine Sache führen konnte, machte ein Schlagfluss dort am 22. August 1584 seinem Leben ein Ende. Seine sterbliche Hülle wurde in der Familiengruft zu Zwoleni beigesetzt. Von den sechs Töchtern Kochanowskis starben zwei, Ursula und Anna, noch bei Lebzeiten

des Vaters, ein nach seinem Tode geborener Sohn verschied schon im Alter von zwei Jahren. Leider blieb der nationale Geist und die Einfachheit der Kochanowskischen Dichtung sehr lange fast ohne Nachahmer. Während der folgenden finstern Periode von anderthalb Jahrhunderten wurde er vergessen, kaum eine Erinnerung an die Stätte seines friedlichen Seins blieb erhalten, alles versank in Staub und Trümmer. Aber eine spätere Zeit zog die Verdienste dessen von neuem ans Licht, der für alle Poesiegattungen der Polen klassische Typen schuf. Wo immer polnische Laute erklingen, wird jetzt dankbaren Sinnes sein Gedächtnis gefeiert; und wie er heute den geweihten Dom und das Kämmerlein des Armen, der vielleicht des Sängers Namen nicht kennt, mit seinem Wort erfüllt, wird er noch zu kommenden Geschlechtern in seinen Liedern reden.

Auch sein jüngerer Bruder Peter, der als Malteserritter einige Jahre auf Malta geweilt und in mehreren Seeschlachten gekämpft hatte, dann aber zum Sekretär des Königs Sigmund berufen wurde, machte sich als Schriftsteller durch Übersetzung des „Befreiten Jerusalem“ und des „Rasenden Roland“ verdient. Ein Verwandter der beiden, Andreas Kochanowski, Truchsess von Sandomir, erwarb sich Anerkennung als Reichstagsredner und übertrug die Aeneide Virgils in gereimten Versen.

Das älteste polnische Drama.

Wie in der Totenfeier der alten Ägypter und in den Eleusinischen Mysterien die ersten Anfänge dramatischer Kunst bei den beteiligten Völkern zu suchen sind, so begann auch in späteren Jahrhunderten fast bei allen gebildeten und geschichtlich bedeutenden Völkern — mit Ausnahme etwa der Perser und Araber — das Drama zunächst aus ziemlich rohen, mimisch-scenischen Darstellungen, besonders aus religiösen Dialogen, sich zu entwickeln. Um auch dem weltlichen Sinne zu genügen, bildete sich früh jene Mischpoesie geistlichen Ernstes und derben zur Farce werdenden

Volkshumors aus, in welcher die Kirche durch die lateinische Sprache, das Volk aber durch die Landessprache vertreten war. In Polen währte es verhältnismässig lange, bis das eigentliche Drama als selbständiger Ausdruck des Volksgeistes hervortrat. Aus Besorgnis, dass die reformatorische Lehre auch in die religiösen Dialoge ihre Polemik tragen werde, wurden selbst diese in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verboten. Der Grund, weshalb auch das weltliche Drama lange Zeit dort keine Stätte fand, ist wohl in der ursprünglich überwiegend ländlich patriarchalischen Lebensweise der Polen zu suchen, demnächst in dem Mangel sowohl an Schauspielern zur würdigen Darstellung als auch an jener Anregung von oben her, welche, wie einst in Athen, wo das Theater Sache des Staates war, so auch in den späteren Kulturländern, z. B. in Spanien, Frankreich und England, von den grossen Hauptstädten als Zentralpunkten ausgehend, diese Gattung der Poesie so nachhaltig förderte. Nur an den Höfen der polnischen Grossen wurden hier und da improvisierte Komödien aufgeführt. In der polnischen Litteratur fand Kochanowski nach Rejs unvollkommenem Vorgange zuerst die entsprechende noch heute als klassisch geltende Form für das eigne Wesen seines Volkes und erreichte es, dass die Nationalsprache die Trägerin eines höheren Geisteslebens wurde. Er hatte indes kein anderes Vorbild, als das klassische Altertum, das er wie kein anderer seiner Zeitgenossen kannte. Seine dramatische Dichtung: „Die Abfertigung der griechischen Gesandten“ vermochte, indem sie in Sophokleischer Form eine Episode aus der griechischen Heroenzeit behandelt, noch nicht ein volkstümliches Drama zu begründen. Gleichwohl hat diese Schöpfung in ihrer mustergültigen Sprache noch heute Anspruch auf unsere Beachtung. Deutschland besitzt aus jener Epoche kein ähnliches dramatisches Werk. Kochanowski bedient sich darin des reimlosen fünf- und sechsfüssigen Jambus, nur in den Chören gebraucht er den Reim, dessen Anklänge ja auch von Äschylos und Aristophanes schon hier und da zur malerischen und musikalischen Verstärkung des Rhythmus mit Bewusstsein angewandt worden sind. Im Grunde ist aber trotz des antiken Inhalts und Gewandes der polnische Ursprung dieses Dramas nicht zu verkennen. Der

Dichter hält darin dem verderbten Adel, den Unterwühlern des Staatsorganismus durch den Mund der auftretenden Personen aus der Heroenzeit ein prophetisch mahnendes Spiegelbild entgegen. Das einaktige, nicht mehr als zwölf Scenen enthaltende Stück, eine Gelegenheitsdichtung, wurde zur Feier der Verlobung des Kanzlers Johann Zamojski mit Christine Radziwiłł in Gegenwart des Königs Stephan und seiner Gemahlin zu Ujazdowo bei Warschau im Jahre 1578 aufgeführt. Waltet auch darin das lyrische Element zum Nachteil der bewegten Handlung und der dramatischen Entwickelung vor, so ist doch dieser Dichtung in ihrer Einfachheit und Ruhe ein wahrhaft tragischer Charakter nicht abzusprechen. Denn nicht bloss ein Unglück wird uns vor Augen geführt, sondern die Umstände, welche dasselbe hervorriefen, sind geeignet, tiefgehende Empfindungen zu erwecken und ernste Gedanken in uns anzuregen. Der Autor nahm seinen Stoff aus der Iliade Homers. Odysseus und Menelaos erscheinen als Gesandte Griechenlands am trojanischen Hofe und verlangen die Auslieferung Helenas. Es treten darin ferner auf: Priamos, Alexandros (Paris), Helena, Antenor, Kassandra und ein weiblicher Chor. Die Handlung beginnt mit einem Monolog Antenors:

Antenor.

Nachdem ich längst geahnt und laut verkündet,
Dass nimmermehr der Griechen Tapferkeit
So grosse Schmach und Unbill dulden werde,
Sind heute ihre Abgesandten schon
Hier angelangt, die Forderung zu stellen,
Dass Helena zurückgegeben werde,
Die Alexandros, als er bei den Griechen
Als Gast geweilt — ein falscher Gast fürwahr —
Dem Gatten raubte und, das wilde Meer
Durchschiffend, sie hierher nach Troja führte.
Wenn wir sie dem Gemahle wiedergeben,
Dann sind wir erst des Friedens ganz gewiss.
Doch — lassen wir sie ziehen, die Gesandten,
Mit nichtigem Bescheid, sind wir gewärtig,
Dass aus dem Meer der Grieche steigt zum Kriege,
Das fühlt auch Alexandros, dennoch schmiedet
Er Ränke, sammelt Freunde um sich her

Und wendet auch an mich sich mit Geschenken,
Doch nie war mein Geschlecht seit meinen Ahnen
Verkäuflich; ha, es sollte seinen Glauben
Zu Markte tragen! Davor möge mich
Mein Gott bewahren. Unrecht ist die Sache,
Für die der Klang des Goldes sprechen muss,
Und keiner Achtung würdig ist der Mann,
Der zum Verderben seines Vaterlandes
Geschenke nimmt, als ob nur er allein
Zu leben denkt, wenn alles untergeht.
Ich muss zum Rat, — abfert'gen will der König
Jetzt die Gesandten. Dort naht Alexandros.

Alexandros.

Fast alle haben mir ihr Wort gegeben,
Nun leihe du auch, würdiger Antenor,
Mir Beistand gegen Griechenlands Gesandte.

Antenor.

Ich rate gern, o edler Königssohn,
Was mit Gerechtigkeit in Einklang steht
Und was des Vaterlandes Wohl erheischt.

Alexandros.

Verweigre nicht, um was der Freund dich bittet.

Antenor.

Gewiss nicht, wenn er um Gerechtes bittet.

Alexandros.

Wer mehr den Fremden wohlwill als den Seinen,
Der ist von Missgunst nicht gar weit entfernt.

Antenor.

Dem Freunde mehr zu dienen als der Wahrheit.
Das wiederstreitet allem, was sich ziemt.

Alexandros.

Wäscht eine Hand die andre doch, es stützt
Ein Fuss den andern, so der Freund den Freund.

Antenor.

Doch ist die Sittlichkeit der grösste Freund,
Sie sich zur Sklavin machen, heisst nicht Freundschaft.

Alexandros.

Den Freund, so heisst's, erkennt man in der Not.

Antenor.
Auch da ist Not, wo das Gewissen spricht.

Alexandros.
Zum Freunde stehn, das giebt ein gut Gewissen.

Antenor.
Ein bessres noch, der Wahrheit treu zu bleiben.

Alexandros.
Den Griechen dienen gilt bei dir als Wahrheit.

Antenor.
Ob Grieche oder nicht, das Recht entscheidet.

Alexandros.
Ich sehe, dass du mich kurzweg verdammst.

Antenor.
Ein jeder lasse sein Gewissen richten.

Alexandros.
Man merkt es, du beherbergst die Gesandten.

Antenor.
Mein Haus ist jedem Redlichen geöffnet.

— — — — — — — — — —

Alexandros.
Schon ist mir's leid, dich angefleht zu haben,
Ich bau' auf meine Götter, ohne dich
Wird meine Sache einen Helfer finden.

Jetzt verbreitet sich wie in der Sophokleischen Tragödie der Chor in gleichmässig gebauten Strophen warnend und mit würdiger Ruhe über die Unbedachtsamkeit der Jugend und schliesst dann erklärend:

Seht, dort naht Helena, was mag die Arme wohl
Jetzt sinnen, da sie weis, dass heute noch im Rat
Beschlossen werden soll, ob sie in Troja bleibt,
Ob sie Lakoniens Flur bald wieder schauen soll?

Helena.
Hell wie im Spiegel hab' ich es vorausgesehn,
Der ehrvergessne Alexandros werde sich
Nicht lange seiner Beute freun, es werden ihn
Die überlegnen Griechen lehren, was geziemt.

Ist er doch gleich dem Wolf, der in die Herde brach
Und mit dem Raub entwich — ihm nach der Hirten Schar
Mit ihrer Meute. Kaum erreichten sie jedoch,
Dass er, bedrängt, das Schaf nun von sich werfen muss,
Entflieht der Feige schmachvoll in des Waldes Schutz.
Ach, aber welche Heimfahrt steht mir jetzt bevor!
Fest angekettet in des Bootes hinterm Raum
Werd' ich in griech'scher Schiffe Mitte fortgeführt.
Mit welcher Miene grüss' ich meine Brüder dort?
Wie werd' ich Schamlose nun erst vor deinem Blick
Bestehn, o Gatte, Rechenschaft von meinem Thun
Ablegend? Muss mein Mut nicht sinken, schau' ich dich?
O hättest du doch Sparta nimmermehr besucht
Du Unheilbringer Priamide! . . . . . .
Gott gab mir Schönheit, gab mir ehrenhaften Ruf
Und nun verlor ich alles durch den schlechten Mann.
Mein Vaterland ist fern, die Freunde seh' ich nicht,
Ich weiss nicht, ob die Kindlein leben, bin ich doch
Kaum etwas anderes als eine Sklavin hier.

Jetzt wird der Helena durch einen von der Partei des Paris Abgesandten berichtet, dass soeben im Staatsrat Alexandros seine Sache geführt und sich darauf berufen, Venus selbst habe ihm die Helena zur Frau gegeben. Antenor aber, warnend vor der gerechten Rache der Griechen, sei dringend für die Herausgabe der Geraubten eingetreten, weil es unerhört sei, das heilige Gastrecht so zu verletzen, wie es Alexandros gethan. Darauf habe Iketaon erwidert, Gerechtigkeit zu üben sei zwar schön, doch nicht, wenn dies mit Schande verknüpft sei. Die Griechen nennten schon ohnehin sich selber Herren und die Trojaner Barbaren. Er habe dann an den schlimmen Fall mit Medea erinnert; bei der Abstimmung sei von der überwiegenden Mehrzahl beschlossen worden, die Auslieferung zu verweigern. Dann schliesst er mit den Worten:

Dein Gatte wartet dein, komm, zaudre nicht!

Helena.

Wohlan, geh mir voran, ich folge Dir.

Nach einem Zwischengesange des Chors erscheint

Odysseus.

Verderbtes Königreich, dem Untergange nah',
Wo nicht Gesetze gelten, nicht Gerechtigkeit,

Wo alles nur um blinkend Geld verkäuflich ist.
Ein Mensch unkeuschen Sinnes hat es schlau bewirkt,
Dass seiner zuchtlosen und räuberischen That
Verteidigung und Schutz bei hoch und niedrig wird,
Die Wahrheit niemand achtet noch des Endes denkt,
Das stets auf solchen Ratschluss sicher folgen muss!
Die Menschen wissen nicht und fühlen nimmermehr,
Welch schändliches Geschwür im Staat unkeuscher Sinn
Der Jugend ist. . . . .
Ein solch Geschlecht sinkt hin (das droht auch Troja einst);
Und durch sein Beispiel zieht es viele andere mit
In das Verderben! Schaut nur sein Gefolge an:
Schmarotzer sind es, die im steten Müssiggang
Und Übermass sich mästen nach der Eber Art.
Und meint Ihr denn, aus solcher Herde fände sich
Ein einziger geschickt zum Dienst des Vaterlands?
Der Weichling sollte standhaft ausharrn kampfbewährt?
Wie kann er Wache halten, er, der mittags schon
Des Schlafs gewohnt? Wie wird er vor dem Feind bestehn
Beim Ansturm, er, dem die beständ'ge Trunkenheit
Das Mark verzehrt? Und also schwach sich fühlend — nein;
Es nimmer fühlend — rufen sie bethört zum Krieg!
Gieb, Gott, mit solchen Männern nimmer mir zu thun!

Menelaos.

Du ew'ges Himmelslicht und Mutter Erde du,
Und du unendlich Meer, Ihr Götter allzumal
So hoch wie niedrig! Seid Ihr meine Zeugen heut,
Dass ich von Troja nur Gerechtigkeit begehrt;
Vergütung durft' ich fordern für die grosse Schmach
Und für das Unrecht: nichts, ha nichts ward mir gewährt,
Als dass man mich verlacht und tiefer kränkt mein Herz.
Ach, allen meinen Kummer über diesen Schimpf
Vertrau' ich Euch, Ihr Götter! Wenn ich reinen Sinns
Zu Euch mich betend wende, werdet Ihr den Schimpf,
Das offne Unrecht rächen, lasst mich nur mein Schwert
Im Kampf mit Alexandros tauchen in das Blut
Des Ruchlosen, der sich an meiner Schande letzt.

Der einfallende Chor prophezeit, der Räuber werde die Beute eines andern Räubers werden, und vor den Mauern der Feste werden bald die feindlichen Schanzen sich erheben. Antenor spricht sich gegen Priamos in ähnlichem Sinne aus und verkündet, er habe

von den Grenzen her die Nachricht erhalten, eine grichische Flotte steure nach Aulis. Er rät deshalb zu kriegerischen Vorsichtsmassregeln.

Priamos.

Es ist, als ob du, mein Antenor, schon den Feind
Von Angesicht geschaut, so furchtsam zeigst du dich.

Antenor.

O König! frommt doch Furcht am meisten jetzt, mit ihr
Wächst auch die Sorgsamkeit, die Rüstung wird beeilt.
Nun gibt es fürder kein Bedenken, denn es gilt
Jetzt kämpfen oder fliehn: ein drittes giebt es nicht.

Priamos.

Fürwahr, auch ich will alles wohlbehütet sehn,
Damit wir nicht zu jäher Flucht genötigt sind.

Antenor.

Das gebe Gott! Doch sieh, was naht dort für ein Weib,
Mit aufgelöstem Haar und blassem Angesicht?
Ihr zittert jedes Glied, der Busen wogt mit Macht,
Ihr Auge rollt, sie wendet ringsumher das Haupt,
Will sprechen — dennoch schweigt ihr Mund . . .

Priamos.

Kassandra ist's,
Mein unglückselig Kind; ich seh's: Apollos Geist
Ergriff sie, hören wir sie an, sie meint es gut.

Kassandra.

Was quälst du mich, Apollo, so vergebens?
Du gabst mir Sehergeist, doch meinem Wort
Fehlt das Gewicht, denn schnell verfliegt im Wind,
Was ich verkündet, und es glaubt das Volk
Nicht mehr an dieses, als an Traum und Fabel.
Wem frommt es, dass mein Herz gefesselt ist,
Dass mein Gedächtnis schwand? Und wem erschien
Der Geist aus meinem Munde je erspriesslich?
Wer flieht ihn nicht als unwillkommnen Gast?
Ich wehr' ihn ab — er fasst mich mit Gewalt,
Und machtlos muss sich ihm mein Wille fügen.
O Gott, wo bin ich? Und woher das Licht?
Vor meinem Blick entschwand die dunkle Nacht
Zwei Sonnen seh ich, zwiefach zeigt sich Troja,
Und eine Hindin schwimmt im tiefen Meer,

Sie ist die Botin eines schweren Unglücks.
Bewahrt die Ufer, Hirten! dass der Gast,
Der ungelegne nicht das Land erreiche;
Unglücklich ist der Strand, auf dessen Erde
Die Hindin ihren Fuss setzt, ist der Forst,
Auf dessen Boden sie zur Rast sich streckt,
Denn ihre Tritte, ihre Lagerstätte
Wird Blut erfüllen. Ach, sie bringt Verwüstung
Und Brand und Untergang. O Vaterland!
O Mauern, von Unsterblichen errichtet,
Welch Ende wartet euer! Du mein Bruder,
Des Vaterlandes Hort, des Hauses Stütze,
Thessaliens Rosse drohn um Trojas Wälle
Zu schleifen deinen Leib, den todeskalten,
Dein armer unglücksel'ger Vater muss
Ihn zur Bestattung kaufen von dem Mörder!
Doch weh! Kein Gold bringt deine Seele wieder
Und mit dir stirbt das Vaterland: euch beide
Bedeckt ein Hügel. Doch nicht lange währt es,
Bis du, grausamer Leichenhändler selbst
Darniedersinkst von feiger Hand getroffen.
Was dann? Es liegt der Baum, doch seinem Stamme
Entspriesst ein frisches Reis und grünt empor
Zu nie geahnter Höhe. Welch ein Ross
Ragt auf dem Schlachtfeld dort so riesengross?
O gebt ihm Obdach nicht, ich rate gut!
Es ist ein böses Tier; verbrennt es lieber,
Wollt ihr nicht selbst von ihm den Tod empfangen.
Habt Acht, ihr Wächter! Unheil birgt die Nacht:
Ein grosses Feuer wird entstehn, so gross,
Dass alles wie im Licht der Sonne schimmert,
Doch Tags darauf ist nichts umher zu sehn.
Dann, Vater, baue nicht mehr auf die Götter,
Umklammre nicht die heiligen Altäre!
Des grimmen Löwen Junges eilt dir nach,
Dich zu durchbohren mit den scharfen Klauen
Und seine Gier an deinem Blut zu stillen.
Ach alle deine Söhne werden sterben,
Die Töchter fern in Sklaverei verderben!

Chor.

Auf! Lasst uns eilen, die erschöpfte Maid
In ihr Gemach zur Ruhe zu geleiten.

Antenor.
Die Worte, König, sind nicht schwer zu deuten:
Sie künden dir und auch dem Vaterland
Den Fall voraus; o höre auf mein Flehen,
Lass sie nicht ungenutzt vorübergehen!

Priamos räumt ein, dass auch ihn trübe Ahnungen beunruhigen. Ein Hauptmann tritt auf und führt einen griechischen Gefangenen vor. Nachdem dieser einige Fragen beantwortet hat, beschliesst der König, am folgenden Tage eine Versammlung zu berufen, um die zur Verteidigung nötigen Massregeln festzustellen. Antenor rät zum ersten Angriff. Damit endet das Drama.

Lateinische und polnische Dichter.

Nachdem Rej und Kochanowski so glücklich die Bahn gebrochen, suchten andere begabte Geister ihnen nachzueifern. Unter ihnen verdient zunächst Nikolaus Sęp Szarzyński genannt zu werden, dessen Schriften Jahrhunderte lang fast vergessen, leider nur teilweise auf die Nachwelt gekommen sind. Bei seinen Zeitgenossen stand er jedoch wegen des hohen Schwunges und des religiösen und echt nationalen Kerns seiner Dichtungen in hohem Ansehen. Es befinden sich darunter auch Sonette nach italienischem Muster. Er starb 1581 in jugendlichem Alter und konnte deshalb die glänzenden Hoffnungen nicht verwirklichen, zu welchen sein Talent berechtigt hatte.

In einer der polnischen Litteratur noch fremden Gattung der Poesie, der Idylle, versuchte sich nicht ohne Glück Simon Szymonowicz mit dem Zunamen Bendoński. Geboren 1557 in Lemberg, vollendete er seine Studien an der Krakauer Akademie und erwarb sich dann durch sein gefälliges Benehmen einen Freund und Wohlthäter in der Person Johann Zamojskis, Kanzlers und Hetmanns der Krone, dessen Sekretär er eine Zeitlang war. Seine Poesien geben uns manchen Aufschluss über das Leben und Wirken

seines hochgestellten und gelehrten Gönners. Später vertraute derselbe ihm die Erziehung seines Sohnes an und schenkte ihm zwei Landgüter. Vom Papste Klemens VIII. wurde er 1593 als Dichter gekrönt, und König Sigmund III. verlieh ihm den Adel. Er starb 1629 in Lemberg. Seine lateinischen Dichtungen verbreiteten seinen Ruf weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, er wurde von den Gelehrten Europas wegen seines an den griechischen Dichter erinnernden Namens „Simonides" genannt und Catull und Pindar gleichgestellt. Seine Gelehrsamkeit war umfassend; in Beziehung auf künstlerische Gestaltung lehnte er sich an die altklassischen Vorbilder. In polnischer Sprache schrieb er „Idyllen", in welchen er anfangs Theokrit zum Muster nahm und den Personen griechische Namen gab, dann aber schuf er eine eigne Gattung ländlicher Schäfergedichte, die er im Ton den Volksliedern zu nähern suchte. Seine Sprache ist lieblich und der Ausdruck leicht und ungezwungen, aber er wird auch vielfach trivial und langweilig moralisierend und die Schilderungen seiner Zeit und seines Landes sind nicht selten durch griechische Mythologie entstellt.

Mopsus.

Eine Idylle.

Mopsus.

Schon traf die Sonne mittags mit höchster Glut die Matten,
Da trieben ihre Herden zusammen in die Schatten
Dametas, der den Widdern und Schafen Hüter war,
Und Tytyrus — der Schützer gehörnter Ziegenschar.
In frischen Jugendjahren, an Alter beide gleich,
Auf Flöte wie auf Geige an Übung beide reich,
Ersannen sie sich Lieder und wussten sie zu singen,
Mit Wohllaut im Beginnen und lieblich im Verklingen.
So sassen heute beide an hoher Buche Fuss
Und kürzten sich die Weile durch süsser Weisen Fluss;
Davon gelockt vergass ich zum Hause heimzuwandern,
Nun bot sich meinem Ohre des Wechselsangs Genuss.
Bald tönten rings die Wälder vom einen, bald vom andern,
Sie riefen im Gedächtnis der Musen neu sich wach:
Als Tytyrus begonnen, sang ihm Dametas nach.

Tytyrus.

Schön ist des Dickichts Ahorn, die Tanne auf dem Gipfel,
Die Kiefer im Gehege, im Hof der Linde Wipfel,
Doch wenn der holde Dafnis hier unter uns sich zeigt,
Ist es sein Arm, sein Scheitel, der über alle reicht.

Dametas.

Reich treibt die Schlucht den Nussstrauch, den Wein der Bergeshang,
Am Zaune wächst der Hopfen, das Obst die Schnur entlang.
Doch — schwingt sich bei dem Tanze die liebliche Helene,
Dann übertrifft sie alles, was lebt und webt, an Schöne.

Tytyrus.

Die Güsslein zu behüten gebot die Mutter mir,
Nun trug die schnöde Krähe mir zwei hinweg von hier.
Du hast jetzt frohe Weile, du tugendlose Krähe!
Ich zahle für den Schaden mit Thränen und mit Wehe.

Dametas.

Die Henne geht am Ufer, die Entlein schwimmen fort,
Die Henne gackert fleissig — sie hören nicht ihr Wort,
Gleich fliegt der Hühnergeier mit einem in die Höhe:
So bringt den fremden Kindern die Stiefmutter nur Wehe.

Mopsus.

Hier standen sie und wandten sich um, mich anzusehn,
Als sei auf meinem Antlitz ein Zeichen zu erspähn,
Wem ich den Vorzug gäbe, ich schwankte hin und her,
Ein Urteil schien nicht ziemlich, es ward mir auch zu schwer.

Ungleich höher steht als lateinischer Dichter Sebastian Klonowicz, nach der latinisierenden Sitte jener Zeit Acernus genannt. Er wurde im Jahre 1551 zu Sulmierzyce im Posenschen geboren und studierte auf der Krakauer Universität. Nach Erwerbung des Doktordiploms liess er sich in Lublin nieder und wurde dort Richter der jüdischen Angelegenheiten. Verfolgungen von Seiten der Jesuiten, sowie manche andere Feindschaften, die seine Gedichte durch ihre herbe Rüge der Sittenmängel ihm zuzogen, trübten sein Glück. In diesem Seelenzustande wandte er sich mehr und mehr der Satire zu. Grossen Kummer bereitete ihm auch seine Frau, die durch Bosheit, Trunksucht und Leicht-

fertigkeit ihm den Rest des Daseins verbitterte. Ihre verschwenderische Lebensweise stürzte ihn allmählich in so tiefe Not, dass er nach ihrem Tode ein Jesuiten-Hospital aufsuchte und dort 1608 der Last seines Grams erlag. Es verdient rühmende Anerkennung, dass die Jesuiten, die er sein Leben hindurch bekämpft hatte, alle Beleidigungen vergessend, ihm in diesem Asyl eine freundliche Aufnahme gewährten.

Untadelhaften Charakters, Wahrheit und Recht stets hochhaltend, konnte Klonowicz mit Sokrates verglichen werden, denn auch die Xantippe, dieser Friedhof der guten Tage, fehlte ihm nicht. Die Stoffe und Bilder zu seinen Dichtungen entlehnte er fast immer der heimischen Erde. Das Poem Roxolania, in welchem er die Schönheit, den Reichtum und die Sitten Rutheniens schildert, würde, wenn es nicht in lateinischer, sondern in polnischer Sprache geschrieben wäre, ihm den Ruhm eines der grössten nationalen Dichter gesichert haben. Er beabsichtigte darin die Ansicht der Ausländer zu widerlegen, als decke ewiger Schnee die unfruchtbaren Gefilde der sarmatischen Lande. Das Gedicht enthält ergreifende und malerische Partieen, aber auch manche matte prosaische Beschreibung. Es bewahrt indes durchweg das örtliche Kolorit und macht, indem es stets das Wohl des damals tief gedrückten und verachteten Landvolks im Auge behält, dem Herzen des Dichters Ehre. Seine Vorliebe für das Vaterländische geht so weit, dass er, um heimische Begriffe auszudrücken, dieselben unverdolmetscht dem Lateinischen beimischt, wie in folgenden Versen:

Auditur procul adveniens crepitare Colassa (Eine Art von Wagen)
Haec alimenta vocant patrio cognomine Brinzam (Eine Käseart).
Raro divertet, qui Pobratimus erit (mit dem man verwandt ist).
Vir bonus atque colens prisca pietate Cerequam (griechische Kirche. Heiligtum).
Sic ego Russorum credo remanere Pieczaras (unterirdische Höhlen).

Unter Klonowicz' polnischen Schöpfungen verdient zunächst das Gedicht „Der Flisse“ Beachtung, das Ergebnis einer vierzehntägigen Reise, die er auf einem nach Danzig fahrenden Getreideflosse machte. In diesem gereimten Traktat von der Schifffahrt und dem Flössen auf der Weichsel schildert er das Leben der Flissen, erteilt den Floss- und Schiffsknechten Lehren und

Warnungen und giebt genaue Auskunft über den Lauf des Stromes, seine gefährlichen Stellen und die Beschaffenheit seiner Ufer. Vieles ist in Beziehung auf die Sitten und die Geschichte jener Zeit von Wert, aber der Mangel an höherem Schwung, sowie eine Unzahl technischer Ausdrücke, ja ganzer Redensarten, die er unübersetzt aus dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen herübernahm, entkleiden das Werk fast aller poetischen Eigenschaften und lassen nur bedauern, dass es nicht in Prosa geschrieben ist. Das Poem beginnt mit einer Geschichte der Schiffahrt, in welcher keine der olympischen Gottheiten, keiner der meerdurchfurchenden Heroen vergessen ist. Dann folgen gute Lehren über die Ausrüstung eines Weichselkahns:

Wie durch die Flut der Fische Häupter brechen,
So pflügt der Weichselkahn des Stromes Flächen,
Dass ihr die Furchen seitwärts rollen seht
Wie auf dem Beet.

Doch braucht ihr thalwärts fahrend keine Masten,
Ihr führt dann leicht auch ohne sie die Lasten,
Denn Segel aufzuziehn den Fluss hinab,
Führt leicht ins Grab.

Auch musst du gut die Schiffsvokabeln wissen,
Denn Schulausdrücke ziemen nicht dem Flissen;
Sprich so, dass nicht des Bootes Obrigkeit
Dich dafür bläut.

Denn alles Handwerk hat so seine Sitte
Und Namen. Selbst in der Halunken Mitte
Tönt Diebslatein! Drum wie ein Flisse sprich,
Sonst haut man dich;

Die Namen sind von Deutschland überkommen,
In Polens Flissensprache aufgenommen.
Drum wundre niemand sich, wenn fremd erklingt,
Was Deutschland bringt.

Im Deutschen heisst von Alters „Land“ die Erde,
Das Wörtchen macht uns Polen nicht Beschwerde,
So wird das Ufer auf gut deutsch das „Land“
Von uns genannt.

Der Dichter beschreibt jetzt die Weichsel, ihre Ufer, Windungen und Nebenflüsse, sowie die anliegenden Städte. Von Thorn heisst es:

Sieh Thorn, dem reiche Tugenden beschieden,
Die Bürger leben ehrlich und in Frieden,
In schönen Bau'n ein züchtiges Geschlecht
Voll Treu und Recht.

Dort findest du so manche Ähnlichkeiten
Mit dem Saturn, mit alten goldnen Zeiten,
Als noch die Tugend, und nicht Lug und Trug
Das Szepter trug.

Endlich landet das Schiff in Danzig. Der Autor weiss auch hier trefflichen Rat:

Die „Grüne Brücke" dienet uns zum Ziele,
Da sind der Treppen, Züge, Räder viele,
Auch Wagen, Bänke und Gerät zu Nutz,
Zu Lust und Schutz.

In Jacken stehn „Bootsmanny" da verwegen,
Kaufleute auch aus Ländern, die entlegen;
Verkaufe, kaufe, schlage Hand in Hand,
Doch mit Verstand.

Verkaufend lobe, kaufend tadle tüchtig,
Nicht kluge Käufer, dumme sind dir wichtig:
Wer nicht die Trespe kennt, vor Schnupfen nicht
Den Munkel riecht.

Lass nur durch Bargeld dich zum Abschluss rühren,
Nimm einen Dolmetsch, um dich einzuführen,
Doch „sprachay" selbst, wenn Gott dir Deutsch verlieh;
Den Klügling flieh!

Verschieden sind die Leute hier am Orte,
Der eine zahlt dir Geld, der andre Worte.
Auf solchen Käufers Bürgschaft baue nicht,
Der zuviel spricht.

Will man für Hoffnung nur dein Korn erstehen,
Vom Wind gesät, wird sie der Wind erwehen,
Denn wisse, dass man, durch das Ohr verführt,
Sein Geld verliert.

Trägst du im Renzel der „Schuldbryfow“ Mengen.
Daran des Wachses weiche Siegel hängen,
Bereitet dir alsbald die kahle Schrift
Der Sorge Gift.

Erscheint die Poesie eines Klonowicz im ganzen weniger von Nektar und Ambrosia der Götter, als von kompakter Nahrung der Erde gross gezogen, und lassen seine Strophen den geflügelten Gang vermissen, so verliert er sich doch nie ins Blaue und giebt viel Sinnreiches und Charaktervolles, so dass ihm nach Kochanowski ein ehrenvoller Platz auf den Blättern der Litteraturgeschichte zuerkannt werden muss. Sein Zweck ist stets ein rein ethischer, und auch seine Satire arbeitet in ihrer unerbittlichen Analyse der Sitten auf eine bessere Zukunft hin. Eine der bedeutendsten Schriften dieses Genres ist sein „Seckel der Judasse, genäht aus dem Fell des Fuchses, Luchses, Wolfes und Löwen.“ Er geisselt darin die verschiedenen Arten des Betruges, des Spiels und des Wuchers, die Käuflichkeit der Richter, kurz alle Laster, an welchen die damalige Gesellschaft krankte. Judas Ischarioth ist das Prototyp, auf dessen Verkäuflichkeit er alles Schlechte zurückführt.

Höhere Ziele verfolgt Klonowicz in der lateinisch geschriebenen philosophischen Satire Victoria Deorum, in welcher er archilochische Pfeile gegen den sittenlosen Adel und die Geistlichkeit schleudert und zu beweisen bemüht ist, dass der Geburtstadel ein Vorurteil sei, und nur Tugend und Arbeit den wahren Adel zu verleihen vermögen. Aber auch dieses Werk wird durch Hineinziehen der alten Mythologie und der polnischen Sagengeschichte in seiner Einheit gestört und des gleichmässigen Interesses beraubt.

Unter den lateinischen Dichtern ragt zum Abschluss der goldenen Ära M a t h i a s K a s i m i r S a r b i e w s k i hervor. Er wurde 1595 in der Plocker Wojwodschaft geboren. Nach Eintritt in den Jesuitenorden begab er sich nach Rom und wurde dort wegen seiner genauen Kenntnis der altklassischen Litteratur zum Professor

derselben ernannt. Schnell erwarb er sich die Gunst des Papstes Urban VIII. und erhielt von diesem, als er nach Polen zurückkehrte, eine kostbare goldene Medaille als Ehrengabe. Auch im Vaterlande wurden ihm viele Auszeichnungen zu Teil. Nachdem er den theologischen Doktorgrad erlangt hatte, berief Władysław IV. ihn als königlichen Prediger an seinen Hof. Der Monarch, ein Freund der schönen Künste, schenkte ihm bald seine ganze Zuneigung, zumal Sarbiewski eine grosse Kunstfertigkeit im Spiel der Zither, der Harfe und des Clavicymbals und eine angenehme Gesangstimme besass. Sein Amt erforderte jedoch fast täglich Predigten in polnischer Sprache, zu denen er, da er das Lateinische besser als das Polnische beherrschte, stets zeitraubender Vorbereitungen bedurfte. Demnächst begleitete er den König auf mehreren Reisen und in ausländische Bäder. Immer aber inmitten des Hoflebens sehnte er sich nach beschaulicher Ruhe, bis endlich der Fürst seine Bitten erhörte und in seine Entlassung willigte. Bevor er jedoch seine Abreise antreten konnte, erlag er am 2. April 1640 einer plötzlichen Krankheit.

Sarbiewski wusste den lateinischen Vers mit horazischer Gewandtheit zu handhaben und wurde deshalb in ganz Europa gelesen, in England sogar in den Schulen eingeführt, weil man sich von seinen im christlichen Geist gehaltenen Oden mehr Nutzen für die Jugend versprach, als von den Dichtungen seines römischen Vorbildes. Er weilte gern in Wald und Flur; unter schattigem Baume rastend, schuf er seine schönsten Gesänge und schnitt Verse in die Rinden ein. Horaz, Virgil und Pindar waren fast stets seine Begleiter. Ein kleiner Tisch mit Schreibmaterialien stand gewöhnlich an seinem Bett, um jeden in der Nacht ihm einkommenden Gedanken sofort aufzeichnen zu können.

Nach Sarbiewski ist in Polen kein bedeutender lateinischer Dichter mehr aufgetreten. Wir geben hier einen seiner schönsten religiösen Ergüsse aus dem Werk Lyricorum libri IV etc.:

Hehre Heimat, Himmelsferne,
Firmament, so reich geschmückt,
Strahl des Mondes, Licht der Sterne,
Wie ihr mein Gemüt entzückt!

Freudig funkeln, freudig drehen
Sich die Lichter wie im Tanz,
Rings zur Wacht am Himmel stehen
Lampen in des Demants Glanz.

Und mein Blick im Sehnsuchtsdrange
Irrt als Gast auf jener Spur;
Muss ich denn noch lange, lange
Weilen auf der Erdenflur?

Öffne dich, du Grabesstätte,
Furchtlos taucht in dich mein Blick,
Nimm mich, ledig meiner Kette,
Nimm den Staub zum Staub zurück!

Wenn mein Geist sich auf der Schwelle
Dieses Seins der Last entwand,
Steigt er mit des Lichtstrahls Schnelle
Zu dem ew'gen Vaterland.

Polnische Prosaiker.

Von grösserer Bedeutung als die verschwindend kleine Zahl von Dichtern dieses Zeitalters, welche, im Hinblick auf die Kochanowski'sche Poesie, wenigstens auf die vaterländische Form derselben, den lateinischen Staub von den Füssen zu schütteln versuchten, waren die nun ebenfalls die Sprache des Landes zum Medium wählenden Prosaiker. Ausser vielen religiös-polemischen Kundgebungen erschienen politische, philosophische und historische Werke und Kanzelreden in polnischer Sprache, welche sich mehr und mehr nach dem Muster der lateinischen herausbildete. Wie gross die Anzahl der in jener Epoche gedruckten Bücher, selbst im Vergleich mit der heutigen Produktion gewesen ist, beweist schon die grössere Menge der damaligen Druckereien. In den meisten jener Schriften herrschte eine einfache Würde, ein gewisser rhythmischer Fluss, wie er kaum bei den

späteren Prosaisten wieder zur Erscheinung kam. Die von den polnischen Geschichtschreibern in der Muttersprache erzählten Begebenheiten gaben zugleich dem historischen Ton eine nationale Eigentümlichkeit.

Als ein Muster reinen Stils verdient Lukas Górnicki rühmende Erwähnung. In der Krakauer Wojwodschaft 1520 geboren, lebte er unter den beiden letzten Jagiellonen und unter Stephan Batory. Er besuchte zuerst die Krakauer Akademie, ging dann, nach damaligem Brauch, ins Ausland und machte in Padua weitere Studien. In das Vaterland zurückgekehrt, hielt er sich längere Zeit im Hause des Krakauer Bischofs Samuel Maciejowski auf und siedelte nach dessen Tode an den Hof des durch Witz und guten Geschmack ausgezeichneten Bischofs Zebrzydowski über. Endlich ernannte ihn König August Jagiello zu seinem Sekretär, und von dieser Zeit her datiert auch die Abfassung amtlicher Schriftstücke in polnischer Sprache. Von seinem königlichen Gönner mit zwei Starosteien beschenkt, zog er sich im Jahre 1572, nach dessen Hinscheiden, auf das Land zurück. Dort beschäftigte er sich abwechselnd mit Ackerbau und Wissenschaften und verfasste den „Dialog zwischen einem Polen und einem Italiener“, in welchem er auf einige in der Landesverwaltung eingerissene Missbräuche hinwies. Man riet ihm indes von der Herausgabe dieser Schrift ab, und deshalb erschien diese sowie der grösste Teil seiner übrigen Werke, die „Geschichte der polnischen Krone von 1538 bis 1572“, „Der Weg zur völligen Freiheit“ und andere mehr, erst nach seinem um das Jahr 1602 erfolgten Tode. Er stand zu den berühmtesten Männern seiner Zeit in nahen Beziehungen, so zu dem um den Staat hochverdienten Hetmann Johann Zamojski, zu Johann Kochanowski, seinem Kollegen am Hofe, zu Nikolaus Christoph Radziwiłł und andern. Górnicki hat nicht viel geschrieben, aber was er schrieb, zeigt namentlich hinsichtlich der Form eine grosse Vollendung. Am liebsten bewegte er sich auf dem philosophisch-politischen Gebiet. Als sein vorzüglichstes Werk ist „Der polnische Hofmann“ zu bezeichnen, in welchem er eine Gesellschaft von Edelleuten in die Gemächer des Bischofs Maciejowski führt und dort im Gespräch jeden der-

selben das Bild eines Hofmannes entwerfen lässt, wie er nach seiner Ansicht beschaffen sein soll. Górnicki nahm die Idee dazu aus einem italienischen Werk von Castiglione und eignete sich mit Geschick und nationaler Eigentümlichkeit das Vorbild dergestalt an, dass es einen durchweg polnischen Charakter erhielt und als ein selbständiges Werk gelten darf. Wir lassen eine Stelle aus dem „polnischen Hofmann" hier folgen:

Zunächst will ich, dass der Hofmann in allem wohlgeübt sei, was ein Soldat verstehen soll; dass er zumal mit jeder Hieb- und Stichwaffe gut umzugehn wisse, zu Fuss wie zu Pferd, sie alle genau kenne und in ihren Kunstgriffen bewandert sei, insonderheit, was die bei Hofe gebräuchlichen Waffen betrifft. Sodann soll er gut mit dem Bogen schiessen können, in schöner Stellung die Sehne spannen, auch seine Geistesgegenwart behaupten. Nicht umsonst stand früher die Übung auf dem Fechtboden in hohem Ansehn. Und wie die Italiener den Ruhm geniessen, treffliche Reiter zu sein, namentlich in bezug auf schöne Führung des Pferdes, und dass sie am besten nach Holzpuppen und Ringen zu stechen verstehn; so strebe mein Hofmann in dem allen die Italiener noch zu übertreffen. Ausser diesen Dingen bemühe er sich auch, Achtung zu erringen und den Menschen zu gefallen. Dazu wird es für ihn von Vorteil sein, sich mit andern zu unterreden, also nicht ausschliesslich praktische Übungen zu betreiben, sondern auch bei Festen, Gesellschaften, Scherz und Kurzweil, bei Tanz und anderen Vergnügungen thätig mitzuwirken. Er darf aber dabei in keiner Weise Übles thun und nie vom rechten Wege abweichen. So wird mein Hofmann von allen Menschen bewundert werden, er wird graziös in allem, besonders in seiner Unterhaltung sein, wenn er sich nur vor Übertreibung hütet, ein Fehler, in den so viele verfallen, und zwar, wie es scheint, bei uns in Polen mehr als anderswo. Denn unser Pole, wenn er nur ein Stückchen von Hause fortgereist war, will sogleich nicht anders mehr reden, als in der Sprache der Gegend, wo er sich aufgehalten. War er in Italien, dann ist sein drittes Wort signore; war er in Frankreich, dann heisst es par ma foi; in Spanien: nos ostros Cavaglieros ... Hat nun gleich mein Hofmann seinen Geist mit Tugenden geziert, so giebt es, wie mir scheint, nächst der Tugend nichts Schöneres, als die Wissenschaft; obgleich einige Völker — zum grossen Teil auch die Polen — gute Kenntnisse für nichts achten und thatsächlich vom Adel trennen, indem sie fälschlich behaupten, dass nur Tapferkeit den Adel emporhebe ...

Lange Zeit hatten nur Geistliche, als Gelehrte von Beruf, die Beschreibung der vaterländischen Geschichte in Händen gehabt. Erst seit der um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingetretenen

allgemeinen geistigen Bewegung versuchten auch weltliche Schriftsteller ihre Feder, um Geschichte, Biographieen und Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen. Unter diesen nimmt Martin Bielski eine hervorragende Stelle ein. Geboren im Jahre 1495 auf dem väterlichen Gute Biała, empfing er seine Ausbildung an der Krakauer Akademie, trat dann in die Armee und focht in der berühmten Schlacht bei Obertyn (1530), in welcher der Hetman Johann Tarnowski über Peter, Wojwoden der Wallachei, einen glänzenden Sieg davontrug. Darauf weilte Bielski am Hofe des Krakauer Wojwoden Kmita. Das Schwert mit der Feder vertauschend schrieb er jetzt verschiedene Werke, darunter eine „Chronik der Welt" und eine „Polnische Chronik". Er zeigte zuerst den engen Zusammenhang der Geschichte mit der Geographie. Da er das hohe Alter von 80 Jahren erreichte, konnte er als Augenzeuge über die Regierung der beiden Jagiellonen Sigmund und August und über die kurze Episode Heinrichs von Valois berichten, welcher in der Stille der Nacht aus Polen entwich, um als Heinrich III. den französischen Thron zu besteigen.

Weil Martin Bielski zu den Ansichten Luthers und Calvins hinneigte, wurde jedoch seine Chronik, als von ketzerischem Gifte durchdrungen, nur wenig gelesen. Deshalb unternahm es nach seinem Tode sein Sohn Joachim (1540—1599), das Werk umzuarbeiten und zugleich bis zu den Zeiten Sigmund Wasas fortzusetzen. Hier folgen zwei Auszüge aus demselben:

Reise des Königs Sigmund III nach Schweden (1593).

Am dreizehnten des Augustmonds schiffte sich der König in Warschau nach Danzig ein, um von dort gen Schweden zu reisen. Die Danziger gingen ihm zu freundlichem Willkommen mit einer grossen Anzahl Militär und Volk entgegen. Aber bald darauf erhob sich ein grosser Tumult: die Polen waren mit den Deutschen in Streit geraten, welchen zwei Heiduken des Kronvorschneiders Opaliński mit einem Bootsmann von der Mottlau begonnen hatten. Es entstand ein solcher Aufruhr auf dem Markt, dass beinahe der König selbst von zwei Feuerrohren getroffen wäre, als er aus dem Fenster Ruhe gebot, wenn ihn die Königin nicht rechtzeitig hinweggezogen hätte. Denn in demselben Augenblick schoss einer aus dem Volke gerade in das Zimmer nach der Stelle, wo der König gestanden, und die Kugel ging in die Decke. Gleich

darauf schoss noch ein anderer in dasselbe Fenster; der König nahm dann die beiden Kugeln heraus und überreichte sie den Stadträten, als sie bei ihm eintraten, um ihnen zu zeigen, „mit welcher Speise er bewirtet werde". Diese ordneten eine strenge Untersuchung an und setzten einen Preis auf Entdeckung der Thäter, aber ohne Erfolg.

Stanislaw Krasiński, Kastelan von Przemysł und Haushofmeister der Königin, ging hinaus, die Tumultuanten zu beruhigen, hätte aber bald dabei sein Leben verloren. Es fielen auf beiden Seiten gegen zwanzig Personen, darunter ein deutscher Kapitain, der sich am meisten hervorgethan. Und sicherlich wären noch mehrere getötet worden, hätte man die Heiduken in die Stadt gelassen, die in der Vorstadt jenseits der grünen Brücke standen; aber die Danziger hatten bei Zeiten die Thore verschlossen, damit keiner von ihnen eindringen könne. Nur die wenigen, welche beim Könige die Wacht hatten, nahmen an dem Kampfe Teil und hielten sich, vereint mit den Polen, wacker gegen die Übermacht der Deutschen. Diese waren so blutgierig und erbittert, dass sie jeden, der polnische Tracht trug, sogar kleine Knaben, erschlugen. Endlich wurde der Streit durch den Magistrat selbst geschlichtet, der sich emsig bemühte, den König zu begütigen. Dieser verschob die Abrechnung auf eine andere Zeit.

Darauf reiste der Monarch noch am Abend mit Laternen aus der Stadt, um die Abfahrt so viel als möglich zu beschleunigen. Da die Schiffe schnell in Bereitschaft waren, wurde am 16. September in See gegangen. Aber wegen widrigen Windes hatte man nach vierundzwanzig Stunden noch kaum die fünf Meilen bis Hela zurückgelegt. Deshalb wurde Anker geworfen, um auf besseren Wind und auf die anderen Schiffe zu warten, welche in der Nacht weit auf dem Meere zerstreut worden waren. Endlich lagen sie alle, 25 an der Zahl, vor Hela. Sie gingen erst am 23. wieder unter Segel, obgleich sie noch immer gegen den ungünstigen Wind lavieren mussten.

Zu einer Erzählung des Johannes Knebel in Basel aus dem Jahre 1476, nach welcher in Preussen ein „vielgelehrter" Mann als Bruder Jesu aufgetreten und zwölf Jünger um sich versammelt, dann aber in Danzig den Feuertod erlitten haben soll, folge hier als Seitentstück ein Bericht Bielskis, den wir in freier Bearbeitung wiedergeben:

Ein falscher Messias.

Zu Anfang der Regierung Sigmunds I. von Polen gab sich ein Edelmann, Namens Jakob Melstiński, Starost von Brzezyn, in einem Anfall von Wahnsinn oder wohl mehr in betrügerischer Absicht für den wieder auf die Erde

gekommenen Christus aus. Er beredete einen Krakauer Bürger, Peter Zatorski und noch elf andere Gleichgesinnte, ihm zu folgen, durchzog mit diesen 12 Pseudoaposteln viele Städte und Dörfer und wusste namentlich den gemeinen Mann zu bethören und auszubeuten. So gab er vor, er könne Tote erwecken, und legte auch eine derartige Probe ab, wobei einer seiner Helfershelfer die Rolle des Toten übernahm. Auch noch andre Wunder verrichtete er im Einverständnis mit den heiligen Zwölfen. Einer derselben begab sich, von den andern geleitet, in das Kloster Czenstochau, wo man ihn nicht kannte, und stellte sich dort an, als sei er vom Teufel besessen. Die Mönche führten ihn zum Altar, während das zahlreich zur Messe versammelte Volk andächtig zuschaute. Dort bemächtigte er sich des Opfergeldes und steckte es ein. Bei der mit grossem Eifer vorgenommenen Untersuchung fand man jedoch nur kleine Steine, die er schon vorher im Gürtel gehabt hatte, das Geld ruhte wohlgeborgen in den geheimen Taschen seines faltenreichen Rockes. Die Mönche sprachen nun über die wertlosen Kiesel ihre wirkungsreichsten Beschwörungsformeln aus, als sie aber sahen, dass dieselben ihre natürliche Gestalt durchaus nicht veränderten, riefen sie unwillig:

„Noch nie haben wir einen solchen Teufel vor uns gehabt, scheert Euch mit ihm zu allen Teufeln!“

Mit dem so erlangten Gelde durchzogen sie Schlesien und kamen dort in das Haus eines Landedelmanns, wo sie wiederum als Christus und Apostel auftraten und die Frau in Abwesenheit ihres Gemahls beredeten, ihnen ein Opfer darzubringen, „auf dass sie selig werde“. Sie schnitt ihnen etwas Leinwand ab; als sie aber das ganze Stück begehrten, legte sie es in den Kasten zurück, ohne zu bemerken, dass die frommen Brüder eine glühende Kohle darin versteckt hatten. Gleich nach deren Entfernung geriet der Kasten in Brand, und bald lag das ganze Haus in Asche. Mittlerweile kehrte der Edelmann nach Hause zurück, und seine Frau erzählte ihm, dieses Unglück habe sie nur deshalb betroffen, weil sie Christus nicht genug Ehre erwiesen. Der weniger gläubige Mann aber rief zornig aus: „Das ist ein Schurke und nicht Christus gewesen“ und bot sofort die ebenfalls vielfach geprellten Nachbarn zur Verfolgung auf. Der falsche Messias war gerade im nächsten Dorfe angelangt und hatte sich's kaum im Wirtshause bequem gemacht, als er erfuhr, dass man ihm schon auf den Fersen sei.

„Petrus,“ sagte er zu seinem Apostel Nr. 1, „meine Stunde ist herbeigekommen, und die Zeit, da ich den bittern Kelch leeren muss, nahet heran; darum will ich mich wahren vor meinen Feinden und zu diesem Hinterfenster hinausspringen.“

„Herr,“ entgegnete Peter, „ich will nachfolgen deinen Fusstapfen, auf dass ich leben möge.“

Und so entflohen sie und die übrigen, sie wurden indes bald von den wütenden Bauern eingeholt und erbarmungslos mit Knütteln und Peitschen durchgeprügelt unter dem spöttischen Zuruf:

„Weissage uns, Christus, mit deinen Jüngern, in welchem Walde diese Stöcke und Peitschen gewachsen sind.“

Den Schelmen aber verging das Weissagen, sie gaben ihre Pilgerfahrten auf und kehrten nach Hause zurück, indem sie meinten:

„Es ist doch keine so leichte Sache, Christus und seinen Aposteln es gleich zu thun!“

Noch verdient der namhafte Genealoge und Historiker Bartholomäus Paprocki (1550—1614) Erwähnung, welcher sowohl in polnischer als auch in böhmischer Sprache schrieb. Er erzählt manche interessante Einzelheiten aus der Geschichte seiner Zeit; aber seinen Werken fehlt die künstlerische Einheit und diejenige Kritik, welche die Fabel von der Geschichte zu sondern weiss. Einige seiner Schriften arten in Pasquille aus, deren Spitze sich namentlich gegen die Fehler und Irrtümer des weiblichen Geschlechts richtet, was wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, dass er mit seiner Frau in Unfrieden lebte. Was er in Reime gesetzt hat, entbehrt aller Poesie.

Die Beredsamkeit.

Bei keinem Volke, mit Ausnahme der Griechen und Römer, fand die oratorische Kunst eine solche Pflege und Verbreitung wie bei den Polen. Wie in dem gebildeten Athen, in dem weltbeherrschenden Rom sich derjenige über Zeit und Menschen erhaben fühlte, der mit des Wortes Zauber sich der Gedanken und Gemüter eines dicht gedrängt horchenden Forums bemächtigte und andere zu Ansichten und Entschlüssen hinriss, wie nur er sie vorschrieb, so erkannte man auch in Polen bald die Wirksamkeit und Wichtigkeit der Redekunst. Das öffentliche Leben, an welchem der ganze Adel teilnahm und die Bildung nach altklassischen Mustern gaben dazu den Antrieb. Simon Starowolski († 1656), ein in die dritte Litteraturperiode hineinragender Schriftsteller sagt in seinem Werk „De claris oratoribus Sarmatiae“:

In Polen darf niemand sich Bürger, ja nicht einmal Pole nennen, der nicht über jeden gegebenen Gegenstand beredt und zierlich sich auslassen kann, und zwar nicht bloss lateinisch, sondern auch in der Mutterspłache.

Von Tribüne und Kanzel ging die Beredsamkeit in das tägliche Leben über und wurde dort bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, besonders auf Familienfesten trauriger wie freudiger Art geübt und zuletzt zur unumgänglichen Notwendigkeit. Im goldenen Zeitalter stand die Wohlrednerei auf einer hohen Stufe der Entwickelung, von der sie erst in der nachfolgenden dunkeln Epoche wieder hinabstieg. Die vornehmste Stelle nahm aber die geistliche Rede ein, welche sich damals zu künstlerischer Bedeutsamkeit erhob. Zu den Predigern, welche die Sprache bereicherten und schmückten und ihr eine grössere Glätte gaben, gehört Jakob Wujek, welcher 1540 in Masowien von protestantischen Eltern geboren war. Die Lektüre einiger Werke des Bischofs Hosius, des eifrigen Vorkämpfers der römischen Kirche, bewog ihn früh, zum Katholizismus überzutreten. Nachdem er in Wien seine in Krakau begonnenen theologischen Studien vollendet hatte, begab er sich nach Rom und trat dort in den Jesuitenorden. In das Vaterland zurückgekehrt wurde er zum Professor der Theologie in Pułtusk ernannt, dann aber vom Könige Stephan Batory mit der Erziehung seines Neffen Sigmund betraut. Im Auftrage des Monarchen gründete er das Jesuiten-Kollegium in Klausenburg, verwaltete dann nach und nach mehrere andere Ordenshäuser in Polen und übernahm endlich die Oberleitung der ganzen Gesellschaft Jesu in Polen und Litauen. Überall errang er als Kanzelredner bedeutende Erfolge und gewann manche Proselyten, denn die Gewalt seiner Rede war ungewöhnlich. Er hinterliess viele Werke geistlichen Inhalts, aber dasjenige, durch welches er unvergänglichen Ruhm erwarb, ist die Übersetzung der Bibel ins Polnische. Diese wurde von der katholischen Kirche angenommen und der Vulgata an die Seite gestellt; man nannte Wujek deshalb den polnischen Hieronymus. Er starb zu Krakau 1597.

Fanatischer als Wujek und rücksichtsloser in der Bekämpfung der Dissidenten, aber das vollkommene Musterbild eines Kanzelredners der damaligen Zeit, vereinigte Peter Pawęski, genannt

Skarga, scharfen Verstand mit lebendiger, fast poetischer Einbildungskraft und einer seltenen Leichtigkeit der Rede. Geboren 1552 in Masowien, woselbst sein Grossvater wegen häufiger Klagen über erlittenes Unrecht seitens der Masowischen Fürsten den Beinamen Skarga (Klage) erhalten hatte, studierte er in Krakau und erwarb den philosophischen Doktorgrad. Im Jahre 1563 trat er in den geistlichen Stand und erhielt zwei Probsteien in Galizien. In Rom, wohin er 1568 reiste, wurde er Mitglied der Gesellschaft Jesu und übernahm nach seiner Rückkehr 1571 das Rektorat und die Vertretung des Provinzials an den Jesuiten-Kollegien zu Wilna, Plock und Riga. Sigmund III. berief ihn 1588 als Prediger an seinen Hof, welches Amt er fast 25 Jahre lang verwaltete, grossen Einfluss auf den schwachen König ausübend.

Skarga wurde nicht nur als Prediger und unermüdeter Streiter für seinen Glauben von keinem Zeitgenossen erreicht, sondern er nimmt auch in der Entwickelungsgeschichte der polnischen Sprache einen hohen Rang ein. „Es giebt," sagt der Ästhetiker Eusebius Słowacki (1772—1814), „in Skargas Schriften kein Wort, welches heute nicht mehr gebraucht werden könnte, und seiner Ausdrucksweise dürfte der beste Schriftsteller der Gegenwart sich nicht schämen." Man gab ihm wegen seiner wunderbaren Eloquenz den Beinamen „Goldmund", die von ihm Angegriffenen aber nannten ihn „Psychotyrannus (Seelentyrann)". Er schleuderte seine heftigsten Blitze gegen den Abfall von der römischen Kirche, nicht minder aber eiferte er gegen Luxus und Sittenverderbnis und nahm sich der unterdrückten Bauern an. Als er die Schwächen des Alters herannahen fühlte, verliess er 1612 Warschau, welches jetzt als Mittelpunkt zwischen den Kronländern und Litauen die ständige Residenz der polnischen Könige geworden war, und starb noch in demselben Jahre zu Krakau. Er hinterliess verschiedene Sammlungen seiner Reden; am wertvollsten sind die Reichstagspredigten, in welchen er dem Adel treffliche Ermahnungen giebt, demnächst auch die Sonntagspredigten, — seine asketischen und Kontroversschriften sind von keiner Bedeutung.

Obgleich wohlmeinender, glühender Patriot hat Skarga doch, in einseitigen Voraussetzungen befangen, durch seine Intoleranz

und durch Einmischung in politische Angelegenheiten zu dem nun bald eintretenden Verfall wesentlich beigetragen.

Aus den Reichstagspredigten Skargas.

Ihr seid hier im Namen Gottes zusammengetreten, um Angesichts der Gefahren der Krone das, was dem Hinsturz sich zuneigt, zu stützen; was verderbt ist zu bessern, was verwundet zu heilen; was gelöst ward, zu binden und als Häupter des Landes, als Brüder und Wächter der Schlummernden, als Führer der Unwissenden, als Leuchten der Verfinsterten und Väter der einfältigen Kinder des Volkes ihrer Wohlfahrt, ihres Friedens zu hüten. Und weil solch Ding nicht leicht eingeht und der Gotteshilfe nimmer entraten kann, nahmt ihr eure Zuflucht zu Kirche und Altar, der Gnade des heiligen Geistes teilhaftig zu werden, auf dass euch Verstand und Weisheit gegeben werde zum guten und gedeihlichen Vollbringen dessen, woran es jetzt vornehmlich gebricht. Thaten doch so auch die Heiden, wenn sie zur Beratung des gemeinen Besten sich versammelten; sie erbaten den Rat ihrer Götter durch den Mund ihrer Priester. Nun flehet auch ihr mit uns zu eurem Gotte, er wolle uns und euch die Pfade weisen, die wir zu wandeln haben, und wir werden mit euch der Stimme des Herrn unseres Gottes gehorchen. Wahrlich, ich sage euch, in diesem Königreich ist alle Zucht dahin, und doch darf kein staatlich Regiment sich ihrer begeben. Wie wenn vom Fass die Bänder springen, und findet sich keiner, sie wiederum zu festigen, also fällt auch hier Alles von einander. Ei der schönen Freiheit, darinnen nur der Übermut sich bläht und jegliche Zucht sich löst, wo der Starke den Schwachen erdrückt und göttlicher wie menschlicher Ordnungen spottet; — doch strafen lassen sie sich nicht, sie, die gleich Belials Söhnen sonder Furcht und Führung dahinleben. Das sind dieselben, von denen im Buch Hiob geschrieben steht, wie sie in eitler Hoffart vermeinen, sie seien frei gleich dem Eselsfüllen, das nimmer Zaum und Leitung kennt. Solche zu bessern ist kein leichtes Beginnen.

Ihr scharet euch hier zusammen mit grossem Gefolge zu Fuss und zu Ross, als wie zur Schlacht und nicht zum Rat und verprasst, wovon wohl ein ansehnlich Kriegsheer sich schon nähren könnte. So weilet ihr hier manch lange Frist und schafft doch nur weniges. Vordem gab man dem Reichstage als göttlicher Satzung die Ehre, als unantastbar und heilig; heute vergeudet er seine Kraft und hat kein Ansehn vor den Leuten.

Ein Zeitgenosse Wujeks, aber sein entschiedenster Gegner in Sachen des Glaubens war Gregor aus Żarnowiec. Als eifriger Führer der Reformierten und wohlberedter Prediger derselben erlangte er einen hohen Ruf und wurde wegen seiner Polemik gegen die kirchlichen Missbräuche der Calvinische Skarga genannt.

Seine Predigten zeichnen sich durch kräftige Beweisführung, schöne und edle Gedanken, klaren, prägnanten Ausdruck und durch ein vortreffliches Polnisch aus. Seine „Postille" ist unlängst in neuer Auflage erschienen. Andreas Volanus, sein Glaubensgenosse, zur Zeit Skargas lebend, dessen gefährlichster Widersacher er war, that sich nicht nur durch seinen religiösen Kampfesmut, sondern auch durch Gelehrsamkeit und glänzende Rednergabe, sowie als politischer Schriftsteller hervor. In seinem Werk „Von der bürgerlichen Freiheit" tritt er in die Fusstapfen Modrzewskis (siehe S. 34). Obwohl er indes die polnische Sprache mit Gewandtheit beherrschte, zog er es vor, lateinisch zu schreiben. Er starb, 80 Jahre alt, 1610.

Übersetzungen der Bibel.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche war es jedem Christen gestattet, die heilige Schrift zu lesen, und die ausgezeichnetsten Kirchenlehrer der ersten sechs Jahrhunderte: Origines, Chrysostomus, Augustin, ja auch Papst Gregor der Grosse forderten alle Gläubigen dazu auf. Aber schon im fünften Jahrhundert begann man den Laien anzuraten, nicht alle Bücher der Bibel zu lesen, bis endlich die Päpste es für gut fanden, den Nichtgeistlichen die Bibel womöglich ganz unzugänglich zu machen. Sie sollten einfach glauben, was ihnen die Priester sagten. Zwar wurde nicht eigentlich das Lesen der heiligen Schrift verboten, sie durfte aber nicht in irgend eine Landessprache übersetzt werden. Endlich wurde jeder für einen Ketzer erklärt, der im Besitz einer Bibel war. So blieb die Sache bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst und bis zur Reformation. Von da ab wurden nicht bloss tausende und abertausende lateinischer Bibeln gedruckt, sondern die deutsche Übersetzung Luthers ging, soweit die deutsche Zunge reichte, reissend ab. Kaum hatte die Reformation in Deutschland ihren Lauf begonnen, als dieselbe auch von allen Seiten her in preussisch Polen und in Grosspolen eindrang und

Hof, Adel, Städte und wissenschaftliche Bildungsanstalten ergriff. Ihr war schon früher durch Huss der Boden geebnet worden, denn gleich nachdem er für seinen Glauben den Feuertod erlitten hatte, begann seine Lehre sich in Polen zu verbreiten, viele Personen aus den bedeutenderen alten Familien sagten sich von der römischen Kirche los, und der König selbst zog einen hussitischen Geistlichen an seinen Hof.

Freilich kamen schon früher Beispiele der grausamsten Intoleranz vor. So raffte Bischof Andreas von Bnin 900 Krieger zusammen, nahm mit ihnen das Schloss Bentschen ein und liess fünf hussitische Geistliche, welche sich dort aufhielten, ergreifen und 1439 in Posen auf dem Ringe verbrennen. Ein gleiches Schicksal traf 100 Jahre später die Katharina Malcher, welche wegen ihrer utraquistischen Ansichten auf Betrieb des Krakauer Bischofs Gamrat auf dem Trödelmarkte zu Krakau den Feuertod erlitt.

Zu Luthers Lehre hatte sich in Ostpreussen Herzog Albrecht von Brandenburg († 1568) bereits im Jahre 1524 bekannt. Von der durch ihn geförderten Ausbreitung derselben in der dem Herzogtum angehörenden polnischen Landschaft Masuren legen 250,000 gegenwärtig jenen Landstrich bewohnende lutherische Polen ein beredtes Zeugnis ab. In dem unter der polnischen Krone stehenden Westpreussen fand die Reformation schwierigeren Eingang. Trotz der gesetzlich noch bestehenden Religionsfreiheit änderte sich dort mit jedem Könige, Bischofe, Pfarrer, Starosten etc. die Praxis der Toleranzedikte. Günstiger lag die Sache in Schlesien. Zu der ersten Krakauer Gemeinde gehörten hervorragende geistliche und weltliche Gelehrte, wie Johann Trzecieski, ein grosser Kenner des Hebräischen und der klassischen Sprachen, Franz Lismanin, Doktor der Theologie, ein italienischer Franziskanermönch und Beichtvater der Königin Bona, der Kanonikus Jakob Uchański, welcher später Kronreferendar und schliesslich Erzbischof von Gnesen wurde, und viele reiche und mächtige Edelleute.

Schon im Jahre 1530 sang man in der Marienkirche zu Thorn lutherische Lieder in polnischer Sprache. In Königsberg

gab Johann Seklucyan, ein persönlicher Freund Luthers, eine Sammlung „Christlicher Lieder“ heraus. Er war in Grosspolen geboren und zuerst katholischer Priester in Posen, trat dann aber zum protestantischen Glauben über und wurde vom Herzog Albrecht als Prediger nach Königsberg berufen, wo er bis an sein Lebensende (1578) blieb. Er war der Erste, welcher das Neue Testament ins Polnische übersetzte und 1551 in Königsberg erscheinen liess. Diese Übertragung musste in Ermangelung einer katholischen auch von den Gegnern benutzt werden. Vier Jahre später erschien eine vollständige polnische Bibel bei Scharffenberg in Krakau. Da dieser Bibel von den Dissidenten vorgeworfen wurde, dass sie eine Übersetzung der Vulgata mit ihren Fehlern sei, wählte Nikolaus Radziwiłł, genannt der Schwarze, eine Gesellschaft Theologen und weltlicher Gelehrten aus und übertrug ihnen die Übersetzung der Bibel aus dem hebräischen und griechischen Urtext. Geboren i. J. 1515, empfing Radziwiłł seine Ausbildung auf deutschen Akademieen und wurde dann von Sigmund August, welcher seine ungewöhnliche Begabung erkannte, zu den höchsten Ämtern befördert und mit den wichtigsten Sendungen betraut. Von Jugend auf mit den Grundsätzen der Reformation bekannt, befestigte er sich darin vollends während einer Gesandtschaftsreise nach Deutschland und trat nach seiner Heimkehr zum Protestantismus über. Fortan war er bestrebt, seinen Glaubensgenossen grössere Freiheiten, u. a. auch die Zulassung zu öffentlichen Ämtern zu erwirken. Vergebens kämpfte man von anderer Seite gegen die Ausbreitung der neuen Lehre; selbst viele katholische Priester bekannten sich dazu. Nikolaus Radziwiłł liess auf seinen zahlreichen Gütern protestantischen Gottesdienst abhalten, und zwar nach dem calvinischen Bekenntnis. Für dessen Anhänger liess er dann auch die heilige Schrift ins Polnische bringen. Als das Manuskript beendigt war, nahm er den Buchdrucker Wojewódka von Krakau nach Brześć hinüber und liess dort von ihm den Druck ausführen. Das Werk wurde 1553 vollendet und kostete dem Veranstalter Radziwiłł 3000 Dukaten. Dasselbe hat viel zur vollkommenern Ausbildung der polnichen Sprache beigetragen. Nach Radziwiłł's Tode (1565) ging

alles, was er auf religiösem Gebiet geschaffen, wieder verloren, und zwar durch einen seiner Söhne, Fürst Nikolaus Christoph. Dieser führte den Beinamen „die arme Waise“, weil er als Kind während der Vermählungsfeierlichkeiten Sigmund Augusts von seiner Mutter in den königlichen Gemächern zurückgelassen, wegen seines lauten Weinens vom Könige bemerkt und also genannt worden war. Christoph Radziwiłł nahm infolge der Bemühungen Skargas wieder den katholischen Glauben an. Eifrig bestrebt, die von seinem Vater ins Leben gerufene Bibelübersetzung unschädlich zu machen, kaufte er für eine grössere Summe, als diejenige, welche der Druck gekostet hatte, alle Exemplare des Werkes, deren er habhaft werden konnte, und liess sie verbrennen. Sein jüngerer Bruder Georg († 1600), welcher in den geistlichen Stand getreten war und die Kardinalswürde erlangte, leistete ihm dabei thätigen Beistand. So blieben von dem Werk nur einige wenige Exemplare am Leben, welche heute als bibliographische Seltenheiten bewahrt werden.

Mittlerweile hatte indes schon Simon Budny, ein Socinianer, nachdem er in der Radziwill'schen Bibel viele Fehler entdeckt hatte, eine neue Übersetzung veranstaltet und gab dieselbe zuerst 1570 in Nieśwież heraus. Siebenundzwanzig Jahre darauf erschien die bereits oben, S. 78, erwähnte Bibelübersetzung Wujeks. In gleichem Ansehen, wie diese bei den Katholiken, steht bei den Protestanten die zuerst 1632 erschienene und dann wiederholentlich aufgelegte Danziger Bibel. Ihr Übersetzer war Daniel Mikołajewski, Superintendent der reformierten Kirchen in Grosspolen.

Nächst dem, mit Melodieen versehenen christlichen Liederbuche Seklucyans hat das Cantional des Petrus Artomius, dessen polnischer Name Krzesichleb lautet, die meiste und dauerndste Verbreitung gefunden. Geboren i. J. 1552 zu Grodno in Grosspolen, studierte Artomius in Wittenberg, wurde darauf evangelischer Prediger, zuerst in Wengrow, dann in Thorn und starb 1609. Das Liederbuch des Seklucyan hatte bei den Römischkatholischen durch einige anstössige Stellen grosse Erbitterung hervorgerufen. Deshalb unternahm Artomius die Abfassung eines

neuen, versah es mit Melodieen, die in ihrer eigentümlichen Schönheit uns heute noch anziehen, und wusste dasselbe mit vieler Umsicht so einzurichten, dass es sich zum Hauptgesangbuche der polnisch-evangelischen Gemeinden erheben konnte, zu einem Buche, dessen mehrfach erneuerte Ausgaben sich über einen Zeitraum von nahezu 70 Jahren (1578—1646) erstrecken. Im Psalmenabschnitt desselben finden wir über 80 der metrischen Nachdichtungen Kochanowskis; weniger muten uns die aus dem Cantional der böhmischen Brüder übernommenen Lamentationen an, welche durch ihre grosse Strophenzahl und die übermässige Figuration der Melodie leicht zur Karikatur des Heiligen werden können. Originell ist das, die Gefahren des menschlichen Lebens und die endliche Vernichtung alles Irdischen mit kräftigen Schlagworten schildernde „Lied von den Eitelkeiten", eine Art slavischen Totentanzes.

Politische und soziale Verhältnisse.

Nicht der Aufschwung in vielen Zweigen der Litteratur war es allein, welcher dieses Zeitalter zu einem so glücklichen machte und die Polen neben den Italienern an die Spitze der damaligen europäischen Zivilisation stellte, sondern es vereinte sich mit ihm ein alle Sphären des Lebens durchdringender Geist der Zufriedenheit und der Ruhe, der damals weder durch äussere Stürme noch durch inneren Glaubenshass getrübt wurde. Gross in der Reihe der Staaten, stark in sich selbst, hatte Polen am Anfange des 16. Jahrhunderts eine Ausdehnung, eine Macht erlangt, um welche viele der bedeutendsten Kulturvölker Europas es beneiden konnten. Es erfreute sich, kleinere Kriege abgerechnet, eines dauernden Friedens; Sigmund I. gehörte zu den Monarchen, welche zwar die Mittel, lange Kriege zu führen, besitzen, die aber das, was sie bezwecken, ohne Krieg erreichen.

Nur die Herrsch- und Hadersucht seiner Gemahlin Bona warf manche Schatten auf dieses lichte Bild. Seine und seines Sohnes, des letzten Jagiellonen, Regierung fällt in eine Zeit, wo im westlichen Europa Ströme von Blut vergossen wurden, wo religiöser Fanatismus Fürsten mit Völkern entzweite und das Glück ganzer Länder vernichtete. Die Bekenner des Christentums, dessen erhabener Stifter das Gebot der Nächstenliebe über alles gestellt hat, mordeten sich untereinander, weil sich die einen für besser hielten als die andern, weil sie vergassen, dass nicht Menschen, sondern Gott über die Herzen richten wird, derselbe Gott, den wir alle glauben und im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen.

Polen blieb diesmal noch vom Fanatismus verschont, und zwar durch seine Könige. Sigmund I. liess die Reformation ruhig gewähren, ohne ihr Vorschub zu leisten, hielt aber Gewaltthätigkeiten nieder. Mehr Partei für die katholische Sache ergriff Sigmund August erst dann, als er durch den Wiederstand gegen seine Verbindung mit Barbara Radziwiłł gereizt war, deren Gegner grösstenteils Anhänger der, anfangs auch vom Könige begünstigten Reformation waren, während die Bischöfe, die einflussreichsten Verfolger des Lutheranismus, dieser Vermählung zustimmten. Der Geist der Ruhe, welcher beiden Herrschern eigen war, schien auch in den Herzen der Unterthanen zu wohnen. Zwar hatte der Adel, gestützt auf Vorrechte, wie man sie in andern Ländern kaum für möglich hielt, die Regierungsgeschäfte fast allein in der Hand, Senat und Reichstag wurden nur von seinen Mitgliedern gebildet, aber er liess sich noch vom Könige leiten und war eifrig bestrebt, Polen gross zu machen. In die politischen Diskussionen mischten sich noch nicht die religiösen. Nachdem die Sicherheit der Grenzen unter den früheren Monarchen befestigt war, hatte der Adel sich wieder mehr dem Landbau zugewandt, war aber stets bereit, der Wohlfahrt des geliebten Vaterlandes seine ganze Kraft zu widmen. Reisen ins Ausland, die er zu seiner Ausbildung in der Jugend unternommen hatte, führten ihn in persönlichen — und später brieflichen — Verkehr mit den europäischen Berühmtheiten. Die hohe geistige Ausbildung, welche noch nichts Ge-

zwungenes, tendenziös Erkünsteltes hatte, wurde zur Förderung des Gemeinwohles angewandt.

Aber auch der geistvolle Scherz fand in Polen seine Stätte. Stanisław Pszonka, Besitzer von Babin und Richter in Lublin, ein durch Gelehrsamkeit, Witz und Rechtschaffenheit ausgezeichneter Mann, stiftete im Verein mit einigen andern dem Humor geneigten Edelleuten die sogenannte „Babinsche Republik", eine Gesellschaft mit festen Statuten und Protokollen, in welcher jedem ein Amt übertragen war, aber im umgekehrten Verhältnis zu seinen Fehlern und Schwächen. So wurde der grösste Lügner zum Historiker, ein selten treffender aber prahlerischer Schütze zum Wildmeister ernannt; denjenigen, welcher sich einer allzublumenreichen, mit Widersprüchen erfüllten Sprechweise bediente, erwählte man zum Redner oder Kanzler; schwatzte jemand ohne Verständnis über religiöse Angelegenheiten, so wurde er mit der Würde eines Erzbischofs bekleidet, und in ähnlicher Weise besetzte man sämtliche Reichsämter. Wer sich weigerte, ein solches Amt zu übernehmen, wurde solange ausgezischt, bis er einwilligte. Dabei ging durch das Ganze ein Geist der Einfachheit und Gutherzigkeit, der kein Gekränktsein, keinen Misston aufkommen liess. Überdies wurde kein Unruhstifter, kein leicht Reizbarer, kein Verleumder in die Gemeinschaft aufgenommen. Von attischem Salze durchdrungen, blieb man auf der Grenze stehn, welche zur Munterkeit aufruft, ohne die Empfindlichkeit auf zu grelle Weise zu berühren. Die Verhandlungen trug man in grosse Volumina ein und bewahrte sie stets in Babin auf. Eine weitläufige Beschreibung dieser sprichwörtlich gewordenen Scherz- oder Lügen-Republik findet sich in dem lateinischen Werke des Stanisław Sarnicki, welches 1587 unter dem Titel „Annales Poloniae" in Krakau erschienen ist. Ein damaliger Dichter, Achatius Kmita, Beamter der Salzfaktorei in Bochnia, hat ausser Übersetzungen der Äneide und der Bucolica Virgils auch eigene Schöpfungen herausgegeben, darunter ein Poem „Babinsche Morocosmea", welchem wir folgende, diese Scherzrepublik illustrierende Stellen entnehmen:

Auch ich will Kunde thun vom Babinschen Verein,
Der Republik, berühmt in ihrem langen Sein,
Die ihren Anfang nahm vor vielen, vielen Jahren,
In der des Bruderreichs Gesetze gültig waren.
Babin von Baba: Weib, ein altes Weib mit Falten,
Das bunte Scherze einst am Wege feilgehalten.

Nachdem der Dichter darauf eine Reihe von Münchhausiaden angeführt hat, welche erlebt zu haben, sich Mitglieder der Gesellschaft gerühmt und wofür sie zu dem entsprechenden Range erhoben waren, erzählt er folgende historisch begründete Begebenheit:

Als König August einst vom Babin-Reich gehört,
Dass diese Republik vom Ausland selbst geehrt,
Erschien ihm solch ein Staat als höchst bewundernswert,
Sein Staunen wurde durch die Kunde noch vermehrt,
Dass Pszonka die Gewalt dort mit Kaszowski teile,
Denn beide waren alt, mit silberweissem Haar.
Und er entbot zu sich die beiden sonder Weile,
Zu hören, ob der Ruf von diesem Freistaat wahr.
Er fragte sie: „regiert ein König auch bei euch,
Berufen das Gesetz zu schützen in dem Reich?"
Und weil des Herrschers Blick und Ausdruck scherzhaft waren,
Gab ihm Kaszowski drauf Bescheid mit sanftem Ton:
„Erhalte Gott dich, Herr, noch lange auf dem Thron!
Fern sei es, und mag Gott uns stets davor bewahren,
Dass wir, geliebter Herr, so lange du am Leben,
Je einem anderen, als dir, die Krone geben;
Sei hier sowie bei uns als König reich an Glücke!
Voll Ehrfurcht horchen wir dir gern in jedem Stücke."
Der König lachte laut, weil ihm der Scherz gefallen,
Und zeigte sich dadurch der Babin-Krone wert;
Er war ein muntrer Herr, geschätzt, geliebt von allen.
Doch ach! nach seinem Tod kam eine trübe Zeit:
Der gute Sinn erlosch, es herrschte Dunkelheit.

Als einst in dieser Gesellschaft die Frage aufgeworfen wurde, welches der älteste Staat in der Welt sei, trat ein lustiger Kopf auf und sprach: „Meine Herren, was streiten wir über das Alter und die Macht der Staaten, — ist doch der Babinsche der älteste und grösste von allen! Denn schon David sagt: omnis homo mendax, alle Menschen sind Lügner. Deshalb muss von den

frühesten Zeiten her der ganze Erdboden in die Grenzen unserer Herrschaft eingeschlossen gewesen sein." — Die Babinsche Republik zählte die angesehensten Personen, die Träger historisch gewordener Namen zu ihren Mitgliedern, so Johann Zamojski, Rej von Nagłowice, Johann Kochanowski, Sęp Szarzyński, Bartholomäus Paprocki. Sie bewahrheiteten, was Montaigne gesagt: „der sicherste Stempel der Weisheit ist ein beständiger Frohsinn."

Stanisław Pszonka starb um das Jahr 1570; sein Sohn wollte die humoristische Schöpfung des Vaters aufrecht erhalten, aber er vermochte trotz seines guten Willens nicht ihrem Rückgange zu wehren.

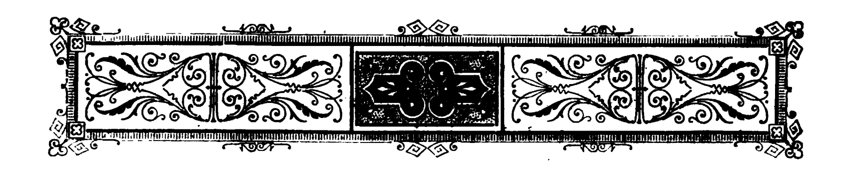
Das Leben der Polen war nicht ein städtisches, in welchem zwar scheinbar frische Bewegung herrscht, wo aber die Menschen, weil sie sich oft sehen, durch die Möglichkeit täglicher Mitteilung gleichgültiger gegeneinander werden. Der Adel lebte auf dem Lande, ein Hof lag weit von dem andern entfernt. Das hob die Liebe zu Familie und Haus, und das, nur selten Befriedigung findende, gesellige Bedürfnis trug viel zur Ausbildung der polnischen Nationaltugend der Gastfreundschaft bei. In dem stillen einsamen Hofe, zwischen Wäldern, Bergen und Steppen war im Sommer wie im Winter jeder Gast gern gesehen; Bruder oder Verwandter, Freund oder Fremder, wenn er mit dem Gruss im Namen Gottes eintrat und sich als Edelmann auswies, brachte Freude ins Haus. Man hiess ihn herzlich willkommen: die Wirtin war froh, dass ihre Gänsebrüste, Schweineschinken und geräucherten Zungen nicht ungenützt in der Speisekammer liegen durften, der Wirt aber pries sich glücklich, dass er mit dem Gaste Met oder Wein von ehrwürdigem Alter kosten und, was die Hauptsache war, über alles, was sein Herz erfüllte, sich aussprechen und Neues aus Kreis und Land erfahren konnte.



III.

Das Zeitalter des Verfalls oder der panegyrischen Poesie. 1622—1750.





III. Das Zeitalter des Verfalls.

Die Jesuiten.

Die freudige helle Flamme, in welcher die geistige Bewegung des goldenen Zeitalters glühte und leuchtete, begann zu erlöschen, der kaum zum hellen Glanz erweckte Edelstein sich unter Schlacken zu verbergen. Dem Erblühen und Aufschwingen folgte eben so schnell ein Verwelken und Herabsinken veranlasst durch politische Faktionen und durch die, zur Erreichung ihrer Absichten kein Mittel scheuenden Jesuiten. Der Orden, eben erst geboren, stand, ohne eine Kindheit oder Jugendzeit durchlebt zu haben, sofort als ausgewachsener Riese da und nahm den Kampf mit Völkern auf. Wie wenn am Abend eines Sommertages die Natur in stillem Frieden lächelt, das scheidende Lichtgestirn die üppigen Fruchtfelder, die sanft sich kräuselnde Meerflut vergoldet und alle Kreatur der Segenspenderin ein frohes und hoffendes „auf Wiedersehn" zuruft, — dann aber plötzlich eine dunkle Wolke herannaht, sich ausdehnt und alles in dichten markerstarrenden Nebel hüllt, so sah sich auch das herrliche Land der Polen, das sich friedlich im Lichte einer gesunden Aufklärung sonnte, schnell wieder in dunkle Nacht versetzt. Der bigotte Obskurantismus erklärte vor allem der nationalen Dichtung den Vernichtungskrieg. Kein Sänger aus Czarnolas feierte jetzt mehr

im hohen Liede Gott und seine Schöpfung, kein Geschichtsschreiber wie Bielski, kein freier Denker wie Górnicki legte mehr das als wahr und recht Erkannte in mustergültigen Werken nieder. Die Litteratur sank in eine Lethargie zurück, aus der sie erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder erwachen sollte.

Der eifrigste Kämpfer für die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens in den polnischen Ländern war der Kardinal Stanisław Hosius. Im Jahre 1504 geboren, erhielt er die erste Ausbildung in seiner Vaterstadt Krakau und in Wilna und trat darauf in den geistlichen Stand. Der Bischof von Krakau Peter Tomicki sandte ihn, seinen Eifer und seine Fähigkeiten erkennend, nach Padua, wo er erfolgreiche Studien machte, die er dann in Bonn vollendete. Tomickis Nachfolger Samuel Maciejowski bewirkte seine Aufnahme in das Krakauer Kapitel. Wegen seiner Kenntnis der deutschen Sprache wurde er nun zunächst in der Kanzelei Sigmund Jagiellos mit der Erledigung der preussischen Angelegenheiten beauftragt, alsdann aber von Sigmund August zum Bischof von Culm und 1550 zum Bischof von Ermeland ernannt, und zwar gegen die Gesetze des Domkapitels, denen zufolge nur ein Mitglied desselben zu dieser Würde erhoben werden durfte.

Auf der Synode zu Petrikau im Jahre 1551 legte Hosius seine berühmte, 1553 in Krakau gedruckte, Confessio fidei vor. Seine sonstigen Schriften dürfen keinen besonderen Wert beanspruchen. Vom Papste Pius IV. nach Rom berufen, wurde er von ihm und der ganzen Hierarchie aufs Höchste ausgezeichnet und erhielt den Kardinalshut. Nachdem er dann auf dem Tridentiner Konzil als Abgesandter Roms die Interessen desselben wahrgenommen hatte, kehrte er nach seiner Diözese zurück. Da er kräftige Massregeln gegen den bereits vielfach eingewurzelten Protestantismus für durchaus geboten hielt, eröffnete er zunächst in Braunsberg 1565 ein Jesuitenkollegium. Von dort aus verbreiteten sich die Jünger Loyolas später über das ganze Land. Im Jahre 1569 reiste Hosius noch einmal nach Rom und verblieb, vom Papste Pius V. mit Auszeichnung aufgenommen, dort bis an sein Lebensende 1579. Sein Stellvertreter und späterer

Nachfolger im Amt Martin Kromer (siehe Seite 33) wirkte im gleichen Sinne weiter fort.

Hosius wurde in Rom und in der ganzen katholischen Welt als ein vom Himmel zum Schutz der Herde Christi gegen Luther und Calvin Gesandter angesehen. Man gab ihm die ehrenden Beinamen: Stütze der Kirche, Hammer gegen die Ketzer, Phönix der Kardinäle, polnischer Patriarch, Altvater Abraham, Augustin, Melchidesek, Wächter des Glaubens, Wunder der Welt, Mauer des Katholizismus. Die Lutherischen nannten ihn „Abgott der Katholiken" und das römische Bekenntnis den „Hosiusschen Glauben". Melanchthon erkannte seine hohe Begabung an, indem er von ihm sagte: „wenn er nicht Papist gewesen wäre, hätte er eine Fackel der Kirche sein können — er habe wohl den Ruhm, aber nicht das Wohl des Vaterlandes vermehrt." Man muss Hosius das Zeugnis geben, dass er mildthätig und ein wahrer Vater der Armen und Unglücklichen war. Er bediente sich der Jesuiten zur Erreichung des von ihm als heilsam Erkannten, wie man ein Heer in den Kampf sendet, bei dessen Tapferkeit man wohl auch nicht nach seinen sonstigen Eigenschaften fragt. Übrigens gingen aus dem Jesuitenorden, wie wir später sehen werden, manche würdige und wahrhaft verdiente Männer hervor. Und bot nicht das 19. Jahrhundert das Schauspiel eines gleich rücksichtslosen, obschon weniger erfolgreichen Unterdrückungskampfes gegen die katholische Kirche?

Wenn wir aber den Erfolg der Thätigkeit des Kardinals Hosius im ganzen betrachten, überkommt uns ein Gefühl tiefer Trauer. Der Einfluss der unter einem Banner, mit einem Losungswort vorschreitenden Jesuiten machte sich bald in Polen fühlbar. Den klarsten gesetzlichen Bestimmungen entgegen wurden die Dissidenten von allen Ämtern, auch vom Reichstage, ausgeschlossen und ihre Kinder für erbunfähig erklärt.

Es galt damals der Spruch: Vexa Lutheranum dabit thalerum. Den Launen der Bischöfe und Mächtigen, oft sogar fanatischer Rotten schutzlos preisgegeben, lebte fortan das seinem Bekenntnis treu gebliebene Häuflein der Evangelischen in steter Ungewissheit, was der nächste Augenblick über sie verhängen werde. Für sie

gab es kein Recht, keine Duldung. Einige wenige Thatsachen werden genügen, ein Bild ihrer Lage zu geben. Einer der grössten Grundbesitzer, Unruh, Starost von Gnesen, wurde zum Tode mit Zungenausreissen verurteilt, weil er aus deutschen Büchern beissende Bemerkungen über die Jesuiten in sein Notizbuch geschrieben hatte. Das Bethaus der evangelischen Gemeinde zu Krakau wurde am 10. Oktober 1574 von den mit dem gleichgesinnten Pöbel verbündeten fanatisierten Studenten zerstört, ohne dass die Behörden dagegen eine Hand zu rühren wagten. Ähnliche Exzesse folgten, evangelische Begräbnisplätze wurden aufgerissen, Unfug mit den Leichen getrieben und viele andere Gewaltthätigkeiten ungehindert verübt. Zwar bestätigte König Stephan das von Sigmund August erteilte Privilegium freier Religionsübung, aber nach seinem Tode begannen die Angriffe von neuem. Häuser der Evangelischen wurden geplündert, der Pastor der Krakauer Gemeinde Jakob Wolf unbarmherzig zerschlagen, Begräbniszüge überfallen, ein Krakauer Zuckerbäcker Isaak Mayerhöfer erlitt entsetzliche Misshandlungen und wurde nach der Peterskirche zu den Jesuiten geschleppt, damit sie ihn bekehren sollten; diese nahmen ihn nicht in ihren Schutz und tadelten auch durchaus nicht das kannibalische Verfahren, sondern machten sich darüber lustig. Ähnliche Ausschreitungen kamen in allen Städten vor, in welchen die Jesuiten den Geist der Jugend beherrschten. Allgemeiner bekannt geworden ist die „Thorner Tragödie“.

Als Franz Lismanin (siehe Seite 82), Kommissarius über alle Franziskanerklöster und über die Nonnen des St. Klara-Ordens, von der Königin nach Rom gesandt war, um den neuen Papst Julius III. zu beglückwünschen, schrieb der Bischof von Krakau dorthin und riet, Lismanin als einen verkappten Ketzer ins Gefängnis zu werfen. Der Brief kam aber zu spät in Rom an.

Doch genug von diesen Beispielen des Fanatismus, deren wir nur einen geringen Bruchteil angeführt haben. Das polnische Volk ist für solche Thaten nicht verantwortlich zu machen, — sie fallen den intellektuellen Urhebern zur Last, jener fremdländischen Ordensgesellschaft, welche überall Zwietracht säete, blühende Länder in Dunkelheit hüllte und niemals verlegen war,

sogar Verbrechen zu rechtfertigen, wenn sie ihre Machtstellung befestigen konnten. Es bleibt nur noch hinzuzufügen, dass für die an den Evangelischen verübten Unbilden nicht ihre Feinde, sondern sie selbst hart büssen mussten, indem ihnen — „zur Vermeidung des Aufruhrs" — verboten wurde, sowohl neue Kirchen zu bauen, als auch die alten auszubessern.

Der Verfall.

Die Jesuiten waren in kurzer Frist Leiter der Schulen geworden. Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte sich die Zahl ihrer Kollegien und Unterrichtsanstalten vermehrt. Durch herzlose Strenge wurde die Jugend zu mönchischem Gehorsam angehalten und jedes schöne Gefühl, ja jede Moral gewaltsam erstickt. Täglich hörte man das Jammern und Flehen der Schüler. Sigmund III. unterlag ganz dem Einflusse dieses Ordens und verlieh ihm umfangreiche Privilegien. Die Krakauer Akademie, welche auch in andern Städten ihre „Kolonieen" hatte, sah sich dadurch in ihren Rechten verletzt und leistete, wohl wissend, dass die Gesellschaft Jesu bereits den Ruhm der bedeutendsten Universitäten des Auslandes untergraben hatte, entschiedenen Widerstand. Es begann eine heftige Polemik. Vergebens schrieb u. a. Johann Brzoski (1581—1652), ein gelehrter Arzt und Mathematiker, als Verteidiger der Krakauer Akademie gegen den schädlichen Einfluss der Jesuiten. Anfangs schienen diese zwar den kürzeren zu ziehen, bald aber triumphierte ihr Orden von neuem. Zuletzt nahm auch Krakaus Hochschule die Lehrmethode der Jesuiten an, die selbst in der Philosophie das Falsche für Wahrheit ausgab und, das eigentliche Wesen der christlichen Religion, die Grundsätze der Tugend und der Nächstenliebe in That und Lehre vollständig ignorierend, nur auf die blinde Unterwerfung der Geister unter die kirchliche Herrschaft hinarbeitete. So erlangten die Jesuiten allmählich durch List und Beharrlichkeit eine ungeheure Macht

nicht nur über alle anderen Orden und über die Weltgeistlichen, ja über die Bischöfe, sondern auch über Thron und Regierung. Den Grossen wussten sie u. a. dadurch zu schmeicheln, dass sie mit vielem Aufwand heraldischer Gelehrsamkeit ihre Stammbäume bis auf die biblischen Zeiten zurückführten und dadurch ihren Unterschied vom Plebs konstatierten. Ihr Hauptaugenmerk war aber auf die Verdrängung der polnischen Sprache gerichtet, die sie, die verjährte Taktik der mittelalterlichen Seelenhirten wieder aufnehmend, für eine heidnische und deshalb dem katholischen Geiste feindliche erklärten. Darum verbrannten sie in ganzen Stössen auf den Marktplätzen Lieder, Erzählungen, Fabeln und ausgezeichnete Denkmäler altpolnischer Sprache und Litteratur. Hatten die ersten religiösen Reformatoren sich mit Liebe der Sprache des Landes angenommen, so war nunmehr die kirchliche Zensur eifrigst bestrebt, alle Kundgebungen in polnischer Sprache zu unterdrücken, so dass endlich auch die Dissidenten zum Lateinischen zurückkehren mussten. Die polnische Litteratur war den Jesuiten vollständig fremd. In ihren Lehranstalten wurde nur lateinisch unterrichtet, den Zöglingen war es sogar verboten, ausser der Schule ihre Muttersprache zu gebrauchen, und jeder Zuwiderhandelnde erhielt sofort ein „Signum“, welches dem Inhaber dann eine körperliche Strafe eintrug. So sollte schon der Jugend das unschätzbare Kleinod der Muttersprache geraubt werden! Darunter litten beide Sprachen; aber mehr noch, das selbständige Denken ging verloren, dieser unermessliche Schatz, den der mechanische Mensch, der sich nur an der Gedankenkrücke des Lehrers fortziehen lässt, nie zu erwerben im stande ist. Die Wiedereinführung der bereits glücklich überwundenen Scholastik und des leeren Pedantismus dämmte völlig alle gesunde Geistesthätigkeit, alle Aufklärung ab. Die ganze Wissenschaft war eine Magd der Theologie geworden.

Zwar studierte man emsiger als ehedem die Alten, aber ihr innerstes Wesen blieb unerschlossen. Aus dem öffentlichen Leben wurde eine grosse lateinische Schule, in welcher Schulkünste, mechanisches Auswendiglernen und vor allem lateinisch Reden und Schreiben als allein zu Ehren und Ansehen bringend galt.

Deshalb sagte Stephan Batory, als er einst eine höhere Schule besichtigte, zu einem armen aber fleissigen Studenten: „Disce puer latine, faciam te Mości Panie (Lerne lateinisch, mein Sohn, und ich mache dich zum Edelmann).“

Die kritische Wissenschaft musste jetzt einer leeren Rhetorik und astrologischem Geschwätz weichen, die Dichtkunst beschränkte sich fast nur auf platte, mit Mythologie versetzte Lobhudeleien, in denen das Polnische, wo es noch angewandt wurde, mit dem Lateinischen vermischt war. Wer sich auf solch barbarisches Compositum nicht verstand, galt durchaus für roh und unwissend. Über die Herleitung des Namens „Makkaronismus“ für diese auch in andern Ländern zu Tage getretene Verirrung herrschen verschiedene Ansichten. Während einige den Benediktiner Merlino Coccajo für den Urheber der makkaronischen Poesie halten, weil er in seinem Hauptgedicht dieser Gattung Lateinisch und Italienisch so gemischt habe, wie man Makkaroniteig aus verschiedenen Teilen zusammensetzt, wird in Polen ein italienischer Jesuit Makaro als derjenige bezeichnet, welcher daselbst diese Ausdrucksweise eingeführt habe. Schon Kochanowski verspottet solche Geschmacklosigkeit in seinem Carmen maccronicum. Einem Felde, auf dem solches Unkraut wuchert, entspriesst nur spärlich der grüne Halm der Poesie. Wertloses wurde nun populär, Gediegenes, wie Wacław Potockis Dichtung „Der Chocimer Krieg“ und Paseks „Memoiren“ (wovon später), wurde mit vollständiger Gleichgültigkeit aufgenommen, um erst von der Nachwelt anerkannt zu werden. Die Astrologie stand in Blüte. Louise Maria von Gonzaga, Gemahlin Władysławs IV, gab 2000 Thlr. zum Abdruck der Astrologia gallica des Pariser Arztes und Mathematikers Morin, weil dieser ihr den Königsthron prophezeit hatte. Der Luxus des übermütigen Adels überstieg alles, was in dieser Beziehung von den alten Persern berichtet wird. An der Tafel der Grossen servierte man nach dem Dessert Pyramiden von Dukaten und verteilte sie unter die Gäste. Geld unter das Volk zu werfen, war bei den polnischen Magnaten etwas Gewöhnliches. Die Oberkleidung der Edelleute bestand grösstenteils aus persischem Goldstoff oder verschiedenfarbigem Sammet und Pelzwerk von un-

schätzbarem Wert. Unter diesem Dolman trug man eine reiche Tunika, Żupan genannt, von Goldbrokat, Silberstoff oder Seide, deren Stickerei von den Damen des Landes gefertigt war. An dem pelzverbrämten Barett prangte — zur Befestigung einer einfachen Reiherfeder — eine Diamant-Agraffe von zehn, zwanzig bis dreissig Tausend Thalern an Wert. Auch die Pferde waren, nach orientalischer Weise, höchst kostbar geschirrt, die Köpfe mit teuern Ketten behangen, die Zügel mit Gold und Steinen besetzt. Die polnischen Grossen hielten Truppen in ihrem Solde, ein einzelner oft mehrere tausend Mann. Mit diesen unternahmen sie des persönlichen Ruhmes wegen kriegerische Expeditionen auf eigene Hand, die nicht immer nutzbringend für das Vaterland ausfielen, ja oft, wie die eines Radziejowski, Lubomirski, Chmielnicki, gegen den König gerichtet waren. Die Unzahl „kleiner Könige“ war Polens Verderben. Der Staat war nie politisch kräftig organisiert, sondern lebte und bestand aus Individuen, deren jedes seine eigene Barke zu steuern suchte. Daher die wechselvolle Vergangenheit, das mehrmalige Erblühen und Verfallen.

Die panegyrische Beredsamkeit.

Das höfische Schmeichelgedicht und der panegyrische Sermon waren jetzt an die Stelle der echten schöpferischen Poesie und der begeisterten Rede getreten.

Während die eigentliche Lobrede, wie die eines Isokrates, sich mit der Darstellung der wahren Eigenschaften, nämlich glänzender Tugenden und schöner Thaten oder auch eines für die Menschheit überhaupt preiswürdigen Gegenstandes befasst und auch Cicero nur Tugenden in ihrem edleren Gebrauch gerühmt wissen will, enthält der spätere, mit dem Begriff „lobrednerisch“ verbundene Panegyricus, gleich dem in der Zeit der letzten Cäsaren üblichen, Huldigungen und beglückwünschende Schmeicheleien der

niedrigsten Art. Als in Polen der Obskurantismus und die Verderbtheit um sich griff, und leere, alles Geistes und Gefühls entbehrende Doktrinen wieder einem Meltau gleich das frische grüne Leben erstickten, offenbarte sich dieser allgemeine Rückschritt ganz besonders in der oratorischen Kunst.

Man trat zwar eben so oft wie früher, vielleicht noch häufiger, und zwar bei jeder erdenklichen Gelegenheit, bei jedem, auch dem geringsten häuslichen oder öffentlichen Ereignis mit Reden hervor, aber diese wurden immer gezwungener und geblähter, man übertrieb auf das Geschmackloseste, erging sich in gehäuften Makkaronismen, hochfliegenden Allegorieen und Vergleichen. Je weniger gesunde Einsicht der Redner an den Tag legte, je mehr seine Phraseologie ins Bodenlose ausschweifte, desto grösser war in diesem Zeitalter sein Erfolg. Die leere Lobhudelei, das Preisen des Wertlosen griff mehr und mehr um sich und artete in widriges Kriechen aus. Der Panegyrismus, die Krankheit der Zeit, umkrallte wie ein Polyp den Geist des Volkes und lähmte seine Lebenskraft. Alles verwandelte sich in Lob. Man lobte bei Taufen und Begräbnissen, man lobte sich gegenseitig bei jeder Veranlassung; vornehme Gönner wurden wie Halbgötter gefeiert, und die lächerlichsten Übertreibungen waren an der Tagesordnung. Diese Epidemie nahm so überhand, dass auch die Litteratur davon ergriffen wurde. Es gab Schriftsteller, die sich ausschliesslich mit der Abfassung panegyrischer Machwerke beschäftigten und einer Unzahl derselben das Leben gaben. Jesuiten und Piaristen, Professoren der Akademieen, Geistliche und Weltliche schrieben dergleichen, und kein Bibliograph wäre im stande, die Menge grösserer oder kleiner panegyrischer Schriften zu zählen, welche damals im verschiedensten Format durch die Druckereien Polens in die Welt gesandt worden sind. Noch heute zeugen ganze Stösse in öffentlichen und Privatbibliotheken von jener traurigen Verdorbenheit des Geschmaks. Eine neue überaus blumenreiche Art des Stils, Florida genannt, mit den übertriebensten Figuren und Witzspielen nach der zeitgenössischen italienischen Schreibart herrschte in allen Zweigen der Litteratur.

Um von der Sonderart der damaligen Eloquenz eine Vor-

stellung zu geben, lassen wir hier zunächst eine Stelle aus einer Anrede folgen, welche der Wojwode Zawisza zur Begrüssung Augusts II. hielt:

Unsere polnische Niobe, soeben noch effusa in lacrymas, hodie concrescit in gemmas; nach düstern und traurigen Nächten candida mundi sidera currunt, denn du hast den polnischen Thron bestiegen vultu siderio discutiens nubila. Unsere schon verlorenen Hoffnungen kehren wieder cum foenore. Das Vaterland cum suis ordinibus von jetzt ab in seinem Schosse primum majestatis ordinem haltend, id est Eure Majestät in diademate suo, gleicht nicht mehr einer klagenden Turteltaube, sondern es hat sich mit den Federn des Adlers geschmückt.

Zu jeder auch der alltäglichsten Begebenheit wurden überschwengliche Reden gehalten, und viele davon sind in den Silva rerum genannten Hausbüchern bewahrt, in welche fast in jeder altpolnischen Familie eine Anzahl solcher Sermone hineingeschrieben wurde, um später für alle vorkommenden Fälle mit einer passenden Ansprache gerüstet zu sein. Das neue Jahr, Ostern, Weihnachten, die Namenstage des Schutzpatrons wurden mit Redeakten begangen. Die hauptsächlichste Gelegenheit boten die Familienfeste, vor allem der Eintritt eines neuen Nachkömmlings in die Welt, welcher überhaupt auf das Glänzendste gefeiert wurde. In einer auf uns gekommenen Silva rerum finden wir die Anrede eines Taufpaten, welche vom Ruhm des Pythagoras, der Heroen und den ähnlichen Eigenschaften der betreffenden Familie handelt. Auf diesen Glückwunsch antwortete der Vater des neugeborenen Sohnes:

Eine freudige Morgenröte ist meinem Hause aufgegangen, nachdem ich durch Gottes Gnade einen Nachfolger, sanguinis et fortunae meae heredem, empfangen habe. Aber was für ein Tag auf eine so freudige Morgenröte folgen wird, fata in occulto habent, und ich vermag nicht unfehlbar ein Prognostikon zu stellen, denn spes mortalium erweist sich oft als nichtig, und wie non semper aurorae dies respondent, so treten nicht immer die Posteri in die vestigia der Väter. Was mir indes zur hohen Freude gereicht, ist die Hoffnung, welche Sie, Hochverehrter Herr, in mir erregen, indem Sie versprechen, dass wie ich selbst majores gloriosos gehabt habe, ich auch einen filium haben werde, majoribus non degenerem. Den gehorsamsten Dank statte

ich Ihnen, Hochverehrter Herr, für die freundschaftliche Würdigung ab, mit welcher Sie meine Familie ultra merita erheben, indem Sie ihr in novo successore ein neues incrementum wünschen. Gäbe Gott, dass Ihre freundschaftlichen Vota gute Folgen hätten, neque falso omine enden möchte die amica gratulatio. Wie ich jetzt in meinem und in meines Sohnes Namen danke, so stelle ich mich Ihnen auch späterhin zugleich mit dem Sohne zu Diensten, indem ich verspreche, Ihre favorable Testification in lebendigem Andenken zu bewahren, zugleich bittend, Sie wollen, gleich wie Sie jetzt als Freund in votis sich gezeigt haben, auch nachhero dieselbe Freundschaft gaudii perceptione in societate kundgeben.

Die Dichtkunst.

Gleichwie indes auch im Schatten des Dickichts noch einzelne duftige Blumen gedeihen, trieb ausser den, wie böses Unkraut wuchernden panegyrischen und anderen wertlosen Erzeugnissen der herrschenden Schule, teils in lateinischer, teils in polnischer Sprache, auch die echte Poesie einige Blüten, welche durch Originalität und Geschmack von der allgemeinen Verderbnis vorteilhaft sich abhoben. So sieht man, wenn man in stiller Mitternacht durch die Strassen einer Stadt schreitet, wohl da und dort einen Lichtschimmer aus dem Fenster eines einsamen Gemachs hervorleuchten, während alles rings in Nacht und Schlummer begraben liegt. Glänzen diese Dichtungen auch nicht als Kunstwerke ersten Ranges, so gebührt ihnen doch das Verdienst, sich der Wirklichkeit zugewandt und nationale Gegenstände in eine anmutigere Form, als die allgemein übliche, gekleidet zu haben. Vornehmlich war es die historische Poesie und die beschreibende Lyrik, welche in Gestalt der patriotischen Elegie auftrat, nicht selten auch zum Panegyricus wurde, dann aber von religiösem oder nationalem Geist und Gefühl durchwärmt war. Drei Männer stehen als die begabtesten Vertreter dieser gesunderen Richtung im Vordergrunde: Twardowski, Potocki und Kochowski. Angeregt durch die Erinnerung an grosse Thaten und stark gemacht durch

das noch lebendige Wort der Überlieferung, wussten sie gleichsam noch einmal das goldene Zeitalter zurückzurufen.

Samuel Twardowski, der fruchtbarste Dichter aus der Zeit der drei Wasas, wurde um das Jahr 1600 in Grosspolen geboren. Im Jahre 1621 nahm er an der berühmten Gesandschaft Zbaraskis nach Konstantinopel teil und besang diese dann in einem Erstlingswerk. Später begleitete er den Prinzen Władysław Wasa auf seinen Reisen durch verschiedene Länder Europas. Er war Augenzeuge der Kriege Kasimirs und legte alle Einzelheiten derselben in versifizierten Chroniken nieder, denn anders kann man seine grösseren Schöpfungen kaum nennen, wenn auch manche Stellen derselben sich durch Poesie des Ausdrucks zu kleinen Meisterstücken gestalten. Er schilderte die grossen Ereignisse, das im Leben seines Volkes sich abspielende traurige Drama nicht in der altpolnischen Sprache, sondern nach der jesuitisch zugestutzten Mode, und war deshalb für seine Zeitgenossen verständlicher und geniessbarer als für spätere Geschlechter. Das gilt namentlich von dem Werk: „Häuslicher Krieg mit Kosaken, Tataren, Moskowitern, Schweden und Ungarn", welches mit dem entsetzlichen Kosakenaufstande von 1648 beginnt. In den Oden breitet er oft seine Schwingen weiter aus, als es der dürftige Inhalt verträgt.

Als die verhältnismässig vollendetste Dichtung Twardowskis ist „Władysław IV., König von Polen", zu bezeichnen; wir teilen daraus folgende Verse mit:

Ihn wiegte schon als Kind kein weichlicher Gesang
Der Wärterin, — des Mars gewalt'ger Trommelklang
Umdröhnte frühe schon des Knaben Ruhestätte,
Des Erzes rauher Schall, ein tönend Messingschild.
Bellona hatte schon das Schwanenfederbette
Ihm unsichtbar mit Wehr und Panzer ausgefüllt.
Als kleines Kindlein griff er nach der Heiden Fahnen
Und kroch dem Halbmond nach, dem Stolz des Ottomanen.
Ja, als sein Vater einst zur Schlacht gerüstet war
Und ihn vom Ross herab im grossen Kriegshelm küsste,
Erbebte nicht sein Herz; so schaut der junge Aar
Zur Sonne, wie sein Blick des Stahles Schimmer grüsste.

Und, kehrte dieser heim auf stolzem Siegeswagen,
Oft auch, wenn umgestürzt der Türken Zelte lagen,
Nach Krim'schen Kämpfen auch — wie hob zu Vaters Pferde
Er seine Händchen auf mit lieblicher Geberde,
Umschlang mit Inbrunst ihn, den er so heiss ersehnt,
Und hat sich dann so gern auf seine Wehr gelehnt!

Bedeutender als der Vorige, und wohl der grösste Dichter dieser ganzen Epoche ist der Sänger des „Chocimer Krieges" Wacław Potocki. Geboren im Jahre 1623, wurde er, nachdem er die Würde eines Mundschenks von Krakau erlangt hatte, auf dem Reichstage von 1683 zum Kommissar für die Bezeichnung der schlesischen Grenzen erwählt. Sein Wohnsitz war fast immer das ererbte Gut Łužna; dort starb er auch im Jahre 1693. Potocki war ein offener Feind Österreichs und machte es Martin Kromer zum Vorwurf, dass er vom deutschen Kaiser das Adelsdiplom angenommen habe. In dem Heldengedicht „Der Chocimer Krieg" beschreibt er die auch von späteren Dichtern, z. B. von Krasicki, jedoch mit weniger Glück behandelten blutigen Kämpfe bei Chocim in Bessarabien am rechten Ufer des Dniester, in welchen der ritterliche Carl Chodkiewicz, bereits im Alter von mehr als 60 Jahren stehend, 1621 mit 60000 Polen der überlegenen Zahl von 200000 türkischen und tatarischen Streitern unter Sultan Osman die Spitze bot und einen für Polen ehrenvollen Frieden errang. Das Epos wurde von seinen Zeitgenossen nicht beachtet und blieb Jahrhunderte lang vollständig verborgen, bis es endlich im Jahre 1850 in einer volhynischen Bibliothek entdeckt und in Lemberg gedruckt wurde. Karl Szajnocha ermittelte den wirklichen Verfasser desselben. Eine echt dichterische Persönlichkeit tritt darin lebendig vor uns hin. Mit grosser Kraft, oft mit Meisterschaft, wenn auch zu sklavisch an altklassischen Formen hängend, führt uns Potocki die Gestalten und Charaktere der zahlreichen Kämpfer vor Augen und bewährt sich überall als ein von Vaterlandsliebe und Begeisterung erfüllter Maler der Vergangenheit. Ist zwar der Raum, den er der kriegerischen Handlung anweist, für ein Nationalepos bei weitem zu gross, so wirft er doch auch manchen satirischen Seitenblick auf das Privatleben

und die Sitten der Zeit und stellt dem damaligen Luxus die Einfachheit der Altvorderen gegenüber. Jedenfalls spiegelt keine andere Blüte polnischen Dichtergeistes bis zum Erscheinen des Mickiewiczschen „Herr Thaddäus" in so treuen Farben das eigene Zeitalter wieder. Dabei ist die Sprache nirgend durch die damals beliebten buntscheckigen Zierrate entstellt, sondern sie giebt sich einfach und natürlich.

Das Lager des Chodkiewicz und die Vorbereitungen zur Schlacht werden, wie folgt, geschildert:

Chodkiewicz, der an Jahren schon zu den Greisen zählt,
Ersetzt durch Geistesgrösse, was ihm an Stärke fehlt,
Auf der erhabnen Stirne ist Würde ausgeprägt,
Wie ihn sein stolzer Renner voran dem Heere trägt.
Das Ross in seiner Schönheit, stolz schreitend wie zum Sieg,
Sieht sich von Gold erglänzen und weiss, wer es bestieg,
Nicht harrt es auf der Stelle, nicht ruhig mag es weilen,
Die glatten Hufe streben, die Fernen zu durcheilen.
Der Zügel knirscht, und schäumend wirft es das Haupt empor.
Jetzt klingen die Trompeten im kriegerischen Chor,
Ihr Ton durchdringt die Herzen, macht neuen Mut erstehn,
Und Hände, Blicke steigen zum Vater in den Höhn,
Den Hinsturz des Tyrannen, des Räubers, zu erflehn:
„Nicht uns, o Gott, uns niedren Geschöpfen sei die Ehre,
Nein, deinem eignen Namen gieb Ruhm, der ewig währe!"

Schon klang das Lied der Vögel, und in der vollen Pracht
Stieg Titan zu den Höhen. Noch betet vor der Schlacht
Chodkiewicz in der Kirche, als Späher ihm verkünden,
Der Feind gedenke mittags als Gast sich einzufinden.
Und er, als er der Andacht nun fromm genug gethan,
Erhob sich mit dem Rufe: „ich will ihn gern empfahn,
Doch mag er nur nicht zögern, es säuert sonst das Mahl,
Ein heisser Bigos wird es, aus Pulver, Blei und Stahl."
Dann greift er zu den Waffen und zu dem blanken Schild,
Als ob in seinen Adern der Jugend Feuer quillt,
Und er nicht siebzig Jahre den schweren Stahl getragen.
Er schwingt sich in den Sattel und lässt die Kessel schlagen;
Und der Alarm verbreitet sich schnell von Mann zu Mann,
Man gürtet sich mit Schwertern, man legt die Rüstung an,
Und alles steigt zu Pferde und reitet aus der Schanze,
Sie eilen wie zur Hochzeit, sie eilen wie zum Tanze,

Als trüge jede Schläfe schon des Triumphes Krone.
Der Paukendonner eint sich dem Trommelwirbeltone.
Und als Diskant durchzittert des Erzes Schall den Raum,
Trompeter, Pfeifer blasen, es reicht der Odem kaum.

O Ruhm, o hehre Freude! o Jugend, reich an Mut!
Es schwellt das Herz, zu schauen, wie gleich der Wasserflut
Die Tapfern auf den Fluren sich breiten, und ihr Blick
Zugleich von Zornesgluten erglänzt und hohem Glück.

Den Anblick des türkischen Lagers beschreibt der Dichter im vierten Gesange:

Es glänzten weiss die Berge und Dniesters Uferrand,
Als deckte frisch gefallen der Schnee das weite Land,
So ist das grosse Lager der Türken anzusehn,
Darinnen unabsehbar der Zelte Reihen stehn;
Da war kein Kreis gezogen, noch Schanzen oder Mauern,
Verdiente doch Verachtung das Häuflein der Giauern!
Wo jeder hielt, da blieb er — die Stolzen prahlten frech:
Wenn wir von selbst nicht flöhen, sie bliesen uns hinweg!

Der Sultan überschaute, gebläht von Siegeslust,
Das Feld von einem Hügel und warf sich in die Brust;
Er der sich aus drei Welten die Herren folgen sah:
Monarchen aus Europa, von Asien, Afrika.
Du armer Dniester wagst es — ein Schmetterling den Aar —
Den Euphrat zu verachten, vergleichst dem Nil dich gar!

Den Ausgang des Kampfes haben wir bereits angedeutet.

Die ebenfalls Potocki zugeschriebene Dichtung „Der neue Merkur“ reiht sich durch ihre Einfachheit und natürliche Anmut den besten Erzeugnissen jener Zeit würdig an. Wir geben daraus eine Anrede an den schwachen König Michael Wiśniowiecki, welcher, statt zu kämpfen, mit den Türken über die Abtretung Podoliens und der Ukraine verhandelte.

Nicht zaudre, Michael! Dein erstes Feld des Ruhmes
That Mars dir auf. Manch Bild des alten Heldentumes
Ziert diese Wände, schau auf Sigmund, Stephan hin,
Boleslaw auch, — schon darf des Türken frecher Sinn

Sich nicht nur mit Byzanz, auch mit Kamieniec brüsten;
Erliegen mag er jetzt den eigenen Gelüsten;
Was dem Paläolog entrissen, nimm es wieder!
Steig' von dem Thron zu Pferd — flieh Festmahl, Scherz und Lieder,
Lass nicht im Müssiggang des Adels Mut vergehn!
Bewundernd soll die Welt auf diese Tapfern sehn,
Die sonst ja nur mit Scham dich „Bruder" nennen könnten.

Als dritter in der Reihe der besseren Dichter dieser Epoche bewegt sich Vespasian Kochowski (1633—1699) mehr auf dem Gebiet der Lyrik, die er mit Geschichte und Moral in Verbindung bringt. Auch der Panegyricus wurde von ihm angebaut. Sein glühender Patriotismus verführt ihn oft zu Übertreibungen, seine Moral wird zum bittern Hohn, und eine mit Mythologie und verdorbenen Ausdrücken überladene Sprache, die sich nur in den religiösen Dichtungen reiner und einfacher darstellt, weist ihn trotz seines bedeutenden Talents in eine niedrigere Sphäre als die beiden vorgenannten. Zudem war Kochowski im höchsten Grade fatalistisch-bigott und glaubte namentlich, dass die Zahl Sieben eine wichtige Rolle im Leben der Menschen und in der Weltgeschichte spiele. Diese Ansicht, in ein katholisches Gewand gekleidet, legte er in seinem Werke: Annalium Poloniae Climacter (I—IV.) nieder. Das griechische Wort ὁ κλιμακτήρ bedeutet „Stufe", dann „eine Periode von 7 Jahren". Kochowski dehnte diesen Begriff auf die aus der Multiplikation mit 7 entstandenen Zahlen aus. Sein Aberglaube in Betreff des Klimakter stützte sich auf folgendes: mit dem 7. Jahre schliesst das Kindesalter mit beendetem Zahnen ab, mit dem 14. beginnt das Jünglingsalter, im 21. spriesst der Bart, im 28. hört der Mensch zu wachsen auf, im 35. ist er ein Mann in der vollen Bedeutung des Worts, im 42. erreicht er die höchste Stufe der Vollkommenheit und Stärke, im 49. Jahre verlassen ihn allmählich die Kräfte, im 56. ist er bereits ein Greis und im 63. hat er gemeinhin die Grenzen des Lebens erreicht. Der Mensch ersteigt daher während seines irdischen Daseins gewissermassen sieben Stufen. Schon in Ägypten, Griechenland und Rom schrieb man der Zahl 7 eine geheimnisvolle Macht zu. Nicht geringer war die Bedeutung der Zahl 9,

und die schlimmsten Jahre sollten diejenigen sein, in welchen beide Zahlen zusammenwirkten, wie z. B. 7 mal 9 = 63, das gewöhnliche Todesjahr des Menschen.

Die scharfe und rücksichtslose Satire fand in Christoph Opaliński ihren Pfleger. Geboren im Jahre 1609, durchreiste er nach in Posen genossener Vorbildung Italien und Deutschland und beendigte dort seine Studien. Nach seiner Heimkehr zum Wojwoden von Posen ernannt, gründete er in dem ihm gehörigen Sierakowo eine höhere Schule. Im Jahre 1645 wurde er zugleich mit dem ermeländischen Bischof Wacław Leszczyński an den französischen Hof abgesandt, um bei der durch Prokuration geschlossenen Ehe Władysław des Vierten mit Maria von Gonzaga die Stelle der Majestät zu vertreten. Im Jahre 1655 ebnete er durch seine Vorstellungen den Schweden den Weg in das Land und bewog die Bewohner Grosspolens, sich dem Feinde zu unterwerfen. Erst drei Jahre vor seinem Tode gab er anonym 52 Satiren heraus, ohne den Erscheinungsort zu nennen, der aber in Wirklichkeit Krakau war. Die zweite Auflage unter dem Titel Juvenalis redivivus erschien vorgeblich in Venedig, in Wirklichkeit aber in Thorn. Diese Satiren machten auf die Zeitgenossen nur wenig Eindruck. Die Fortlassung des Reims, den der damalige Geschmack für untrennbar von der Dichtkunst hielt, der Mangel an poetischem Talent und ein trockener Vortrag waren die Ursachen. Opaliński, dessen beissende Zunge keine Schranken kennt, entwirft in diesen Satiren ein entsetzliches Bild von den Sitten seiner Zeit, aber die Farben sind zu grell und die Ausdrücke oft so gemein, dass sie mehr von persönlichem Hass und schwarzer Galle, als von der edlen Absicht, zu bessern, eingegeben scheinen und deshalb nicht als wahrheitsgetreue Sittenschilderungen betrachtet werden können. Er, den man des Verrats am Vaterlande zieh, der alle von ihm gegeisselten Fehler selbst besass und den schmachvollsten Schritt seines Lebens aus privaten Beweggründen that, wie sie damals die Triebfedern aller politischen Kämpfe waren, hatte wohl kaum das Recht, sich zu einem so nachsichtslosen Richter über seine Landsleute aufzuwerfen. Opaliński starb im Jahre 1656. Wir geben hier zwei in ruhigerem Ton gehaltene Satiren:

Bild der Scheinheiligen.

Nicht leiden mag ich die, die stets gesenkten Hauptes
Einhergehn, gleich, als ob sie heut' mit Gott geredet,
Ich glaube nicht und kann nicht solchem Antlitz trauen,
Das heilig scheint und doch heidukisch Denken birgt.
Im Munde Gottes Wort, den Rosenkranz in Händen,
Ein Büchlein zum Gebet, der Heil'gen Lebensläufe,
Aus denen sie fürwahr für sich kein Beispiel nehmen,
Das sie zu Heil'gen macht! Ich kannte einen Solchen,
Im Paternoster stark, noch stärker im Betrügen.
Das ist so die Natur von diesen Sykophanten:
Ein Schaffell hüllt sie ein, doch immer sind sie Wölfe.

Die Verschwendungssucht seiner Zeitgenossen tadelt Opaliński in folgenden Versen:

Der Kanzler hat das Recht, in Saus und Braus zu leben,
Dem Sekretär jedoch verargt es jedermann,
Wenn er ihm gleichen will, — es spotten alle laut,
Denn nichts belacht man mehr, als wenn solch armer Schlucker
Hochtrabend thut und fein; das bringt ihn ins Gerede,
Und mit dem Finger weist die ganze Welt auf ihn.
Ein solcher ass und trank aus Silber und aus Golde,
Da ging für Maul und Bauch bald alles fort zum Juden.

. . . .

Und Bruderherz, du weist, wie vielmal Krakau grösser
Als Brześć ist, und vergisst, dass vom Magnaten du
So weit entfernt bist wie der Himmel von der Erde,
Dir Stümper ward ja nie ein wohlbeschlagner Kasten;
Zu deinem Geld genügt ein Schubfach oder Säckchen.
Die Kluft ist wahrlich gross. Bei Zeiten seid darum
Ihr Grünschnäbel gewarnt. Ihr solltet doch wohl wissen:
Ein alter Weisheitsspruch sagt: Nosce temet ipsum!

Die Prosa.

Die bisherigen polnischen Historiker hatten zum grössten Teil die alten Traditionen für ihre Darstellung benutzt und nur selten Ereignisse erzählt, deren Augenzeugen sie gewesen waren. Auch Długosz und nicht minder die beiden Bielski geben nur gegen das Ende ihrer Chroniken Originalberichte über Selbsterlebtes, die aber eben deshalb den für uns wertvollsten Abschnitt derselben bilden. Einer der ersten, welche die während ihres Lebens empfangenen, im Gedächtnis festgehaltenen Eindrücke und Thatsachen in „Denkwürdigkeiten" niederlegten, war Johann Chrysostomus Pasek, ein in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geborener vielerfahrener Edelmann, der Typus des echten Rittertums. Er machte alle Kriegszüge und Schlachten seiner Zeit mit und vereinigte Gewandtheit in Führung des Säbels wie des Bechers mit tiefem religiösem Gefühl, das ihn auch in den trübsten Schickungen den Finger Gottes erkennen liess. Als er sein Alter herannahen fühlte, schrieb er alles Bemerkenswerte aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen — die ihn nur hie und da Anachronismen begehen lassen — nieder, ohne auf die Eigenschaften oder den Ruhm eines Schriftstellers Anspruch zu erheben. Diese „Denkwürdigkeiten" fanden deshalb gar keine Verbreitung und lagen im Manuskript anderthalb Jahrhunderte lang unbekannt und vergessen, bis im Jahre 1836 Eduard Raczyński sie auffand und, von allen Makkaronismen gereinigt, durch den Druck veröffentlichte. Die historische Litteratur der Polen wurde dadurch um ein Werk von hoher Bedeutung bereichert. Denn wir finden darin einen reichen Schatz der interessantesten, mit dramatischer Wahrheit gezeichneten Charakterbilder aus dem öffentlichen und privaten Leben, von manchem Witzfunken durchsprüht. Pasek ist gewissermassen der Rej des 17. Jahrhunderts, nur auf einer grösseren Bühne des öffentlichen Lebens. Folgende Stelle aus seinen „Denkwürdigkeiten" dürfte geeignet sein, seine Denk- und Darstellungsweise zu veranschaulichen:

Im Jahre des Herrn 1658.

Der König weilte mit einer Armee bei Thorn, eine andere stand in der Ukraine, unsere Division befand sich mit Czarnecki bei Draheim. In decursu Augusti gingen wir nach Dänemark, dem dänischen Herrscher zum Succurs, welcher der schwedischen Armee bei uns in Polen eine Aversio machte; dies that er wahrscheinlich nicht ex commiseratione mit uns, obgleich dieses Volk ab antiquo der polnischen Nation geneigt ist, wie die alten Schriften bezeugen, sondern weil er ein innatum odium gegen die Schweden hatte, jene in vicinate entstandenen inimicitias, die ihn die gegebene occasio ergreifen liessen, sich an den Schweden zu rächen, als ihr König mit dem Kriege in Polen beschäftigt war; er fiel ihm mit seinem Heere ins Land, kämpfte, schlug und mordete. Gustav, ein grosser und glücklicher Krieger, wandte sich zurück, belagerte einige Festungen in Preussen und opprimirte die Dänen so, dass er auch das Seinige ihnen wieder abnahm und ihr Reich fast ganz überwältigte. Der Däne, welcher nun seine Sache so zu kolorieren wusste, als habe er nur per amorem gentis nostrae die pacta gebrochen und den Krieg gegen die Schweden begonnen, bat die Polen um Succurs, ingleichen auch den Kaiser. Dieser entschuldigte sich mit einem Pakt, den er mit den Schweden geschlossen habe, — er könne deshalb kein Hilfsheer schicken. Die zweite Excuse lautete, er habe protunc keine Truppen, weil er dem polnischen Könige gestattet habe, alle in seine Dienste zu ziehen; darauf sandte unser König den Czarnecki mit 6000 Mann von unserer Armee. Er sandte auch quidem in seinem Namen den General Montecuculi mit einem kaiserlichen Heer. Dort wurde uns befohlen, uns beritten zu machen. Wilhelm, der Kurfürst von Brandenburg aber vertrat die Person des polnischen Königs und war über diese Truppen gleichsam das supremum caput. Wir liessen dann unser Feldlager in Tempelburg, da wir zu ihm spätestens nach einem halben Jahre zurückzukehren hofften.

Als wir von dort ausmarschierten, erhoben sich sehr viele und verschiedene Meditationen unter den Kriegsleuten. Es alterierte manchen, dass er über das Meer gehen solle, dorthin, wohin noch nie ein polnischer Fuss geschritten war, und zwar mit 6000 Soldaten gegen diesen Feind in seinem eigenen Lande, dessen Gewalt wir mit allen unseren Kräften im Vaterland nicht hatten aufhalten können. Auch war es noch nicht conclusum, dass die kaiserlichen Truppen mit uns gehen würden. Die Väter schrieben an die Söhne, Frauen an ihre Männer, sie sollen nicht dorthin ziehen, und wenn sie Verdienst und Posten einbüssten; denn alle hielten uns für verloren. Mein Vater jedoch, obgleich ich sein einziger Sohn war, schrieb an mich uud befahl mir, Gott zu meinem Schutz zu erkiesen und mich nicht im geringsten beirren zu lassen, sondern mutig dahin zu gehn, wohin der Feldherr es wolle, unter dem Segen des Vaters und der Mutter, indem er versprach, daheim heisse Gebete zu Gottes Majestät emporzusenden, mich versichernd, dass ohne dessen Willen kein Haar von meinem Haupte fallen werde. Als wir darauf nach Cieletnice

und nach Meseritz über die Grenze gelangt waren, ging ein grosser Teil der Kompagnieen und des Trosses nach Polen zurück, besonders viele Grosspolen von den neuangeworbenen Distriktskontingenten, namentlich vom Regiment des Starosten von Osiek und des podlachischen Wojwoden Opaliński. Die Abteilung des Kozubski löste sich ganz auf, nur er allein und der Fähnrich nebst einem Kameraden gingen mit uns. Die Husarenfahne des Wojwoden von Sandomir, Zamojski, blieb zurück, die ganze Kompagnie, verius dicam, entfloh, indem sie nur sechs Mann und einen Lieutenant bei der Fahne zurückliess, die dann so mit der Armee mitzogen; wir nannten sie Zigeuner, weil die Leute rot gekleidet waren. Bei anderen Abteilungen blieben nur zwei bis drei. Solche Feiglinge hatten auch den guten Burschen so das Herz verdorben, dass noch mancher sich mit allerlei Gedanken trug. Als wir nun über die Grenze gingen, sang die ganze Armee nach polnischer Manier: O gloriosa domina. Aber die Pferde aller Regimenter prusteten gewaltig, dass es uns das Herz erfreute und alle es pro bono omine nahmen — wie es sich denn auch erwies. Wir zogen dann auf dieser Strasse von Meseritz weiter und überschritten einen Berg, vom welchem noch Grenze und Städte Polens zu sehen waren. Bei solchem Anblick dachte wohl mancher: „Geliebtes Vaterland! Werde ich dich jemals wiedersehn?“

Die Preussen nahmen uns honorifice auf; sie hatten ihre Kommissare noch über die Oder gesandt. Der erste Proviant wurde uns bei Küstrin verabfolgt, und wir so überall versorgt, bis wir das kurfürstliche Reich durchschritten hatten, und man muss bekennen, dass dort eine gute Ordnung herrschte, denn es war alles so wohl vorbereitet, dass die Nachtquartiere durch das ganze Reich vorher ausgeschrieben waren und auch der Proviant jedesmal dorthin geliefert wurde.

Ein an Fruchtbarkeit den vorigen weit überragender Schriftsteller, dessen Produktion fast alle Gebiete der Prosa umfasste, war Simon Starowolski, der unter der Regierung Sigmund Wasas blühte. Er bearbeitete in lateinischer Sprache weltliche und Kirchengeschichte, Geographie, Litteraturgeschichte, Rechtswissenschaft und Philosophie; seine polnischen Schriften scheiden sich in politische und geistliche, namentlich Kanzelreden. Starowolski wurde, als er noch Schüler in Krakau war, vom Fürsten Ostrogski zum Mentor seiner beiden Söhne erwählt und begleitete diese auf ausländische Akademieen. Nach seiner Heimkehr wurde er Professor der Philosophie am Cisterzienserkloster zu Wąchocko. Noch zweimal besuchte er dann, als Lehrer der Söhne des Litauer Hetmans Chodkiewicz und später des Sohnes des berühmten Stanisław Koniecpolski verschiedene fremde Länder und wurde

endlich zum Kanonikus und Beirat des Prinzen Albrecht Wasa, Bischofs von Krakau, ernannt. Man erzählt, dass Karl Gustav von Schweden, als er im Jahre 1655 Krakau erobert hatte, aus Neugierde die „Katedra" (Kathedrale) in Augenschein nahm. Diese im gotischen Stil erbaute, zum alten Königsschloss auf dem Wawel gehörige Domkirche ist die vornehmste Ruhmeshalle des polnischen Volks, denn sie birgt in ihrem Innern die sterblichen Reste einer langen Reihe polnischer Könige, zum Teil auch ihrer Gemahlinnen und ausserdem die kostbarsten Reichskleinodien und Denkmäler aus der Blütezeit des polnischen Reiches. Starowolski machte den Führer des schwedischen Königs. Als sie zu dem Grabe Władysławs Lokietek gekommen waren, sagte er: „dies ist das Denkmal eines Königs, welcher zweimal vom Throne gestossen, ihn immer wiedergewann". Darauf äusserte der stolze Karl Gustav, welcher in der Kirche den Hut auf dem Kopfe behalten hatte: „aber euer heutiger Johann Kasimir kehrt, einmal aus dem Lande vertrieben, nicht mehr zurück". Starowolski erwiderte: „das Los der Menschen ist veränderlich, Gott allein kann sie erheben und erniedrigen". Diese Worte machten auf den schwedischen Monarchen einen solchen Eindruck, dass er still seinen Hut abnahm und in bescheidenem Schweigen die übrigen Denkmäler der Kirche besichtigte. Dennoch liess er die Kostbarkeiten derselben fortschleppen und verschonte nicht einmal den silbernen Sarg des heiligen Stanisław. Der polnische König kehrte ein Jahr darauf in das Vaterland zurück, aber Starowolski erlebte dies nicht mehr, sondern verschied schon 1656.

Dieser Autor liebte aufrichtig sein Vaterland und verherrlichte es in seinen Schriften, aber er zeigte auch seinen Landsleuten ihre Fehler und ermahnte sie zur Besserung. So tadelt er die übertriebene Gastfreundschaft mit den Worten:

Es ist eine schöne Sache, freigebig seinen Mitmenschen Brot zu spenden; aber man muss auch darin und in der Wahl der Menschen Mass halten, damit es nicht auf Vergeudung und eitle Prahlerei hinausläuft, denn bei geringem Einkommen verschwenden ist Wahnsinn. Catilina, nachdem er ein grosses Vermögen verprasst hatte, stiftete in Rom eine Verschwörung an, ward Führer im Kampf und fiel auf dem Platze.

Weniger durch seine lateinisch geschriebenen historischen Werke, als durch seine „Sprichwörter“ in polnischer Sprache hat sich Maximilian Fredro ein bleibendes Denkmal geschaffen. Er war Kastelan von Lemberg, später Wojwode von Podolien, und machte sich vielfach durch Wort und That um das Vaterland verdient. Nachdem er den König mit einer von ihm selbst auf eigene Kosten ausgerüsteten Kriegerschar in den Kampf gegen Tartaren und Kosaken begleitet hatte, weilte er, wenn nicht öffentliche Pflichten und Gesandtschaften ihn abriefen, auf seinem Besitztum Cormanice, das seinen Namen von den in Gestalt eines Herzens (cor) mit Linden bepflanzten Parkwegen erhalten hatte. Sein Tod erfolgte im Jahre 1679. In den „Sprichwörtern oder Warnungen“ hat er so treffliche Lebensregeln niedergelegt, dass alle Stände: Hofmann, Politiker, Landwirt, Soldat und Kaufmann daraus lernen können. Wir lassen einige derselben hier folgen:

Grosse Dinge sprechen sich am besten durch Schweigen aus.

Wo Viele raten, rät Keiner.

Du hast von dem Einen, den du beleidigst, mehr zu fürchten, als von Zehn, denen du wohlthust, Gutes zu erwarten.

Fremdes Böse stellen wir gern in die Sonne, eigenes in den Schatten.

Was frommt es am Ende, zu wissen, was die Römer thaten, oder was in fremden Ländern vorgeht, und nicht zu wissen, was zu Hause geschieht. Fremde Dinge zu erforschen, ist Neugierde, eigne aber Notwendigkeit.

Gleissnerei und Eintracht weilen nicht lange am selben Ort; das Krumme schickt sich nimmer zum Geraden.

Bösen zu missfallen ist so gut wie ein Lob; der Gleiche findet am Gleichen Geschmack.

Die polnische Frau.

Frauenwille —
Gottes Wille!
Polnisches Sprichwort.

Seit der schönen Sage vom freiwilligen Opfertode Wandas haben noch viele polnische Frauen den vaterländischen Ruhmeskranz erworben. So Kunigunde, die Gemahlin Bolesławs des Schamhaften, welche ihren Vermählungsring in die Tiefe eines Brunnens versenkte und durch die zu seiner Auffindung angestellten Nachgrabungen zur Erweiterung des Salzbergwerks von Wieliczka beitrug. So Anna Aldona, Tochter des litauischen Grossfürsten Gedymin, die ihrem Gatten Kasimir dem Grossen als einzige und schönste Morgengabe alle von den Litauern gefangenen Polen mitbrachte und dadurch das Bruderband um zwei Nationen schlang. Durch Tugend und Klugheit glänzten auch die Gattinnen mehrerer Jagiellonen, die so vielen polnischen Königen das Leben gaben. Und als im 18. Jahrhundert die Sittenverderbnis in Frankreich immer weiter um sich griff, um dem Laster der Ruhm gezollt wurde, der allein der Tugend gebührt, war es Polens Leszczyńska, welche mit dem Beispiel reiner Tugend allen voranleuchtete.

Von jeher war man in Polen darauf bedacht, den Töchtern eine Erziehung zu geben, die sie zu ihrem künftigen Beruf als Hausfrau vorzubereiten geeignet war. Man unterwies sie in Gebet und Arbeit und machte sie mit allen wirtschaftlichen Obliegenheiten vertraut. Liessen doch diese Beschäftigungen auf ihrem späteren, oft dornenvollen Lebenspfade keine heftigen Leidenschaften aufkommen, denn sie bewahrten den Geist vor nebelhafter Schwärmerei. Satiriker haben in allen Zeitaltern die polnischen Frauen zur Zielscheibe ihres Witzes gemacht, aber sicherlich in den meisten Fällen ohne Grund. Es ist wahr, sie erwarben weniger Gelehrsamkeit und entbehrten in früheren Jahrhunderten vielleicht oft des eleganten Schliffs, aber sie standen dem Hauswesen mit unermüdlicher Sorgfalt vor und leiteten sogar sehr oft

mit fester männlicher Hand die ganze äussere Landwirtschaft. Ihre Frömmigkeit war aufrichtig und liess sie Nachgiebigkeit, Mühen und Sorgen als zum Beruf des Weibes gehörig erkennen; diese zu erlangen und durch Ergebung und Reinheit des Sinnes zu versüssen, galt ihnen für eine unerlässliche Pflicht. Mehrere Jahrhunderte lang herrschte an den Höfen der Grossen eine so strenge Aufsicht, dass sogar im Jahre 1645 ein Fräulein, welches mit drei Höflingen leichtsinnige Beziehungen gepflogen, samt ihren Liebhabern zum Tode verurteilt wurde.

Schon die Erziehung der Mädchen wurde mit grosser Strenge gehandhabt. So gehörte es zur altpolnischen Sitte, dass sie während der Kinderjahre an jedem Freitag empfindlich gezüchtigt wurden, gleichviel, ob sie es verdienten oder nicht; es geschah zum Andenken an die Leiden Christi. Bedurfte man aber in schwierigen Lebenslagen einer besonderen Gnade des Himmels, so wurde die Züchtigung verstärkt, damit ihr Flehen zu Gott erfolgreicher sein möchte. Denn man legte grossen Wert auf die Gebete unschuldiger Kinder, und diese wussten es. Der Stolz auf solchen Vorzug erhob ihren Geist, statt ihn zu erniedrigen, und befestigte in ihnen den Vorsatz, auch späterhin jene Unschuld zu bewahren, welche sie näher zu Gott führte. Durch Anmut, Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe strebten sie dann auch ihre Ehemänner und ihre Söhne an diese Tugenden zu gewöhnen, und wir finden noch heute — im guten Sinne — den Ausspruch des Plinius bestätigt, welcher die Sarmaten die „Weiberbeherrschten" nennt. Die polnische Mutter liebte und liebt noch heute ihren Sohn mit der innigsten Zärtlichkeit und strahlt von Glück, wenn sie edle Eigenschaften an ihm wahrnimmt. Gegen den Gatten und Vater ihrer Kinder ist sie bei aller treuen Liebe eine strenge Richterin, wenn er durch entehrende Thaten seinen Namen befleckt, sie weckt seinen Mut und seine Thatkraft, treibt ihn aber auch oft zu gewagten, ihm und dem Lande verhängnisvollen revolutionären Unternehmungen.

Die Frauen der höheren Stände trugen im 16. Jahrhundert nach flamändischer Sitte Häubchen vom feinsten Linnen und eine Stirnbinde. Gleich den Männern bedeckten sie den Hals nicht

mit Tüchern oder dergleichen, sondern sie schmückten ihn mit Perlenschnüren von oft sehr hohem Wert. Den Kragen des Oberkleides besetzten viele mit reichem Pelzwerk. Die unverheirateten Frauenzimmer trugen Schürzen von feiner Leinwand und liessen das Haupt unbedeckt, nur ein schmales Sammetband wurde durch das Haar geflochten. Wenn sie ausgingen, warfen sie einen weissen Schleier über den Kopf, der jedoch niemals das Gesicht verhüllte. Die unverheirateten Frauen der ärmeren Klasse umwanden Kopf und Antlitz mit einem langen schmalen Leintuche oder bedeckten auch den ersteren mit einem kleinen niedrigen Kolpak, von welchem nach hinten und über die Schultern ein Schleier hinabfiel; über der Kleidung trugen sie gewöhnlich noch einen losen Kontusch. Die schlichten Bauerfrauen kleideten sich in leinene oder Pelz-Pikeschen.

Die Frauennamen waren im Laufe der Zeit manchem Wechsel unterworfen. In den ersten christlichen Jahrhunderten findet man am häufigsten die Namen: Agatha, Beata, Dobrasłowa, Dorota, Gertruda, Helena, Jarosława, Klara, Krystnya, Michna, Mirochna, Paulina, Połonia, Salomea, Stanisława, Swiętosława, Tomka. Der Name Wanda war, als aus der Zeit der Götzendienerei, lange verpönt, Kunigunde verwandelte sich in Kinga, und ist so noch heute bei den Góralen üblich. Im 16. Jahrhundert waren am gewöhnlichsten die Namen: Anna (Hanna, Hanka, Hanula), Barbara, Gerusza, Halszka, Jadwiga, Katarzyna (Kasza), Regina. Unter Johann Sobieski kamen französische Namen in die Mode, unter den Sachsenkönigen deutsche, unter Stanisław August wiederum französische, so wie man sie in den vielgelesenen französischen Romanen fand. Die alten Namen wurden verspottet, eine Katarzyna gab es nirgend mehr, aus Maryna wurde Maria. Im 19. Jahrhundert griff man bis auf die vorchristliche Zeit zurück, und Namen wie Wanda kamen wieder zu Ehren.

Schon Zbiegniew Morsztyn, ein begabter lyrischer Dichter, dessen Wirken in die erste Hälfte des 17. Jahrhunders fällt, singt von der Anmut und dem feinen Gefühl der Polinnen:

An eine Jungfrau.

Du aller Schönheit göttlich Musterbild,
Vor dem des Frühlichts Rosen matt erbleichen,
Du heller Stern auf irdischem Gefild,
Dem selbst des Himmels Leuchten nimmer gleichen!

Du reiner Geist, verschlossen in Krystall,
Daraus du strahlst in hoher Tugend Sonne, —
Vollkommenstes Geschöpf in diesem All,
Du Trost des Auges und des Herzens Wonne!

Ein neuerer Dichter preist die polnische Mutter:

Seh' ich dich, o Frau, so süss und lind
Rastlos sorgen um dein teures Kind,
Singst du ihm ein Lied von unserm Land,
Von der Väter Ruhm und tapfrer Hand,
Dann umschwebt des Kindleins Haupt das Glück:
Mutters Blick — es ist ein Engelsblick!

Auch in bezug auf geistige Fähigkeiten sind die polnischen Frauen keineswegs von der Natur vernachlässigt. Wenn wir in den früheren Geschichtsepochen nur wenig Schriftstellerinnen unter ihnen antreffen, so rührt dies nicht von Mangel an Begabung her, sondern es liegt in den Verhältnissen jener Zeit, in welcher es einer Frau verdacht wurde, wenn sie Nadel und Schlüsselbund mit der Feder vertauschte. Ein altes Sprichwort sagt:

Beim Bücherlesen, bei Gesang und Spiel
Gewinnt des Weibes Tugend niemals viel.

Man huldigte der Meinung, dass dergleichen Beschäftigungen die Frau von der praktischen Thätigkeit im Hause abzögen. Gleichwohl gab es schon im 16. Jahrhundert in Polen unterrichtete Frauen, die mit der altklassischen Litteratur wohlvertraut waren. In der traurigen Epoche der polnischen Geschichte, inmitten der politischen und moralischen Ohnmacht, als die Landessprache missachtet war und geschmacklose Reimereien als Poesie galten, trat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Frau hervor, deren Talent sie der kleinen Zahl jener Schriftsteller zu-

gesellte, welche damals die Ehre der polnischen Dichtkunst aufrecht erhielten. Neben Wacław Potocki und Twardowski glänzt auf diesem Gebiet Elisabeth Družbacka, geb. Kowalska. Sie erblickte im Jahre 1687 in Grosspolen das Licht der Welt und verlebte ihre Jugendzeit im Hause der Frau Sieniawska, Kastelanin von Krakau, wodurch ihre Ausbildung wesentlich gefördert wurde. Darauf mit Družbacki, Schatzmeister von Żydaczew vermählt, wohnte sie in Rzemień an der Wisłoka und wählte, nachdem sie Witwe geworden, das Bernhardinerkloster in Tarnów zur bleibenden Stätte, wo sie, ohne das Ordensgelübde abzulegen, die Klosterregeln annahm. Dort starb sie im Jahre 1760. Obgleich sie keine fremde Sprache inne hatte, lieferte sie doch ein beredtes Beispiel, was angeborener dichterischer Instinkt und ein kräftiger, thätiger Geist aus sich selbst heraus zu schaffen vermögen. Sie erhob sich über ihre Zeitgenossen, eine Wiedergeburt der polnischen Litteratur vorausverkündend. Gebrach es ihr noch an vollendeter Gestaltungsgabe, so muss ihren Werken doch natürliche Schönheit und Anmut in der Komposition nachgerühmt werden.

Družbackas Dichtungen veröffentlichte der damalige Kronreferendarius, spätere Bischof von Kiew, Joseph Załuski, dem wir zunächst einige Worte widmen wollen. Dieser namhafte Bibliograph und Historiker ist besonders dadurch berühmt geworden, dass er, einer schon in der Jugend hervortretenden Neigung folgend, sein ganzes Vermögen und seine Einkünfte zum Ankauf von Büchern und wertvollen Manuskripten verwandte. Nicht selten begnügte er sich als Bischof mit einem Stück Brot nnd Käse, um das Geld zu einem seltenen Druck, einer kostbaren Handschrift zu sparen. Sein Bruder Stanisław Załuski, Bischof von Krakau († 1758) trug ebenfalls viel zur Vergrösserung der Bibliothek bei. Nach dem Tode der beiden zählte die, in Warschau schon 1746 dem öffentlichen Gebrauch übergebene Büchersammlung 240,000 Bände. Sie blieb indes nicht lange im Besitz des Staates, denn nach der letzten Teilung Polens wurde sie nach Petersburg gebracht und dort der kaiserlichen Bibliothek einverleibt. Bei dem Transport nach Russlands Hauptstadt wurde

leider sehr nachlässig mit ihren wertvollen Schätzen umgegangen. Seume sah in Riga eine Menge Kisten, die ungefähr wie Tabaksblätter gepackt waren. Zwischen Grodno und Białystok begegnete er einer zweiten „Division" der Bibliothek und sah, wie der Regen ungehindert in die zerplatzten Kisten eindrang, Bücher herausgefallen waren und die von einem umgeworfenen Wagen gestürzte Gelehrsamkeit im traurigen Mischmasch durcheinander lag.

Joseph Załuski wurde, als er auf dem Reichstage der Jahres 1767 gegen die Erweiterung der Privilegien der polnischen Dissidenten mit allem Eifer der Unduldsamkeit auftrat, auf Befehl des russischen Gesandten Repnin in der Hauptstadt Polens verhaftet und mit einigen andern nach Kaluga im Innern von Russland zu fünfjähriger Verbannung abgeführt. Kurz vor der ersten Teilung des Landes kehrte er nach Polen zurück und starb im Jahre 1774. Załuski gab ausser litteratur- und zeitgeschichtlichen Schriften in dem Zeitraume von 1752—1754 ein Werk in fünf umfangreichen Bänden unter dem Titel: „Sammlung von Rhythmen lebender oder in unserem Jahrhundert verstorbener Dichter" heraus. Der erste Band enthält ausschliesslich Poesieen von Elisabeth Družbacka. Aus dem, siebzehn Nummern umfassenden Inhaltsverzeichnis desselben teilen wir folgende, den damaligen Geschmack kennzeichnende Titel mit:

Lebensbeschreibungen des heiligen Königs David.
Beschreibung der vier Jahreszeiten.
Ein grosses Gedicht auf Wasser, Feuer und Luft.
Die von Gott gebaute Festung, durch fünf Thore verschlossen, d. i. die menschliche Seele mit ihren fünf Sinnen.
Die auf dem Felde des menschlichen Lebens durch den alten Wirt, den Tod, gebundene Garbe, welcher in der Wüste einem Einsiedler begegnet und sich mit ihm unterredet.
Lob der Wälder und des angenehmen Lebens darin im Schäferstande, von einer gewissen Schäferin.
Verschiedene kleine moralische Gedichte, darunter ein artiges auf die Freimaurer und den Mopsorden.

Der zweite und dritte Band enthalten nur Produkte Joseph Załuskis. Wir entnehmen dem ersten Bande einige Strophen, in

welchen Družbacka dem Frühling ein Loblied singt, jenes alte und doch ewig junge Lied, das von Hesiod bis Heine, von Virgil bis Kleist stets von neuem angestimmt worden ist, die hehren Freudenlaute, die immerdar in tausend Herzen ein jubelndes Echo finden:

Der Frühling.

(Anfang.)

O goldne Zeit in kindlicher Gestalt,
Du heitrer Lenz, wenn du voll Unschuld lächelst,
Fühlt sich die Brust von Frohsinn überwallt,
Ob du erglühst, ob du uns Kühlung fächelst;
Du darfst, dem Kinde gleich, im muntern Necken
Mit Schnee die frisch ergrünten Gräser schrecken.

Doch schreckst du nur, du thust kein wahres Leid,
Nicht durch des Himmels Gluten, nicht durch Schlossen;
Das Wetter hat in jugendfrischer Zeit
Mit Wind und Sonne einen Bund geschlossen:
Es kennt die Stunde, Glut und Frost zu bringen,
Es kann das Alter stärken und verjüngen.

Du kamst, die Erde aus der Eisenhaft,
Der Sklaverei des Frostes zu erretten,
Als Kind, das für die Mutter liebend schafft;
Allmählich lockerst du des Winters Ketten,
Um bald die Gluten stärker anzuschüren,
Sie ganz aus dem Verliess hinauszuführen.

Und nach des Winters harter Tyrannei
Gewährst du neuen Atemzug der Erde,
Die lang' erstarrten Äcker werden frei,
Es wirkt des Lebens Feuergeist am Herde.
Und sieh, bei seines Hauches mildem Wehen
Muss alles wachsen — nichts kann jetzt vergehen.

Und weinst du hie und da in trübem Mut,
Bist du doch nimmer grämlich anzuschauen,
Du stärkst die Mutter mit der Thränenflut,
Erfreust den Wald, die Saat, die Blütenauen,
Und alles sieht man neue Macht gewinnen,
Sobald die Perlen deines Taues rinnen.

Mildthätige Monarchin, die du bist!
Die reichsten Farben streust du allerorten,
Ja, was man oft bei Mächtigen vermisst:
Du giebst so freundlich — nie mit schnöden Worten;
Weisst jedem stets nach Zeit und Mass zu spenden,
Und niemand darf sich bettelnd an dich wenden.

Die dichten Waldungen, an Schatten reich,
Wie prangen sie in mannigfacher Hülle:
Im zarten Grün der weissen Birke Zweig,
Die stolze Buche in der Jugend Fülle,
Der edlen Tanne dunkelgrüne Äste,
Der starken Eiche hundertjähr'ge Feste.

Und anders maltest du der Wiese Grün,
Die seidnen Gräser ihr zum Mantel gebend,
In dem als Zierde bunte Blumen blühn;
Ein Zephyr naht, mit Tändeln sie umschwebend,
Dass sie einander kindlich kosend necken:
Eins schaut empor, das andre spielt Verstecken.

Und nun die Blumen, die im Garten blühn —
Wie reich und prunkvoll weisst du sie zu kleiden;
Dass sie im neuen Schmuck vor Stolz erglühn,
Wenn wir an ihrer Pracht das Auge weiden.
O Frühling, solche Wunder zu vollbringen,
Kann keinem andern Künstler je gelingen.

Gegen die Schmeichelsucht der Panegyristen eifert die Dichterin in folgenden Versen:

Ich kenne manchen Panegyricus
Ich hörte manchen lauten Glückwunsch schallen,
Aus jedem Wort fast in der Rede Fluss
Die tiefsten Adorationen hallen,
Der Schmeichelbriefe nimmer zu vergessen,
Man kann wie Korn sie mit dem Scheffel messen.
Strebt jemand einen Vorteil zu erreichen,
Dann wird gar aus dem Scheffel eine „Last".
Doch lehrt die Schrift, dass du nicht deines Gleichen,
Dass du Gott selbst nur anzubeten hast.
Wir müssen sorglich die Gefahr vermeiden,
Zurückzukehren zum Gebrauch der Heiden,

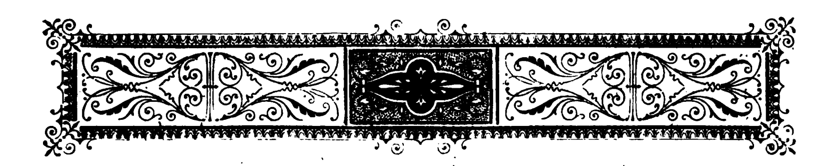
Die Mars', Apollos Bilder angebetet, —
Zerschlagt sie — seht: sie sind aus Lehm geknetet!

Seit 1870 ist auch in Polen die Frage der Frauen-Emanzipation vielfach erörtert worden. Publizistinnen, wie Elisa Orzeszko und ihre zahlreichen, verschieden befähigten Jüngerinnen kämpfen unter der Standarte des von seiner klugen Frau beeinflussten Stuart Mill für die völlige und rücksichtslose Gleichstellung der Frau mit dem Manne. Eleonore Ziemięcka (1819—1869) führt dagegen mit Recht an, dass die unbeschränkte Emanzipation des weiblichen Geschlechts nur ein krankhafter Traum gedrückter und unglücklicher Wesen ist, und dass seine Verwirklichung höchst schädliche Folgen für die Gesellschaft nach sich ziehen würde. Und in der That ist, wie schon Karl Libelt ausführt, die Emanzipationssucht eines der schlimmsten Zeichen einer materialistischen Zeit. Die Emanzipation hat nur insofern eine Berechtigung, als sie auf Verbesserung des weiblichen Unterrichts und Aufhebung der Schranken ihrer unabhängigen Erwerbsfähigkeit hinzielt. Kann man auch den Frauen geistige Anlagen keineswegs absprechen, so würde doch ein gelehrtes Studium wie das der Männer oder gar eine politische Wirksamkeit sie gänzlich ihren häuslichen und Mutterpflichten entfremden, und ihre Kinder müssten an Leib und Seele verkümmern. Überdies besitzt die Frau nicht diejenige Körperkraft, die sie befähigte, selbständig ohne die Stütze des Mannes durch alle Phasen des Lebens zu gehen. In Polen sind indes die Familienverhältnisse im allgemeinen noch so gesund, dass die Träume von Emanzipation mehr vereinzelt dastehen.

IV.

Das Zeitalter des Wiederaufblühens der polnischen Litteratur bis zu Mickiewicz.

1750—1820.



IV. Das Zeitalter des Wiederaufblühens bis zu Mickiewicz.

Allgemeiner Überblick über das 18. Jahrhundert.

Wir haben die folgenschweren Einflüsse des Zelotismus auf Erziehung, Litteratur und soziales Leben kennen gelernt. Es giebt keinen grösseren Zwang, als das geistliche Imprimatur; in einem Lande, wo beinahe alle litterarischen Produkte des Verstandes und des Herzens untersagt und die Einfuhr von Büchern, die nicht einmal das eigentliche Dogma berühren, verboten ist, kann sich kein Genie entfalten.

Der Rückschritt machte sich auch auf politischem Gebiete bemerkbar. Das polnische Volk verlor mit der Freiheit des Gewissens und der Lehre auch jene Tugenden, auf denen die Kraft des Staates beruhte. Durch die an den Dissidenten geübte Gewalt wurde auch in sonst duldsamen Gemütern ein fanatischer Hass erzeugt, der sich nicht nur in einer verderblichen Wort-Polemik, sondern auch in blutigen Kämpfen äusserte. Nichts aber ebnet dem äusseren Feinde mehr die Wege, als innerer Parteizwist: duobus litigantibus tertius gaudet!

Die Magnaten waren durch panegyrischen Weihrauch übermütig geworden und kümmerten sich kaum mehr um das Wohl des Vaterlandes. Der übrige Adel folgte mehr oder weniger ihrem Beispiel. Ein Geist der Lüge und Charakterlosigkeit beherrschte alle Sphären der Gesellschaft. Alles wurde verkäuflich, sogar die

Feder des Schriftstellers, dessen Gerät, die Sprache, mit in die allgemeine Verderbnis hineingezogen war. Ein Schmaus, ein Trinkgelage folgte dem andern; wer nicht trinken wollte oder konnte, wurde allgemein, ja im eigenen Hause verachtet. Einige haben sich sogar als Säufer einen Nachruhm erworben. In dem allgemeinen Niedergange arteten auch die durch Jahrhunderte bestandenen, niemals besonders zweckmässig gewesenen Staatseinrichtungen völlig in Missbräuche aus. Jedes Interregnum, jede Königswahl bot fortan die erwünschte Gelegenheit, zu zeigen, was der Einzelne vermochte, die freien Stimmen wurden um Geld und Geldeswert an den Reichsten und Mächtigsten verhandelt. Der Adel hatte seine Traditionen und den Blick in die Zukunft verloren, der Magnat nannte den niederen Edelmann nur dann noch „Herr Bruder", wenn er ihn zu einer Verschwörung gegen oder für den König gewinnen wollte. Das wahre Verdienst, die echte Bürgertugend musste oft vor der Macht des Geldes und der Protektion im Winkel stehen. Polen war stark und gefürchtet, so lange die Brust jedes Edelmanns eine Festung gegen den Feind bildete und der Adel eine grosse Familie mit dem König als Vater war. In dem Masse, wie die Achtung vor diesem ihrem Haupte und die Gleichheit der Mitglieder der grossen Familie schwand, wankte auch das Gebäude der Republik und ging nach dreimaliger Erschütterung unter, zumal auch das geringe stehende Heer, nach dem Urteil sachkundiger Zeitgenossen nur ein Bild mangelhafter Kriegskunst und völlig gelöster Disziplin darbot. Die bewaffnete Macht stand in der That unter dem Niveau jeder Kritik und glich eher allem anderen als einer Armee.

Das liberum Veto, die Vernichtung eines Reichtagsbeschlusses durch den Einspruch eines einzigen Landboten, verdient vielleicht nicht ganz den Tadel, welchen die an heutige parlamentarische Formen Gewöhnten darauf häufen. In Polen lag die Sache wesentlich anders, als in unseren heutigen konstituionellen Staaten. Polen war ein föderierter Staat mit der grössten Autonomie der einzelnen Landesteile. Die Protestation eines Landboten erfolgte auf Grund geschriebener Instruktionen, die ihm aus seinem Heimatbezirk erteilt worden waren und sich auf das, alle Gegenstände

der künftigen Verhandlungen enthaltende „Commissorium“ bezogen, durch welches der König zur Wahl der Landboten aufgefordert hatte. Man zählte im Reichstage nicht die Stimmen, sondern suchte zwischen den Instruktionen der einzelnen Landboten die bestmöglichste Transaktion zu erzielen. Von Parlamentarismus war in Polen nicht die Rede, denn die Minister wurden auf Lebenszeit ernannt, konnten nicht einmal vom Könige abgesetzt werden und kehrten sich an den Reichstag nur wenig. Allmählich rissen Missbräuche ein, das liberum Veto wurde aus selbstischen Rücksichten immer häufiger geltend gemacht und dadurch zuletzt jeder Reichstag unterbrochen, so dass während der Regierung der beiden Sachsenkönige keine Session beendigt werden konnte.

Unter denjenigen Fehlern, welche das Unglück des Landes vorbereiteten, war die einseitige Auffassung des Begriffs eines „Staatsbürgers“ nicht der geringste. Ein solcher Obywatel war nur der Edelmann, während die mit der ganzen Steuerlast bedrückten Städtebewohner und die als eine Art substantia incompleta vegetierenden Bauern von jedem Einfluss auf die inneren und äusseren Angelegenheiten des Staates vollständig ausgeschlossen blieben. Wir wollen einer zu weit getriebenen Freiheit und sogenannten „Aufklärung“ der niederen Volksschichten nicht das Wort reden. Wohin würden wir gelangen, wenn der gemeine Mann sich mehr mit Politik als mit häuslichen Arbeiten beschäftigte, der Ackersmann lieber die Zeitung oder Darwin-Häckels Tiermärchen als den Pflug zur Hand nähme und jeder Schuster dichten wollte, wie Hans Sachs. Andererseits empört es aber jedes Gefühl, einen unschuldigen Menschen von der Geburt an rechtlos der Willkür seines Nebenmenschen preisgegeben zu sehen. Die Besorgnis, in jenen Zustand der Sklaverei zurückgeworfen zu werden, bewog noch im Jahre 1846 die galizischen Bauern, sich für die österreichische Regierung gegen die auf eine zweite sizilianische Vesper hinzielende Insurrektion zu erheben. In Posen war diese schon durch rechtzeitige Verhaftung des charakterlosen Poltrons Ludwig Mierosławski im Keime erstickt worden.

Leibnitz schrieb über die polnischen Zustände: persona reipublicae in nobilitatis personam translata est. Und in der That

war der polnische Adel zur Zeit seiner Herrschaft eine durchaus eigentümliche, unter keine alte oder neue Form zu summierende Einrichtung; der Ritterstand war kein Stand, sondern das Volk selbst. Die Polen liebten es indes, sich mit den Griechen oder Römern zu vergleichen und nannten ihre Regierungsform eine Republik. Mit einer interdictio in adjecto und doch nicht ganz unzutreffend bezeichnet sie ein Schriftsteller als eine „demokratische Aristokratie". Während des Mittelalters boten im übrigen Europa die Verfassungen der unter Lehen stehenden Länder nur insofern eine gewisse Ähnlichkeit, als die höheren Vasallen und die Geistlichkeit ebenfalls für ihre Vorrechte und Freiheiten kämpften, ohne die niederen Stände zu berücksichtigen.

Polens Horizont verdüsterte sich mehr und mehr. Es wäre noch Rettung möglich gewesen, wenn man ernstlich an die Beseitigung der erwähnten Missstände gedacht, das Los der Leibeigenen verbessert, der zügellosen Freiheit und Anarchie entsagt und bei Zeiten die Urheber der geistigen Verkommenheit aus dem Lande gejagt hätte. Endlich wäre noch der siebenjährige Krieg eine gelegene Zeit für Polen gewesen, sich zwischen den streitenden Mächten eine selbständige Stellung und somit Einfluss und Bedeutung innerhalb des europäischen Staatensystems zu sichern. Aber es liess diese Gelegenheit vorübergehen, ohne sich zu irgend einer That zu entschliessen.

Die innere Zerrüttung war durch die religiöse Unduldsamkeit noch unendlich vermehrt worden. Diese erstreckte sich nicht bloss auf die Protestanten, sondern auch auf die Angehörigen der griechischen Kirche. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts sollten die Kosaken, diese Vormauer Polens gegen Türken und Tataren zur Annahme der römisch-katholischen Religion gezwungen werden. In wahnsinnigem Bekehrungseifer verweigerte man den griechischen Bischöfen Sitz und Stimme auf den Reichstagen, die griechischen Kirchen wurden von polnischen Herren an Juden verpachtet, denen für die Schlüssel eine Abgabe entrichtet werden musste, und eine Festung, Kudak, wurde zur besseren Bewachung der Kosaken erbaut. Endlich empörten sich diese unter Anführung des polnischen Edelmanns Bohdan Chmielnicki. Czap-

linski, Unterstarost von Czechrin, einem der bekanntesten historischen Punkte der Ukraine, hatte sich mit Gewalt des, Chmielnicki gehörigen Dorfes bemächtigt, seine Frau entführt und seinen Sohn zu Tode prügeln lassen. Chmielnicki suchte Gerechtigkeit bei den Tribunalen, doch ohne Erfolg, obgleich König Władysław ihm wohlwollte und zu ihm gesagt haben soll: „hast du keinen Säbel?“ Das bestimmte ihn, sich mit den Tataren und Kosaken zu verbinden. An der Spitze dieser letzteren eroberte er Kudak und sandte an Władysław ein Schreiben, in welchem die Klagen der Kosaken nebst den Forderungen freier Ausübung ihrer griechischen Religion niedergelegt waren. Aber Władysław, der die unterdrückten Kosaken zu begünstigen schien, war eben (1648) gestorben. Während des Interregnums machte Chmielnicki sich dem gegen ihn ins Feld gerückten Adel so furchtbar, dass derselbe, ohne eine Schlacht zu liefern, entfloh. Chmielnicki zerstörte nun alle adeligen Sitze bis Lemberg. Jede Nacht rötete sich der Himmel von den Flammen angezündeter Städte und Dörfer. Endlich wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Johann Kasimir, zum König von Polen gewählt, sandte an Chmielnicki den Hetmanstab; weil jedoch die Forderungen der Kosaken — Ausweisung der Jesuiten und Juden aus ihrem Gebiet, Freiheiten und Privilegien für sich — vom Reichstage nicht bewilligt wurden, begannen die Feindseligkeiten von neuem, mit wechselndem Erfolg. Sechs Jahre dauerte der durch Grausamkeiten von beiden Seiten bezeichnete Verheerungskrieg. Chmielnicki hatte sich allmählich dergestalt dem Trunke ergeben, dass er oft ganze Wochen hindurch besinnungslos dalag. Von Johann Kasimir ab, unter dem das Land zugleich durch Kriege mit Russland und Schweden litt, geht Polen schon langsamen Schrittes seiner Auflösung entgegen. Noch einmal, unter Johann Sobieski († 1696) flammt der alte Heldengeist wieder auf, um jedoch bald wieder zu ermatten. Sobieski, der ruhmgekrönte Befreier der Christenheit, erfreute sich in Polen nach seinen Triumphen keineswegs allgemeiner Liebe. Man fürchtete, er wolle — was Polen vielleicht gerettet hätte — die Königswahl abschaffen und seine Dynastie erblich machen. Der Reichstag trotzte ihm, die sonst

niemals einigen Magnaten waren es doch im Hass gegen den König und trieben eigene Politik in Wien, Berlin und Paris. Sobieski schied betrübt aus diesem Leben; jeder Hoffnung beraubt, hatte er den Glauben an die Menschen und an die Zukunft verloren. Freilich trifft ihn der Vorwurf, dass er, als ihm klar geworden, dass seine Krone auf keinen seiner Söhne übergehen werde, eifrig darauf bedacht war, Schätze aufzuhäufen. Seine ihn ganz beherrschende Gemahlin verkaufte, nicht ohne sein Vorwissen, alle Ämter und Beförderungen. Mit solchen Geldern wurde spekuliert und zwanzig Jahre hindurch alljährlich eine Summe von 500 000 Thalern erspart und in Landbesitz angelegt.

Die nämlichen Ursachen, welche die oben geschilderte Kosakenerhebung veranlasst hatten, trieben ein Jahrhundert später die unterdrückten Bauern der Ukraine zu einem allgemeinen Aufstande, welcher in dem entsetzlichen Blutbad von Humań (1768) seinen Gipfelpunkt erreichte. Städte, Schlösser wurden zerstört, und Edelleute, katholische Geistliche und Juden bluteten unter dem Messer der entmenschten Hajdamaken. Der Seher Wernyhora, dessen Gedächtnis in der ganzen Ukraine verehrt wird und dessen Prophezeiungen noch in aller Munde leben, bemühte sich, Russlands Wünschen entgegen, die Bauern auf jede Weise zu beruhigen, und wurde deshalb von Katharina II. verfolgt. Er starb in der Ukraine um das Jahr 1770.

So war denn Polen durch religiöse Verfolgungen und leidenschaftliche Parteikämpfe im Innern zerrissen, nach aussen hin machtlos durch seine nach Verlust der Seeküste höchst unglückliche Lage, durch das Zurückbleiben hinter anderen Staaten in Bezug auf Kriegskunst und stehende Truppenzahl und durch den Mangel jeder selbständigen Politik. Stanisław August (Poniatowski) war zu schwach, um dem Inlande wie dem Auslande gegenüber die Zügel der Regierung mit fester Hand zu führen. Er vermochte sich nicht zum Heroismus emporzuschwingen, sondern war allzuleicht bereit, die gute Sache zu verlassen, wenn nur der äussere Schein seiner Würde gewahrt blieb. Jeder Zoll an ihm war der feine, philosophisch angebildete Lebemann des achtzehnten Jahrhunderts, der Kavalier der französischen Schule, Voltairianer

und Roué zugleich. Als blosse Puppe liess er sich von der Hand einer Frau auf den Thron heben und wieder hinabstossen. Dabei war er stets sehr ängstlich um die Meinung der Höfe von Berlin und Petersburg besorgt. „Sehen Ew. Majestät nicht immer nach Norden und Süden," sagte ihm ein alter Hofmann, „man wird doch endlich von beiden Seiten mit uns Kegel schieben, und bei diesem Spiel wirft man meistens nach dem Könige." Derselbe Vertraute soll dem Monarchen, als er einst in der Gesellschaft eingeschlafen war, die Worte zugeflüstert haben: „Wachen Sie doch auf, Sire, man spricht ja schon überall davon, dass Sie schlafen."

Man brachte Stanisław August kein Vertrauen entgegen, weil man wusste, dass er, wenn es entschiedenes Handeln galt, alle verständigen Erwartungen durch Sinnesänderung täuschte. Er besass indes auch manche Vorzüge, es fehlte ihm nicht an höherer Ausbildung und schönen Fähigkeiten, er liebte Künste und Wissenschaften und beförderte sie. Deshalb blühte unter seiner Regierung die Litteratur wieder auf, und eine neue fruchtbare Grundlage der Bildung wurde gelegt, nachdem die Herrschaft der lateinischen Sprache gebrochen war. Er war auch der Begründer des ersten Nationaltheaters in Warschau.

Freilich machten sich nun vielfach französische Ideen mit ihren galanten und zugleich satirischen Tendenzen in Lehre und Schrift geltend, welche zu einer gewissen, die volkstümliche Entwickelung benachteiligenden Pseudo-Klassizität führten. Bei vielen hatte die neue Zivilisation — mit Słowacki zu reden — etwas „Papageienhaftes", sie war nur eine Sache der Mode, etwa wie Perrücken und Haarbeutel. Deshalb lassen die meisten Schöpfungen dieser Epoche Tiefe und Selbständigkeit der Auffassung vermissen. Alle Schriftsteller derselben kommen jedoch in dem Streben überein, die Verirrungen der massgebenden Gesellschaftsschichten zu bekämpfen, Licht in das Dunkel zu bringen und das falsche Ideal zu zerstören, welches das polnische Volk sich selbst geschaffen hatte. Diese Litteraturperiode hat trotz der schon berührten Mängel manches mit der Ära der Sigmunde gemein: die Vorliebe für den Klassizismus, das Vorwiegen des Verstandes über die anderen Seelenkräfte, vor allem aber die Freiheit des Denkens.

Umschwung in Litteratur und Erziehung.

Wie die Familienähnlichkeit oft erst in den Enkelkindern wieder zu Tage tritt, so sieht man auch eine vorübergegangene Epoche erst wieder in einem dritten Zeitraume, und nachdem inzwischen gewissermassen ihr Kontrast in sich fertig geworden, zur Abklärung und lebendigen Geltung gelangen. Es war ein grosses Verdienst der Schriftsteller dieses Zeitalters, dass sie der Sprache ihre frühere Reinheit wiedergaben, indem sie sie von den parasitisch wuchernden Makkaronismen befreiten. War die litterarische Bewegung auch weniger lebhaft, als zur Zeit eines Kochanowski, artete sie auch oft in Überschwänglichkeiten aus, so muss sie doch im Vergleich mit der panegyrischen Epoche bedeutend genannt werden. Die polnische Sprache, welche so lange hintangesetzt war, hatte sich immer noch in ihrer echten Gestalt im Innern des Hauses, im Munde der Frauen und des Volkes erhalten, und dadurch wurde denen, welche sie wieder in die Öffentlichkeit einführten, ihr Werk erleichtert. Nichts muss einer Nation wichtiger sein, als die Ausbildung und Pflege der Muttersprache; wo es daran fehlt, wo man wie mit geborgtem Gut wirtschaftet, ist man nur die Zugabe eines anderen Volkes und trägt im besten Fall zu dessen Ruhme bei.

Die Reinheit des Gedankens und seines Ausdrucks wirkten jetzt harmonisch zusammen, um eine Reform auch im Erziehungswesen anzubahnen. Es war eine unausbleibliche Folge, dass der schwülstige Ton der Schriften des dritten Zeitalters auf die ihrem Wesen nach einer mehr einfachen Ursprünglickeit, einem reineren Aufschwung zugethane Nation eine nachteilige Wirkung üben musste. In der Reihe derjenigen Schriftsteller, welche bestrebt waren, die Fehler ihrer Vorfahren zu verbessern, den verirrten Geschmack wieder in die richtigen Geleise zu lenken und durch Förderung der Aufklärung die politischen Vorurteile zu besiegen, steht Stanisław Konarski voran. In der Krakauer Wojwodschaft 1700 geboren, wurde er von seinem Vater, welcher Kastelan von Zawichost war, in den Grundsätzen der Religion und Moral erzogen.

Er empfing dann seine fernere Ausbildung von den Piaristen in Petrikau, deren Orden sich hauptsächlich dem unentgeltlichen Unterricht der Jugend widmete und, obwohl durch seine Regeln dem Jesuitenorden sehr nahestehend, doch darin vorteilhaft von ihm abweicht, dass seine Methode der Volkserziehung nicht auf Ertötung des Gedankens hinzielt, und dass er niemals die politische Gewalt an sich zu reissen versucht hat. Im siebzehnten Lebensjahre wurde Konarski Mitglied des Piaristenordens und demnächst als Professor der Litteratur an das Kollegium desselben zu Warschau berufen. Nachdem er dann vier Jahre in Rom mit gelehrten Männern Umgang gepflogen hatte, reiste er nach Paris, der damaligen Metropole des Geschmacks. Er schloss Freundschaft mit Fontenelle und war mit Erfolg bemüht, sich mit dem Lehrgange der dortigen Universität vertraut zu machen.

Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Paris kehrte Konarski in sein Vaterland zurück, von dem heissen Wunsche beseelt, sich demselben nützlich zu machen. Sein erstes Werk war eine vollständige Sammlung der zerstreuten Gesetze und Reichstagsstatuten in 6 Foliobänden unter dem Titel Volumina legum. Sodann zeigte er in dem fünfbändigen Werk „Von der Methode erfolgreicher Beratungen" die unglücklichen Folgen des freien Veto und drang auf dessen Abschaffung. Die Erfüllung dieses seines sehnlichen Wunsches erlebte er indes nicht mehr, denn erst funfzehn Jahre nach seinem Tode wurde dieses Vorrecht aufgehoben. Er hatte sich durch dieses Buch viele Feinde gemacht und deren Zahl durch die Schrift „Von der Religion der rechtschaffenen Leute gegenüber den Deisten (1769)" noch vermehrt. Die Jesuiten, denen er schon lange ein Stein des Anstosses war, verklagten ihn wegen der angeblich darin niedergelegten atheistischen Grundsätze in Rom. Pabst Klemens XIV. aber, derselbe, der vier Jahre später den Jesuitenorden aufhob, lobte das in lateinischer Übersetzung ihm vorgelegte Werk und empfahl seine Verbreitung. Im Todesjahre Konarskis, 1773, erschien noch von ihm „Unterhaltung eines Landmannes mit seinem Nachbar über die Unglücksfälle des Vaterlandes."

Das Unterrichtssystem, welches er in den von ihm als Pro-

vinzial geleiteten Schulen und in dem von ihm gestifteten Collegium nobilium einführte, bewährte sich so, dass auch die Widersacher ihm ihre Anerkennung nicht versagen konnten. Als polnischer Schriftsteller darf Konarski nicht nach heutigen Begriffen beurteilt werden. Wir müssen eben mit seiner Zeit rechnen. Seine eigene Erziehung fiel in eine Periode, in welcher die Sprache noch durch Latinismen entstellt war, und er vermochte sich deshalb niemals ganz davon freizumachen. Der Schwerpunkt seines Schaffens liegt aber auf Seite des verständigen Inhalts, der heilsamen Lehren und echt patriotischen, kühn ausgesprochenen Ideen. Er nahm die ihm mehrfach angetragene Bischofswürde nicht an, entsagte auch allen sonstigen Auszeichnungen. Stanisław August, der keine andere Belohnung für ihn ausfindig machen konnte, liess, um ihn zu ehren, eine goldene Medaille prägen, mit der Inschrift: sapere auso (dem, der gewagt hat, weise zu sein).

Konarski hatte von der Stille des Klosters aus eine neue Epoche geschaffen, sein Wort war blitzschnell durch das Land gedrungen. Obwohl seinem Jahrhundert voraneilend, blieb er nicht, wie oft grosse Männer, ein Prediger in der Wüste. Gaben sich doch seine Lehren als das Echo dessen, was schon die Herzen und Gedanken aller Gutgesinnten bewegte. Die schönsten Früchte seines Wirkens offenbarten sich noch nach seinem Hinscheiden. Am 17. Juli 1773 setzte der Reichstag auf den Antrag des Unterkanzlers von Litauen, Joachim Chreptowicz eine Edukations-Kommission ein und übertrug ihr die Aufsicht über die öffentliche Erziehung. Aus der Mitte derselben ging dann noch eine Gesellschaft für Elementarbücher hervor, welche einem der dringendsten Bedürfnisse abhalf. Ähnlicher Einrichtungen konnte noch kein europäischer Staat sich rühmen! Geistliche und Weltliche vereinten sich, das Vaterland zu retten. In allen Wojwodschaften und Kreisen hoben sich die nun von den Jesuiten verlassenen Schulen durch neue praktische Einrichtungen und die Akademieen zu Krakau und Wilna begannen erfolgreich das von Konarski angefachte Licht im Lande zu verbreiten.

Ganz besonders segensreich wirkte das, von dem auch als Historiker verdienten Starosten Thaddäus Czacki († 1813)

gegründete Lyceum zu Krzemieniec, welches von der Jugend dreier Gouvernements besucht wurde und ausser vorzüglichen Lehrkräften eine reichhaltige, von Stanisław August herrührende Bibliothek und andere Sammlungen besass. Aus allen diesen Schulen ging eine an Geist und Herz gesunde Jugend hervor, die von dem Streben sich weiter zu bilden und dem Vaterlande nützlich zu werden, beseelt war. Zwei Schattenseiten hatte indes die neue Erziehung: die Trennung der armen Studierenden von den reichen in besonderen Konvikten und die durch Stanisław Leszczyński noch von Frankreich aus neu belebte Vorliebe für französische Sitte und Litteratur, welche letztere Konarski als Muster zur Nachahmung empfohlen hatte.

Wir nehmen hier Veranlassung, mit einigen Worten des Königs Stanisław Leszczyński (geb. 1677) in seiner Eigenschaft als Schriftsteller zu gedenken. Von Ludwig XV. gastlich aufgenommen, sah er sich, nachdem dieser Monarch 1724 sein Eidam geworden war, durch enge Bande an Frankreich geknüpft, vergass aber auch in der Ferne niemals sein Vaterland. In Luneville, wohin er seit 1736 seinen Hof verlegt hatte, empfing er gern seine dorthin gereisten Landsleute und besprach sich mit ihnen über die Mittel, der Unordnung in Polen zu steuern. Sein Ende (1766) war schrecklich: seine Kleider fingen am Kamin Feuer, und er erlitt schwere Brandwunden, welche den Tod zur Folge hatte. St. Leszczyński liebte die Wissenschaften und schrieb selbst in französischer und polnischer Sprache. Seine „Freie Stimme zur Sicherstellung der Freiheit“ enthält viele gesunde Ideen und Betrachtungen über die damals in Polen herrschenden Zustände. Für sein reiches poetisches Talent möge das in französischer Sprache verfasste Gedicht „Die drei Sterne des Sängers“ sprechen, welches wir hier deutsch wiedergeben:

Von wannen mag der holde Wahnsinn stammen,
Der deine Brust, o Sänger, so bewegt?
Er bebt mit deines Herzens Schlag zusammen,
Wenn deine Hand die goldnen Saiten regt,
Mit deren Klang du auf der Gottheit Schwingen
Das Reich des Traums, der Liebe darfst erringen.

„Es schweift mein Auge zu des Nordens Ferne,
Wo ihm durch Nebel und durch Dunkelheit
Vom Himmel leuchten drei erhabne Sterne, —
Bei ihrem Anblick wird das Herz mir weit;
Sie strahlen hell in meiner Seele wieder
Und regen meinen Wahnsinn, meine Lieder.

Der erste heisst Natur; wer nicht die Schätze,
Die sie in ihrem Schosse birgt, erkennt,
Nicht anstaunt ihres Wunderreichs Gesetze
In Wald und Flur, am stolzen Firmament, —
Der möge dem Geschwätz der Thoren lauschen,
Für ihn soll nimmer meine Leier rauschen.

Der zweite, dessen Zauber unermessen,
Entstrahlt dem Auge der geliebten Maid,
Den Tod, die Hölle macht er uns vergessen.
Und fühlst du, wenn dir solch ein Blick geweiht,
Im Busen nicht der höchsten Wonne Regen,
Dann kann dich nichts mehr in der Welt bewegen.

Der dritte Stern, der herrlichste von allen,
Das Glühen für das Land, das uns gebar,
Macht freie Völker sich zu Thronsvasallen,
Und jedes edle Herz ist sein Altar.
Doch fliehst du dieses hehren Sternes Schimmer,
Dann, goldne Leier, lebe wohl auf immer!“

Unter den Erziehungsanstalten der polnischen Republik verdient noch das in Warschau gegründete Kadettenhaus Erwähnung, zu dessen Zöglingen u. a. auch Niemcewicz und Kościuszko gehörten. Endlich übte die im Jahre 1800 unter der milden preussischen Herrschaft begründete, 1830 aufgelöste „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ in Warschau, welche die bedeutendsten Männer der Zeit zu Mitgliedern zählte, einen heilsamen Einfluss auf Bildung und Litteratur aus.

Betrachten wir jetzt näher die einzelnen Litteraturerscheinungen dieses Zeitraumes, und zwar zunächst die drei Epiker: Krasicki, Węgierski und Niemcewicz.

Ignaz Krasicki.

Als geistiger Mittelpunkt der Epoche und zugleich als Repräsentant und Abbildner des Zeitcharakters nimmt Ignaz Krasicki unter allen Schriftstellern dieser Übergangsperiode den ersten Rang ein. Nach dem langen und öden Zeitraum der Geschmacklosigkeit und des Hinsiechens alles geistigen Lebens war er es, der den ersten festen Stein zu einem neuen und schönen Gebäude legte. Er wurde 1735 zu Dubiecko in Galizien geboren. Zwar gilt gewöhnlich das Jahr 1734 als sein Geburtsjahr, aber nach den bestimmten Angaben später lebender Mitglieder des gräflich Krasickischen Hauses, sowie nach der (1780) ihm zu Ehren geschlagenen Denkmünze müssen wir dem Jahr 1735 den Vorzug geben. Schon im Kindesalter zeigte er geistige Lebendigkeit und ein leichtes Auffassungsvermögen. Dies bewog seine Eltern, auf seine Erziehung grosse Sorgfalt zu verwenden. Den ersten Kursus vollendete er in Lemberg, wo die Schulreform noch nicht begonnen hatte und die Dialektik mit ihrem geschraubten Ausdruck noch in voller Blüte stand. Eine derartige Unterrichtsmethode konnte seinem höherstrebenden Geist nur geringe Nahrung bieten, aber derselbe brach sich seine eigene Bahn. Krasicki überflügelte bald seine Mitschüler und setzte die Lehrer durch seinen Witz und sein Dichtertalent in Erstaunen.

Für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er schon früh nach Italien gesandt, um sich dort die dazu erforderlichen Kenntnisse anzueignen. Sein Genius beschränkte sich jedoch nicht auf diese Disziplinen, sondern er war mit Eifer bestrebt, seinen Geist nach allen Richtungen hin an den Mustern der Kunst und der Wissenschaft zu bereichern. Nach seiner Rückkehr von Rom wurden ihm als bevorzugtem Sprossen eines Magnatenhauses sofort zwei Kanonikate übertragen, obgleich er noch nicht alle priesterlichen Weihen empfangen hatte. Unmittelbar darauf ernannte ihn Bischof Sierakowski zum Probst in Przemyśl. Gewiss besass Krasicki die dazu erforderlichen Fähigkeiten, aber gemeinhin waren

solche für die schnelle Beförderung auf der hierarchischen Stufenleiter weniger massgebend, als Geburt und mächtige Verbindungen. Die bedeutenden Einkünfte unterstützten Krasickis Neigung, in der grossen Welt aufzutreten. Weil Przemyśl nicht der Ort dazu war, reiste unser junger gräflicher Prälat während des nach August III. Tode eingetretenen Interregnums nach Warschau. Witz, ausländische Bildung und vielseitige Kenntnisse machten ihn bald zum Liebling der feinen Gesellschaft, insbesondere der Damen. Diesen geistigen Vorzügen und einem leutseligen Charakter gesellte sich noch ein stattliches Äussere. Durch Protektion der damals allmächtigen Czartoryskis wurde er als Präsident an das Lubliner Tribunal berufen, wozu von seinen Gönnern mannigfache Intriguen ins Werk gesetzt werden mussten. Zeitgenossen rühmen die daselbst von ihm gehandhabte Gerechtigkeit.

Zur Krönung Stanisław Augusts reiste Krasicki wieder nach Warschau. Er besass jetzt alle Eigenschaften eines echten Hofmannes und eine von französischem Geist angehauchte Weltanschauung, ohne jedoch irgendwie der Philosophie des Atheismus zu huldigen. Es konnte indes nicht ausbleiben, dass auch er der Zielpunkt hämischer Angriffe wurde. Pamphlete gaben ihm den Beinamen Umizgalski (der Kokette) und eine Karikatur stellt ihn dar, wie er die Messe liest, umgeben von Damen in Reifröcken, welche ihn als Offiziantinnen bedienen. Krasicki kannte nie den Wert des Geldes, er war wohlthätig und freigebig, aber ohne Ordnung und Überlegung, und hatte deshalb, ungeachtet seiner bedeutenden Einkünfte, selbst nachmals als Bischof stets mit Schulden zu kämpfen. Wenn wir indes nach den obigen Ausführungen und nach Krasickis späterem Verhalten von seinem Beruf zum geistlichen Stande nicht die volle Überzeugung gewinnen können, so müssen wir doch anerkennen, dass er weder in seinem Privatleben, noch in seinen Schriften jemals ein Ärgernis gegeben oder die Religion geschädigt hat. Der Schwerpunkt seines Wirkens lag in der schriftstellerischen Produktion. In Warschau erschien unter der Redaktion des trefflichen Jesuitenpaters Franz Bohomolec von 1764 bis 1784 eine periodische Schrift unter dem Titel „Monitor“, nach dem Muster des englischen Spectator, aus welchem

sie auch manche Übersetzungen brachte. Dieses moralisch-satirische Blatt trug viel zur Verbreitung gesunder Ansichten bei. Krasicki veröffentlichte darin die ersten Erzeugnisse seiner Feder, die, obwohl anonym, sich durch ihren leichten und witzigen Ton als sein Eigentum kennzeichneten. Mitzler von Kolof, Hofrat und Leibarzt des Königs übertrug diese Zeitschrift ins Deutsche und sagt in der Vorrede zu Jahrgang 1766:

> Ich liefre dir, geneigter Leser, eine der merkwürdigsten Schriften, die jemals in Polen herausgekommen, nun auch in der deutschen Sprache. Sie ist eigentlich die erste wahre Wochenschrift, so Polen gesehn. Durch Vermittelung der deutschen Übersetzung wird wenigstens das Vorurteil der Ausländer, als wenn es in Polen so wenig witzige und gelehrte Köpfe und schöne Geister gäbe, als irrig befunden werden. Wir haben den wirklichen Nutzen dieser Schrift schon selbsten in Polen empfunden. Viele haben ihre schädlichen Neigungen abgelegt und denken nun mit dem Monitor auf das allgemeine Beste.

Der Einfluss Stanisław Augusts bewirkte, dass der damalige Bischof von Ermeland, Grabowski, der sich krank und schwach fühlte, den bereits als Prälat zweier Kapitel, als Kanonikus zweier andern und ausserdem als Domprobst reichlich mit Ämtern und Dotationen bedachten Krasicki zu seinem Koadjutor ernannte, wozu ihm das preussische Indigenat erwirkt wurde, ohne welches kein Amt in Preussen übernommen werden durfte. Um noch einer andern Vorschrift zu genügen, nach welcher ein ermeländischer Kanonikus aus der Mitte des Domkapitels hervorgehen musste, kaufte Krasicki sich das Kanonikat von einem französichen Geistlichen, Grafen Lodron für 400 Dukaten jährlicher Rente und wurde nun zum Domkantor ernannt, worauf das Kapitel ihn am 15. Oktober 1766 zum Koadjutor Ermelands erwählte. Als in Heilsberg die Bestätigung Klemens XIII. zugleich mit der Ernennung zum Bischof von Uranopolis i. p. anlangte, war Grabowski bereits aus dem Leben geschieden, betrauert von allen, die seine Verdienste zu würdigen wussten. Wie vorauszusehen, wurde Krasicki zu seinem Nachfolger erwählt. Er kam von Warschau, wo er sich damals aufhielt, zur feierlichen Besitznahme vom Stuhle Ermelands nach Heilsberg, reiste aber bald wieder ab und weilte auch

späterhin nur selten in seiner Diöcese. In Warschau hielt er ein fürstliches Haus, welches vom Könige und allen politischen und litterarischen Grössen fleissig besucht wurde. Man handelte da gelehrte Streitfragen ab, rezitierte Gedichte und spielte Karten.

Als Polen mehr und mehr von Gefahren umringt war, sah auch Krasicki gewiss nicht ganz gleichgültig auf die Zukunft seines Vaterlandes, aber ihm fehlten Mut und Kraft, etwas für dasselbe oder insbesondere für das schon von der preussischen Besitznahme bedrohte Ermeland zu thun. Er reiste im Jahre 1769 aus Gesundheitsrücksichten ins Ausland. Als im Februar 1772 die preussische Regierung schon ganz unverhohlen in Ermeland zu schalten begann, blieb Krasicki in Danzig und liess die Domherren in Ungewissheit über das zu beobachtende Verhalten. Endlich trat die gefürchtete Katastrophe ein, und Ermeland wurde dem Königreich Preussen einverleibt; am 28. September 1772 leisteten die Vertreter des Domkapitels der von Friedrich II. mit der Abnahme der Erbhuldigung in Marienburg beauftragten Kommission den Eid der Treue. Krasicki wusste sich als Kosmopolit in die Verhältnisse zu schicken. Er befand sich bald eben so wohl in Potsdam wie in Warschau. Voltaire, in Friedrichs II. Augen der Hofmarschall des Parnasses, kehrte nach Frankreich zurück; Friedrich, gleich gross als Regent, Philosoph, Kriegsheld und Schriftsteller, der von den glänzenden Geistesgaben und dem Witze des Ermeländer Bischofs gehört hatte, lud ihn zu sich nach Sanssouci ein und wies ihm die früher von dem Dichter der Henriade bewohnten Gemächer mit den Worten an: „Hier müssen Sie etwas Witziges schreiben, denn auch Voltaire verfasste hier einige ausgezeichnete Werke.“ Krasicki schuf dort seinen „Mönchekrieg“ und las ihn in französischer Übersetzung dem Könige vor, der sich sehr daran ergötzte. Einst als Krasicki im glänzenden Bischofsmantel zu einem Gastmahle beim Monarchen eintrat, wollte dieser ihn in Gegenwart der vielen Anwesenden in Verlegenheit setzen und sagte zu ihm: „Mein lieber Bischof, wenn ich sterbe, werden Sie mich doch unter Ihrem Mantel ins Paradies nehmen?“ — „Sire“, entgegnete Krasicki, „Sie haben mir den Mantel so gekürzt, dass ich unmöglich Contrebande darunter verbergen kann.“ Als die damals in

Berlin erbaute katholische Hedwigskirche durch Krasicki eingeweiht werden sollte, rottete sich das Volk zusammen, um dies zu hindern, und konnte nur durch die in zwei Reihen aufgestellte Garde im Schach gehalten werden. Krasicki war oft auch bei militärischen Manövern der Begleiter des Königs.

Er war fast ununterbrochen thätig, arbeitete, wenn er in Heilsberg weilte, in dem Archiv oder an dichterischen Schöpfungen, ordnete seine sowohl an seltenen Büchern als auch an Kupferstichen der ersten Meister reiche Bibliothek und erholte sich dann im Kreise seiner Angehörigen, eines Bruders und dessen Tochter sowie seiner Schwester, deren er liebevoll in Versen gedenkt. Im Jahre 1782 besuchte Krasicki, obgleich er jetzt politisch von Polen getrennt war, noch einmal Warschau und wurde am Hofe Stanisław Augusts wiederum höchst ehrenvoll empfangen. Der König und die um ihn versammelten Gelehrten und Schöngeister waren von dem sprudelnden Witz und feinen Humor des Gastes mehr als je entzückt. Als einst in einer der sogenannten Donnerstagsgesellschaften ein ziemlich geschmackloses Gedicht vorgelesen war, bekreuzte sich Krasicki mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes etc.“ Auf die Frage nach der Bedeutung dieses Segens antwortete er: „Man muss für die Toten beten.“

Ein ungenannter Dichter schildert ihn in folgenden sarkastischen Versen:

> Der Bischof Ermlands ist an süssem Fühlen reich,
> Schafft ob des Glaubens sich nicht Unbequemlichkeiten,
> Ob diese Religion, ob jene, ist ihm gleich,
> Er liebt es mehr, sich Lust, als Elend zu bereiten.

Dahingegen spendet ihm Trembecki folgendes Lob:

> Die edle Kunst, durch Witz als Dichter zu gefallen,
> Ward unter unserem Augustus dir vor allen.

Friedrich Wilhem II. von Preussen ernannte unsern Dichterprälaten 1795 zum Erzbischof von Gnesen. Krasicki erkor zu seiner Residenz Skierniewice und hatte dort 1798 das Glück, das unvergessliche Herrscherpaar Friedrich Wilhelm III. und Luise auf

ihrer Rückreise von Warschau als Gäste zu empfangen. Litterarische Arbeiten und die Pflege des Gartens bildeten von jetzt ab die Hauptbeschäftigungen des alternden Kirchenfürten und das letzte Werk seiner Feder waren „Briefe über die Gärten". Im Jahre 1801 reiste er nach Berlin und starb dort nach kurzer Krankheit. Seine Gebeine wurden erst 28 Jahre später nach Gnesen überführt und dort beigesetzt.

Die Berliner Vossische Zeitung, Dienstag, den 17. März 1801 (33. Stück) brachte seinen Nekrolog, welcher beginnt:

> Sonnabend den 14. d. M. starb allhier Ignatius Reichsgraf v. Krasicki, Fürsterzbischof zu Gnesen, Ritter etc., im 67. Jahre seines ruhmvollen Alters.

Auch der reichen Sammlungen Krasickis aus allen Fächern der Kunst wird darin neben seinen Verdiensten als Schriftsteller, Redner etc. gedacht.

In dem Berliner Adresskalender (der jährlich bei Unger erschien) heisst es, Jahrgang 1787:

> Sr. Durchlaucht der Fürst Krasicki, Bischof von Ermland, residiert zu Heilsberg (ist etatsmässiges Ehrenmitglied der Akademie der Künste).

Ähnlich in den späteren Jahrgängen. Pro 1799 steht:

> Graf von Krasiki, Fürst-Erzbischof von Gnesen, Ritter des schwarzen Adlerordens (die Ritter dieses Ordens sind zugleich Ritter des roten) durch Friedrich Wilhelm III. i. J. 1798.

Von Stanisław August hatte er das Kommandeurkreuz des Malteserordens und den weissen Adlerorden erhalten.

Krasicki zeigte seine Eigenart am vorteilhaftesten in den Fabeln und in den satirischen Epopöen. Beginnen wir mit den letzteren. In der „Monomachia" oder dem Mönchekrieg geisselt er in leicht fliessenden Octaven die in den Klöstern eingerissenen Missbräuche. Obwohl sein Witz nirgends verletzte, war er doch eine Waffe, vor der nichts bestehen konnte. Die weite Verbreitung dieses und seiner anderen Werke unterstützte deren reformierende Wirkung. Der Dichter konnte mit dem ihm geistesverwandten Gresset (im Ver-Vert) sagen:

Ich porträtierte oft nur allzutreu,
Entschleiernd mancherlei Verborgenheiten,
Des Sprechsaals Kunst, des Gitters Konterfei,
Das ernste Nichts, die grossen Kleinigkeiten.

Zum Vorbilde aber hat ihm offenbar „Le lutrin“ von Boileau gedient, jene in ähnlichem scherzhaftsarkastischen Tone gehaltene Beschreibung eines Faustkampfes zwischen kirchlichen Würdenträgern wegen eines — Chorpultes. Auch die Geringfügigkeit der Handlung hat Krasicki mit dem Franzosen gemein.

Bei einem Teil der Geistlichkeit erregte das Poem trotz seiner Harmlosigkeit Anstoss, und deshalb bemühte sich der Autor, durch eine ebenso witzige Antimonomachia den nachteiligen Eindruck zu verwischen. So huldreich sich unserm Dichter nun auch die heitere Muse erwies, — auf dem Gebiet des ernsten Heldengedichtes wuchsen ihm keine Lorbeern. Das zeigt sein Epos „Der Chocimer Krieg“, in welchem es ihm nicht gelang, jene grossen Ereignisse der vaterländischen Geschichte (siehe Seite 105) mit der Kraft der Wahrheit und des höheren Gefühlsaufschwunges zur Darstellung zu bringen. Dagegen besitzt seine, schon 1775 im Druck erschienene „Myszeïs“ oder „Mäuseade“ mit ihren, die Unordnung auf den Reichstagen und manche andere innere Schäden der Republik schildernden Allegorieen alle an den beiden ersten Epopöen gerühmten Vorzüge. Dies Poem ist eben nicht bloss als ein harmloses Scherzgedicht, sondern als eine Satire von tieferer Bedeutung aufzufassen. Auf die tragische Volkslegende vom Untergange Popiels baute der Dichter sein komisches Epos, stellte aber darin Verhältnisse und Personen seiner eigenen Zeit dar. Unter König Popiel auf Kruschwitz ist Stanisław August gemeint, welcher, den Thaten des Krieges abhold, dem muntern Lebensgenuss fröhnte. Anfangs begünstigte er die Nation der Mäuse, bis er den Kater Murrner und das Geschlecht der Katzen (den Fürsten Repnin und die russische Partei) kennen lernte und diesen seine Huld zuwandte. Die unterdrückten Ratten (die polnischen Magnaten) und Mäuse (der niedere Adel) suchten nun Schutz bei Mäusekönig Nagewart (Bischof und Primas Adam Krasiński, das Haupt der unglückseligen Adelskonföderation von Bar), der in Gnesen im

Überfluss der Speisekammern schwelgte, — eine Anspielung auf das Wohlleben der geistlichen Würdenträger. Nagewart ist bestrebt, die von jeher einander feindlich gesinnten Ratten und Mäuse zu vereinigen, was ihm allerdings nur teilweise gelingt; aber auch vom Auslande wird noch Hilfe herbeigerufen. Auch die Barer Konföderation hatte dies nicht verschmäht. Unter dem Beistande der fremden Nager wird nun den an Zahl, doch nicht an Kräften geringeren Katern eine Schlacht geliefert, in welcher die letzteren (die russische Partei) endlich den Sieg davontragen und die Konföderierten unterliegen. Diesen Kampf schildert das Epos, wie folgt:

O Muse, die du wecktest den Homer,
Wenn ihn der Fabeln Länge schläfrig machte;
Trägst du nach edler Verskunst noch Begehr,
Die einst des Griechensängers Stolz entfachte,
Wenn vom erstaunten Frosch- und Rattenheer
Und auch von dir sein Lied ihm Beifall brachte:
So magst du mich ihm zum Genossen geben,
Durch deine Nähe meinen Geist erheben!

Ähnlich ruft Boileau im Lutrin, auf Homer anspielend, seine Muse an:

O die du einst am Strand, den sanft die Flut betaut,
Dem Kampf der Mäuse und der Frösche zugeschaut,
Lass, Muse, wilder noch erschallen meine Stimme,
Zu singen von Verdruss, von Hass und heissem Grimme.

Fahren wir nunmehr in der Mäuseade fort:

In Reih und Glied am linken Flügel stehn
Des fremden Hilfsheers Ratten mit den Mäusen,
Die Rüstungen sind prächtig anzusehn,
Sie funkeln herrlich in verschiednen Weisen;
Die von dem Seinestrand sind glatt und schön,
Nicht Leu, nicht Katze schreckt ihr Herz von Eisen.
Bevor des Führers Schlachtsignale klingen,
Sieht man ringsum ein Hüpfen und ein Springen.

Die Donauratten stehn mit finsterm Blick
In fester Ordnung wie aus Stein gehauen;
Die von der Tiber fürchten Missgeschick,
Doch dürfen sie auf ihre Arglist bauen;
Vom Dnieper die sind hart, ihr Fell ist dick;
Im Kampf bewährt die aus der Elbe Gauen;
Die von der Themse wild, aus Rand und Bande;
Die Schweizerratten treu, und gut im Stande.

Nicht furchtbar durch die Zahl, nur durch die Art,
Sucht Murrner seinen Katern Mut zu machen;
Er spricht so viel vom Ruhm, der ihrer harrt,
Dass Kriegsgelüste in der Schar erwachen.
In gleicher Weise müht sich Nagewart,
Den Schlachtengeist der Seinen zu entfachen.
Das Zeichen klingt — die Kater und die Mäuse
Erheben ein Geschrei nach Kriegerweise.

Der Kater markdurchdringendes Miaun,
Der Ratten Piepen scheint den Mut zu wecken;
Schon ist das Schlachtfeld kaum mehr zu erschaun
Im Staube, der umwallt die tapfern Recken.
Es wächst noch die Begierde, dreinzuhaun,
Bis Ströme Blut die Erde rings bedecken,
Und statt mit Stahl und Feuerwaffen streiten
Mit Zähnen und mit Krallen beide Seiten.

— — — — — — — — — — — —

Auf Leichenhaufen beider Heere sieht
Man jetzt die Feinde aneinanderspringen:
Die Ratte, kleiner zwar, doch mutdurchglüht
Und würdig, mit des Katers Kraft zu ringen;
Der Kater, ruhmbegierig, und bemüht,
Den frechen Sinn der Ratte zu bezwingen.
Doch allgemach ermattet Ratte, Katze,
Die Führer nur beharren auf dem Platze.

Und jeder scharf nach seinem Gegner späht:
Der Kater sieht die Riesenratte ragen
Und murmelt sein gewohntes Stossgebet;
Die Ratte, nicht so heilig, kennt kein Zagen,
Und wie sie jetzt dem Feind zu Leibe geht,
Vermag er nicht den Anprall zu ertragen:

Der Kater, ganz betäubt, kann kaum noch lecken,
Indes die schärfsten Bisse ihn bedecken.

Da hat er aus dem Schmerz sich aufgerafft
Zu neuem Kampf; die Ratte weicht zur Seite,
Beisst ihn dann hinterrücks mit aller Kraft.
Da flieht der Kater scheinbar aus dem Streite,
Der Gegner spornstreichs nach, doch riesenhaft
Packt ihn des Katers Faust als sichre Beute;
Bevor er zur Besinnung noch gekommen,
Hat ihm sein Zahn das Lebenslicht genommen.

Das führerlose Heer entflieht in Hast,
Die Katerherde kann es nicht erreichen.
Wie Nagewart die Lage klar erfasst,
Da fühlt er seine letzte Hoffnung weichen,
Und nieder drückt ihn des Geschickes Last,
Vergebens fleht er, schilt, ermahnt durch Zeichen,
Muss endlich, dass sie nur beisammen bleiben,
Sie durch sein Beispiel selbst zum Fliehen treiben!

Was ein Monarch thut, wirkt unendlich viel!
Der König flieht! Husch, alles in die Beine!
Die Heimat zu erreichen ist ihr Ziel,
Sie wähnen Feinde hinter jedem Raine.
Des Landes Wehr, des fremden Heers Gewühl —
Das sauve qui peut herrscht rings in der Gemeine.
Doch ist zum Glück die nächtlich finstre Stunde
Mit unsern Extrareisenden im Bunde.

Weil in dieser Schlacht der Lieblingskater der Prinzessin Duchna (Katharina) gefallen war, verlangt diese von Popiel die Ausrottung des ganzen Mäusegeschlechts. Der Staatsrat eifert umsonst dagegen. Man meint, Krasicki selbst habe als Senator seine warnende Stimme erhoben und, als sie ungehört verhallte, die Mäuseade an ihrer Stelle in die Welt gesandt. Aber die Prinzessin Duchna nötigt den König Popiel, trotz aller patriotischen Anstrengungen Nagewarts, gegen die Nation zu handeln. Nagewart erhält nun vom Mäusekönig Serowind am Rhein die Zusage, ihm mit seinen Truppen, die unlängst den Erzbischof Hatto besiegten, zu Hilfe zu kommen. Unter vielen Widerwärtigkeiten reist Nagewart

vom Rhein zurück, besteht aber mutvoll alle Gefahren, denn ihn beseelt die echte, heilige Vaterlandsliebe, die der Dichter in folgender Stanze feiert:

> O Vaterland! Was kann der Liebe gleichen,
> Wie starke Seelen sie für dich empfinden?
> Sie weicht die Ketten nicht, nicht Siegers Streichen,
> Sie lehrt uns Schmerz und Drangsal überwinden,
> Aus Wunden, Narben werden Ehrenzeichen;
> Das Herz fühlt nie den frohen Mut entschwinden.
> Und gilt es, dich mit unsrer Brust zu decken,
> Kann uns kein Elend, ja der Tod nicht schrecken.

Serowind naht mit seinen Hilfsvölkern, den Wasserratten des Rheins. Ein Heldenkampf, der humoristisch den homerischen nacherzählt ist und in dem eine Hexe in den Lüften gleichsam als Athene die Schlacht lenkt, endet zu Gunsten des Mäuse- und Rattenheeres. Unterdessen sitzt Popiel zechend im Weinkeller. Die Mäuse ziehen, sich für seine Falschheit zu rächen, gegen ihn heran, er flieht in einem Boot; dieses schlägt jedoch um, und er wird von den Mäusen aufgefressen. — Bei Krasicki ist oft der Gedanke poetischer als die Ausführung. Von allen seinen Schöpfungen sind die „Fabeln“ am meisten in das Volk gedrungen. Schon bevor sie gesammelt zum Druck gelangten, wusste man sie in Polen auswendig und verbreitete sie durch Abschriften. Die zwei Bände, welche dieselben enthalten, erschienen in ziemlich weit von einander entfernten Epochen. Im ersten lehnt Krasicki sich an Phädrus, übertrifft ihn aber an Anmut, für den zweiten war sein Vorbild Lafontaine, den er durch naiven Witz überflügelt. Die moralischen Sentenzen dieser Fabeln sind in Polen grösstenteils zu Sprichwörtern geworden. Wir wählen einige als Muster aus:

Der Reisende und der Krüppel.

> Mein Schicksal machte mir nur wenig Harm,
> Ging ich gleich barfuss durch die Welt und arm;
> Da schritt ich einst durch einer Kirche Thor,
> Ein Bettler ohne Füsse lag davor.
> Noch fester ward jetzt meine Seelenruhe,
> Denn wahrlich, mehr sind Füsse wert, als Schuhe!

Die störrischen Stiere.

Hübsch fängt das Böse an, doch traurig ist sein Ende.
Im Frühjahrspflug zu gehn, verweigerten die Stiere,
Im Herbste, heimzuziehn des Fruchtfelds reiche Spende:
Zum Winter fehlte Brot — da ass der Herr die Tiere.

Der Fuhrmann und der Schmetterling.

Tief sank der Wagen ein, die Pferde machten halt,
Der Fuhrmann stand dabei und prügelte und schalt.
Und auf dem Wagen sass zur Zeit ein Schmetterling,
Der dachte: „welche Last bin ich für diesen Karren,
Barmherzigkeit ist doch fürwahr kein übles Ding."
Er flog hinweg und sprach zum Mann: „nun kannst du fahren"

Der Reiher, die Fische und der Krebs.

Ein alter Reiher war — wie Greise sind —
Ein wenig lahm und auch ein wenig blind
Und konnte nicht mehr Fische fangen.
Alsbald ersann er eine List,
Er sagte zu den Fischen: wisst,
Ihr habt gerechten Grund zum Bangen!
Die Flossenträger wollten hören,
Was ihre Ruhe könnte stören, —
Ich hörte heute
Die Fischersleute
Sich unterreden: Fischfang ist doch schwer,
Zu oft sind Netz und Angel leer,
Drum wollen wir den Teich ablassen,
Dann können wir sie alle fassen. —
Die Fische jammerten; darauf der Reiher:
Ihr Armen seid mir lieb und teuer,
Drum will ich euer Retter sein,
Ich setz' euch anderswo hinein,
Ganz nahe liegt ein zweiter Teich,
Das ist der rechte Sitz für euch,
Und wenn sie auch den ersten trocken legen,
Sie werden's mit dem zweiten nicht vermögen.
Ach, trag' uns — riefen sie — in jenen Weiher!
Pro forma weigert sich der Reiher, —
Dann scheint sein Herz zu schmelzen,
Er naht auf seinen Stelzen,

Ist einem nach dem andern
Behilflich, auszuwandern
Und — frisst sie Mann für Mann,
Die Krebse kommen jetzt heran;
Als mehrere ihm wohlgeschmeckt,
Hat einer den Verrat entdeckt,
Er fasst den Reiher an der Kehle,
Dass dieser aushaucht seine Seele,
Da liegt er tot und regungslos: —
Das ist so des Verräters Los!

Eine Fabel Krasickis ist von Pfeffel in seinen „Poetischen Versuchen" nachgeahmt und führt dort den Titel „Der Postzug".

Wie unser Dichter im höheren Lebensalter ein beschauliches Stilleben zu schätzen wusste, darüber belehrt uns das folgende Gedicht:

Die Zurückgezogenheit.

Du stilles Plätzchen, wo ich vor der Menge,
Die mich belästigt, Zuflucht finden kann,
Verborgen bleiben meiner Stimme Klänge,
Mein Denken auch, ich bin ein reicher Mann!
So mag mir hier nach Mühen und Beschwerden
Die Bitterkeit zum süssen Frieden werden.

Wohl trieb das Glück sein Spiel mit mir so lange,
Jetzt ist es Zeit, das Segel einzuziehn;
Mag alles weiter gehn im Weltendrange,
Die Freude diesem lächeln, jenen fliehn:
Ich will des Glücksrads nimmermehr gedenken
Und von den Höhn den Schritt zum Thale lenken.

Als noch der jungen Jahre trügend Hoffen
Das späte Alter lieblich ausgemalt,
Stand meinem leichten Sinn die Zukunft offen.
Nun macht der Fuss des müden Pilgers Halt:
Ihr Argusaugen möcht nach andern spähen —
Ich will hier ausruhn, still und ungesehen.

Freundlich mutet uns das harmlose Naturbildchen „An den Bach" an:

Durch die Wiesen, durch die Haine
Rinnst du, Bächlein, frisch und heiter
Schnellen Laufes immer weiter,
Murrst nur hie und da am Steine;
Hast, wie wir, nicht Rast, nicht Ruh,
Eilst, wie wir, dem Ende zu!

Es erübrigt noch, Krasickis „Satiren“ und „Briefe in Versen“ zu erwähnen, welche einen guten nationalen Kern in sich tragen. Seine Übersetzung Ossians enthält neben manchen Schönheiten auch viel flüchtig Hingeworfenes. In der prosaischen Erzählung „Der Herr Untertruchsess“ tritt das Bild eines Landedelmanns, wie er sein soll, vor uns hin; in dieser, wie in dem Sittengemälde „Doświadczyński“ sind viele treffliche Gedanken in gutem stilistischem Gewande niedergelegt, aber man vermisst Phantasie und Schöpferkraft.

Krasickis Werk „Von den Dichtern“ verschiedener Völker giebt nur kurze Anzeigen und Beurteilungen ihrer Schöpfungen, aber es gewinnt an Wert durch eine Auswahl teils von ihm, teils von anderen Polen metrisch übersetzter Poesieen chinesicher, arabischer, griechischer, römischer, italienischer, französischer und anderer Autoren.

Unter den gleichzeitigen Epikern tritt uns die bleiche Gestalt eines Jünglings entgegen, dessen ungewöhnliche Anlagen, nicht an reinen und edlen Vorbildern sich emporrankend, im eignen ungezügelten Feuer verzehrt wurden. Kajetan Węgierski erblickte im Jahre 1755 das Licht der Welt. Schon im Jesuiten-Konvikt fiel die frühe geistige Entwickelung dieses Zöglings dem Könige, der dasselbe besichtigte, so vorteilhaft auf, dass er ihn nach beendigten Studien zu seinem Kammerherrn ernannte. Hiermit beginnt und schliesst seine zehnjährige Laufbahn im Vaterlande. Denn er machte sich durch seine masslose Neigung zu boshaften Angriffen bald dergestalt verhasst, dass er Polen verlassen musste.

Hatte er es doch schon im Konvikt durch den ihm eigenen malitiös-spöttischen Charakterzug mit den meisten Mitschülern verdorben. Die bittere Satire, das höhnende Pasquill waren übrigens Zeichen der Zeit, jener Zeit moralischer Leerheit, die gleich der eines Juvenal solche Giftpflanzen wuchern liess. Der zersetzende, die Gesellschaft unterwühlende Geist der Encyklopädisten, von dem so viele seiner Zeitgenossen durchdrungen waren, konzentrierte sich mit höchster Kraft in Węgierski. Er verschlang die französischen Schriftsteller, vor allen Voltaire und — bildete sich zum vollkommenen Nihilisten. Sein glückliches Talent vergeudend, endete er als jugendlicher Greis im Cynismus. Während Krasickis satirische Muse fast stets anmutig und erfrischend wirkt und kaum jemals wirklich verletzt, überschreitet Węgierskis Pessimismus mit Vorliebe diese Grenzlinie. Manche seiner Satiren decken aber auch wirklich vorhandene soziale Schäden auf, so die „Warschauer Besserung“:

In Warschau herrschte jüngst noch Lärm und Lustbarkeit —
Doch wie bescheiden zeigt sich jetzt die Fastenzeit!
Nichts mehr von Assembléen, von Picknicken und Bällen,
Man hört am grünen Tisch nicht mehr „va banque“ gellen,
Die Säle, kaum noch voll und hell vom Maskenball,
Sind heute ganz geleert, vorbei der Karneval;
Man ruht vom Tanzen aus bei milden Kräutertränken,
Mag nicht an Austern mehr, nicht an Champagner denken.
Man wurde Philosoph, ein jeder meditiert,
Von „Eitelkeit der Welt“ wird fleissig raisonniert;
Wer gestern noch im Wahn das Geld wie Spreu verstreute,
Der liest — wer dächte das — des Plato Werke heute!
Ersparnis überall im Haus, wohin man sieht,
Der Diener wie der Herr — sind beide jetzt solid.
Die letzten Bonvivants durchfahren tollen Jagens
Mit Schellenklang die Stadt, die Narrheit ist ihr Agens,
Doch ist auch ihre Zeit nur noch gar kurz bemessen,
Flieht nicht das Geld, so flieht die Schneebahn unterdessen.
So juble denn, mein Volk, dass, wenn auch etwas spät,
Nun unser Warschau doch bemerkbar in sich geht.
Wie lange aber wird man widerstehn den Reizen?
Bis man das neue Gold gelöst für neuen Weizen!

In seinem, schon im achtzehnten Lebensjahre entstandenen

Epos „Die Orgel" baut er gleich Krasicki das Genre Boileaus an, aber sein Witz läuft oft auf Roheit und Leichtfertigkeit hinaus. Das Gedicht beginnt mit dem Tode einer alten Balgentreterin, welche im Testament

> Den Pfarrer, ihren Gönner, mit ihrer Kuh bedacht,
> Ihm auch an alter Butter ein halbes Fass vermacht.

Wegen der Neubesetzung des Balgentreterpostens entspinnt sich ein Streit zwischen Organist und Geistlichkeit. Der erstere, von seiner Frau, als dem Geist der Zwietracht, angestachelt, verabredet mit Freund Tischler und Schlosser, in kommender Nacht die Orgel zu zerstören. Zur Einleitung des dritten Gesanges apostrophiert der Dichter sich selbst:

> . . . . Bin ich ein Storch, die Welt
> Vom Froschgeschlecht zu säubern, dess Schrei so widrig gellt?
> Ich kann mich nicht enthalten, — wo kommt mir das nur her?
> Ein Prediger zu werden, danach verlangt mich sehr,
> Die Arme mächtig schwenkend von hoher Kanzel Thron
> Zu donnern.

Gegen Abend also:

> . . . . Als Morpheus in diesen dunkeln Sphären
> Begonnen, seine milden Gewalten zu bewähren,
> Versammeln die drei Ritter sich leise . . . .

und schreiten nach abgehaltenem Rat in die Kirche, wo sie unter Leitung des Organisten die Orgel in Trümmer schlagen. Dies erschauend, will

> Der Schutzpatron der Kirche vom Altar niedersteigen,
> Doch muss er sich dann nahe den heil'gen Jungfraun zeigen,
> Drum geht er nicht, aus Anstand, er hat ja keinen Rock!

Am folgenden Tage, einem Festtage, entbrennt im Gotteshause ein Kampf zwischen beiden Parteien, in welchem Breviere und schlechte Romane jener Zeit — die der Autor witzig kritisiert — als Wurfgeschosse in die frisierten Perrücken fahren, der aber in einem Versöhnungsmahl seinen Abschluss findet.

Von Węgierkis Fabeln und Satiren wurde ein Teil, der die von Plato vorgezeichneten Grenzen weit überschritt, niemals gedruckt, alle aber stehen hinter den Krasickischen Schöpfungen zurück. Węgierski, welcher als der echte Typus eines Weltmannes des 18. Jahrhunderts den niedrigsten Materialismus und die epikuräische Sucht, den Freudenbecher bis auf die Hefen zu leeren, zur Religion erhob, wagt es, der Gesellschaft moralische Lehren zu geben, als sei er ein Kato an Tugend und Sitte. Aber das überladene Geschoss trifft zerspringend den Schützen selbst. Er ging nach Paris, um sich dort in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen. Dann schiffte er 1783 nach Amerika hinüber und begann nun allmählich ernster über sich und sein Vaterland nachzudenken. Nach Europa mit besseren Vorsätzen zurückgekehrt, erlag er 1787 zu Marseille den Folgen seiner mannigfachen Verirrungen.

Die Memoirenlitteratur.

Das Kolorit einer Epoche, die geistige und politische Physiognomie derselben stellt sich dem späteren Geschichtsforscher am deutlichsten in den Einzelheiten gleichzeitiger „Denkwürdigkeiten" dar. Aber auch Maler und Erzähler schöpfen aus ihnen. Weil daher solche „Denkwürdigkeiten" dem einen Unterhaltung, dem andern ein nutzbares Material liefern, finden sie gemeinhin einen grossen Leserkreis. Wir haben schon früher der, Silva rerum genannten Hausbücher gedacht, in welche, als es noch keine Tagesblätter gab, alle interessanten Ereignisse, Reden, statistische Nachrichten u. s. w. eingetragen wurden. Sie ruhten jedoch meist im Verborgenen, und nur sehr wenige derselben — wie die Memoiren Paseks (s. S. 111) und Nikolaus Jemiołowskis († um 1693) — sind später ans Licht gezogen worden. Besass doch nicht jeder dieser Autoren den aus eigener Kraft sich emporringenden Geist und die reiche Erfahrung, welche den Aufzeichnungen des Erstgenannten ein so reizvolles Gepräge ver-

leihen. Oft schrieben auch die Verfasser nicht nur das, was sie selbst erlebt hatten, und zwar gern mit der Schönfärberei der Eigenliebe, sondern auch, was ihnen von andern, vielleicht entstellt, berichtet war, in gutem Glauben nieder.

Sogar Stanisław August brachte seine Memoiren zu Papier, und zwar in französischer Sprache. Einen Teil derselben übersetzte Bronisław Zaleski ins Polnische. Sie lesen sich fliessend und leicht wie eine gesellige Erzählung und enthalten interessante Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert. Wenn aber der Verfasser uns eine gewissenhafte Darlegung seines eigenen Wirkens erwarten liess, so sehen wir uns getäuscht. Er, von dem gesagt wurde, „er lüge ohne Unterlass und weine nach Belieben", entfernt sich oft weit von der Wahrheit, und, statt wie Rousseau auch seine Fehler zu beichten, ist er in diesen Blättern nur der Weltmann, der sich gewöhnt hat, seine glänzenden Seiten zu zeigen, die dunkeln aber sorgsam zu verschleiern. Trotzdem gewinnt man daraus ein Urteil über seine geistigen Fähigkeiten und seinen Charakter, der so schwer in die Schale der polnischen Geschicke fiel.

Erst der kritischen Geschichtsforschung ist es allmählich gelungen, aus den Notaten der Gedenkbücher früherer Zeit durch Gegenüberstellen gleichzeitiger Memoiren und Herbeiziehen amtlicher Urkunden den echten historischen Kern herauszuschälen. Das Meiste, was ehemals von Denkwürdigkeiten an die Öffentlichkeit gelangte, war, behufs weiterer Verbreitung im Auslande, in lateinischer Sprache geschrieben. Als man in Polen anfing, zu historischen Zwecken tiefere Einsicht in die Archive zu nehmen, stellte es sich heraus, dass auch viele polnische Memoiren existierten, an deren Druck niemand gedacht hatte. Ausserdem gab es mannigfache Aufzeichnungen fremder Reisenden, besonders diplomatischer Gesandten, über Polen. Die erste Idee, die verschiedenen Sitten- und Kulturgemälde vergangener Zeiten in einen Körper zusammenzufassen, gehört Julian Niemcewicz. Er gab in fünf Bänden eine Sammlung solcher von allen Seiten mühsam herbeigesuchten „Denkwürdigkeiten" heraus und übersetzte die in fremden Sprachen verfassten ins Polnische. Ausserdem beschrieb

er die Ereignisse seines eigenen Lebens und gab im Verlauf desselben mehrmals neue derartige Aufzeichnungen und Tagebücher heraus. Mitunter wiederholt er sich darin, macht Auszüge aus sich selbst und teilt oft weniger Wichtiges mit, aber der überwiegende Teil gewährt grosses Interesse und ist von historischem Wert. Indem wir uns vorbehalten, im folgenden eine Probe aus seinen Gedenkblättern mitzuteilen, berichten wir zuvörderst über das Leben und die anderweitigen Schöpfungen dieses Schriftstellers.

Julian Ursinus Niemcewicz wurde 1757 in Litauen von armen Eltern geboren und erhielt seine Ausbildung im Warschauer Kadettenhause. Dann durchreiste er Frankreich, Deutschland und Italien. Im Jahre 1788 zum Abgeordneten erwählt, vertrat er auf dem sogenannten vierjährigen Reichstage die Rechte der Städte und der Bauern. Nach dem Fall der Konstitution vom 3. Mai 1791 ging Niemcewicz mit vielen andern in die Verbannung und kehrte erst 1794 zurück, um als Adjutant Kościuszkos, seines Kameraden aus der Jugendzeit, an dem Aufstande teilzunehmen. Bei Maciejowice verwundet und gefangen, wurde er mit Kościuszko nach Petersburg in die Kasematten der Peter-Paulsfestung abgeführt. Trotz der vielen, oft überaus heftigen Ausfälle, welche Niemcewicz auf dem Reichstage gegen die Kaiserin Katharina gewagt hatte, wurde doch sowohl ihm als auch seinen Mitgefangenen eine milde Behandlung zu teil. Er dichtete dort Fabeln und übersetzte Popesche Verse. Nach Katharinas Tode 1796 gab ihr Nachfolger, der edle Kaiser Paul, allen politischen Gefangenen, sogar den nach Sibirien, bis Kamtschatka Verbannten, die Freiheit. Niemcewicz besuchte nun mit Kościuszko verschiedene Länder und liess sich endlich in Amerika nieder, wo er eine reiche Witwe, Frau Livingstone-Kean, heiratete. Auf der Überfahrt dahin dichtete er die, dem Englischen nachgeahmte „Elegie eines Verbannten“, welche mit folgenden Versen beginnt:

Leb wohl, du meines Vaterlandes Erde!
In meinem Busen wird die Ahnung laut,
Dass dieser Blick, von Thränennass betaut,
Dein glücklich Ufer nie mehr schauen werde.

Zwei Welten als Bürger gleichwie zwei Litteraturepochen angehörend, blieb Niemcewicz in Amerika zehn Jahre. Er bebaute nach Art der dortigen Einwohner mit eigner Hand den Acker, wie der Dichter Karpiński die Feder mit Pflug und Spaten vertauschend. Im Jahre 1807 kehrte er nach Warschau zurück, verliess aber nach dem Sturz Napoleons 1813 von neuem seine Heimat und sah sie erst nach der Neubildung des „Königreichs Polen" 1815 wieder, um das Amt eines Staatssekretärs zu übernehmen und in die „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" als Mitglied einzutreten. Er schuf nun in Warschau seine „Historischen Gesänge", ein Werk, das, wenn auch nicht bedeutend an poetischem Gehalt, doch wegen seines patriotischen Kerns noch heute in ganz Polen so beliebt ist, dass 1876 eine neue elegante Ausgabe mit den ursprünglichen Illustrationen und Melodieen (Petersburg und Moskau) erscheinen konnte. Ausserdem schrieb er eine, nur die kriegerischen Vorgänge und die Reichstagsbeschlüsse jener Zeit in ausreichender Weise behandelnde „Geschichte der Regierung Sigmunds III." in drei Bänden und einige in volkstümlichem Ton gehaltene Erzählungen, darunter das schöne, zugleich als Erstling der historischen Romanlitteratur in Polen zu betrachtende Sittengemälde „Johann aus Tęczyn", sowie drei Charakterlustspiele und drei historisch-lyrische Dramen, von denen „Die Rückkehr des Abgeordneten" das meiste Lob verdient. Niemcewicz war Patriot aus dem Innersten seiner Seele, stets bereit, Gut und Blut auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, und deshalb will es uns bedünken, als ob die tadelnde Moral in seinen „Fabeln" aufrichtiger sei als die Krasickis. Ergreifende Akkorde schlägt er in seinem „Traum des Soldaten" an:

Es ruhten gestern Nacht — nach schweren Thaten —
Im Lager viele tausende Soldaten,
Der Schrei Verwundeter klang hin und wieder,
Und mancher sank zum Schlaf auf ewig nieder.
Ich lag auf meinen Mantel, die Waffe in der Hand,
Und fühlte von Ermüdung mein Auge übermannt,
Da sah ich schlafumfangen, im Traume süss und schön
Das Dorf, das mich geboren, vor meinen Blicken stehn.

Beruhigt schienen mir des Krieges Wogen,
Ich war mit schnellen Schritten heimgezogen,
Und vor mir lag das Vaterhaus im Thale,
Beschienen von der Sonne erstem Strahle.
Ich schaute frohen Herzens den grünen Bergeshang,
Den Hund von meiner Herde, der mir entgegensprang,
Die Wiesen und die Kirche, den Rauch, der allgemach
Im Silberglanz entschwebte des Pfarrerhauses Dach.
Und welche Freude regte mein Erscheinen!
Mit hohem Schwur versprach ich allen Meinen:
„Auf diesem Haupt soll nie der Helm mehr glänzen",
Und meine Kinder schmückten ihn mit Kränzen.
Ich küsste meine Englein mit heisser Vaterlust,
Mein Weib, vor Freude weinend, lag sanft an meiner Brust.
O Wladimir! so sprachen die Greise aus dem Ort,
Du bist zum Tod ermattet, geh nimmer wieder fort! —
Schon schwand aus meinem Sinne Beschwer und Kriegsgewühl,
Da weckte mich die Sonne — ich sprang vom harten Pfühl;
Die mörderischen Schlünde erdröhnen dumpf und schwer,
Ich eile fort zum Kampfe — ob auch auf Wiederkehr?

Den Aufstand von 1830 unterstützte Niemcewicz mit Wort und That. Nach Beendigung desselben musste er als 74jähriger Greis noch einmal seinem Vaterlande Lebewohl sagen. Es sollte für immer sein! Zehn Jahre später, am 21. Mai 1841 verschied er zu Paris. Vor seinem Hingange schrieb er noch die rührenden Verse:

Verbannte, die Ihr stets, dem Missgeschick zum Raube,
Die Welt durchirrt, wann ruht einst Eure müde Sohle?
Das Schollchen birgt den Wurm, das Nest die wilde Taube,
Ein jeder hat sein Heim — ein Grab nur hat der Pole!

Wir geben jetzt einige Auszüge aus Niemcewicz' Denkwürdigkeiten:

Nach achtjähiger Abwesenheit vom Vaterlande — während welcher ich zwei Jahre und zwei Monate im Moskauer Gefängnis eingeschlossen war, ein Jahr auf Reisen durch Schweden, England und nach Amerika, sowie auf der Rückreise zubrachte, fünf Jahre aber in Amerika wohnte — war ich am 7. Sept. 1802 wieder in Warschau angelangt. Der 27. März 1804 war der

traurige Tag, an dem ich, voll Sehnsucht nach meinem neuen überseeischen Vaterlande, von teuren Freunden und Verwandten, von dem Orte scheiden musste, wo ich erzogen ward und die erste Zeit meiner Jugend verlebte, wo ich die Pflichten eines Bürgers und eines Soldaten erfüllte.

Niemcewicz schildert nun die Veränderungen, welche in Warschau während seiner langen Entfernung vor sich gegangen waren. Es folgen seine Erlebnisse auf der Reise über die Grenze. In Łowicz gesellt sich zu ihm sein alter Kollege aus der Moskauer Gefangenschaft, Fischer, einst Adjutant Kościuszkos. Sie erreichen in drei Tagen Posen, berühren dann Meseritz, „die Grenze des alten Polen", und gelangen über Frankfurt a. O. nach Berlin, das er „die schönste und grösste Stadt Europas" nennt. Über den dortigen Aufenthalt lassen wir Niemcewicz selbst sprechen:

Bei Frau von der Recke, Schwester der Herzogin von Kurland, lernte ich die hiesigen Gelehrten Nicolai und Tiedge kennen. Der Letztere, einer der besten deutschen Dichter, ist durch sein Poem „Urania", von der Unsterblichkeit der Seele, und durch die „Elegie auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf" berühmt geworden. Ich suchte auch Frau von Staël auf, welche durch ihre Werke so grossen Ruf erlangt hat. Sie ist eine stattliche Frau, aber ihrem hochroten Gesicht fehlt die weibliche Anmut und Feinheit, Mund und Zähne sind unschön, der Teint schwarz, dagegen besitzt sie grosse feurige Augen, die, wenn sie will, auch lieblich blicken können. Brust, Hände und Füsse sind hübsch geformt, ihr Witz ist sprudelnd, ihr Urteil treffend. Sie spricht viel und gut, sucht in ihren Gedanken stets neu und tief zu sein und liebt lebhafte Diskussionen. Dem Ausländer nötigt sie Bewunderung ab, aber wenn man erwägt, dass sie von Kindheit auf im Hause ihres Vaters, eines tiefen Denkers, die Gesellschaft der gelehrtesten und geistreichsten Männer genossen hat und dann als Gemahlin eines Gesandten im eignen Hause alles versammelt sah, was durch Rang und Wissenschaft hervorragte, dass sie ferner während der Revolutionsstürme die menschlichen Leidenschaften in nächster Nähe kennen lernte, — dann darf es nicht Wunder nehmen, wenn sie, von der Natur mit Witz, glühender Phantasie und einer starken Seele begabt, oft erhaben, niemals gewöhnlich schreibt, kurz, wenn sie so ist, wie wir sie sehen. Solche Frau vermag eine ganze Gesellschaft zu beleben, denn sie besitzt alle Arten des Witzes und des feinen Welttons. Ich hörte sie „Le songe d'Athalie" und „La déclaration de Phèdre" deklamieren . . . . Frau von Staël schreibt jetzt über deutsche Litteratur und studiert mit Eifer die deutsche Sprache; später gedenkt sie einen Roman zu schreiben, welcher in

Italien spielt. Wir sahen und unterhielten uns oft, und sie erwies mir viel Artigkeit.

Der französische Gesandte La Forest und seine Gemahlin, alte Freunde meiner Frau in Amerika, empfingen mich herzlich und luden mich zu einem grossen Mittagsmahl ein; Dienerschaft, Livrée, Silber und Bewirtung — nichts war demokratisch. Dort lernte ich den Herzog von Braunschweig-Oels und sogar die apanagierten preussischen Prinzen kennen. Bei diesen herrscht preussische Ökonomie, sogar die Wäsche war ungemein grob . . . . Ich war oft bei Frau von Staël. Es ist Verleumdung, wenn behauptet wird, sie trinke. Mässig in Speise und Trank, geniesst sie, wie sie mir sagte, beim Schreiben zur Kühlung Orgeade. Trotzdem spricht sie immer wie in Begeisterung — Eigenliebe und die Sucht zu glänzen ersetzen ihr starke Getränke. Ich traf bei ihr mit lauter deutschen Professoren zusammen. Diese besitzen viel Gelehrsamkeit, in gefälligerer Form, als man sie früher bei den Deutschen wahrzunehmen pflegte. Dort sah ich auch Fichte, einen womöglich noch tieferen Denker als Kant, und Schlegel, den Übersetzer Shakespeares. — Bei La Forest lernte ich auch den Staatsminister von Hardenberg kennen; er ist eine stattliche Erscheinung und besitzt jene Artigkeit, welche den Preussen eigentümlich ist. Schade, dass er harthörig ist, die Unterhaltung mit ihm wäre sonst angenehmer.

Von Berlin reiste Niemcewicz nach Dresden, Leipzig u. s. w. und kam endlich am 2. Mai in Weimar an.

In Weimar hat der jetzige Grossherzog einen sehr schönen Park oder englischen Garten angelegt, der jedermann offen steht. Dies ist die einzige Sehenswürdigkeit der Stadt, denn im übrigen ist sie winzig und bietet kein Interesse. Aber ihr grösster Schatz sind die grossen Männer: Goethe, Wieland, Schiller und der unlängst heimgegangene Herder. Der erstere, welcher zugleich Minister ist, war auf einem Spaziergang abwesend, der zweite noch nicht angekleidet, der dritte verreist. Dieser Verein der ersten Geister muss auf den Regenten einen grösseren Einfluss ausüben, als es den Anschein hat . . . . Da unser Fuhrwerk noch nicht in Bereitschaft war, gingen wir zum zweitenmal zu Goethe, welcher, den Autor beiseite lassend, sich als Minister und Excellenz mit einer Konferenz entschuldigte. Wieland empfing uns jetzt. Er ist ein Greis von einnehmenden Gesichtszügen, mehr als mittlerem Wuchs, mit blauen Augen, die trotz seiner Jahre von Witz leuchten; seine Unterhaltung ist angenehm, interessant und gelehrt. Er bewohnt ein nettes, sauberes Häuschen mit einem Garten, nur einige Schritte von Schiller und Goethe. Welch eine Gemeinschaft!

Eigentümlich muten uns die Memoiren jenes rüstigen Hand-

werkers, des Schumachers Johann Kiliński an, welcher während der Warschauer Revolution 1794 eine bedeutende Rolle spielte. Als Mitglied des dortigen Magistrats übte dieser, durch Rechtschaffenheit, Religiosität und Mut gleich ausgezeichnete Mann auf die Handwerker und Bürger Warschaus einen grossen Einfluss und nahm an dem Aufstande vom 17. und 18. Apri thätigen Anteil. Dann machte er als Offizier der polnischen Streitmacht alle Kämpfe der Revolution mit und wurde nach Beendigung derselben in die Kasematten der Petersburger Citadelle abgeführt. Von Kaiser Paul begnadigt, nahm er in Warschau sein Handwerk als Schuhmacher wieder auf. Einige Jahre später erschienen seine „Denkwürdigkeiten“, welche hinsichtlich des Inhaltes und des Geistes, der in ihnen herrscht, grosses Interesse erwecken und sich durch die natürliche Einfachheit ihres Stils zugleich als authentisches Werk seiner Feder erweisen. Das Blutbad, welches die Aufständischen in Warschau dem Ingelströmschen Korps bereiteten, nennt er naiv beschönigend ein „Beilegen, Beruhigen“. Kiliński starb im Jahre 1820.

In allen Sätteln gerecht, vielgereist, Krieger, Waidmann, Landwirt, Pferde- und Weinkenner, zuletzt Geistlicher und Schriftsteller, dabei in witziger Rede unerschöpflich, war Andreas Kitowicz (1728—1804) wohlbefähigt, aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen ein inhaltsvolles Bild seiner Zeit zu entwerfen. Seine erst 1840 und später veröffentlichten „Memoiren aus der Regierungszeit Augusts III. und Stanisław Augusts“ sowie die „Beschreibung der Sitten und Gebräuche während der Regierung Augusts III.“ sind eine Gallerie gelungener Porträts und wahrheitsgetreuer Darstellungen, gewürzt durch eingeflochtene witzige Details und treffende sarkastische Bemerkungen.

Ein reiches Material für die Geschichte seiner Zeit, namentlich des Herzogtums Warschau, und für die Biographieen der leitenden Persönlichkeiten bieten auch die „Denkwürdigkeiten“ Kajetan Koźmians (geb. 1771, gest. 1856). Er war Staatsreferendarius bis zu Napoleons Niederlage im Jahre 1812. Dies befähigte ihn, genaue und interessante Aufschlüsse über die damaligen Zustände zu geben und treue Porträts der bedeutendsten

Männer zu zeichnen, die ihm sämtlich genau bekannt waren. Als aufrichtiger Freund des Vaterlandes empfand er tief die Falschheit Napoleons, welcher trotz aller den Polen gemachten Verheissungen stets ein „wenn, wenn!“ in Bereitschaft hatte. Schon 1807 hätten allen Sanguinikern die Augen über Napoleons Gleichgültigkeit in betreff Polens aufgehen können. Franz Salesius Dmóchowski erzählt in seinen Erinnerungen:

Ein Fremder, welcher nach Polen kam, fragte: „Was ist dies für ein Land?“
„Das Herzogtum Warschau.“
„Wer regiert hier?“
„Der König von Sachsen.“
„Was steht hier für Militär?“
„Polnisches.“
„Welche Gesetze gelten hier?“
„Französische.“
„Was für Geld?“
„Preussisches.“
„Das ist ja wie beim Turmbau zu Babel,“ erwiderte der Reisende.

„Als dem Kaiser Napoleon,“ so erzählt Koźmian, „später in Posen eröffnet wurde, das ganze polnische Volk sei bereit, für ihn die Waffen zu ergreifen, sagte er nur: „Je ne veux pas de votre Pospolite (Rzeczpospolita = Republik)!“

Koźmian dichtete auch Oden, darunter eine, in welcher er Napoleon I. in den Himmel erhebt, und zehn Jahre später eine andere unter dem Titel „Der Fall des Stolzen“, deren Inhalt den schroffsten Gegensatz dazu bildet. Dieser, allerdings durch die Umstände erklärliche Gesinnungswechsel macht uns des Dichters Martin Molski (1751—1822) gedenken, welcher von 1801—1821 alle hervorragenden Personen verschiedener Nationalitäten mit Weihrauch überschüttete, wenn sie nach Warschau kamen. Er schmiegte sich jedem politischen Wechsel an und hatte für jeden lobende Verse in Bereitschaft. Ein über seine Mantelträgerei empörter Zeitgenosse machte auf ihn folgendes, sprichwörtlich gewordene Gedicht:

Eine Ode trägt Molski auf jeder Seite,
Für Herodes die eine, für Christus die zweite,
Doch vorrätig hat er dreihundert im Schrein,
Sie dem Antichrist, wenn er ankommt, zu weihn.

Auch im folgenden, zur Bezeichnung eines wetterwendischen Charakters gebräuchlichen Sprichwort finden wir Molskis Namen verewigt:

Wie auch Polens Lose fallen,
Molski lässt die Leier schallen.

Nach dem Jahre 1830 legte Koźmian seine öffentlichen Ämter nieder und beschäftigte sich in stiller Zurückgezogenheit nur mit Landwirtschaft und schriftstellerischen Arbeiten. Er stand bei den Anhängern des Klassizismus in hohem Ansehen; die Bucolica und die Äneide Virgils ahmte er nach, indem er sie den polnischen Verhältnissen anpasste.

Lyrische Dichter.

Wir bezeichneten in einem früheren Abschnitt diese Litteraturepoche als die der vorherrschenden Verstandesrichtung. Und in der That redete auch die Lyrik nur selten die naturkräftige, überzeugende Sprache des Herzens. Ein bedeutsamer Fortschritt war zwar gemacht, indem man manche Vorurteile beseitigte, die Nationalsprache sorgfältiger pflegte und der klassischen Idee das Bürgerrecht wiedergab. Man hatte diese aber auf dem Umwege über Frankreich erhalten, und deshalb trug die Litteratur jetzt mehr oder weniger ein höfisches Gewand nach dem an der Seine herrschenden „Goût“, und ein nüchterner Skeptizismus lähmte die Schwingen des Genius. Eine Zeitatmosphäre, welche Abenteurer wie Dzierzanowski und den Prinzen von Nassau-Siegen oder wie Casanova und Cagliostro gedeihen und zuletzt die fleischgewordene Göttin Vernunft zum Thron gelangen liess, musste wohl in denjenigen Ländern, welche

den modernen Strömungen nicht verschlossen blieben, erkaltend auf das Feuer der dichterischen Begeisterung wirken. Die neue Philosophie bestach durch eine schillernde Aussenseite, aber der Kern derjenigen Fragen, welche die tiefsten und brennendsten Gefühle der Seele berühren, blieb in Dunkel gehüllt. Das Gottesideal, dieses Palladium aller echten Poesie war verschwunden; ein Dichter aber, der sich über die Grundzüge einer höheren Weltordnung und der Sittlichkeit hinwegsetzt, verdient nicht mehr diesen Namen.

Heute, ein Jahrhundert später, sind wir leider in der ganzen „zivilisierten“ Welt ziemlich auf demselben Standpunkte wieder angelangt. Man findet Geschmack an versifizierten Albernheiten, Heineschen Blasphemieen und am Lobe des jeden höheren Flug ausschliessenden Lebensgenusses nach Mirza Schaffys Muster. Die Ideale sind zerronnen, man erfand die Poesie der Hochöfen, citiert Geister gleich Cagliostro und huldigt der Lehre, dass jeder seinen Gott in sich selbst anzubeten habe. Die heutigen Abenteurer aller Länder reisen vielleicht nicht mehr in die Welt hinaus, sie betrügen ihr eigenes Volk um seine erworbenen zeitlichen und — religiösen Güter. Ein gleicher Zug der Zersetzung geht, angebahnt von Richard Wagner, durch die moderne Tonkunst. In der Litteratur verlangt man heute Neues um jeden Preis, Überraschendes, plötzlich Einschlagendes; dazu gehören drastische Mittel: Keckheit auf Kosten der Wahrheit oder der Moral — aber auch der wahren Kunst, und Witz oder dessen Surrogat auf Kosten des Gefühls, das man als „Sentimentalität“ zu bespötteln sich gewöhnt hat. Über unsere politischen Fortschritte aber belehrt uns das unerquickliche Bild, welches nachgerade die Parlamente darbieten. Wir sind zwar reich an scharfsinnigen Erfindungen, diese dienen jedoch nur physischen Bedürfnissen.

Unterlagen nun zwar die polnischen Dichter der vierten Litteraturperiode vielfach den geschilderten Einflüssen, so muss doch diese Ära im Vergleich zu der vorhergehenden als die der Wiedergeburt bezeichnet werden. Manche Dichter stimmten, von reinerem Geschmack geleitet, ihre Leier, um in populären Weisen die edleren Saiten des Herzens wiederklingen zu lassen und wiesen ihren Nachfolgern den Weg zum Gipfel der Kunst. Unter den

Lyrikern wusste vor allen Franz Karpiński, in welchem Kochanowskis Geist neu erstanden schien, in seinen melodiereichen, noch heute vom Volk gesungenen Liedern zuerst wieder den nationalen Ton anzuschlagen. Konnte doch in Polen der volkstümliche Geist zwar unterdrückt, niemals aber erdrückt werden!

Karpiński wurde 1741 im Dorfe Hołosko in Galizien geboren. Sein Vater, ein Edelmann von rechtschaffenem, wenn auch etwas rauhem Charakter, hielt ihn streng zu Tugend und Sitte an. Einst stahl der Knabe einem Arbeiter ein Messer; der Vater erfuhr dies und befahl, dass der Bestohlene selbst dem jungen Übelthäter einige Schläge gebe, worauf auch er ihn noch züchtigte. Später, als Franz nach beendigten Studien nach Hause zurückkehrte, versetzte ihm sein Vater eines Tages ohne Veranlassung einige Ohrfeigen. Der Sohn liess den Kopf hängen, ohne nach der Ursache dieser Misshandlung zu fragen. Da umarmte ihn sein Vater und sprach: „Mein Sohn, du bist ein Philosoph und ich ein schlichter Mann, der kaum seinen Namen schreiben kann. Ich wollte mich nur überzeugen, wie du einen Backenstreich von mir hinnehmen würdest. Jetzt sehe ich, dass du demütig bist und deinen Vater ehrst — Gott segne dich dafür!" — Karpiński genoss den Unterricht der Jesuiten in Stanisławow, welcher noch vielfach nach veralteten Grundsätzen erteilt wurde, und erlangte dann in Lemberg den theologischen Doktorgrad. Nachdem er darauf kurze Zeit in Wien geweilt hatte, versuchte er, da er zum geistlichen Stande keinen Beruf in sich fühlte, sein Glück am fürstlich Czartoryskischen Hofe. Unfähig jedoch, sich in der Atmosphäre der Paläste zu bewegen, zog er sich auf das Land zurück. Ein unglückliches Liebesverhältnis, das wegen beiderseitiger Armut gelöst werden musste, und verschiedene andere Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen hatten ihn gleichgültig gegen die Welt gemacht. Er suchte wieder Zuflucht unter dem ländlichen Dach, von dem er einst reich an Hoffnungen geschieden war. Dort dichtete er die gefühlvolle Elegie: „Rückkehr aus Warschau auf das Land", welche mit folgenden Versen beginnt:

Das ist mein armes Haus, hier will ich ferner bleiben,
Die Lehmwand und das Dach von Stroh, die kleinen Scheiben,

Der Ofen unglasiert — das alles, wie es war;
Nur nimmt das Auge mehr des Alters Zeichen wahr.
Wie glücklich, wer solch Heim bewohnt als freier Mann,
Und dessen Tisch ihm beut, was er vom Gut gewann.

— — — — — — — — — — — — — —

O dass ich Thor mich doch schon längst besonnen hätte,
Mein Leben lang geweilt an still verborgner Stätte,
Und wenn man auch von mir im Kreise kaum gewusst!

— — — — — — — — — — — — — —

Was frommte mir der Schritt aus meines Dorfs Gehegen?
Ich strebte vorsichtslos dem jähen Strom entgegen;
Und — sah mein Auge gleich die andern untergehn —
Ich glaubte, dass nur sie das Schwimmen nicht verstehn.

Was frommte mir's, zu nahn der grossen Herren Schwellen,
Auf glatten Stufen mich Gefahren blosszustellen?
Nicht besser ward mein Los, nicht heller ward mein Stern —
Mir blieb der leere Ruhm! ich sprach mit einem Herrn!

— — — — — — — — — — — — — —

Stanisław August, der ihn bereits als Dichter schätzen gelernt hatte, schenkte ihm zwei Güter in Litauen, deren eines er nach seinem eignen Namen benannte. Endlich kaufte er noch das Landgut Chorowszczyzna. Dort lebte er fortan, nur auf die Gesellschaft der Dorfbewohner beschränkt, denen er ein Vater war. Er starb, beinahe völlig zum Kinde geworden, am 16. September 1825. Im Jahre 1880 ist ihm am Jahrestage seines Todes zu Kolomea ein Denkmal errichtet worden.

Karpiński ist der Dichter der Natur und des Herzens, der, wenn auch mit geringer Phantasie begabt, seine Begeisterung tief aus dem Innern schöpft und die Ehre Gottes und seiner Schöpfung singt. Deshalb zeigt sich sein Talent am vorteilhaftesten im Liede und in der Idylle, in welcher er, obschon auch er altklassische Namen darin anwandte, doch eine originelle Bahn einschlug. Zeugt der Stil oft von Nachlässigkeit, so ist ihm doch Reinheit der Sprache in hohem Grade eigen. In seiner „Geschichte meines Zeitalters und der Menschen, mit denen ich lebte" spricht er oft zu selbstgefällig von sich und beschreibt mit grosser Naivetät seine Liebesverhältnisse, deren er verschiedene im Leben gehabt hat. Über

die Schmeichler, welche an den Höfen der Grossen ihr Glück machten, urteilt er scharf; zwar hat er selbst mehrmals die Gunst der Mächtigen gesucht, um sich eine Lebensstellung zu gründen, aber eben deshalb, weil er sich nicht um ein Stückchen Brot zu neigen verstand, blieben seine Bemühungen fruchtlos. Seine Psalmenübersetzung steht hinter der Kochanowskischen zurück. Von seinen geistlichen Dichtungen wird das „Morgenlied“ noch heute in den Kirchen gesungen; es beginnt also:

Wenn des Morgens Licht erschienen,
Singt dir, Herr, das Meer, die Flur,
Singt dir alle Kreatur:
Dir sei Lob, dir lass uns dienen! —

In dem folgenden Gedicht schildert er symbolisch die „Sehnsucht nach dem Frühling“:

Täglich kehrt die Sonne wieder,
Sendet goldne Strahlen nieder,
Mir nur naht mein Lichtstrahl nimmer,
Ach, was ward mit seinem Schimmer?

Saftig grüne Halme spriessen,
Reiche Ähren zu erschliessen,
Landmanns Segen zu vermehren, —
Doch, wo wachsen meine Ähren?

Lieblich flöten Nachtigallen,
Dass die Haine widerhallen;
Vieler Vöglein Lieder klingen,
Nur das meine will nicht singen.

Frühlingsblumen allerwegen
Weckte schon der milde Regen;
Wie sie duften, wie sie glühen!
Meine Blume will nicht blühen.

Lenz! ich flehe jeden Morgen
Gleich dem Landmann, der in Sorgen,
Meine Thräne tränkt die Erde:
Gieb, dass sie zum Segen werde!

In mancher Hinsicht dem Vorgenannten ähnlich, aber mehr

Höfling als dieser, war Kranz Kniaźnin, der Hofpoet des Fürsten Adam Czartoryski in Puławy. In der Wojwodschaft Witebsk 1750 geboren, wurde er nach vollendeter Erziehung im Konvikt der Jesuiten in deren Orden aufgenommen, trat aber nach der Auflösung desselben in das bürgerliche Leben zurück. Dann fand er Beschäftigung in der Załuskischen Bibliothek, bis Czartoryski, seine Fähigkeiten und seine gelehrte Bildung erkennend, ihn in sein Haus aufnahm. Von dieser Zeit an waren seine Talente, war sein ganzes Leben einzig und allein seinem Gönner geweiht, dessen Person und Familie er in zahlreichen Dichtungen verherrlichte. Eine unglückliche Liebe und später der Fall seines Vaterlandes trübten seinen Frieden und versenkten seinen Geist in eine Melancholie, die mit Umnachtung der Sinne endigte. Am Tage des Entscheidungskampfes bei Maciejowice stieg er auf das Dach des Palastes und zeigte von dort seinem erstaunten Begleiter das ferne Schlachtfeld. In unheilbaren Wahnsinn verfallen, fand er freundliche Aufnahme im Hause des Probstes Zabłocki zu Końskowola, einem Besitztum der Czartoryskis. Bis zur Zeit seines Irrsinns (1796) war Kniaźnin ein angenehmer Gesellschafter, munter im Gespräch, dabei bescheiden, moralisch und gottesfürchtig. Tańska entwirft von ihm folgendes Bild: „Kniaźnin war von kleiner Gestalt, länglichem, blassem und interessantem Gesicht und hatte dunkle ausdrucksvolle Augen; er kleidete sich in polnische Tracht, war aber nachlässig in seinem Äussern — nur den stattlichen Schnurrbart hielt er in Ehren.“ Dieser männliche Zierat begeisterte ihn sogar zu einer Ode. — In Końskowola stand er Sommer und Winter stundenlang vor einer Sonnenuhr im Garten, als wollte er die Stunde berechnen, die ihn in die Ewigkeit führen solle. So mähte der Tod ihn mit stumpfer Sense langsam hinweg. Er starb am 26. August 1807. In seinen Oden spendet er der ganzen Familie seines mächtigen Beschützers Czartoryski reichliches Lob und besingt zu allen festlichen Gelegenheiten die Mitglieder derselben unter den mythologischen Benennungen: Philon, Amaryllis u. s. w. Einzelne seiner Dramen, z. B. das patriotische Stück „Die spartanische Mutter“ und „Die Zigeuner“ fanden als Singspiele Beifall; ausserdem übersetzte er den Ossian in reimlosen

Versen. Er besass weder den Witz und die Leichtigkeit Krasickis, noch die deutlich ausgesprochene Individualität Karpińskis, aber er übertrifft den letzteren an Kernhaftigkeit des Stils, den er an griechischen Mustern bildete. In der Vorrede zu einer späteren gesichteten Ausgabe seiner „Poesieen“ wendet Kniaźnin sich mit den Worten an den Leser:

Ich schäme mich der früheren Editionen, zumal jener elenden erotischen Gedichte, in denen sich nur vox, vox, praetereaque nihil findet, die Feder trocken und ohne Kraft ist, und die nichts von alle dem darbieten, was dem Jahrhundert eines Stanisław zur Zierde gereicht.

Wir geben hier seine Ode „An den Bürger“:

So oft die Saiten meine Laute klingen,
Der Tugend neue Huldigung zu bringen,
Lobsingt sie gern in ihrem reinsten Tone
Dem Bürger, unsres Vaterlandes Sohne.

Wer nennt sich Bürger? Der aus seinen Mühen
Der Brüder Glück und Wohlfahrt sah erblühen,
Dass jedes Herz der Dankesruf durchbebte:
„Er lebe ewig, der für uns nur lebte!“

Der gleich dem Baum in schweren Sturmes Wettern
Die Herde schützt mit seines Daches Blättern,
Die Hirten singen froh, befreit von Sorgen:
„Wir preisen dich, der gastlich uns geborgen!“

„Wenn Polens Sohn dem Tod ins Auge blickte,
Und seine Stirn des Ruhmes Lorbeer schmückte,
Stehn Frauen, Kindlein da zur Siegesfeier
Ihn grüssend: „Heil dir Bürger und Befreier!“

Doch, wenn des Goldes Macht zum Rat sich drängte,
Weil eigner Vorteil nur die Herzen lenkte,
Dann scheut sich mancher nicht, Verrat zu üben,
Von Stolz verführt, von Habsucht angetrieben.

Wenn keinen niedern Wunsch ein Zügel bindet,
Erseufzt das Land, der Städte Glanz verschwindet,
Und schlechtes Unkraut, zu des Erbherrn Trauer,
Erhebt sich auf den Trümmern seiner Mauer.

Vergebens folgt dann auf des Ruhmes Bahnen
Die Tugend ihren lichtumstrahlten Fahnen, —
Man hört die pflichtvergessnen Worte schallen:
„Wenn wir nur stehn, — das Übrige mag fallen!"

Wer also spricht, kennt nicht das edle Glühen,
Dem einst der Lohn im Himmel soll erblühen.
So wird der Vogel, dem man Köder streute,
In blinder Gier des Finklers leichte Beute.

Der Adler schwingt sich zu den fernen Höhen,
Der Sonne kühn ins Angesicht zu sehen;
Die Vögel wundern sich, die kleinen Wichte,
Doch keiner eilt ihm nach zum Sonnenlichte.

Rührend ist sein Wiegenlied einer „polnischen Mutter";

Schlafe, goldnes Kind, schlaf ein! —
Mutter sang's mit süssem Beben, —
Du mein Hoffen, du so rein,
  Du mein ganzes Leben.

O, es schläft! Genug du Lieb,
Rannten heute deine Zähren,
Deine Äuglein, kaum so trüb,
  Wird der Schlaf verklären.

Kind, du weisst nicht wie viel Leid
Deine Mutter noch erwartet,
Bis sie sich daran erfreut,
  Dass du wohlgeartet;

Bis dein Herz mir dafür dankt,
Dass ich jetzt dich Schwachen schütze, —
Bis, wenn meine Kraft einst wankt,
  Du mir wirst zur Stütze.

Bis das Land voll Stolz dich liebt,
Bis dich schmückt der Tugend Krone,
Und der Ruhm mir Kunde giebt
  Von dem edlen Sohne.

Ach! wer ahnt, was noch geschieht?
Unter Dolchen wirst du sterben! —
Wahnbild, das mein Auge sieht,
  Weissagst du Verderben? —

Wirst wohl gar durch böse That
Einst noch deinen Namen schänden,
Dich, entfernt vom Tugendpfad,
  Zum Verbrechen wenden.

Schmach wird dann vielleicht mein Lohn
Und ein kummervolles Ende,
Dass dich undankbaren Sohn
  Pflegten diese Hände.

Du verrätst vielleicht das Land,
Trachtest nach der Brüder Leben; —
Welche Angst mich übermannt!
  Meine Glieder beben.

Sollte meine Hoffnung sich
So in schweren Gram verkehren! —
Sprach's und heiss und bitterlich
  Flossen ihre Zähren.

In bezug auf Schönheit der Sprache überragt Stanisław Trembecki die beiden Vorigen, wenn auch seine sonstigen Eigenschaften ihm eine weniger hohe Stellung anweisen. In Krakau um das Jahr 1730 von angesehenen Eltern geboren, durchreiste er in seiner Jugend fast ganz Europa und befreundete sich in Paris mit den bedeutendsten Litteraten. Zugleich aber nahm er dort die philosophischen Grundsätze des 18. Jahrhunderts in sich auf und lernte die Sitten am Hofe Ludwigs XV. kennen. Nach Polen zurückgekehrt, wurde er zum Kammerherrn Stanisław Augusts ernannt und lebte von nun an, viel mit dichterischen Arbeiten beschäftigt, in Warschau bis zur Abdankung des Königs, den er nach Petersburg begleitete. Nach dessen Tode begab er sich nach Tułczyn in Podolien an den Hof des, um das Vaterland wenig verdienten Szczęsny (Felix) Potocki. Dort verfasste er, mehr als 70 Jahre alt, sein grösseres beschreibendes Poem „Zofijówka“. Potocki hatte nämlich auf einem Sklavenmarkt zu Konstantinopel eine schöne griechische Sklavin Sophie gekauft und geheiratet. Den für sie angelegten prachtvollen Garten, welcher nach ihr benannt wurde, besang nun unser Poet in diesem, zwar manche Längen und mythologische Anspielungen, aber auch

einzelne Schönheiten enthaltenden Gedicht. Eine französische Übersetzung der Zofijówka wurde später, zur Zeit des Wiener Kongresses, in splendider Ausstattung herausgegeben und an die dort versammelten Potentaten, die darauf subskribiert hatten, verteilt. Folgende Abschnitte daraus mögen als Probe dienen:

Stets Neues ist es, was man hier erblickt,
Das unterhält, erfreut, das Herz bestrickt.
Auf Hügeln, die sonst kahl und öde lagen,
Stehn Wäldchen jetzt, von fern herbeigetragen;
Es mischt sich mit dem Baum vom Heimatboden
Gehölz vom Atlas, von den Antipoden,
Und daraus führt auf Steinen mich mein Schritt
Zu niedrer Grotte mit Lokieteks Namen,
In deren Innres wohl nur Kinder kamen,
Das Patagoniens Riese nicht betritt.
Dann weiter unten an dem grünen Hang
Liegt eine zweite Grotte, weit und lang,
Vorn ragt ein mächtiger Granit als Pfosten,
Ein Quell darin lässt uns Erfrischung kosten.
Ein Vers, der nie verlöscht im Zeitenlauf,
Beut jedem, der dort eintritt, ein Glückauf!

Über dem Eingange dieser Grotte war nämlich folgender Spruch von Szczęsny Potocki eingemeisselt, dessen Wortklang das Rieseln des Wassers nachahmt:

Willst du des Harms genesen, so schreite schnell herein,
Ist schön dein Sein gewesen, stets schöner soll es sein!

Nachdem der Dichter nun verschiedene andere Reize des Gartens beschrieben und bei dem Erbbegräbnis über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachgedacht hat, fährt er fort:

Jetzt lockt es wechselnd mich von allen Seiten,
Der Strand, an dem sich grüne Matten breiten,
Der Berg, von dem ich, wenn ich ihn erstiegen,
Wetteifernd Schönes sehe vor mir liegen;
Ein Wasserstrahl entspringt dem tiefen Thal,
Der üppig sprudelnd dringt aus dem Gestein —
Ringsum bedeckt — ihn wärmt kein Sonnenstrahl,

Kein Vogel trübt die Flut, so klar und rein,
Durchsichtig wie Demant, wie leichter Regen,
Scheint dies der Quellen Königin zu sein,
Für Augen und Geschmack von gleichem Segen

— — — — — — — — — — — — .

Wem Tusculums Gehölze Kühlung gaben,
Wer Tyburs Wasserfällen einst genaht,
Des Pausilippus grause Nacht betrat,
Kann doch in Zofijówka noch sich laben,
So dass er — wenn er Wahrheit liebt — bekennt:
Dass alles hier sich eint, was dort getrennt.
Doch du, Sophia, bist die grösste Zier,
Du, mehr den Göttern als den Menschen gleichend.
Kamst von Olymp, für alle Sorgen hier
Dem Gatten süssen Lohn und Tröstung reichend.
Mit Anmut, Schönheit, tugendreicher Güte
Erhältst du stets die goldne Zeit in Blüte:
Und immer wird die halbe Welt mit Freuden
Dir Ehrfurcht weihn, die andre dich beneiden.

Trembecki war von hohem Wuchs und trug stets einen ungeheuern Stock. Als originaler Sonderling verliess er in seinen letzten Lebensjahren nie mehr das Zimmer, ging fast immer barfuss und nur mit Hemd und Schlafrock bekleidet. Sein Fenster blieb den ganzen Sommer geöffnet und gewährte den Sperlingen freien Zugang, von deren ganzer Familie, etwa 200 an der Zahl, er das Geburtsregister im Kopfe trug; ob sie ihm auch zur Zeit der Ernte treu geblieben, erfahren wir nicht! Dass bei dieser Art von Gastfreundschaft seine Behausung kein Muster der Reinlichkeit sein konnte, lässt sich denken. Dreissig Jahre lang lebte er als Vegetarianer und verschmähte Fleisch und Rebensaft; erst ein Jahr vor seinem, am 12. Dezember 1812 erfolgten Tode kehrte er zur animalischen Nahrung zurück und trank wieder Wein, dessen er in seinem früheren Leben nur allzureichlich genossen hatte. Trembecki rühmte sich oft, er habe mit verschiedenen Waffen dreissig Duelle durchgekämpft, welche sämtlich Frauen zum Gegenstande hatten. Er hat viel zur Bereicherung der polnischen Sprache beigetragen, missbrauchte aber oft sein Talent zu frivolen Versen und Schmeicheleien. Dem Könige zeigte er sich

auf jede Weise unterwürfig. In einem Gedicht verglich er sich sogar mit dessen Lieblingshündchen Kiopek! Er schrieb auch Fabeln und Briefe und übersetzte Verschiedenes aus dem Französischen. Aus seiner „Satire gegen die Pasquille“ teilen wir folgende Verse mit:

Was giebt euch heute doch die schlechten Verse ein?
Ist es die Rache? Denn ich muss bei Zeiten sagen:
Das Feuer des Parnass durchglüht nicht euer Sein.
Kann eure Hand das Schwert nicht statt der Feder tragen,
Da euch doch die Natur mit Gaben nicht bedacht?
Wenn nicht beim Schreiben noch Talent in euch erwacht,
Dann hört ihr Frösche auf, vom Helikon zu quaken!
Doch wenn trotzdem euch noch die Schreibgelüste packen —
Von Wahrheit und Verstand lasst eure Meinung leiten
Und redet nicht so dreist, gebläht von Albernheiten,
Dass in dem Nachbar nicht sich Rachewünsche regen.
Drum mögt, bevor ihr schreibt, ihr Geist und Kräfte wägen,
Lasst nicht im fremden Haus des Giftes Zähne haften,
Studiert zuvor mit Fleiss des Menschen Eigenschaften,
Wenn ihr zur Vormundschaft euch aufwerft über ihn,
Kann doch solch Wahnsinn nur in krankem Hirn erblühn!
— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Zögling der Religion, mit Bibel und Chronik in der Hand aufgewachsen, dem Fortschritt und den Meinungen der neuen ihn umgebenden Welt keine Beachtung schenkend, steht Johann Paul Woronicz in der Einfachheit der Altvorderen vor uns, getrennt von seiner Zeit. Er wurde 1757 in Volhynien geboren und trat schon früh in den Jesuitenorden. Nach dessen Aufhebung begab er sich zu den Missionaren nach Warschau und lenkte dort die Aufmerksamkeit der angesehensten Personen, namentlich der kirchlichen Würdenträger, auf sich, so dass der junge gelehrte Kaplan bald beim Könige Zutritt erhielt. Nach der dritten Teilung Polens verliess er Warschau und lebte ruhig in einer bescheidenen Probstei zu Liw. Von dort als Probst nach Kazimierz versetzt, fühlte er seine patriotische Muse durch den in dem nahen Puławy befindlichen sogenannten Tempel der Sibylle, welcher polnische Altertümer enthielt, zu einem Poem angeregt, das, den

Namen Sibylle tragend, den Ruhm und das Unglück des Vaterlandes in kernhaften und feurigen Versen besingt. Wir legen hier einzelne Auszüge daraus vor:

Der grossen Männer Zeit erscheint wie ein Komet,
Der plötzlich Staunen weckt und plötzlich untergeht.
Nicht lange, Stephan, hat dein Glanz das Volk erfreut,
Bald wieder nahten uns die Thränen und das Leid —
Wie in dem Haus, das nicht derselbe stets verwaltet,
Wo jeder neue Wirt das Ganze umgestaltet. —
Die Denkschrift Annas hier, der Witwe-Königin,
Bewahrt das Heiligtum an wohlgeborgner Stätte;
Darin, Kassandra gleich, ihr hehrer Sehersinn
Der Zukunft tiefen Schoss mit weisem Blick ergründet,
Von Nachbarländern her dem Reich Gefahr verkündet.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Dann kamst du, Sigmund auch, aus Wasaschem Geschlecht
Zum Land, dem, reich an Ruhm, der Helden viel entstammen,
Solch hohes Rittertum sah keine Zeit beisammen;
Du warst der Erste stets im Streite für das Recht.
Und dem Alciden gleich sah man Chodkiewicz kämpfen,
Nie statt des Ruhms, der Müh', liess nie sein Mut sich dämpfen,
Und als von Norden er den Einfall abgeschlagen,
Ruft ihn von Mittag her ein andrer Feind zu Feld:
Des stolzen Osman Heer, entströmt der halben Welt,
Soll Mohameds Panier stets weit und weiter tragen,
Mit einem Schlag die Macht der Christen niederstrecken,
Im Grenzgebiet zuvor verbreitend Furcht und Schrecken
Dem Löwen Libyens, der Tiere König, ähnlich,
Der in der Jugend schon sich an den Mord gewöhnt,
Dem Herrn des Steppenreichs, stets siegreich, unversöhnlich,
Dess Jagdruf gierig durch die Wüstenferne tönt,
Der Blick, die Nüstern sprühn der Raublust wilden Brand,
Am Nacken, nie von Furcht gebeugt, sträubt sich die Mähne.
Und mit dem Schweife fegt er trägen Schritts den Sand,
Sein Nahen ist im Reich der Wüste rings gekannt,
Es duckt sich jedes Tier und atmet mit Gestöhne: —
Mit gleichem Zorn und Stolz sah Osman, noch so jung,
Der untergebenen Nationen Huldigung.
Chodkiewicz, ja, die Welt vertraute dir ihr Los,
Dir, den zu schrecken nie dem stärksten Feinde glückte!
Ein Greis, den Alterslast und Kriegsbeschwerde drückte
Und der an Mannheit doch und hehrem Geist so gross.

Der stolz geblähte Leu verdarb an deiner Macht,
Die ihm den Rachen schloss, das Land erlöst vom Wehe, —
Und noch im Untergang ward neu dein Ruhm entfacht:
Dich deckt des Löwen Haut im Grab noch als Trophäe.

Die „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ in Warschau ernannte Woronicz infolge dieses Gedichts zu ihrem Mitgliede. Als Friedrich August von Sachsen die Souveränität über das Herzogtum Warschau angetreten hatte, berief er ihn zum Dekan des Warschauer Kapitels und zugleich in den Staatsrat. In diesen Ämtern bewährte er seine glänzende Rednergabe, von der noch jetzt seine im Druck erschienenen „Kanzelreden“ Zeugnis ablegen. Hohe religiöse und patriotische Begeisterung tönt uns aus seiner „Hymne an Gott“ entgegen. Im Jahre 1815 zum Bischof von Krakau, 1828 zum Erzbischof von Warschau und Primas von Polen ernannt, starb er am 4. Dezember 1829 in Wien, wohin er zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit gereist war.

Entwickelung des Dramas.

Unter allen Künsten ergreift keine den Menschen mit solcher Gewalt, keine entzündet so den Geist zu grossen Gedanken und Entschlüssen und durchleuchtet so hell die Gefühl des Herzens, wie die dramatische. Sie ist deshalb auch die populärste: nichts wirkt eben als Kunstwerk so sehr auf uns, als der Mensch durch den Menschen dargestellt. Die Malerei, die Bildhauerkunst stellen gleichfalls den Menschen dar, die Musik malt, wenn auch unbestimmt, seine Empfindungen und Leidenschaften, aber alle diese Künste dienen der Schaubühne zugleich und erhöhen in dieser Vereinigung den Eindruck.

Der Lyriker ist eigentlich Egoist, obwohl ein gutmeinender, indem er nur diejenigen Phasen eines Vorganges heraushebt, in denen eine Abspiegelung seiner Innigkeitsmomente zu finden ist;

je mehr er aber sich selbst im gewinnenden Lichte zeigt, desto mehr müssen wir ihn lieben. Der epische und mehr noch der dramatische Dichter zeigt uns andere in einem schöneren Lichte und leitet seine Personen in eine höhere Sphäre, indem er das Ideal, das er vor Augen hat, durch vollständige Darlegung der Situation ins Leben zu rufen strebt. Das kunstvoll dargestellte Drama, in welchem eine Idee sich vor den Blicken des Zuschauers unmittelbar verwirklicht, ruft die lebendigsten Eindrücke hervor und vermag, sittlich läuternd, den mächtigsten Anteil der Gesamtheit, die edelsten nationalen und allgemein menschlichen Gefühle zu wecken. Mit gleicher Stärke wirkt aber auch im entgegengesetzten Sinn eine Handlung, welche den Grundsätzen der Sittlichkeit zuwiderläuft; doch darf man nicht vergessen, dass die Moral der Schaubühne in mancher Hinsicht, z. B. in bezug auf Selbstmord, Rache u. s. w. eine andere ist, als die des gewöhnlichen Lebens.

Über die ersten Anfänge eines polnischen Theaters, dieser lange Zeit schwächsten Seite der polnischen Litteratur, haben wir bereits in einem früheren Abschnitt gesprochen. Unter der Königin Bona war das Fastnachtslustspiel sehr beliebt; sodann bedienten sich die Jesuiten in ihren Schulen der dramatischen Schaustellung als Mittel, in ihren Zöglingen den tödlichsten Hass gegen die Ketzer zu entzünden. Ein Jesuit z. B. stellte Christus dar, zwölf andere die Apostel. Da jüngste Gericht beginnt. Vor dieses Tribunal führt man Luther, Calvin, Huss, Wiclef und den griechischen Patriarchen. Jeder derselben muss eine Beichte ablegen und bekennt sich zu so entsetzlichen Dingen, wie sie nur Jesuiten zur Verleumdung dieser Männer erfinden konnten, zu so barbarischen Schandthaten, dass die Jugend vor Schrecken erstarrt und auf das heftigste empört wird. Das Gericht verurteilt alle zur Hölle. Auf Judas' Wink stürzen die Teufel herbei, und nun erst beginnt die eigentliche Komödie. Die Knaben hielten sich die Seiten vor Lachen, wenn sie sahen, wie die Satane mit den Ketzern abfuhren, und — bemühten sich ausserhalb des Kollegiums (wie wir S. 96 gesehen haben) ein Gleiches zu thun, sobald es ihnen gelang, einen Ketzer zu erwischen. So bildete man den Geist der künftigen Königswähler und Staatsmänner.

Auch die Zöglinge selbst führten unter Aufsicht der Professoren auf den Schultheatern Komödien auf, in denen gewöhnlich ein lutherischer oder calvinischer Pastor auftrat. Derselbe schlug seine Frau, zankte mit seinen Jungen, ersäufte das böse Gewissen in Branntwein und zeigte sich in jeder Beziehung als ein durchaus verächtliches Wesen. Sogar Stücke von Plautus und Terenz wurden von den Jesuiten zu solchen Zwecken umgearbeitet.

Johann Kasimir (1648—1668), der sich mit der Witwe seines Bruders Władysław, Maria Ludovika, einer Französin, vermählt hatte und von ihr ganz beherrscht wurde, berief auf ihren Wunsch eine Schauspielertruppe aus Frankreich, welche Pantomimen unter freiem Himmel produzierte. Eines Tages führte dieselbe eine Schlacht zwischen Deutschen und Franzosen auf, die mit der Gefangennahme des deutschen Kaisers endigte. Denn zu jener Zeit war dieser Monarch eine persona ingrata bei den Polen. Die Zuschauer, Edelleute des Hofes und der Umgegend, sassen bewaffnet zu Pferde. Als der Feind besiegt war und der deutsche Kaiser mit Ketten belastet dastand, rief ein Zuschauer, der die Sache für Ernst nahm: „Tötet diesen Hundesohn, damit der König von Frankreich das Reich erhält und, so Gott will, auch König von Polen wird. Übrigens, wenn ihr es nicht wollt, thue ich es selbst.“ Damit nahm er einen Pfeil aus dem Köcher und schoss ihn auf den vermeintlichen Kaiser ab; die anderen Edelleute folgten seinem Beispiel, und eine Wolke von Pfeilen ergoss sich über die unglücklichen Schauspieler, welche, zum Teil erheblich verwundet, schleunigst das Weite suchten. Die Königin war über dieses tragische Développement höchlich entrüstet, der König aber lachte aus vollem Halse!

Während der Regierung Augusts III. von Sachsen vereinigten sich im Jahre 1746 die „vornehmsten Kavaliere und Damen“ beim Fürsten Radziwiłł in Nieśwież zur Darstellung von Stücken, welche die Wirtin selbst, Franziska Ursula Radziwiłł (geb. 1705, gest. 1753) in Versen und in Prosa verfasst hatte. Aber die Autorin hatte keinen Begriff von den Gesetzen der Kunst, sie schrieb nur, was ihr gerade in den Sinn kam, und liess sogar Spiegel redend in die Handlung eingreifen. Ihre Komödien und

Tragödien haben sieben, zehn, bis elf Akte, und in jedem Stück wirken etwa hundert Personen mit. Diese dramatischen Erzeugnisse dürften somit zu den längsten gehören, die jemals über eine Bühne gegangen sind; sie werden darin wohl allein von jenem Schauspiel übertroffen, welches die niedere Geistlichkeit Londons im Jahre 1409 aufführte. Dasselbe hatte 40 Akte, hiess „Die Schöpfung der Welt“ und dauerte volle acht Tage. In den Nieświżer Vielaktern werden Kinder fast auf der Szene geboren und wachsen im Verlauf des Stücks so heran, dass sie sich verheiraten können. Von einer richtigen Durchführung oder Wahrscheinlichkeit der Charaktere ist nirgend die Rede. Die Verse dieser, zu Posen im Druck erschienenen Schauspiele sind jedoch grossenteils glatt, die Sprache rein.

Erst ganz allmählich begann während der vierten Litteraturperiode die dramatische Poesie wirkliche Lebenskraft zu gewinnen, indem sie vom Volkslustspiel und der höfischen Farce zum höheren Drama, zur historischen Tragödie fortschritt, wobei jedoch immer der französische Klassizismus mit seinen Fehlern massgebend blieb. Allerdings waren die meisten Stücke Übersetzungen oder wenig glückliche Umarbeitungen fremder Bühnenwerke, die ein eigentliches Nationaltheater noch nicht begründen konnten, aber es versuchten sich auch schon einzelne Dichter in Originalschöpfungen. Zur Richtschnur diente ihnen der an der Seine streng befolgte aristotelische Grundsatz von der dramatischen Einheit: des Ortes, der Handlung und der Zeit. Dadurch wurden ihre Produkte eintönig, es fehlte ihnen das Leben. Denn, wenngleich Einheit jedem Kunstwerk notwendig ist, so hindert doch die Einheit der Zeit und des Ortes die volle dramatische Entwickelung und gilt deshalb heute nicht mehr als Regel. Erklärt doch schon Shakespeare die Trennung der Szenen von einander durch den Zeitraum eines Jahres und die Verlegung derselben nach verschieden Orten für erlaubt und wohlvereinbar mit der Wahrscheinlichkeit. — Das Anlehnen an französische Vorbilder bewirkte aber wenigstens das Gute, dass die in der vorangegangenen Epoche steif und unfrei gewordene Sprache sich neu und schön ausbildete.

Unter Stanisław August nahm das Schauspiel durch Gründung

eines Nationaltheaters, Einführung französischen Wesens und durch die politischen Anregungen einen bis dahin nicht gekannten Aufschwung. Die Stücke aus jener Zeit sind reich an Anspielungen auf die Ereignisse des Tages und auf die neuen Sitten.

Der Jesuit Franz Bohomolec (1720—1790), ein Mann von höchst achtungswertem Charakter, heiterm Sinn und Witz, in Wilna und Rom gebildet, schrieb Lustspiele für die Schüler des Jesuiten-Kollegiums in Warschau, an welchem er als Lehrer wirkte. Diese Stücke, welche anfangs keine Frauenrollen enthielten, wurden auch im königlichen Theater gegeben. Später brachte er auch weibliche Personen auf die Bühne. Als Erstlingsprodukte auf diesem Felde verdienen seine Werke immerhin Beachtung. Im Jahre 1778 erschien noch von ihm „Das Glück im Unglück", die erste Oper in Polen, mit Musik von Mathias Kamiński. Dieser Komponist war am 13. Oktober 1734 in Ungarn geboren und später nach Warschau übergesiedelt, woselbst die Aufführung seiner soeben genannten Oper einen beispiellosen Enthusiasmus hervorrief. Mehrere nachfolgende Opern befestigten seinen grossen Ruf. Er starb am 25. Januar 1821 zu Warschau.

„Die Rückkehr des Abgeordneten" von Niemcewicz, das beste Lustspiel seiner Zeit, ist ein Echo des Ringens der Parteien. In ähnlicher Sphäre bewegen sich die witzigen Lustspiele Franz Zabłockis (1754—1821). Auch eine ganze Reihe von Schauspielen und Tragödien sehen wir jetzt erstehen, doch nur wenigen ist ein längeres Leben beschieden. Was Konarski, Albertrandi, Naruszewicz, Krasicki, Karpiński in der dramatischen Produktion geleistet, ist nur von geringem Belang. Einzelne andere hingegen vermochten sich, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, zu einer höheren Stufe emporzuschwingen und eine mehr als ephemere Bedeutung zu gewinnen.

Dramatische Dichter.

Aloisius Feliński wurde zu Łuck in Volhynien i. J. 1771 geboren und genoss zuerst den Unterricht der Piaristen in Dąbrowica. Während seiner weiteren Ausbildung in Wladimir warf er sich mit Eifer auf das Studium fremder Sprachen, besonders der englischen. Nachdem er dann eine Zeit lang beim Reichstage amtlich beschäftigt gewesen, trat er 1794 in die Armee und wurde Sekretär für die französische Korrespondenz Kościuszkos, bereiste später Deutschland und führte dann, nach der Heimat zurückgekehrt, zwanzig Jahre hindurch ein ländliches Stillleben. Nächst der landwirtschaftlichen Thätigkeit widmete er seine Zeit der Familie, den Freunden und litterarischen Arbeiten. Dort entstand auch seine berühmte Tragödie „Barbara Radziwiłł“, welche zuerst 1818 auf dem Warschauer Nationaltheater zur Aufführung gelangte. Im Jahre 1819 wurde ihm das Direktorat am Lyceum zu Krzemieniec übertragen, aber schon ein Jahr darauf rief ihn ein Schlagfluss aus diesem Leben ab. „Barbara Radziwiłł“ vereinigt in sich die Vorzüge und die Fehler der französischen Schule, Rhythmus und Vers sind vorzüglich, und wenn auch den Gestalten nicht durchweg dramatisches Leben innewohnt und die pathetische Deklamation oft zu sehr in den Vordergrund tritt, so atmet doch jedes Wort den Geist alter Sitte und nationalen Wesens, den man bei den anderen Klassizisten vergebens sucht. Manche Szenen sind von mächtig ergreifender Wirkung. Als Feliński das Drama seiner greisen Mutter vorlas, fühlte dieselbe so inniges Mitleiden mit der jungen Königin, dass sie ihn flehentlich bat, dem Stück ein anderes, glücklicheres Ende zu geben. „Es hängt ja nur von dir ab,“ sagte sie, „mache sie doch glücklich!“ — Der Stoff ist den geschichtlichen Aufzeichnungen Lukas Górnickis entlehnt. Barbara Radziwiłł, die schöne zwanzigjährige Witwe Gastolds, Wojwoden von Troki, wohnte bei ihrer Mutter in Wilna, als Prinz August von seinem Vater, König Sigmund I. nach dieser Stadt gesandt wurde, um die Regierung des Grossfürstentums Litauen zu übernehmen. Dort lernte er Barbara kennen, und als ein Jahr später seine Ge-

mahlin, Elisabeth von Österreich, gestorben war, liess er sich, da er nicht auf die Zustimmung seiner Eltern hoffen durfte, insgeheim mit der geliebten Barbara trauen. Bald darauf starb sein Vater, und der nun zum Thron gelangte (Sigmund II.) August machte seine Vermählung öffentlich bekannt und verlangte, dass seine Gattin feierlich gekrönt werde. Dem widersetzten sich auf Anstiften der Königin Mutter Bona viele der mächtigsten Edelleute, an ihre Spitze Kmita, Wojwode von Krakau, und fassten auf dem Reichstage zu Petrikau, obwohl Bischof Maciejowski und Hetman Tarnowski zu Gunsten des königlichen Paares sprachen, den Beschluss, den Monarchen zur Auflösung dieser nach ihrer Ansicht ungleichen und staatsgefährlichen Verbindung zu nötigen. Feliński führt uns in der zweiten Szene des ersten Akts Sigmund August und seinen greisen Freund Tarnowski vor:

Tarnowski (zum König).

Ich weiss ja, du bist edel und gefühlvoll
Und wünschest heiss, dein Volk zum Glück zu führen:
Doch ach, wie selten ist Beständigkeit!
Und welche Stürme drohn dem Jünglingsalter!
Wie manche Lockung beut die Herrschermacht!
Wie führt ein Fehlgang oft vom Pfad der Tugend!
Wie viele Kämpfe, Mühen, Leiden, Opfer
Erheischt der Lorbeer Titus' und Trajans!
Der, dem Millionen Schützlinge gegeben,
Muss auch an Tugend alle überragen,
Er muss, das Wohl des Volkes zu erstreben,
Dem Teuersten — sich selber oft entsagen.
Hast du dazu den Mut?

König.

Ich fühl' ihn in mir,
Erfüllen will ich, was der Ehre Ruf,
Erfüllen, was das Land durch deinen Mund
Zu meinem eignen Glück von mir verlangt.
Ich fürchte nicht, nein, nein, ich fürchte nicht,
Dass du gedenkst, mir Barbara zu nehmen:
Du, der mich stets geschirmt und unterstützt,
Den ich so oft zum Trost herbeigesehnt,
Der frei vom Vorurteil der niedern Welt

Den Wert der, die ich wählte, weiss zu schätzen,
Der sie erhoben hat in Leid und Trauer.

Tarnowski.

Ich huld'ge ihrer Tugend, ihrer Schönheit;
Ihr tapferes Geschlecht ist hochberühmt,
Ihr Vater hat durch ehrenvollen Tod
Das Volk gerettet. Ja, des Königs Wahl
Ist auf der Frauen herrlichste gefallen.

König.

Ach, wer sie kennt, wer sie im Geist durchdringt,
Fühlt sich von ihrer Göttlichkeit erfüllt:
Ihr Antlitz, das bezaubert und bezwingt,
Ist nur der schönen Seele schwaches Bild.
Der Blick, die Stimme, die so lieblich klingt,
Die Huldgestalt, das Herz, so engelsmild, —
Wohin sie ihre lichte Stirne wendet,
Ist es nur Trost und Freude, was sie spendet;
Mit einem Blick kann sie den Geist erheben,
Ein Blick macht stolze Herzen untergeben,
Und süsse Wonne regt sie, wenn sie spricht.
Die Tugendliebe ist ihr heil'ge Pflicht.
Zuviel Vertraun, Empfindung, Offenheit —
Das sind die einz'gen Schwächen, die sie beut.
Ja wahrlich, hätt' ich heute noch die Wahl
Und säh' ich heute sie zum erstenmal, —
Du, stets gewohnt, der Tugend Lob zu zollen,
Kannst du für mich ein anderes Gemahl,
Für Polen eine andre Mutter wollen?
Führwahr, dies Band . . .

Tarnowski.

Dies Band?

König.

So fest und heilig,
Zerreisst allein mit meinens Lebens Kette,
Zum niederen Verrat bewegt mich nichts.

In der dritten Szene erscheint

Barbara.

Herr! meine Unruh' folgt dir überall;
Seit ich in diese Mauern bebend trat,

Umringen Sorgen und Entsetzen mich,
Dein Anblick nur beruhigt meine Seele.
Kaum seh' ich dich nicht mehr, ersehn' ich dich,
Und wenn mein Auge innig auf dir ruht,
Trübt doch ein dunkles Vorgefühl mein Glück,
Ein Schicksalswechsel scheint sich zu bereiten,
Der mich vielleicht auf ewig von dir scheidet.
Warum verliess ich jene lieben Stätten,
Wo ich, mein August, dich zuerst gesehn,
Wo unsre Herzen ihren Bund geschlossen,
Und wir uns beide so glückselig fühlten.
Wohin ich wandeln mag, wohin ich blicke,
Erfüllt mich alles hier mit banger Sorge;
Auf jedem neuen Antlitz les' ich Trauer,
Und flüsternd stehen Gruppen überall.

. . . .

O teurer, innig fühlender Gemahl!
Gebieter meines Daseins, du mein alles!
Lass deine Barbara nicht ohne Trost,
Dich, nicht mein Leben fürcht' ich zu verlieren.
Ich bebe nicht vor Tod und vor Verderben,
In deinen Armen will ich gerne sterben!

König.

Was sagst du? Leben lass uns für einander.
Ich dich nicht schützen! Ich dich überleben!
Doch sprich, wozu erneuerst du die Qual?
Ich liebe dich, ich herrsche, — und du sorgest.
Mag sich die Hölle gegen uns verschwören,
Uns trennen kann doch keine, keine Macht,
Die Stunde der Gefahr ist die der Freude
Und ein Triumph der Tugend und der Liebe.
Noch heute schmückt dein Haupt die Krone, oder
Mein Leben geb' ich willig für dich hin.
Zwei Völker sind heut' deines Ruhmes Zeugen,
Die ganze Welt erfährt heut' Augusts Glück.
Und ob bisher auch Bona dir gedroht,
Ob dich die Mächtigen nicht anerkannten,
Ob dich des Landtags rauhes Wort verletzte, —
Vor Polens Königin kniet morgen alles.

Barbara.

Und denkst du, dass die Huldigung mich freut,
Die dir die Ruhe deiner Tage raubte?

Mir hat der Himmel ja dein Herz geschenkt,
Das ist genug, wenn alles sonst verloren.
Vermag ein Mensch, vermögen Himmlische
Mein Glück und meine Liebe zu vermehren?
Mein Gatte! Wenn dich meine Thränen rühren,
Gieb deinen Vorsatz auf, sei streng und hart
Und lass in glücklicher Verborgenheit
Mich um mein Teuerstes nicht bange zittern.

König.

Wie dürft' ich ohne Schmach so hohe Tugend,
So viel Vollkommenheit der Welt verbergen!
Eines Jagiello Weib, dereinst die Mutter
Von Jagiellonen, und nicht wert des Thrones?

Barbara.

Ich fleh' dich an: gieb deinen Vorsatz auf,
Bis die erregten Geister ruhig werden,
Das Volk mich kennen lernt und selber urteilt,
Ob ich den Purpur mit dir teilen darf.
Die ersten Jahre deiner Herrschermacht,
Sie werden deinen Hochsinn offenbaren,
Das Volk begeistern, das von deiner Güte
Besiegt, es gerne anerkennen wird,
Dass, die du liebst, der Krone würdig sei.

König.

Nein! heute Anerkennung oder Tod,
Der Aufschub selber brächte dir Verderben.
Bald würden, kühn durch meine Folgsamkeit,
Die Unterthanen offen sich empören,
Bald, wenn du ihrer Frechheit dich entziehst,
Dich vom dem Thron, von meinem Herzen reissen;
Ja, ihre Wut . . . ich denke dran mit Zagen . . .

Barbara.

Mein Gatte, alle Leiden will ich tragen,
Und träfe mich des Volkes Rächerschwert,
Lebt August nur im Glücke und geehrt.
Was kann das Volk nach meinem Leben fragen!
Von Kindheit an war mir das Glück geraubt;
Mag sich an mir der Urteilsspruch erfüllen,
Nur blute nicht für mich dein teures Haupt.
Wie könnt' ich sehen, dass um meinetwillen

Im Ruhmeslenz schon deine Bahn sich ende?
Zwei Völker nennen ihren Vater dich
Und legten ihr Geschick in deine Hände. —
Verlass mich Unglückselige . . .

König.

Du willst es?

Barbara.

Sieh meine Thränen, — — kannst du mir verzeihn?
Verlass mich nicht, ich bleibe ewig dein!

Infolge des Reichstagsbeschlusses beschwört Peter Boratyński im dritten Akt den jungen König, Barbara zu verstossen:

Mein König! Sieh in uns zwei mächt'ge Völker,
Die unter deiner tapfern Ahnen Herrschaft
Vereint, berühmt und gross geworden sind.
Dir gab den Thron die Tugend deiner Väter!
Das Vaterland, es schuldet ihnen Dank,
Und du dem Vaterlande — diese Schuld
Soll August durch Entsagung jetzt bezahlen.
In Vaterlandes Namen wagen wir,
Ein Opfer, ja ein schweres zu verlangen:
Ist doch ein Opfer für des Volkes Wohl
Den Jagiellonen nie zu schwer gefallen.
Du nahmst ein Weib, das der Senat nicht will,
Das deine Macht und Majestät gefährdet,
Die Heirat widerspricht den Reichsgesetzen,
Des Gatten Eid schlägt dem Monarchen Fesseln.
Du schworst den Polen erst, dann Barbara,
Ihr nur im Hause, jenen an Altären! —
Die Könige sind Brüder vor der Welt,
Der Bund mit einer Unterthanin wirft
Zu tiefe Schatten auf des Thrones Glanz.
— — — — — — — — — — — —
Wir ahnen Schaden für die Republik,
Wird eine Unterthanin Königin.
— — — — — — — — — — — —

(knieend.)

Vor fremder Macht, vor dem Tyrannenschwert
Hat nie ein Pole knieend sich entehrt.
Doch heute flehn wir, Vater unsres Landes,
Für dich, für dein Geschlecht, für unsre Kinder,

In dem uns teuern Namen deiner Ahnen,
In deines Vaters, ja in Gottes Namen,
Der Polen wachsen liess aus schwachem Keime,
Es fort und fort in seiner Obhut hält, —
Lass von der Liebe, die das Land bedroht,
Brich mit dem Weibe, schliesse dich ans Volk,
Dass Polen, dass die Welt, die Nachwelt sage:
So liebte August seine Unterthanen,
Dass ihm für sie zu schwer kein Opfer ward,
Dass er dem Teu'rsten — Barbara entsagte!

König.

Landboten! ihr — bekannt durch hohe Tugend,
Der Freiheit Wächter, von dem Volk erwählt,
Geziemt euch, mit der Bitte mir zu nahen,
Dass ich meineidig an der Gattin werde,
Statt fest und treu zu halten, was ich schwor?
Seid ihr so dreist, zu schmähen mein Gelübde,
Weil ichs im Schloss gethan und nicht im Tempel
Und weil mich Rom zu leicht davon entbände?
Verblendete! Der Himmel schütze euch,
Dass nicht die Waffe, die ihr gegen mich
Jetzt zückt, dereinst von meinen Nachfolgern
Gewendet werde gegen euch! Wie sollten
Sie ohne Glauben eure Freiheit achten?
Ich kenne meine Pflichten und mein Recht
Den Polenkönig nötigt kein Gesetz
Zur Wahl der Gattin gegen seinen Willen.
Wer über Freie herrscht, soll selbst nicht frei sein!
— — — — — — — — — — —
Seid ihr von euren Mitbürgern entsandt,
Dem Könige die Göttin zu entreissen?
Das sollt ihr nicht! . . . Ich schwör's bei diesem Schwert!
Kein Landtag darf es, nicht die ganze Welt;
Mir steht der Glaube über Thron und Leben.
Ihr habt's gehört. Kehrt in den Rat zurück,
Um durch Gesetze Polens Glück zu heben.
Und bald, wenn über Oder oder Dwina
Die Pflicht uns ruft zu Lorbeer oder Tod,
Wenn uns vereint des Kampfs Gefahr bedroht, —
Dann lernt, für wen ich heissre Liebe nähre,
Ob für das Weib, ob für des Landes Ehre!

Sigmund August blieb fest und setzte es durch, dass Barbara als Königin anerkannt wurde, aber bald darauf raffte eine unbekannte Krankheit sie hin. Nach der Meinung einiger hatte man ihr Gift beigebracht, und zwar auf Geheiss ihrer Widersacherin Bona, deren Charakter in folgendem, damals zirkulierenden Epigramm beleuchtet wird:

Ut Parcae parcunt, ut luci lumine lucent,
Ut Bellum bellum, sic Bona bona fuit.

Der Dichter schildert Barbaras letzte Augenblicke in der siebenten Szene des fünften Akts:

Barbara (getragen).
Noch einmal möcht ich dich — euch alle schauen,
Mein letztes Fühlen deinem Ohr vertrauen:
Ich sterbe — Polens Mutter — Augusts Weib,
Doch — wenn ich grausam, unverschuldet ende, —
Der Mord befleckte keines Polen Hände!
Ihr weint!

König.
Verzweiflung fasst mein blutend Herz!
O Krone, welche Qual legst du mir auf!
Zum ew'gen Thränenquell wird jene Stunde,
Die uns vereinigte zum ew'gen Bunde.

Isabella.
Gerechter Gott im Himmel, hab' Erbarmen!

Barbara (zu Isabella).
Leb' wohl, geliebte Schwester, treues Herz!
(zum König)
Du lebe — um das Vaterland zu stützen,
Vor tiefen Fall . . . das sinkende . . . zu schützen.

König.
Sie stirbt! . . . und ich muss leben — — ohne sie!
O Polen! welch ein Opfer forderst du!

Nächst Feliński galt lange Zeit Ludwig Kropiński für einen der vorzüglichsten dramatischen Dichter. In der Wojwod-

schaft Brześć-Litewsk 1767 geboren, widmete er sich unter Stanisław August der kriegerischen Laufbahn, wurde 1794 zum Oberst ernannt und trug in der Schlacht bei Maciejowice, am 10. Oktober desselben Jahres, dreizehn Wunden davon. Nachdem er dann längere Zeit in Italien geweilt, kehrte er nach Polen zurück, woselbst ihm 1812 der Generalsrang und das Kommando einer Division zuerteilt wurde. Gleichzeitig vertrat er im Staatsrat den Kriegsminister. Endlich zog er sich auf sein Landgut zurück, welches er sehr verschönerte. Er lebte dort in intimer Freundschaft mit Thaddäus Czacki und wurde Mitglied der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ in Warschau und Visitator der Schulen in den westlichen Gouvernements des russischen Kaiserreichs. In der ländlichen Stille viel mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, sah er sich von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht. Seine Frau, seine Kinder starben dahin, und also vereinsamt und verwaist war ihm noch beschieden, die letzten zehn Jahre seines Lebens in völliger Blindheit zu verbringen, bis ihn 1844 der Tod erlöste. Seine Tragödie „Ludgarda“ spielt zur Zeit Przemysławs, welcher als polnischer König gekrönt, indes schon sechs Monate darauf, i. J. 1296, ermordet wurde. Dieser Przemysław liess — den Überlieferungen der Chronisten und einigen Volksliederresten zufolge — seine Gemahlin Ludgarda, Tochter Heinrichs, Herzogs von Windau (nach anderen von Kassuben) in Posen ins Gefängnis werfen und, ungerührt durch ihr Flehen, darin ermorden, — wie es heisst, weil sie seine Hoffnung auf einen Thronerben unerfüllt liess. Er vermählte sich sodann mit der schwedischen Prinzessin Ryxa. Hierauf hat nun Kropiński ein Trauerspiel gebaut, welches zwar nach Form und Geschmack hinter Felińskis „Barbara“ zurücksteht, aber doch auch einige ergreifende Momente enthält und oft einen echt nationalen Ton anschlägt. Wir geben hier diejenige Szene, in welcher Ludgarda zum letztenmal zu ihrem grausamen Gemahl spricht:

Die letzten Worte sprech' ich, Herr, zu dir;
Nicht du — Gott selbst wird sie ins Herz dir schreiben,
Der Gott, vor dessen Antlitz du mit mir
Der Liebe und der Treue Bund beschworen.

Ich hielt den Eid, doch du vernichtest beides, —
O bliebe Ryxa dir so treu wie ich!
Doch will ich dich, der alles noch zu wenden
Vermag, nicht mehr erweichen, noch beschämen;
Nicht fürchte meine Thränen, ach sie fliessen
Im Stillen nur, von Gott allein gesehn,
Mit der Geduld der Tugend trag' ich alles,
Nicht ruf' ich ihn zur Rache auf. Doch wenn
Du alles mir, sogar die Ehre nimmst,
Lass mir das Leben! Lass mich meine Heimat,
Den Vater wiedersehn, an seinem Busen
Des Harms vergessen, den der Thron mir bot,
Des Alters kurze Spanne ihm versüssen,
Dass, wenn einst meine letzte Stunde schlägt,
Ich mit dem Mut, den nur die Unschuld kennt,
Das reine Herz dem Himmel wiedergebe,
Dass, wenn ich zu dem ew'gen Vater flehe,
Ich auch für dich mit Inbrunst beten kann.
Und du — gewiss, einst naht ein Augenblick,
Da du im Unglück meines Unglücks denkest
Und um Ludgarda weinst, — dann hört sie nicht,
Sie ruht von ew'gen Schlummers Nacht umfangen.
Zum letztenmal vernimm denn meine Stimme:
Lebwohl, du, nicht mein Gatte mehr — mein Herr,
Dein Wille hat mir dieses Los beschieden,
Lebwohl! — Auf immer! — Muss es sein auf immer? —
O Grausamer! Sei glücklich!

Nach mehreren Seiten hin, als Schauspieler, Bühnenleiter und dramatischer Dichter bedeutend, darf Adalbert Bogusławski der eigentliche Schöpfer des nationalen Theaters genannt werden. Im Jahre 1760 im Posenschen geboren, wandte er sich nach kurzer Dienstzeit in der litauischen Garde der Bühne zu. Schon bei seinem ersten Auftreten in dem von ihm übersetzten Lustspiel „Das falsche Vertrauen", i. J. 1778, versprach er ein grosser Künstler zu werden. Und in der That erreichte sein Talent bald eine Höhe, die ihn den berühmtesten Schauspielern Europas an die Seite stellte. Körperbildung, Stimme und Aktion, alles wirkte bei ihm harmonisch zusammen, und seine Erfolge verdankte er nur sich selbst, seinen äusseren und inneren Vorzügen, keinem

fremdländischen Vorbilde. In Corneilles „Cid“ und „Horatiern“, in „König Lear“ war er nach dem Urteil der Zeigenossen unübertrefflich. Im Jahre 1790 übernahm er die Direktion des Warschauer Hoftheaters und hob dieses Institut sowohl in bezug auf die ausübende Kunst, als auch durch Bereicherung des Repertoires mit eigenen Stücken und Übersetzungen aus fremden Sprachen. Ihm gehört ferner das Verdienst, durch Vorführung der grossen, damals berühmten Oper „Axur“ in der Nationalsprache und einiger Operetten mehr und mehr das Vorurteil beseitigt zu haben, dass die Polen nicht singen können. Zum letztenmal betrat er die Bühne im Jahre 1825 und starb am 23. Juli 1829 in Warschau.

Bogusławskis Werke, Originaldichtungen und Übersetzungen belaufen sich auf mehr als 80 Stücke und sind von 1820 bis 1825 zu Warschau in zwölf Bänden erschienen. Unter diesen, allerdings teilweise wertlosen Produkten zeichnete sich als national bedeutungsvoll, aber auch die Aufregung von 1794 zur höchsten Höhe steigernd, das Lustspiel mit Gesängen „Die Krakauer und die Bergbewohner“ durch Reinheit des Geschmacks und der Sprache und Eindringen in das geistige Wesen des Volkes aus, das man daraus beachten und lieben lernte. Demnächst zählen die Lustspiele „Moderne Krämpfe“ und „Heinrich VI. auf der Jagd“ zu seinen gelungensten Arbeiten.

Ein nach den Vorgenannten noch erwähnenswerter Dramatiker ist Franz Wężyk. Er wurde 1785 in Podlachien geboren, von den Piaristen in Łukow erzogen und vollendete seine wissenschaftliche Ausbildung an der Krakauer Universität. Dann leistete er als Appellationsrichter und Reichstagsabgeordneter während der Zeit des Herzogtums Warschau, darauf als Senator des Kongress-Königreichs wichtige Dienste. Später lebte er viele Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit, aus der er erst 1838 wieder hervortrat, um sich in Krakau ganz den geistigen Arbeiten zu widmen. Im Jahre 1857 zum Präsidenten der dortigen „Wissenschaftlichen Gesellschaft“ erwählt, war er als solcher mit unermüdlichem Eifer drei Jahre lang thätig und trug viel zur Hebung und festeren Begründung dies Instituts bei. Er starb im Jahre 1862. Wężyk schrieb einige wegen ihres nationalen Gehalts mit Beifall aufge-

nommene Tragödien, deren erste „Gliński“ den meisten Wert beansprucht, obgleich auch in dieser der Charakter des Helden kaum Sympathieen zu erwecken vermag. Gliński lässt sich deklamatorisch über den Verlust der Tugend, die er nie besessen, und deren Wert er nie gekannt, also vernehmen:

> Was ist die Tugend — und was ist Gewissen?
> Ein leerer Traum — ein Ausdruck — weiter nichts.

Ausserdem verfasste Wężyk die Dramen: „Barbara Radziwiłł“, „Wanda“, „Bolesław der Kühne“. Sein mit Recht beliebt gewordenes Poem „Krakaus Umgebung“, die beste seiner Schöpfungen, beschreibt die nähere und fernere Umgegend dieser Stadt und wird durch geschickt eingeflochtene historische Vorfälle und örtliche Sagen angenehm belebt. Es enthält höchst gelungene Bilder voll Frische und Anmut und zeichnet sich durch Schönheit der Sprache und des Verses aus. Der Dichter ruft darin mit patriotischem Schwunge:

> Ein andrer mag die Flur des Vaterlands verachten,
> Besingen, wie das Gold sich wälzt in Indiens Strom,
> Und nach des Alpensees erhabnem Anblick trachten,
> Im Trümmerrest erspähn den Ruhm des alten Rom,
> Er mag Palmyras Sturz im Trauerlied beklagen,
> Verkünden, wie am Nil die Königsgräber ragen,
> Zu höhern Zielen trägt mich der Begeistrung Drang,
> Zum Preis des Vaterlands im heimatlichen Sang.
> Ich mag nicht auf dem Pfad der leichten Menge gehn,
> Es hat ja die Natur auch uns nicht karg behandelt.
> Und ob in fremder Flur viel Herrliches zu sehn,
> Ob man entzückten Blicks durch Wunderstätten wandelt,
> Ob sich der Fels von Eis in wilder Schönheit zeigt,
> Der Gärten Lust uns lockt, der Wälder dunkles Grauen,
> Ob anderswo dem Berg der Zauberquell entsteigt;
> Nichts gleicht an Lieblichkeit des Vaterlandes Auen,
> O, reiner ist der Quell, und süsser seine Flut,
> Du anmutvolles Land, du Wohnsitz unsrer Ahnen,
> Mit heiliger Gewalt, mit ewig neuer Glut
> Ergreift, wo wir auch sind, das Herz dein süsses Mahnen!

Auch die historische Erzählung hat Wężyk angebaut und darin, wie so viele andere, Walter Scott — wenn auch mit wenig Glück — nachzuahmen versucht.

Geschichtsschreiber und Litterarhistoriker.

Bis auf Naruszewicz besass die historische Litteratur der Polen kaum ein einziges Werk, welches mit genügender Sachkenntnis den Gegenstand möglichst erschöpfte und dabei einen parteilosen Standpunkt innehielt. In fast allen Erzeugnissen dieser Gattung machte sich ein völliger Mangel kritischer Anschauung der Vergangenheit und eine überaus einseitige Darstellung des vom Autor selbst Erlebten bemerkbar. Wir begegnen mannigfachen Irrtümern und gedankenlosen Wiederholungen offenbarer Fabeln der alten Chronisten, die noch durch neuerfundene Zusätze aufgeputzt sind, als handle es sich um eine Erzählung, welche man durch beliebige Abänderungen interessant machen dürfe. So verbreiteten sich viele falsche Vorstellungen von der Vergangenheit, und niemand wagte den Behauptungen solcher in hohem Ansehen stehender Schriftsteller entgegenzutreten. Als auf die heftigen Religionszwiste des 16. Jahrhunderts die Zeit des Panegyrismus folgte, schlich sich die Krankheit der persönlichen Lobhudelei und der verherrlichenden Entstellung von Thatsachen auch in die Geschichtsschreibung ein, welche, statt eine getreue Photographie des Geschehenen zu geben, Wahres mit Falschem vermengte und weltliche und kirchliche Legenden als unumstössliche Facta hinstellte. Jeder schrieb, wie es ihm gefiel, ohne die gesunde Überlegung des Lesers irgendwie in Rechnung zu ziehn. Jede Kritik solcher Werke galt für etwas so Abscheuliches und Gehässiges, dass der Autor gewöhnlich schon von vornherein seine Leser über die Bosheit der Zoïlusse belehrte, welche in ungehöriger Weise das Verdienst des Schriftstellers herabzusetzen sich erdreisteten.

Stanisław August, der neben seinen Fehlern auch manche gute Seiten hatte, kämpfte vor allem gegen eingewurzelte Vorurteile und unterstützte diejenigen Männer, deren wissenschaftliche Bestrebungen die Aufklärung des Volkes zum Zweck hatten. Zu seinen Donnerstags-Mahlen versammelte er alles, was durch Gelehrsamkeit, Geist und schönwissenschaftliche Talente sich hervorthat. Es erschienen dort die beiden Załuski, die Geistlichen Krasicki, Bohomolec, Albertrandi und viele Weltliche; aber die Seele des ganzen war Naruszewicz, denn er besass ganz besonders das Vertrauen und die Freundschaft des Monarchen.

Wo es aber die Bildung des Volkes und die Erweckung des Nationalgefühls gilt, kann die Geschichte nicht umgangen werden. Deshalb war es dem Könige darum zu thun, seinem Volke eine genaue Darstellung der vaterländischen Geschichte zu bieten, und er übertrug deren Abfassung Naruszewicz.

Adam Stanisław Naruszewicz, in Litauen 1733 geboren, erhielt seine erste Erziehung in Pińsk und trat dann 1748 in den Orden der Jesuiten, welche, seine bedeutenden Fähigkeiten erkennend, sich davon Nutzen und Ruhm für ihre Gesellschaft versprachen. Waren sie doch stets bemüht, begabte Schüler an sich zu ziehen und so unter ihrer Standarte die klügsten Köpfe zu sammeln, um sich den Vorrang vor allen andern Orden zu sichern. Naruszewicz entschleiert selbst höchst naiv diese Taktik der Streiter Loyolas in einem Lobgedicht auf die Jesuiten. Diese sandten ihn alsbald zu weiteren Studien nach Frankreich. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Professor der lateinischen Sprache an der Wilnaer Akademie ernannt. Die Protektion Michael Czartoyskis, Grosskanzlers von Litauen, machte es ihm möglich, eine zweite Studienreise durch Italien, Deutschland und Frankreich zu unternehmen, worauf er in Wilna den Lehrstuhl der Politik, Stillehre und Litteraturgeschichte erhielt. Bald jedoch sandte ihn der Orden, um mit ihm zu glänzen, nach Warschau und übertrug ihm ein Lehramt an dem dortigen Collegium nobilium. Gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit wie durch Witz fand er einen Gönner in der Person Adam Czartoryskis, eines Neffen des Vorgenannten, der ihn dem Könige empfahl und dadurch sein Glück begründete.

Stanisław August, der an seinem lebhaften Geist Gefallen fand, wies ihm eine Wohnung in seinem Schlosse an, und bald war Naruszewicz sein täglicher Gast. Er musste den König auf allen seinen Reisen begleiten, und zwar in ein und derselben Karosse mit ihm, weil kein anderer diesem im vertraulichen Gespräch gleich angenehm war. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens gelangte Naruszewicz als Weltpriester schnell zu hohen Würden und wurde 1790 zum Bischof von Łuck kreiert. Er starb am 6. Juli 1796.

Von 1769 bis 1777 hatte er zugleich mit Albertrandi ein litterarisches Tageblatt unter dem Titel „Angenehme und nützliche Unterhaltungen" herausgegeben, den Tacitus übersetzt und dann seine „Poetischen Werke" folgen lassen. Später erschienen seine prosaischen Schriften, darunter 1781 das „Leben des Chodkiewicz" und von 1782 bis 1786 die auf Wunsch seines königlichen Gönners verfasste „Geschichte des polnischen Volkes". Dieses Werk war kein leichtes. Zwar besass Naruszewicz ausser umfassendem Wissen und unermüdlicher Arbeitskraft eine grosse Schärfe des Verstandes und hatte sich auch bereits durch seine Tacitus-Übersetzung vorteilhaft eingeführt. Der König sparte keine Kosten und trug den polnischen Gesandten an fremden Höfen auf, ihren geschichtsschreibenden Landsmann mit glaubwürdigen Abschriften aus den Archiven jener Staaten zu versehen. Ausserdem standen Naruszewicz alle öffentlichen und privaten Sammlungen und Archive des eigenen Landes zu Gebot. Aber trotz dieser Erleichterungen war in dem Masse, wie die Quellen und Materialien sich mehrten, ein überaus andauernder eiserner Fleiss erforderlich, den reichen Stoff zu sichten und widersprechende Angaben klarzustellen. Dies war eine fast übermenschliche Aufgabe, und man darf es dem Autor nicht als Unfähigkeit anrechnen, wenn ihm die Bewältigung derselben nicht durchweg gelungen ist. Im ganzen hat er Bedeutendes erreicht; er zuerst machte den Versuch, kritische Geschichte zu schreiben, und bereitete dadurch für seine Nachfolger eine Grundlage, auf der sie fussen konnten. Naruszewicz beabsichtigte die ganze vaterländische Geschichte von ihren ersten Anfängen bis zu den Zeiten Stanisław Augusts zu bearbeiten. Dazu hätten indes viele Jahre gehört, und der ungeduldige Monarch trieb fort-

während zur Eile. „Vergeuden wir nicht die Zeit im Vorhause," pflegte er zu sagen, „sondern treten wir in das Zimmer ein!" Demzufolge liess der Autor vor der Hand noch die Urgeschichte ruhen und begann mit der Einführung des Christentums durch Mieczysław I. Dieser zuerst erschienene (zweite) Band ist der schwächste, denn man vermisst darin noch die allseitige Erwägung, die in den späteren Bänden in den Vordergrund tritt, dann aber wiederum mehr den gewissenhaften, trockenen Forscher, welcher die Quellen für künftige Bearbeiter zusammenstellt, als den wirklichen Geschichtsschreiber zeigt. Es gelang ihm noch nicht, vollständig in den Charakter und den Geist der Jahrhunderte, die er schilderte, einzudringen, aber seine Vorzüge sind Liebe zur Wahrheit und das redliche Streben, eingewurzelte Irrtümer zu beseitigen. So schritt er bis zum siebenten voluminösen Bande vor, welcher mit dem Beginn der Jagiellonen-Dynastie endigt. Die Verzweiflung an dem ferneren Schicksal Polens hemmte dann seine weitere schriftstellerische Thätigkeit. Der erste Band, der die heidnischen Zeiten behandelt, wurde erst 1824 nach seinem nachgelassenen Manuskript gedruckt.

Wir geben hier aus diesem Geschichtswerk eine Beschreibung der Belagerung und Einnahme von Belgard:

Es glückte Skarbimir (Hetman und Wojwoden von Krakau) in Pommern: die vielen unterjochten Städte und Kreise liessen hoffen, dieses Volk werde in kurzem zur völligen Unterwerfung gebracht werden. Damals war die Stadt Belgard mächtig an Menschen und Reichtümern; in der Mitte der pommerschen Städte liegend bot ihr die Nähe des Meeres und der Oder Gelegenheit, zahlreiche Vorräte zu sammeln. Der König (Bolesław mit dem krummen Munde) drang in Pommern ein und verwüstete, um die Widerspenstigen durch die Furcht vor den Waffen zur gutwilligen Ergebung zu zwingen, zunächst die Umgegend. Dann sandte er den Belagerten zwei Schilde zur Auswahl, von welchen der rote Krieg, der weisse Frieden bedeutete. Die stolze Antwort lautete: „Der weisse Schild wird uns erst dann den Frieden sichern, wenn er mit polnischem Blute gefärbt ist." Deshalb bereiteten sich beide Teile zum Kampf. Der König umgab das Schloss mit seinem Heer und befahl Brücken und Faschinen zur Ausgleichung der Gräben herbeizuschaffen.

— —

Er selbst setzte sich jetzt an die Spitze einer auserlesenen Schar, den Schild über dem Haupt, die Streitaxt in der Hand; ihm folgten die Ritter,

niedermetzelnd, was ihnen in den Weg kam. Und als nun bald auch die anderen Krieger, nachdem sie die Mauern von allen Seiten durchbrochen hatten, sich mit ihnen vereinigten, geriet die Stadt vor dem Jähzorn des blutgierigen Siegers in Schrecken. Doch Boleslaw, der im Glück sich eines Besseren besann und aus Feinden und Heiden gern Bürger und Christen machen wollte, that dem Blutbade Einhalt; ihn rührte der traurige Anblick der ihm entgegenkommenden Einwohner, die sich mit Weib und Kind dem Rächer zu Füssen warfen. Indem sie sich selbst der strengsten Strafen schuldig bekannten, erhielten sie Verzeihung und Gnade. Jeder Bürger wurde in seinem Besitztum und unter der alten Obrigkeit belassen.

Naruszewicz schrieb ausserdem noch Oden, Idyllen, Fabeln und Satiren. Bei seinen Zeitgenossen galt er für den grössten Lyriker, obgleich dies gerade seine schwächste Seite war, denn es offenbart sich hier am meisten der Einfluss der jesuitischen Erziehung, den er nie ganz abstreifen konnte. Seine Diktion ist unklar und schwerfällig, und oft wird er zum leeren Deklamator, der durch äusseren Schimmer den Gedanken- und Gefühlsmangel zu verdecken sucht. Vor den Stufen des Thrones legt er unzählige Dank- und Lob-Ergüsse nieder. In seinen Satiren ist er der ernste Moralist, welcher angesichts der modernen Orgien ein ominöses memento mori ruft, ohne zu wissen, wie bald seine trübe Ahnung sich erfüllen werde. In der Satire „Die Redouten“ rast eine abenteuerliche Maskerade inmitten der grossen Fasten dahin:

Hier lasst uns stehen bleiben, wo viele Strassen münden,
Zu Schloss und Kirche führend; wo sich in grossen Zügen
Die Masken zur Redoute zumeist zusammenfinden,
Gleichzeitig Gott und König und Freunde zu betrügen.
Da sehen wir im Glanze des äussern Scheins die Beter,
Sie heucheln in der Kirche und sind am Hof Verräter.

Hier fahren Seiner Gnaden in modischer Karosse,
Er hat ein Paar zur Tagfahrt und eine für die Nacht.
Welch reicher Glanz und Flimmer an dem Geschirr der Rosse!
Nicht ward an Frau und Kinder des Ackermanns gedacht,
Der für den Herrn, den trägen im Schweisse sich gemüht,
Das Gold zu schaffen, das man auf Pferdes Rücken sieht.
Doch warum Herr ihn nennen? Er ist ein Bettelmann,
Man sieht's ihm unter Seide und Goldglanz nur nicht an.
Ihm hinterliess sein Vater, ein Filz in Wort und That,
Der Brot ass statt des Bratens, und Rettig statt Salat,

Verschiedne grosse Güter, so sagt das Testament,
Doch blieb nur „Lumpenhof“ ihm aus dieser reichen Zahl,
Das Dörfchen „Borglust“, drinnen die Schänke „Niebezahl“.

Die Satire „Der armselige Litterat“ vergegenwärtigt uns die traurige Epoche des oberflächlichen äusseren Firnisses, in welcher gründliche Kenntnisse missachtet wurden und der wahre Mann der Wissenschaft in elenden Verhältnissen lebte. Im Eingange redet der Dichter den Litteraten humoristisch an:

Mein kluger magrer Herr, wie geht das zu?
Zwei Jahre trägst denselben Źupan du,
Dieselbe Kurtka deckt die Autorseiten?
Ob Erd und Himmel deinen Ruhm verbreiten,
Die Musen in der Wiege dich getränkt, —
Ein ganzer Rock ward nimmer dir geschenkt.
Nach Tisch und Wohnung mag ich schon nicht fragen,
Es ist wohl eine Dungstatt am Parnass,
Dir füllt Apollos Hauch den leeren Magen;
Kein Deut im Beutel, Schulden — wohl ein Fass.
Dein Schrifttum macht die Pressen ächzend klagen,
Vom Lobschwall trägst du fast den Tod davon:
Du seist des Volkes Zier, voll süsser Wonne
Ein Bienlein, Augentrost des Helikon,
Ein Blümchen, Perlchen, Vöglein, Polens Sonne.

Hierauf antwortet der armselige Litterat mit der bittern Klage:

Lass schweigen solchen Scherzes herbe Laute,
Ich bin genug gestraft, mein Gut ging hin,
Weil ich Mäcenassen und Druckern traute:
Mein letztes Geld ward diesen zum Gewinn,
Ein Gruss voll Huld, das war mein Lohn von jenen.

Der gelehrte Geschichts- und Altertumsforscher, Bischof Johann Albertrandi, einer italienischen Familie entsprossen, war am 7. Dezember 1731 zu Warschau geboren. Im sechzehnten Lebensjahre trat er in den Jesuitenorden, vom neunzehnten ab war er schon als Lehrer an den Schulen derselben beschäftigt. Er besass ein so ungewöhnlich starkes Gedächtnis, dass er alles, was er einmal gehört hatte, wörtlich wiedergeben konnte. Als der junge

Schüler sich am Hofe des Primas Łubieński aufhielt, sollte dessen Hauskaplan, ein alter Jesuit, an einem gewissen Feiertage predigen; er lernte sein niedergeschriebenes Konzept auswendig, indem er in seinem Stübchen auf und nieder ging. Albertrandi belauschte ihn, stieg am Tage vor dem Fest auf die Kanzel und wiederholte das Elaborat des Jesuiten Wort für Wort, als sei es sein eigenes. Der bestürzte Kaplan musste den ganzen Tag und die Nacht vor dem Fest dazu anwenden, eine neue Predigt für sich auszuarbeiten.

Schon in der Jugend bildeten numismatische Forschungen Albertrandis liebste Beschäftigung. Von Stanisław August zum Hofbibliothekar und Aufseher des Altertumskabinets ernannt, reiste er im Jahre 1782 nach Italien und machte dort im Laufe dreier Jahre so umfangreiche Auszüge aus der Bibliothek des Vatikan und anderen Büchersammlungen, dass er mit einer ganzen Reihe selbstgeschriebener Bände nach Polen zurückkehren konnte. Dazu brachte er noch aus Herculanum und Pompeji interessante Altertümer mit. Alsdann wurde er vom Könige nach Schweden gesandt, um aus den dortigen Archiven alles auf die Kriege zwischen Schweden und Polen Bezügliche zusammenzutragen. Als im Jahre 1800 die Warschauer „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" ins Leben trat, wurde er einstimmig zum Präsidenten ernannt und verwaltete dieses Ehrenamt bis zu seinem, am 10. August 1808 erfolgten Hinscheiden. Er eröffnete diese Gesellschaft mit einer Rede, in welcher er ausführte, dass alle Menschen Brüder seien, gleichviel, welchem Lande und welcher Rasse sie angehören, und dass namentlich die Wissenschaft es sei, welche alle Scheidelinien zwischen den Nationen aufhebe. Dieser Historiker hinterliess mehrere Werke, welche von tiefem Eindringen in den Gegenstand zeugen, zum Teil aber durch eintönigen Vortrag ermüden. Wir nennen darunter: „Sechsundzwanzig Jahre der Regierung Władysławs Jagiello", „Die Regierung Heinrichs von Valois und Stephan Batorys" und „Geschichte des Königreichs Polen". Ausserdem verfasste er einige numismatische Schriften. In seiner „Geschichte der Regierung der Jagiellonen Kasimir, Johann Albert und Alexander" beschreibt er die Niederlage der Polen in der Bukowina (1497), wie folgt:

Nach der Veröffentlichung des Waffenstillstandes wurde sofort die Belagerung Soczawas, einer Stadt in der Walachei, aufgegeben und die Rückkehr nach Polen auf einen bestimmten Tag festgesetzt. Als aber Stephan der Hospodar wahrnahm, dass der Heimmarsch auf einem anderen Wege, als auf dem sie gekommen waren, erfolgen solle, sei es, weil er kürzer war, sei es, weil der Landstrich, den man zu durchziehen beabsichtigte, noch unberührt war und deshalb leichter den Unterhalt für das Heer aufbringen konnte, machte er den König darauf aufmerksam, dass er besser thäte, auf dem Wege, den er gekommen, zurückzukehren, weil dieser ebner und weniger waldig sei, und die wilden Bewohner jenes Landes, nicht gewohnt, Befehlen zu gehorchen, den Heimziehenden viele Widerwärtigkeiten bereiten könnten. Die Folge lehrte, dass dieser Rat aufrichtig gemeint war, aber er wurde nicht beherzigt. Das Heer zog auf dem vom Könige bezeichneten Wege ohne Ordnung dahin, überall raubend und den Bewohnern Schaden zufügend. Am vierten Tage erreichte man die Bukowina. Es war dies ein nach seinen Buchen so benannter, dichter, zwei Meilen sich hinziehender Wald, durch welchen ein enger abschüssiger Weg zwischen wenig zugänglichen Felsen und Bergen führte. Weil nun die ganze Armee nicht im Laufe eines Tages den Durchzug bewerkstelligen konnte, liess der König am Eingange ein Lager aufschlagen und befahl den Grosspolen mit ihrem Feldgepäck voranzuschreiten, die dann auch ohne Hindernis den Weg zurücklegten. Am folgenden Tage, dem 26. Oktober, sandte der König die Geschütze und Wagen voraus und folgte, seiner geschwächten Gesundheit wegen fahrend, mit dem Hofe ihren Spuren nach. In seiner Umgebung befanden sich die Kleinpolen und Reussen ohne Waffen, als wären sie in Freundes Lande. Söldlinge bildeten die Nachhut. Schon waren die königlichen Wagen und die Geschütze bis in die Mitte des Waldes vorgedrungen, als von allen Seiten walachische Bauern aus dem Hinterhalt hervorstürzten, die Wagen plünderten, die Kanonen fortnahmen, an dazu vorbereiteten Stellen verscharrten, und halbangehauene Bäume umwerfend den Weg versperrten, dass weder die hinteren Abteilungen vorschreiten, noch die vorderen sich zurückbewegen konnten, um den Ihrigen Hilfe zu leisten. Jetzt nahte auch Stephan an der Spitze mächtiger Haufen Reiterei und Fussvolk und fiel die Unsrigen im Rücken und in den Flanken an; diese, durch den unerwarteten Angriff verwirrt, griffen zwar zu den Waffen und suchten dem Feinde zu widerstehen, aber sie kämpften ohne Ordnung, ohne militärisches Kommando, ohne Führer. Zudem vermochten sie sich wegen des entsetzlichen Getöses nicht mit einander zu verständigen. Ihre Anstrengungen waren nur schwach, und deshalb sahen sich diejenigen, welche die Nachhut bildeten, genötigt, sich nach dem nicht allzuweit entfernten Lagerplatz zurückzuziehen. Dort wurden sie vom Feinde umzingelt und so hart bedrängt, dass sie, alle Hoffnung aufgebend, nur noch zum Himmel um Hilfe riefen. Als dies der König wahrnahm, sandte er ihnen seine trefflich bewaffnete Leibreiterei zum Entsatz. Die Walachen gerieten in Schrecken

und liessen in ihrem Ungestüm nach. Die im Lager Eingeschlossenen fanden Zeit, daraus zu entfliehen; ihr Feldgepäck zurücklassend, zerstreuten sie sich nach verschiedenen Seiten und vereinigten sich grösstenteils mit der Vorhut, bis zu welcher auch der König gelangt war. Die Walachen hielten den Stoss der Berittenen nicht aus, sondern stoben auseinander, die Reiterei aber durchzog frei von jedem Überfall den Wald und langte siegreich beim Könige an. Am folgenden Tage verweilte dieser noch mit dem ganzen Heer an der Stelle, um den Versprengten, Verirrten oder im Walde sich Bergenden Gelegenheit zu geben, in das Lager zurückzukehren. Eine Musterung seiner Truppen ergab, dass von den polnischen und reussischen Edelleuten viele das Leben verloren hatten oder in Gefangenschaft geraten waren. Das schrecklichste Los wartete derer, welche in die Hände der Walachen gefallen waren. Denn Stephan liess in unerhörter Wut alle vor seinen Augen ermorden. Die Walachen hängten sogar einige an Bäumen bei den Haaren auf, denn sie trugen dieselben damals lang; seit diesem Vorfall begann man, wie Bielski erhärtet, die Köpfe zu scheren. Diejenigen, welche von den Türken oder den Tataren gefangen genommen waren, wurden in die Sklaverei abgeführt, aus der jedoch einige losgekauft und in ihr Vaterland zurückgesandt wurden. Es ist schwer, diese Erbitterung Stephans mit jenem Rat in Einklang zu bringen, den er dem Könige kurz vorher gegeben, und der in der That ein freundschaftlicher war, es sei denn, dass er den Marsch durch das noch nicht von dem hindurchziehenden Heere verwüstete Land (und der Durchzug war wie gewöhnlich für die Bewohner ungemein drückend) für einen Bruch des Waffenstillstandes ansah.

Im Anschluss an die vorgenannten Historiker gedenken wir der Verdienste zweier Männer, die durch ihre gewissenhaften Arbeiten den Impuls gaben, fortan auch die Geschichte der polnischen Litteratur in den Bereich einer eingehenden Forschung zu ziehen. Der Erste, welcher ein genau und übersichtlich nach den verschiedenen Zweigen geordnetes Verzeichnis der bis dahin im Druck erschienenen polnischen Werke zusammenstellte und damit gleichsam ein Skelett für die lebendigen Gestaltungen späterer Litteraturhistoriker lieferte, war Felix Bentkowski (1781—1852), ein Zögling deutscher Hochschulen, zuletzt Professor der Geschichte an der Warschauer Universität. Von einem mehr beurteilenden Standpunkte bemühte sich Graf Joseph Maximilian Ossoliński (1748—1826), der Gründer der nach ihm benannten, berühmten Bibliothek in Lemberg, auszuzugehen. Seine Bearbeitung der polnischen Litteraturgeschichte

enthält Biographieen und Besprechungen der Werke einiger bedeutenden Schriftsteller, aber ihm fehlt die Gabe der kritischen Behandlung des Stoffs und er verfällt oft in Pedantismus. Gleichwohl haben die von ihm gesammelten Einzelheiten einen nicht zu unterschätzenden Wert.

Politiker.

Einer der bedeutendsten Staatsmänner des 18. Jahrhunderts, den indes seine Begeisterung für die Ideen des französischen Revolution oft das richtige Mass überschreiten liess, war Hugo Kołłątaj. Im Jahre 1750 in der Wojwodschaft Sandomir geboren, studierte er in Krakau, trat dann in den geistlichen Stand und begab sich nach Rom, um dort seine Kenntnisse in der Theologie und im Kirchenrecht zu erweitern. Nachdem er darauf drei Jahre als Rektor der Krakauer Akademie viel zu deren Hebung beigetragen hatte, wurde er zum Referendarius des Grossfürstentums Litauen und endlich zum Kanzler der Krone ernannt. Während des vierjährigen Reichstags entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit. Seine, der Mehrzahl nach gleich ihm dem geistlichen Stande angehörenden französisch-jakobinisch gesinnten Parteigenossen pflegten sich zur Vorberatung in seinem Hause zu versammeln, und dieses wurde von den Gegnern „Kołłątajs Schmiede“ genannt. In feuriger, oft hinreisender Rede trat er für die Reformen ein, bewies die Möglichkeit, ein stehendes Herr von 60000 Mann ohne bedeutende Auflagen zu erhalten, verlangte eine Reorganisation der Diplomatie und der Verwaltung, Aufhebung der Leibeigenschaft und Teilnahme aller Schichten der Gesellschaft an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Diese Übertragung des Bürgerrechtes auf alle Staatsangehörige hatte schon etwa zehn Jahre früher J. J. Rousseau den Polen geraten, als er von polnischen Vaterlandsfreunden um seine Meinung befragt wurde. Noch heute staunt man über die Kühnheit, mit der Kołłątaj gegen so tief

eingewurzelte Standesvorurteile des allmächtigen Adels anzukämpfen wagte.

Ausserdem wandte er seine ganze Kraft der Verbesserung des Erziehungswesens zu, und seinen unausgesetzten Anstrengungen ist es zuzuschreiben, dass dieses wichtige Werk ohne Verzug in Angriff genommen wurde. Überzeugt, dass das ganze Gebäude der Adelsrepublik mit dem hergebrachten Modus der Königswahl micht mehr haltbar und das blosse Ausbessern der Risse und Scherben erfolglos sei, strebte er dahin, die Dynastie erblich zu machen, und sah sich hierin von vielen Verständigen und Gebildeten unterstützt. Aber er fand auch manche Widersacher, welche diese Prärogative des Ritterstandes um keinen Preis geschmälert wissen wollten. Seweryn Rzewuski, Hetman der Krone († 1800) trat mit einer Schrift „Von der Thronfolge in Polen“ hervor, in welcher er eifrig die alte Königswahl verfocht. Er feiert darin Franklin und Washingston als Helden der Freiheit gegenüber dem Despotismus der erblichen Königswürde, von der er die — seine Freiheitsphrasen Lügen strafende — Befürchtung hegt, sie könne leicht die Privilegien des Adels schmälern und es dem Bauer möglich machen, einen Edelmann vor Gericht zu ziehen.

Liest man heute Kołłątajs Briefe, so weiss man nicht, ob man mehr seinen durchdringenden Seherblick oder die Blindheit des Volkes bewundern soll, welches das Segensreiche vieler seiner Ratschläge nicht einsah. In weniger vorteilhaftem Licht erscheint uns sein Charakter. Als Demokrat der extremsten Richtung und Feind der Ruhe war er zu sehr geneigt, alles Heil in der Einführung eines Schreckenssystems gegen laue Patrioten, eines Terrorismus nach französischem Muster zu suchen. Dies bewies er, als er während des Aufstandes Kościuszkos die Verwaltung des Schatzes und die diplomatische Aktion in Warschau übernommen hatte. Am Tage des Praga-Sturmes, als er alle Hoffnung schwinden sah, begab er sich nach Galizien, wurde aber von der österreichischen Armee im Sandomirschen ergriffen und nach der Festung Olmütz abgeführt, wo er acht Jahre, bis 1803, in engem Gewahrsam blieb. Endlich befreit, gelang es ihm nicht, sein konfisziertes Vermögen wieder zu erhalten. Von jetzt ab spielte er politisch keine Rolle

mehr, sondern beschäftigte sich nur mit schriftlichen Arbeiten, unter denen seine „Briefe an Stanisław Małachowski und Thaddeus Czacki“, seine Werke „Über den Zustand der polnischen Geistlichkeit im 18. Jahrhundert“ und „Von dem Zustande der Aufklärung in Polen während der letzten Jahre der Regierung Augusts III.“, demnächst ein, in der Olmützer Gefangenschaft verfasstes Buch unter dem Titel „Physikalisch-moralische Ordnung“ die gediegensten sind. Er starb zu Warschau am 28. Februar 1812. Dem letztgenannten Werke, welches als Handbuch zum Vortrage des Naturrechts an der Krakauer Akademie eingeführt wurde, entnehmen wir folgende Abhandlung über die von der Hand des Menschen verlassene Erde:

Gleichviel welches Klima der Erde wir uns denken mögen, nirgends finden wir, dass sie den Bedürfnissen des Menschen ohne seine Beihilfe genügt. Die Geschichte liefert uns sehr gewichtige Beweise, dass die Erde selbst in der mildesten Zone sich in eine Wildnis verwandeln muss, sobald die Hand des Menschen sie verlässt. Nehmen wir z. B. die Länder in der Nähe des Wendekreises des Krebses, wie Syrien und Ägypten; diese einst blühenden Gegenden bieten heute das traurige Bild einer Einöde, die sich wenig von der Tatarei unterscheidet, und zwar lediglich deshalb, weil die arbeitsame und geschickte Hand des Menschen sie verlassen hat. Diese Länder, sage ich, welche einst so reich waren, vermögen kaum den wenigen heimatlosen Hirten oder den kleinen Gemeinen von elenden, in ihrem Eigentum nicht gesicherten Landbebauern genügenden Unterhalt zu gewähren. Stellen wir neben diese Länder England, das nördliche Deutschland, Dänemark und Schweden, welche sich dem Nordpole nähern und doch so fruchtbar sind, so überzeugen wir uns, was die Erde ohne die Hand des Menschen, ohne seine Betriebsamkeit wert ist.

Von diesem Vergleich wenden wir jetzt unsere Betrachtung wiederum der sich selbst überlassenen Erde zu. Wo wir sie auch immer in diesem Zustande zu sehen Gelegenheit haben, finden wir sie mit Wäldern, Sümpten und stehenden Wassern bedeckt, von giftigen Reptilien und reissenden Tieren bewohnt; ihre Erzeugnisse sind nur Eicheln oder andere unangenehme Früchte und ungeniessbare Kräuter. Die Geschichte und die heutigen Reisen zeigen uns bei vielen Völkern ein ähnliches Bild, und wenn sich irgend wo ein Ort findet, an dem sie angenehmere, den Bedürfnissen des Menschen besser entsprechende Früchte hervorbringt, so geschieht es doch niemals in ausreichender Fülle. Erst der Mensch muss durch seine Arbeit die einen vermehren, die anderen verbessern, alle aber verbreitet er über die übrige Erde und akklimatisiert sie dort. Es ist nicht richtig, wenn viele behaupten: dass der erste

welcher ein Stück Land umzäunte, darum sein Eigentümer wurde, weil er es von der gemeinsamen Benutzung der übrigen Menschen abschloss. Denn abgesehen davon, dass selbst das Umzäunen nicht ohne Arbeit vor sich gehen konnte, brachte das eingehegte Land so lange keinen Nutzen, bis die Hand des Menschen durch verschiedene aufeinander folgende Arbeiten es zur Erzeugung derjenigen Früchte geschickt machte, welche der Mensch für sich zu bauen beabsichtigte.

Über Kołłątajs öffentliches Verhalten weichen die Meinungen, je nach dem politischen und religiösen Standpunkt der Beurteiler, weit voneinander ab. Viele zeihen ihn nicht nur der Herrschsucht und Gewaltthätigkeit, sondern auch der Habgier. „Obgleich er," sagen sie u. a., „als Voltaireaner der katholischen Religion entfremdet war, die geistlichen Orden, die Kanonisation der Heiligen verwarf, wollte er dennoch auch in der Kirche eine Rolle spielen und bewarb sich um den Smoleńsker Bischofsitz." Aus seinen im Druck erschienenen Reden und seinen meisterhaft geschriebenen Briefen an Małachowski, in denen er die wichtigsten sozialen und politischen Fragen erörtert, empfangen wir einen hohen Begriff von seinen Fähigkeiten und Absichten. Halten wir uns dagegen an den um 1796 in Krakau gedruckten anonymen „Brief über die Thätigkeit Kołłątajs", dessen Verfasser (Linowski) sich als „Freund der Wahrheit" einführt, so erscheint uns Kołłątaj als Intriguant und mehr als das, als habsüchtiger Egoist, der das öffentliche Wohl seinem eigenen Ehrgeiz und Vorteil zum Opfer bringt. Die Einzelheiten seiner Abreise aus Warschau und seiner Einkerkerung sind zu wenig aufgeklärt, um genaue Schlüsse ziehen zu können. Linowski gab zwar gleich nach der Niederwerfung des Aufstandes seinen verleumderischen Brief heraus, in welchem er Kołłątaj beschuldigt, bei seiner Flucht aus Warschau beträchtliche Summen und Kleinodien von hohem Wert aus dem ihm anvertrauten öffentlichen Schatz mit sich genommen zu haben; man darf aber dieser Anklage nicht unbedingten Glauben beimessen, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass Linowski aus persönlicher Rache den ihm verhassten politischen Gegner der allgemeinen Verachtung preisgeben wollte. War etwas Wahres an der Sache, so hat doch der Ankläger keine Beweise dafür erbracht. Der Brief

erschien, als Kołłątaj in Gefangenschaft sass und sich nicht gegen die ihm gemachten Vorwürfe verteidigen konnte. Dieser fügte als alleinige Antwort seinem Testament die Worte bei: „ich verzeihe Linowski seinen über mich geschriebenen und gedruckten Brief, in welchem er mich auf das Ungerechteste beschuldigt hat".

Kołłątaj fand bei seinen Reformbestrebungen einen gleichgesinnten Verbündeten in dem gewandten Publizisten Franz Salesius Jezierski (1738—1791), dessen politisch litterarische Thätigkeit ausschliesslich in die Zeit des vierjährigen Reichstags fällt. Obwohl dem Priesterstande angehörend, huldigte Jezierski doch den neuen Ideen und schuf kühne Pläne, ohne sich indes, wie ihm oft zum Vorwurf gemacht wird, ganz dem Radikalismus in die Arme zu werfen. Er leitete freisinnige Klubs, in denen gegen die Machthaber und Edelleute zu Gunsten des gemeinen Mannes agitiert wurde. Zur Verbreitung seiner Ansichten schüttete er Broschüren, Pasquille und umfangreichere Werke wie aus einem unversiegbaren Born in die Welt. Interessant und geschickt gearbeitet, wenn auch offenbar pessimistisch übertrieben, ist der „Katechismus von den Geheimnissen der polnischen Regierung", eine aus Fragen und Antworten bestehende Flugschrift, welche zu seiner Zeit so begierig gelesen wurde, dass im Laufe eines Jahres zwei Auflagen erschienen, während zugleich zahlreiche geschriebene Kopieen sie noch weiter verbreiten halfen. Dieser „Katechismus" enthält u. a. folgende Sätze:

— Wie ist der Handel in Polen beschaffen?

— Der Handel in Polen ist zweierlei Art, der eine beschäftigt sich mit den Erzeugnissen des Landes, der andere ist der politische, welcher, aus der Phantasie des adeligen Standes entsprungen, nur der polnischen Nation eigentümlich ist.

— Wie vielartig ist dieser Handel?

— Ausländisch und inländisch.

— Worin besteht der Handel der Polen mit den Nachbarländern?

— In dem Verkauf der Meinung zu Gunsten der Pläne benachbarter Kabinette. Diesen Handel betreiben nur Senatoren, Minister und andre Beamte des Landes; die kleineren Edelleute sind dabei die Höker und Krämer.

— Wie gestaltet sich der innere Handel der Polen?

— Man verkauft die Gerechtigkeit, vermietet sich zu den Landtagen und verhandelt Ämter und Würden.

Beissend witzig ist ferner die Definition des Bauernstandes in der damaligen Republik:

— Ist der Bauer in Polen ein Mensch?

— Gewiss nicht.

— Aber wenn er doch Seele und Körper hat und von Natur eine ebensolche Person ist, wie der Edelmann?

— Der polnische Bauer besitzt nur die Eigenschaft der Seele und des Körpers, aber seine Person ist kein Mensch, sondern eine dem Edelmann angehörige Sache, und dieser, als unumschränkter Herr des Bauers, kann denselben verkaufen und kaufen und zu seinem Nutzen verwenden, wie man das Vieh mit den Vorwerken und dem Inventarium verkauft.

Wir haben gezeigt, wie man, als der erste Akt des Dramas der Teilung abgespielt war, die Mittel aufsuchte, dem weiteren Verfall des Königtums und des Reichs vorzubeugen. Es war nur ein Weg der richtige: die gänzliche Umgestaltung des Gemeinwesens. Konnte Ludwig XIV. sagen: l'état c'est moi, so sagte, in das andere Extrem verfallend, jeder polnische Edelmann: „ich bin der Staat!“ Frankreich gelangte durch die Autokratie (zuletzt freilich durch die Schwäche) eines einzigen zur Revolution, Polen durch die Freiheit jedes einzigen Bürgers (d. h. jedes Szlachcic) zur Auflösung des Staates. Aber auch der Einfluss der französischen Revolutionäre erwies sich für Polen insofern verderblich, als er den Herzen den Halt der Religion nahm. Unter den Männern, welche, zum Teil mit nachhaltigem Erfolge, Gutes erstrebten, verdient noch Stanisław Staszic genannt zu werden. Im Jahre 1755 zu Piła in Grosspolen geboren, trat er nach in Leipzig, Göttingen und Paris vollendeten Studien auf den Wunsch seiner Mutter in den geistlichen Stand, verliess denselben jedoch bald, um sich der Geognosie und Geologie zuzuwenden, wozu ihm verschiedene Wanderungen durch Alpen, Apenninen und Karpathen die Anregung gegeben hatten. Seine politischen Schriften, besonders die „Betrachtungen über das Leben Johann Zamojskis“, in denen er alles, was dem Lande not that, erörterte, wirkten vielfach bestimmend auf die Richtung der Reichstagsthätigkeit. Nach der Gründung des Herzogtums Warschau wurde er zum Staatsreferendarius, darauf in dem neugeschaffenen Königreich Polen zum

Minister ernannt. Nach Albertrandis Tode übernahm Staszic den Vorsitz in der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" und starb am 21. Januar 1826. Er verbesserte die Schulen, errichtete neue und führte die Warschauer Universität von schwachen Anfängen zu hoher Blüte. Unter seiner Leitung entstanden oder vervollkommneten sich die Fabriken und Manufakturen, das Taubstummen-Institut, das Konservatorium der Musik, die Schule der Ingenieure und viele öffentliche Bauwerke.

„Über die Karpathen und andere Gebirge und Ebenen Polens" verfasste Staszic ein wertvolles und interessantes Werk, dem wir die Beschreibung der Beskiden und des Krywan in der Tatra entlehnen:

Ich stand auf dem höchsten Gipfel der Krywan. Schwer zu fassen, schwerer noch zu beschreiben sind jene ersten Eindrücke, welche auf hohen Bergen die dem Auge sich darbietende Unermesslichkeit des Raumes und zugleich die Unmöglichkeit, so viele grossartige Gegenstände zu übersehen, auf den Geist hervorbringen. Es überkommt ihn wie eine plötzliche Entzückung: der Verstand scheint zu erstarren, das Auge zu erblinden, es sieht nichts, während es auf einmal alles sieht. Nur die Betrachtung der Teile, nur die Zerlegung in Einzelheiten ist der alleinige Weg, die Gesamtheit zu erkennen und zu begreifen. . . . Es ist hier oben eine alte, ernste, unbewegliche, eine rauhe Welt. Zwischen kahlen Felsstücken zeigt auch die Natur sich kahl und kalt. Es scheint, als wären wir hier an der äussersten Grenzlinie unserer Welt angelangt, wo alles abstirbt, wo selbst die Elemente sich verdünnen. Die Luft ist gleichsam taub, unfähig zum Erzeugen des Echos — das Licht ist ruhig, nicht, wie im Thale, lebendig und voll Glanz; es leuchtet wohl, aber es wärmt nicht. Und doch gewahren wir bald, dass auch hier die Natur unendlich thätig ist und unaufhörlich alles umarbeitet und verändert. Gewiss gelänge es ihr in den Thälern nicht, solche Wunder zu schaffen.

Die ungeheuren Trümmer aller Urgebirge, besonders des Krywan, beweisen, dass diese alte Welt, als sie vollendet wurde, nicht so war, wie die heutige. Die Urgebirge wenigstens waren vielmal höher als die jetzigen. Die Elemente treten hier gewaltsamer auf. Sie sind auf den Bergen thätiger, als in den Ebenen. Sie können die unten hingestürzten Granite nicht bewegen, und diese verändern seit Jahrtausenden nicht ihre Lage. Hier dagegen zerbröckeln sogar die Granite und fallen auseinander. Das beweisen die Granitfelsen des Krywan. Er ist offenbar von den granitnen Urgebirgen eines der ältesten; im Innern enthält er ein grosses Lager von Quarz, Feldspat und Glimmerschiefer.

Der höchste Rücken des Krywan ist wenig breiter als zwei Klafter. Der ganze Felsen ist bis zum Fusse mit Trümmern bedeckt. Auf der Nordseite stürzen seine Wände steil und abschüssig herab. Die Höhe des Krywan beträgt 1248 Klafter.

Staszic versuchte sich auch als Dichter und Übersetzer der Iliade und einiger französischer Werke, entbehrte jedoch des poetischen Talents und erfand zudem eine Menge unnatürlicher Ausdrücke. Seine neue Orthographie wurde in dem Sprichwort verewigt:

Das ist nach Staszic, Ehrwürden, Methode,
Bei dem nicht „ojciec" sondern „oiciec" Mode.

Grammatiker und Lexikographen.

Obgleich während des dreihundertjährigen Bestehens der polnischen Litteratur fast alle Wissenschaften ihre Bearbeiter gefunden hatten, gab es doch bis dahin noch keine, den Ansprüchen an ein gründliches Unterrichtswerk genügende polnische Grammatik. Während im Auslande die noch heute hin und wieder auftauchende lächerliche und irrige Meinung verbreitet war, das polnische Idiom, das Organ eines Kochanowski, die Sprache jener Helden, welche unter Johann Sobieski Wien befreiten, verdiene nicht einmal den Namen einer Sprache, sondern sei grob, wortarm und regellos, hielt man sich im eigenen Lande überzeugt, dass ein geborener Pole auch ohne Grammatik Polnisch versehen müsse und deshalb solche gelehrte Analyse keinen Zweck habe. Diese Ansicht war nur zu sehr geeignet, die Vervollkommnung der Sprache zu hindern und das Ausland in seinen Vorurteilen zu bestärken. Linguistische Untersuchungen werden zwar nie eine lebendige Litteratur schaffen, wenn dieselben in ihre erste Entwickelungsperiode fallen; dies würde sogar den Niedergang des Nationalgeistes bezeichnen. Wenn

aber bereits andere Litteraturzweige genügend angebaut sind, ist es Zeit, mit philologischen Sprachsystemen vorzugehen.

Der Erste, welcher es unternahm, die polnische Litteratur nach dieser Seite hin zu vervollständigen, war Onuphrius Kopczyński. Im Jahre 1735 zu Czerniejewo im Gnesenschen geboren, trat er im siebzehnten Lebensjahre in den Orden der Piaristen und bildete sich zum Lehrfache aus. Nachdem er darauf einige Zeit in Frankreich geweilt hatte, wurde er an dem kurz zuvor von Konarski gegründeten Warschauer Konvikt als Lehrer angestellt und 1775 nach Einsetzung der Erziehungskommission zum Mitglied der „Gesellschaft für Elementarbücher“ erwählt. Ignaz Potocki (1751—1809), eine der Hauptstützen der Erziehungskommission, zugleich einer der einflussreichsten Führer des grossen konstituierenden Reichstags und Mitarbeiter an der Konstitution vom 3. Mai 1791, erkannte Kopczyńskis hohe Befähigung und übertrug ihm die Abfassung einer polnischen Grammatik. Mit eisernem Fleiss ging dieser an das schwierige Werk, das aber auch kaum ein anderer ausser ihm hätte bewältigen können. Er kannte gründlich die vaterländische Sprache und hatte stets über deren Reinerhaltung gewacht. Dazu las er eifrig die Schriftsteller der Sigmundschen Epoche, machte sich Auszüge, legte Tabellen an und verglich dann die Ausdrücke verschiedener Autoren miteinander. Die Übereinstimmung der grösseren Anzahl bildete bei ihm die grammatische Regel, die Minderheit rechnete er zu den Ausnahmen. Er beging indes den Fehler, alles der lateinischen Sprache anpassen zu wollen. Teilweise gelang ihm dies zwar, denn durch die Verbreitung des Lateinischen seit der Einführung des Christentums und den fortwährenden Gebrauch desselben in Kirche und Schule, in Rechtspflege und Diplomatie hatten sich manche Analogieen zwischen dieser und der polnischen Sprache herausgebildet. Was jedoch in dies System nicht hineinpasste, verwies Kopczyński wiederum unter die Ausnahmen. Und dabei vergass er oft, dass der Grammatiker nur Referent, nicht Gesetzgeber sein müsse. Im Jahre 1804 visitierte er auf Anordnung der preussischen Regierung die Schulen in dem von ihr in Besitz genommenen Lande und entledigte sich dieses Auftrages mit grossem Eifer, be-

sonders in bezug auf die Reinerhaltung der polnischen Sprache. Ausser der im Jahre 1785 erschienenen Grammatik verfasste er noch einige andere sprachwissenschaftliche Werke, darunter eine Napoleon gewidmete „Grammaire polonaise pour les Français“; auch ist er wohl der letzte polnische Schriftsteller, welcher lateinische Verse schrieb — die Ode Mickiewicz' „Ad Napoleonem III. Caesarem Augustum in Bomersundum captum“ etwa ausgenommen. Kopczyńskis Muse kleidete sich bei verschiedenen Anlässen und in verschiedenen politischen Epochen ein in lateinisches Gewand: unter Stanisław August, während Napoleons Anwesenheit in Polen, zur Zeit des Wiener Kongresses u. s. w. Er war bis an sein Ende rastlos thätig; zuletzt zum Provinzial seines Ordens ernannt, schied er am 14. Februar 1817 als 82jähriger Greis aus diesem Leben.

Hatte Kopczyński auf empirischem Wege vieles erreicht, so fehlte es doch noch an einer philiosophischen Behandlung des Gegenstandes. In dieser versuchte sich nach ihm nicht ohne Erfolg Joseph Mroziński. Er war 1784 in Galizien geboren, schon in jungen Jahren in die Armee getreten und nahm dann als Kapitän an den Kämpfen der polnischen Legion in Spanien teil. Darauf zum Oberstleutenant und Stabschef der ersten Infanterie-Division befördert, griff er zur Feder, um seinen Landsleuten die Ereignisse des spanischen Feldzuges in einer Denkschrift vor Augen zu führen. Er verfasste eine Beschreibung der Belagerung von Saragossa und sandte dieselbe an Bentkowski für das „Warschauer Gedenkblatt“. Dieser erklärte die Arbeit zwar des Druckes für wert, tadelte aber die durch Gallizismen entstellte Sprache! Dieser Vorwurf verdross Mroziński so sehr, dass er beschloss, seine Muttersprache gründlich zu erforschen. Die Frucht dieser Studien legte er in dem Werk: „Die ersten Grundsätze der Grammatik der polnischen Sprache“, Warschau 1822, nieder. Die der Kopczyńskischen Arbeit noch anhaftenden Mängel, die vielen Ausnahmen und Unterausnahmen und das oft unmotivierte Anlehnen an das Lateinische, bestimmten Mroziński, die Grundsätze der Grammatik im Bau der Sprache, in der Natur der Buchstaben, ihrer Verbindung und der dadurch bewirkten Veränderung zu suchen. Die übrigen sławischen Sprachen dienten seinem Gebäude

zur Stütze. Er starb im Jahre 1839. In seine Fusstapfen trat der Krakauer Universitätsprofessor Joseph Muczkowski († 1858), welcher 1825 in Posen eine „Grammatik“ herausgab.

Auf dem Gebiet der Sprachforschung sind ferner die erspriesslichen Leistungen Samuel Bandtkes zu verzeichnen. Als der Sohn eines wohlhabenden Lubliner Kaufmanns am 14. November 1768 geboren, hätte er, kaum in die Welt getreten, beinahe das Leben verloren, denn er fiel auf der Rückkehr von seiner Taufe im Winter vom Schlitten und wurde nicht eher vermisst, als bis die ihn begleitenden Frauen zu Hause angelangt waren. Man suchte nun mit Laternen und fand die Hauptperson des Festes in Schnee gebettet glücklich wieder auf. Der Gymnasialunterricht ward ihm in Breslau zu teil, woselbst er, nachdem sein Vater mittlerweile verarmt war, im Hause seines Oheims, eines Schuhmachers, Aufnahme fand. Dieser edle Mann unterhielt ihn während seiner achtjährigen Schulzeit und verhalf ihm auch zum Universitätsstudium in Halle und Jena, indem er von seinem Neffen nichts weiter dafür verlangte, als dass er zu andern eben so wohlthätig sein möge. Und diese heilige Schuld hat Bandtke sein ganzes Leben hindurch redlich abgetragen. Im Jahre 1811 wurde er als Professor der Bibliographie und Bibliothekar an die Krakauer Universität berufen. Ausser verschiedenen bibliographischen und historischen Werken, unter denen seine einfach und mit strenger Wahrheitsliebe, aber auch mit Offenheit und Kühnheit im protestantischen Sinne geschriebene „Geschichte des polnischen Volkes“ eine hervorragende Stelle einnimmt, verfasste er noch ein polnisch-deutsches und unter Beihilfe seines Bruders Vincenz Bandtke (geb. 1783, gest. 1846) ein polnisch-französisch-deutsches Wörterbuch, sowie eine polnische Grammatik für Deutsche in deutscher Sprache. Sein Tod erfolgte am 11. Juni 1835.

Das schönste Denkmal aber erhielt die polnische Sprache in dem von 1784—1814 in 6 Bänden zu Warschau erschienenen „Wörterbuch der polnischen Sprache“ des 1771 in Thorn geborenen Samuel Gottlieb Linde. Nach in Leipzig vollendeter Universitätsbildung zum Lektor der polnischen Sprache daselbst berufen, legte er sich nun erst auf das Studium dieses ihm nur

aus dem Gebrauch, nicht grammatikalisch bekannten Idioms, das er bald mit Hilfe der Grammatik Johann Monetas (geb. 1659, gest. 1735) und des 1740 erschienenen polnisch-französisch-deutschen Lexikons von Abraham Trotz († 1769) beherrschen lernte. Er fasste nun den Entschluss, selbst ein Wörterbuch im weitgreifenden Massstabe zu schaffen. Später als Bibliothekar des Grafen Ossoliński und demnächst als Rektor des Warschauer Lyceums liess er dies Ziel nicht aus den Augen und vermochte endlich, von Adam Czartoryski, Zamojski und Ossoliński unterstützt, seine grosse Idee zu verwirklichen und in einem erschöpfenden Werke den ganzen damaligen Schatz der polnischen Sprache niederzulegen. Dabei berücksichtigte er auch die Stämme und Formen der anderen sławischen Sprachen, wozu ihm die philologischen Forschungen des berühmten czechischen Gelehrten Dobrovsky (1753—1829), des „Altmeisters kritischer Forschung in Böhmen", wie Goethe ihn nennt, ein reiches Material an die Hand gaben. Er studierte die verschiedenen Bibelübersetzungen polnischer Zunge und sämtliche Werke der bedeutendsten polnischen Schriftsteller, aber er zog auch die Litteratur der niederen Sphären zu Rate, wenn sie ihm Ausdrücke aus dem Volksleben liefern konnte. In der Anlage des Werkes nahm er Adelung zum Muster. Um einen Beweis zu liefern, welchen Aufwand von Arbeitskraft, welche Ausdauer diese Riesenaufgabe erheischte, geben wir hier den Artikel „Bocian":

Bocian, a, m., ein Vogel, ciconia, der Storch. Sorbisch (Niederlausitz) baczen; sorbisch (Oberlausitz) boszon. Słowakisch (Ungarn bei Pressburg) bocan, cap. Mährisch bogdal, bokdal; böhmisch cap, bocan. Bosnisch boccjan, lelek, sctrik, sctrikonoga; in Ragusa und Dalmatien lelek, csaplya; kroatisch strok; slawonisch róda. In Krain zhapla. Windisch (Steiermark) shtrok, shterk, shtorkla, zhapla. Russisch bocan, buzan, busel. Kirchenslawisch busel, ptica rodu żurawlinaho, tesłonoc, bocian; ein ganz weisser Vogel, nistet auf hohen Bäumen, Scheunen, Häusern, fliegt zum Winter fort, Zool. 250. Man führt auch eine andere Storchenart an, auf dem Rücken ganz schwarz, unter dem Bauch weisslich, aber diese nistet nicht in der Nähe von Menschen, sondern in Sümpfen, und heisst (im Pol.) bag und nicht bocian, Martin Siennik, Kräuterbuch 292. Die unflätigen Störche, abgeschmackter Roman 2, 6. Der grossschnäblige Storch, Przybylski, Milton 225. Die Störche klapperten

mit der Nase, abgeschmackter Roman 3, 6. Er klappert wie ein Storch, Rej's Tiergarten 62, Rej Abbild. 30, 6. Von diesem Klappern wird der Storch auch klekotka, grzechotka (Klapper) genannt; die Flissen nennen ihn „Pfarrer Adalbert", Klonowicz, Der Flisse S. 55, V. 6. Der Storch nährt sich von Fröschen und anderem Getier. Auf derselben Wiese, sagt ein altes Sprichwort, sucht der Ochs sich Gras, der Storch Frösche, Warschauer Monitor 71, 735. Roman herrschte über die reussischen Fürsten wie der Storch über die Frösche, Stryikowski, litauische Chronik. Was für ein Storch reinigt die Welt (rügt die Fehler anderer), Gawiński, Idyllen 367. Übrigens ist es nicht meine Sache, Storch (Censor) über fremde Fehler zu sein; Zablocki, der Geck 69. Er ist so zufrieden, als hätte ihn der Storch gel . . st (die Freude ist ihm sehr verleidet), Jablonowski, Äsop 15.

Das Lindesche Wörterbuch ist in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage von 1854 bis 1860 zu Lemberg unter der Redaktion August Bielowskis erschienen und enthält jetzt 58 739 Artikel. — Mit Ruhm bedeckt, in den Adelstand erhoben und von seinen Landsleuten durch eine goldene Medaille geehrt, starb Linde 1847 zu Warschau.

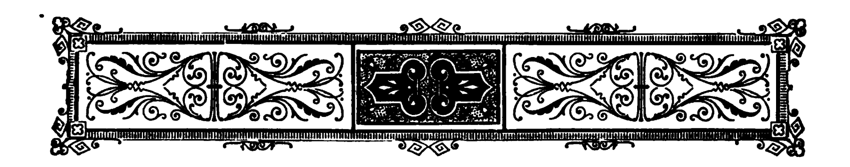
Ein, gleich Bandtke und Linde auf deutschen Universitäten gebildeter Linguist, welcher schon in die nächstfolgende Litteraturepoche hineinragt, war der evangelische Pfarrer Christoph Cölestin Mrongovius. Im Jahre 1764 in Pommern geboren, wurde er als polnischer Prediger an die St. Annenkirche zu Danzig berufen, in welchem Amt er, allgemein geachtet und weithin berühmt, bis zu seinem Ende, 1855, wirkte. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens war die polnische Gemeinde so sehr zusammengeschmolzen, dass oft nur ein altes Mütterchen die ganze Zuhörerschaft bildete. Um den vielen, zur Sommerzeit in Danzig anwesenden Flissen Gelegenheit zu geben, ihren Religionsbedürfnissen Genüge zu leisten, veranstaltete er für diese auf freiem Felde einen, dem katholischen Ritus möglichst sich nähernden Gottesdienst mit polnischer Predigt. In der Absicht, den Deutschen das Studium der polnischen Sprache zu erleichten, gab er zunächst ein „Polnisches Handbuch", dann 1811 eine „Polnische Formenlehre" und 1821 einen „Polnischen Wegweiser" heraus, in welchem er zugleich eine neue Aufklärung der polnischen Sprachformen versuchte. Auf Grundlage dieser Schriften schuf erst Mroziński

seine Erklärung der polnischen Formenlehre aus der Beschaffenheit der harten und weichen Charaktere. Mrongovius' Hauptwerk aber ist das Polnisch-Deutsche und Deutsch-Polnische Wörterbuch, das er, wenn auch auf Vorgängern fussend, doch durch Benutzung neuer schönwissenschaftlicher, naturhistorischer und anderer Fachwerke polnischer Zunge und des „Volkstümlichen Wörterbuchs der deutschen Sprache" von Heinsius bereicherte.

Hier mögen noch Erwähnung finden: Franz Xaver Malinowski (1807—1881), Verfasser einer „Vergleichenden Grammatik der polnischen Sprache vom heutigen Standpunkt der Linguistik", demnächst der Krakauer Professor der slawischen Philologie Lucian Malinowski, der mit gleicher Leichtigkeit polnisch, russisch, deutsch und italienisch schreibende Sprachforscher Johann Niecisław Baudouin de Courtenay und der gelehrte, zu früh verewigte Johann Hanusz († 1887), welcher insbesondere über das Verhältnis der slawischen Dialekte zur indogermanischen Ursprache Untersuchungen anstellte. Im Verein mit August Mosbach gab Xaver Łukaszewski ein „polnisch-deutsches und deutsch-polnisches Handwörterbuch" heraus, und Erasmus Rykaczewski schuf ein reichhaltiges und instruktives polnisches Lexikon, in welchem sowohl der Wörterschatz als auch die Erklärungen nur in dieser Sprache abgefasst sind.

V.

Von Mickiewicz bis zur Gegenwart.



V. Von Mickiewicz bis zur Gegenwart.

Einleitung.

Nicht Fremdem nachzustreben steht den Männern an,
Erforschet Väterruhm!

Pindar.

Politische Umwälzungen und Kriegslärm scheinen die Entwickelung der Künste des Friedens keineswegs zu begünstigen. Die Musen, sollte man meinen, müssten in den Reihen der Besiegten für lange Zeit verstummen. Aber in Polen hat gerade der staatliche Untergang eine ganz neue Ära in der Litteratur geschaffen, welche, von allem veralteten Formenwesen sich lossagend, an der Sehnsucht nach dem verlornen Vaterlande, an dem Rückblick auf die glänzenden Epochen seiner Geschichte und dem ernsten Streben nach wahrem Fortschritt sich grosszog. Und nicht nur von glühenden patriotischen Weisen und politischen Liedern — die ja nur für die Zeit und das Land ihres Entstehens einigen Wert beanspruchen dürfen — ertönte die Leier, sondern die, bis dahin der Natur und der Vergangenheit des Landes, diesen wesentlichen nationalen Elementen grossenteils entfremdete Litteratur kehrte, vom selbstthätigen Geiste geleitet, zu den eigenen Quellen zurück. Das polnische Volk vermochte nach der vollständigen Auflösung seiner bisherigen staatlichen Verhältnisse gerade die grössten Ideen zu zeitigen und brachte die edelsten

Kunstwerke hervor, um damit die Menschheit zu verjüngen und zu erquicken. Aus der unzulänglichen Wirklichkeit erhob sich der durch die letzten Schicksalsschläge nicht gebrochene Geist zur Unendlichkeit des höchsten Gedankens. Als der Stern des übermütigen Korsen erloschen, und auf dem Wiener Kongress die Umgestaltung Europas vollzogen war, traten junge berufene Talente in wachsender Zahl hervor und schufen einen nach Form und Inhalt neuen und doch auf den ureigensten Fundamenten ruhenden Bau, der von dem Volk mit Begeisterung angenommen, vom Auslande geschätzt und bewundert wurde. Dank der konstitutionellen Regierungsform, welche dem neuen Königreich Polen ungleich grössere Freiheiten als den Russen gewährte, und der seit 1815 eingetretenen Ruhe, erreichten die intellektuellen Kräfte des Landes eine ungeahnte Entwickelung. Die Universität Wilna, deren Kurator Fürst Adam Czartoryski war, wurde das Zentrum für das litterarische Leben in Polen und wachte mit Sorgfalt über der Reinerhaltung der Sprache. In gleich nationalem Sinne wirkte das Lyceum zu Krzemieniec.

Wenn wir die Litteratur nach dem durch Brodziński und Mickiewicz bewirkten Umschwung mit der des vorhergehenden Zeitraumes vergleichen, so fällt uns ein sehr bemerkbarer Unterschied ins Auge. Die früheren Schriftsteller waren stets ängstlich darauf bedacht, die antike oder die pseudoklassische französische Form festzuhalten und auch die Phantasie in diese Schranken zu bannen. Nunmehr aber erkannte man, dass sich der menschliche Genius in diesen alten Vorbildern noch nicht erschöpft habe, dass er noch manches Schöne zu Tage fördern könne, ohne die Griechen, Römer und Franzosen um Rat zu fragen. Hatte in der Dichtkunst bis dahin der kalte Verstand die Herrschaft behauptet, so trat jetzt das Gefühl als der Urquell aller Poesie in seine Rechte.

Der Klassizismus näherte sich seinem Ende. Auf den erbitterten Streit zwischen ihm und dem neu und kräftig emporblühenden Romantismus gedenken wir später bei der Würdigung des Dichterfürsten Adam Mickiewicz noch einmal zurückzukommen. Hier nur einiges zur Charakterisierung der letzten Klassizisten. Noch 1818 stand diese Partei in üppiger Blüte. Das „Warschauer

Gedenkblatt" Felix Bentkowski's, das „Wochenblatt" und der „Warschauer Kurier" Bruno Kicińskis erhoben die im klassischen Stil geschriebenen Tragödien in den Himmel. Ludwig Osiński (1775—1838), ebenfalls einer der olympischen Schriftgelehrten und gewandter Übersetzer vieler französischer Dramen, brachte zwar, nachdem er 1814 das Direktorat des Warschauer Theaters aus den Händen seines Schwiegervaters Adalbert Bogusławski übernommen hatte, neben „Cid", „Horatiern", „Alzire" auch Shakespearesche und Schillersche Stücke auf die Bühne, aber ein Kritiker aus dem klassischen Lager behauptete, jeder Student könne ähnliches schreiben, und Kajetan Koźmian neigte sich ebenfalls den Alten und den Franzosen mit Vorliebe zu. Aloisius Żołkowski (geb. 1777), ein in Bogusławskis Schule gebildeter Schauspieler und zugleich humoristischer Schriftsteller in Warschau, gab hingegen folgendes Rezept zu einer klassischen Tragödie:

Man nehme einen Helden und einen Verbrecher. In dem ersteren vereinige man alle Tugenden, im zweiten alle Laster; dann lasse man bald den einen, bald den andern auftreten, füge dazu einige Dutzend Ach's und Oh's, etliche Ohnmachten, eine Dosis Liebe und Mord ad libitum, lasse alles bis zum fünften Akt wallen und kochen, setze nun etwas Moral hinzu und lasse das Ganze eine Zeitlang erkalten, um es dann zu gebrauchen, wie man will.

Franz Salesius Dmóchowski, dessen Vater Franz Xaver Dmóchowski (1762—1808) die Ilias und englische Dichtungen mittelmässig übersetzt hat, war das Vorbild der klassischen Warschauer Rezensentenschule. Man nannte ihn den polnischen Laharpe, und es gehörte mehr als gewöhnlicher Mut dazu, gegen ihn in die Schranken zu treten. Als er indes versuchte, zwischen den Parteien die Mitte zu halten, verdarb er es mit beiden. Das von dem trefflichen Ästhetiker und Kritiker Moritz Mochnacki (geb. 1803, gest. 1838) gegründete „Warschauer Tageblatt", dessen Mitarbeiter Brodziński, Lelewel, Mickiewicz und Bohdan Zaleski waren, begann eine heftige Polemik gegen die Klassizisten; später übernahm Odyniec die Redaktion dieser Zeitschrift.

Die Theaterkritik lag hauptsächlich in den Händen mehrerer durch Alter und Verdienste würdiger Männer, unter denen wir

nur Niemcewicz, Adam Czartoryski, Franz Morawski, Koźmian und Osiński hier namhaft machen. Weil sie ihre Artikel mit dem Buchstaben X unterzeichneten, wurden sie gewöhnlich „die Gesellschaft der Ikse“ genannt. Obwohl sie sich zur klassischen Schule bekannten, thut man doch Unrecht, ihnen ein bezopftes Philistertum, ein sklavisches Festhalten an den veralteten Formen vorzuwerfen, denn sie eilten sogar in manchen ihrer Ansichten ihrer Epoche voraus.

Der Klassizismus hatte seiner Zeit treffliche Früchte getragen und Anerkennenswertes geleistet, aber seine Aufgabe war erfüllt, er hatte sich überlebt und fiel durch seine eigne Schwäche, denn er war durch die französische Gedankenschere vom vaterländischen Boden getrennt. Man begann nun die Ideen und Gefühle des ganzen Volkes zu beachten und zu lieben, weil man einsah, dass nur in der Einfachheit die reinste Wahrheit liegt und dass kein Dichter zu hoch geboren, kein Talent zu vornehm ist, um sich ausserhalb der Zeit und ihrer Strömungen zu stellen.

In dem Spiegel dieser neuen Litteratur strahlt alles wieder, was das Herz des Volkes bewegt, alles Dulden und alle Hoffnungen. Und rein ertönte fortan die Sprache, nicht verfälscht, wie in der dritten, zum Teil auch noch in der vierten Litteraturperiode. Gewiss machten sich auch jetzt manche Einflüsse von aussen her geltend, denen die Litteratur keines Volkes sich entziehen kann. Man studierte allgemeiner die deutsche und die englische Sprache und lernte die Geistesprodukte dieser Nationen verstehen und schätzen. In Deutschland war die romantische Schule erstanden und der Gedanke rege geworden, dass die Poesie aus den Büchern in die wirkliche Welt strömen und sich mit dem Leben mischen, dass man zu einer ungekünstelten, unwillkürlich sich erzeugenden Dichtung zurückkehren müsse. Herder stellte das Volkselement, die Natürlichkeit als den reinsten Born der Poesie hin, Schellings Theorieen gaben den Impuls zu einer Gährung, zum Anfange einer grossen Zeit, die schwungvollen Balladen Bürgers, die Dichtungen Goethes und Schillers öffneten der Litteratur neue Bahnen. Andere wieder machten es sich zur Aufgabe, die neue Weltanschauung zum Bewusstsein der Nation zu

bringen und zu verbreiten. Ohne diese Kritiker wäre man nicht leicht zum Verständniss Goethes und Schillers durchgedrungen. In England nahmen die Romantiker Walter Scott, der von Goethe nicht unbeeinflusste Byron und Thomas Moore, in Frankreich Chateaubriand und Frau von Staël einen ähnlichen Standpunkt ein.

Aber auch die Schöpfungen derjenigen neueren polnischen Schriftsteller, welche nach Fremdem sich bildeten, waren gleichwohl auf dem Urboden gewachsen und von diesem aus zum Eigentum der Nation geworden. Im grossen Ganzen haben die polnischen Dichter des 19. Jahrhunderts ihre Eingebungen in der heimatlichen Flur gesucht und aus frischen vaterländischen Quellen geschöpft. Sie wandten sich häufig der ländlichen, nicht pseudoklassisch verkünstelten, Idylle zu und zogen die bis dahin missachteten Volkslieder der verschiedenen slawischen Stämme ans Licht.

Das Volkslied.

O Volkslied! Bundeslade, die das Heut
Geheimnisvoll vereint der alten Zeit,
Darin das Volk des Ritters Waffen hegt
Und was es denkt und was sein Herz bewegt.
Du Schrein, den nie ein Schicksalschlag versehrt,
Wenn dich dein eigen Volk nicht selbst entehrt!
Gesang des Volkes! Deine hehre Macht
Hält vor dem Tempel der Erinnerung Wacht.

A. Mickiewicz.
(Konrad Wallenrod.)

Ebenso wie die Einbildungskraft die menschliche Kindheit beherrscht, geht in der Regel die Volksdichtung demjenigen Zeitpunkte lange voraus, in welchem die wissenschaftliche und Kunst-Litteratur der Nation zugleich mit ihrer staatlichen Reife zur vollen

Kraftentfaltung gelangt sind. Sie wirft auf die zurückgelegte Entwickelungsbahn des Volkes ihren verklärenden Wiederschein.

Die slawischen Stämme, welche den ganzen Osten Europas bewohnen, zeichneten sich von jeher durch hohe poetische Naturanlagen und eine Vorliebe für das Lied aus, das ein tiefes Bedürfnis ihres Geistes zu sein scheint. Schon in den frühesten Zeiten hatte der Slawe seine Volksgesänge, und noch heute preist er darin seinen Schöpfer, sie umschweben die Wiege des Kindes, ihr Freudenton besiegelt den Bund für das Leben, ihre Klage begleitet das Scheiden und den Gang zur ewigen Ruhe. Das Lied ist des Slawen Gefährte bei der Arbeit in Feld und Werkstatt, und niemals, sei es in Lust oder Sorge, verstummt des Sängers Mund. Bei keinem Volk findet man das ursprüngliche Lied in solcher Fülle, von so reiner, stiller Empfindung, und zugleich von so reicher Phantasie getragen, wie bei den Slawen.

Das eigentliche Volkslied, dessen Verfasser stets unbekannt ist, gleicht der Blüte des Feldes, von der man nicht weiss, woher sie kommt — vaterländische Luft und Sonne rufen sie zu Tage. Trauer und Freude, Vernunft und Lebensweisheit, kurz alles, was des Menschen Seele bewegt, macht das Volkslied keimen und erblühen, es ist kein Produkt der bewussten Schöpferkraft, nichts künstlich Gemachtes, nichts krankhaft Sentimentales, alles frisch und duftig, wie die Blumen der Auen. Und giebt es sich oft so gar unscheinbar wie diese, so gleicht es doch auch nimmer der exotischen Treibhauspflanze, die wir nur in der Luft des Zimmers gedeihen sehen. Das Volkslied ist der einfachste Herzenserguss, der dennoch manchen tiefen Sinn in sich birgt und die nationale Eigentümlichkeit zum Ausgangspunkt hat. Und auf wunderbar geheimnisvolle Weise geht es durch das Land: nicht Schrift, nicht Buch, noch Gelehrte verbreiten es, und doch wiederholen sich dieselben Lieder im Munde der ganzen Nation, und niemand vermöchte mit Bestimmtheit die Stätte zu bezeichnen, von welcher sie ausgegangen sind.

Mag die verfeinerte Sitte, die gesteigerte Intelligenz manche Veränderung in den höheren Sphären der Gesellschaft zuwege bringen und auch der Dichtkunst ihr Gepräge aufdrücken, der

schlichte Landmann ist heute noch im wesentlichen derselbe, der er vor Jahrhunderten war, in seinen Sitten und festlichen Gebräuchen wie in seinen Liedern. Viele in den Gesängen des Volkes und in seiner Rede erklingenden, heute für niedrig geltenden Ausdrücke sind nur veraltet und wohl wert, von Sprachforschern in den Dörfern aufgesucht zu werden. Die Volkslieder aller Nationen verdienen jedenfalls als kulturgeschichtlich bedeutsame Erscheinung hohe Beachtung; man geht indes in den heutigen umfangreichen Sammlungen derselben nicht immer kritisch genug zu Werke, indem man alles, auch das Eintönigste und Poesieloseste, in dieselben aufnehmen zu müssen glaubt und selbst für dieses einen gemachten Enthusiasmus zur Schau trägt.

Im ganzen Bereich der sławischen Volksdichtung besitzt die serbische in ihrer lieblichen Mundart die kräftigsten und anziehendsten Eigentümlichkeiten. Dem türkischen Joch unterliegend zog sich der Sohn der Bergwälder in sein patriarchalisches Familienleben zurück und bewahrte tief im Herzen das nationale Gefühl. Dort, von der Sawe bis zur Donau, wohnt der Gesang der Gusla; das Mitklingen eines Instruments gehört daselbst, wie einst bei den gottgeweihten Sängern der Hebräer und den griechischen Rhapsoden zu jeder Dichtung. Das serbische Lied, das in seiner oft homerischen Plastik noch an die antike Poesie sich anzulehnen scheint, erklingt überall, im Gebirg wie in der Ebene, wo der Hirt seine Herden weidet, beim Kolo (einem nationalen Chortanz) und in den Wirtshäusern. Erst am Anfange dieses Jahrhunderts lenkte sich die Aufmerksamkeit der Ausländer auf diese Poesie, als der Serbe Wuk Stefanowitsch Karadzicz 1814—15 eine Sammlung herausgab, die er unter grossen Schwierigkeiten dem Gesange blinder Rhapsoden, namentlich aber eines Greises nachgeschrieben hatte, welcher wegen Ermordung eines Muselmannes in die Berge geflohen war. Serbien ist gleich der Ukraine das Feenland und die Wiege aller sławischen Volkspoesie. Die serbischen „Frauenlieder“ gehören der einfachländlichen Lyrik an, die „Heldenlieder“ haben grossenteils die Kämpfe mit den Türken zum Gegenstande.

Es sei mir vergönnt, bevor ich zu den polnischen Volksliedern

übergehe, hier einige aus dem Serbischen von mir übersetzte Frauenlieder voranzuschicken:

Des Mägdleins Richteramt.

Säten in einem Garten einst drei Kam'raden
Flockenblumen und Vergissmeinnicht;
Kam ein flotter, unbeweibter Wicht:
„Nieder Ihr Blumen!" und mähte sie zu Schwaden.
Plötzlich packten ihn die drei Kam'raden:
„Büssen soll der Schelm — wir kennen ihn —
Büssen für den frevelhaften Schaden." —
Sprach der erste: „wir verbrennen ihn!"
Sprach der zweite: „wir ertränken ihn!"
Sprach der dritte: „nein, wir henken ihn!"
Und der arme Wicht — er fleht zu Gnaden:
„Bin ja Gold nicht — das man im Feuer schmelzet,
Auch kein Währwolf — den man ins Wasser wälzet;
Muss es aber 'mal gehangen sein, —
Nun, so hängt mich an ein Mägdelein."

Unschuld.

Reich begabt mit süsser Habe
Neigt der Kirschbaum sich herab,
Niemand nimmt die Last ihm ab.
Und ein Mädchen und ein Knabe,
Die in seinem Schatten stehn,
Wagen nicht sich anzusehn.
Knabe will das Schweigen brechen,
„Lass mich," hebt er an zu sprechen,
„Nur ein einzig Äuglein sehn."
Und das gute Ding voll Freude,
Tief gerührt von seinem Flehn,
Zeigt ihm gleich die Äuglein beide.

Wie sich die Liebe fängt.

Ihr jungen Leutchen lieb und wert,
Kommt mit zu Tanz und Sange,
Auf das ein jedes dort erfährt,
Wie sich die Liebe fange.

Erst fangen sie die Blicke ein,
Dann setzt sie auf den Mund sich,

Dann stiehlt sie sich ins Herz hinein,
Dort senkt sie auf den Grund sich.

Mägdleins Wunsch.

O wär' ich eines Bächleins Silberflut!
Wohin ich rieselte, ich weiss es gut:
Dort über jener kleinen Hütte Schwelle
Zu dem Geliebten eilte meine Welle;
Er möchte wohl auf mein Gemurmel achten
Und in mir löschen seiner Seele Schmachten,
Wie wollt' ich dann in seinen Busen fliessen
Und ihm das Herz, das teure, fest umschliessen!

Ein harmloser Humor waltet in dem Refrain des folgenden:

Der Knecht des Popen.

Einst beim Popen ward ich Knecht,
Ach! und das bekam mir schlecht!
Hat mein Herr mich ausgesandt
Mit dem Pfluge in das Land,
Und es kam ein sanfter Regen, —
Ging zum Busch mich schlafen legen,
Ach! und das bekam mir schlecht!
Als ich endlich aufgewacht,
Blüht am Joch der Blumen Pracht,
Ist der Pflugbaum grün bereist,
Hat der Wolf das Ross gespeist
Und den Ochsen angefangen;
Ach! und das bekam mir schlecht!
Kam mein Herr herausgegangen,
Brachte zu der Saat das Korn:
Unbeschreiblich war sein Zorn;
Ach! und das bekam mir schlecht!
That den Samen aus dem Sack,
That mich Armen in den Sack,
Hat den Ziemer dann genommen;
Ach! das ist mir schlecht bekommen.

Die Volkslieder der Polen, schlicht und anspruchslos, wie die, welche sie singen, zeichnen sich durch frische Ursprünglichkeit mit wehmütigem Grundton, viele aber auch durch naiv tändelnden Frohsinn aus; sie feiern die Liebe und atmen — die

ukrainischen etwa ausgenommen — vorzugsweise sanfte Gefühle. Unter den zahlreichen Sammlern derselben nennen wir: Wacław Zaleski, pseudonym Wacław aus Olesko (1800—1849), welcher „Polnische und ruthenische Lieder des galizischen Volkes" mit von Karl Lipiński harmonisierten Melodieen herausgab, Kasimir Władysław Wojcicki (von dem an anderer Stelle ausführlicher die Rede sein wird), Żegota Pauli. Demnächst gab der Ethnograph und Musikverständige Oskar Kolberg (geb. 1815), zuerst 1842 in Posen „Lieder des polnischen Volkes", dann 1857 in Warschau Volkslieder mit Melodieen heraus und setzte diese Sammlung noch in verschiedenen nachfolgenden Bänden weiter fort. Der Arzt Julius Roger (1819—1865) veröffentlichte 1863 ein Werk unter dem Titel „Ruda, polnische Volkslieder der Oberschlesier mit Musik", die er, 546 an der Zahl, selbst an Ort und Stelle aufgezeichnet hatte. Zum grossen Teil sind dieselben auch in den anderen Landstrichen polnischer Zunge bekannt und im Gebrauch. In Kiew und Kamieniec erschien eine Sammlung von Volksliedern aus Podolien, aus der Ukraine und Kleinrussland, mit Melodieen; diese rührenden Weisen erklangen einst an der Wiege eines Bohdan Zaleski, Seweryn Goszczyński, Thomas Padura, Alexander Groza, Thomas Olizarowski, welche eben dieses Steppenland und seine früheren Bewohner so berühmt gemacht haben.

Wir beginnen unsere, durch den Raum beschränkte Auswahl mit dem weitverbreiteten „Ernteliede":

Komm doch, Herr, lass dich besingen, —
Herrin, lass die Schlüssel bringen, —
Fräulein, sei bei unsern Tänzen —
Denn wir kommen mit drei Kränzen:
Einer ist von Eichenlaub gewunden,
Einer ist von Ähren schön gebunden,
Doch am dritten, schöner als die beiden,
Sollt ihr erst zuletzt die Blicke weiden.

Für den Herrn ist der vom Laub der Eiche,
Dass er ihres Alters Kraft erreiche;
Für die Frau der Kranz von vollen Ähren,
Dass sich ihre Kammern niemals leeren;

Für das Fräulein ist die dritte Gabe,
Früh aus Blumen und aus Tau gemacht,
Dass sie stets des Taues Frische habe,
Und ihr Auge wie die Blumen lacht.

Ein älteres Volkslied, etwa aus dem 15. oder 16. Jahrhundert, auf dessen südöstliches Lokale die Erwähnung des Samums und der Heuschrecken hinweist, ist das folgende, das, wie die meisten aus früherer Zeit im Original nicht gereimt ist:

Die Birke.

Birke, Birke, schöner Baum,
Sprich, was macht dich also trauern?
Hält der Frost mit seinen Schauern
Dich erstarrt im Wintertraum?
Hat vielleicht des Wetters Schlag
Unheilbringend dich berührt,
Oder auch der schnelle Bach
Von den Wurzeln allgemach
Dir die Erde fortgeführt?

Schwester Olga, sprach die Birke,
Nicht der Frost mit seinen Schauern
Macht mich starren, macht mich trauern,
Nicht der Sturm hat mich berührt,
Noch der Bach — allgemach
Mir die Erde fortgeführt:
Nein, es kamen die Tataren
Fern daher in wilden Scharen,
Schürten Feuer sich zum Feste
Und zertraten kreuz und quer
Alle Gräser um mich her.
Ach, und nach Tatarenfeuern
Will das Gras sich nie erneuern;
Wo sie sprengten durch die Saat,
Sieht es aus wie nach der Mahd;
Wo sie ritten durch den Bach,
Trinkt kein lebend Tier danach;
Wo sie trafen mit dem Pfeil,
Macht das Grab den Schmerz nur heil.
Ach, von dort, von dort allein
Bricht uns Gottes Fluch herein:
Heuschrecken und böse Winde

Stürzen uns in Hungersnot;
Dorther naht der schwarze Tod,
Rafft uns fort in unsrer Sünde —
Schade dass der Sonne Gruss
Auch von dorther kommen muss!

Von den folgenden beiden Volksliedern ist das zweite bei Gnesen sehr verbreitet.

Aus ging die Kleine, aus ging die Eine
Wie ein Röslein rot,
Weinte ohne Ende, rang die kleinen Hände
In des Herzens Not.

Ach, warum weinst du, ach, warum klagst du,
Holdes Mägdelein? —
Soll ich denn nicht weinen, soll ich denn nicht klagen?
Nimmer werd' ich dein.

Mein sollst du werden, mein sollst du werden,
Wirst es noch, bei Gott
Mit der Eltern Segen; niemand ist dagegen,
Nicht im Himmel Gott.

Nie kann ich dein sein, nie kann ich dein sein,
Keiner wird mich frein,
Nach den Tode werde ich auf Grabes Erde
Eine Lilie sein!

Ei, du Mädchen lass doch sehen,
Was an dir zu tadeln wäre!
Hast ja Äuglein wie die Schlehen,
Mündchen wie die süsse Beere.

Paradierst du doch vor allen
Mit den schönsten Modesachen
Und behängst dich mit Korallen,
Meinst dich schöner so zu machen.

Die Korallen und die Schleifen
Haben wenig zu bedeuten:
Lerne, Wäsche einzuseifen,
Brot und Leinwand zu bereiten.

Die „Freierlieder“ werden bei Brautbewerbungen gesungen, wenn sie mit der Abweisung des Freiers enden. Hat das Mädchen die Annahme des Metbechers aus der Hand des Brautwerbers verweigert, so sagt man: sie habe den Werber nach Dreikraut (trójziele) geschickt, einer mythischen Pflanze, welche weit hinter dem Meer wachsen und die Kraft besitzen soll, Liebe einzuflössen. „Jemandem einen Erbsenkranz geben“ heisst ebenfalls soviel, als: ihn mit nichts abspeisen.

Freierlieder.

1.

Flogen einst drei Vögelein
Zu dem Tannenbaum im Hain,
Zogen einst drei Bursche fein
Zu dem Mädchen, es zu frein.

Spricht der eine: „Sei die Meine!“
Spricht der andre: „Mit mir wandre!“
Spricht der dritte: „Ach, ich bitte,
Folge mir in meine Hütte!“

Doch mit lachendem Gesicht
Sieht die Maid sie an und spricht:
„Meine liebe Mutter hat
Mir von Milch gemacht ein Bad,
Keinen, nur den Mond allein
Liess sie in mein Kämmerlein,
Meinen Busen durften nur
Blumen küssen von der Flur.
Aber wollt ihr, schöne Knaben,
Mich zu eurem Weibchen haben,
Müsst ihr mir zum Sonntagmorgen
Drei Geschenke erst besorgen:
Einer soll vor allen Dingen
Mir die Milch von Vöglein bringen,
Und dem zweiten sei befohlen,
Einen Strahl vom Mond zu holen;
Und dem dritten, dass er heute
Übers ferne Meer noch reite,
Dreikraut mir zum Kranze pflücke,
Der mich auf der Hochzeit schmücke.

2.

Stach.

Käthchen, liebes Käthchen,
Auf dem Gartenbettchen
Hab' ich zwischen Grün
Monatsrosen blühn;
Samstags will ich sie
Mir zum Kranze winden,
Dass wir Sonntag früh
Festlich uns verbinden.

Käthchen.

Stachchen, gutes Stachchen,
Auf dem Beet am Bachchen
Hab' ich süss und schön
Zuckererbsen stehn;
Samstag sollen sie
Meine Schwestern pflücken
Und dich Sonntag früh
Mit den Erbsen schmücken.

Das Volkslied „Traurige Hochzeit" wird bei Krakau, Warschau, Łowicz, Płock, Ostrołęka, Pułtusk, Lublin, Thorn, Loewenberg, Osterode und in Oberschlesien gesungen und hat bei dieser weiten Verbreitung nicht nur manche Textveränderung erfahren, sondern ihm sind auch so vielerlei Melodieen unterlegt worden, dass man ihre Zahl wohl auf einige zwanzig berechnen kann.

Traurige Hochzeit.

Dort ertrinkt am andern Ufer
Eine Maid im See.
Ach, ach, nur ihr Kränzchen
Ringt sich in die Höh!

Spricht ein Jüngling zu dem andern:
„Rettung! sie ertrinkt;
Ach, ach, Herr im Himmel,
Nur ihr Kränzchen blinkt!"

Spricht der zweite zu dem dritten
Nur ihr Kranz schwimmt fort;

Ach, ach, Herr im Himmel,
Und kein Grund ist dort!

Jasch gewahrt es, springt vom Pferde
Und ertrinkt im See —
Ach, ach, Herr im Himmel,
Welch ein grosses Weh!

Geh, mein Pferdchen mit dem Sattel
Schnell nach Hause, geh!
Sag nichts meinen Eltern,
Geh, mein Pferdchen geh!

Nicht dem Vater, nicht der Mutter
Sage, dass ich starb;
Sag nur, dass ich heute
Mir ein Weib erwarb.

Traurig, schaurig war die Hochzeit
In der tiefen Flut,
Ach, ach, Herr im Himmel,
In der tiefen Flut!

Hochzeitbitter waren viele
Krebse, rot wie Blut,
Ach, ach, Herr im Himmel,
In der tiefen Flut!

Jungfern waren, helle Scharen,
Fischlein auf dem Grund,
Ach, ach, Herr im Himmel,
Silberfischlein bunt!

Und zum Pfühle hab ich
Steine unterm Ohr,
Ach, ach, Herr im Himmel.
Steine unterm Ohr!

Aber meine Federdecke
Ist im See das Rohr!
Ach, ach, Herr im Himmel,
Ist im See das Rohr!

Musikanten sind die Eichen
In dem nahen Wald.

Ach, ach, Herr im Himmel,
Eichen hoch und alt!

Kalt ist meine Jungvermählte,
Wie der See so kalt,
Ach, ach, Herr im Himmel,
Wie der See so kalt!

Im Jahre 1851 gab Romuald Zieńkiewicz „Lieder des Pińsker Volkes“ heraus, eine beachtenswerte Sammlung, der wir das „Hochzeitslied einer Waise“ entnehmen:

O du verwaistes Mägdelein,
Wie bist du doch so ganz allein!
Und sollst dich heute noch vermählen!
Nicht Vater und nicht Mutter sind
Im grossen Hause, armes Kind,
Der Freunde Häuflein ist zu zählen. —

„O Kukuk, schnell, die Zeit entflieht!
Flieg hin und bring mein Sehnsuchtslied
Den Eltern fern in der Ukraine;
Und Nachtigall, du Sänger traut,
Zum Himmel steigend rufe laut
Den Vater mir, bin so alleine.“ —

Doch ach, aus der Ukraine Au'n
Ist von den Eltern nichts zu schaun,
Der Kukuk blieb am fernen Orte,
Und nimmer kehrt die Nachtigall,
Drang auch zum Himmel hoch ihr Schall.
Da hört die Maid des Vaters Worte:

„Ich wollte gerne auferstehn
Und dich mit Rat und Trost versehn,
Ich möchte, Tochter, für dich sorgen;
Doch hat der Erdenhügel mir
So ganz bedeckt des Hauses Thür
Und auch das Fensterlein verborgen.“

Endlich glaube ich von den Volksliedern der Kassuben,

eines in der Ostseegegend bei Danzig wohnenden polnischen Volksstammes, hier einige darbieten zu dürfen:

Verbot.

Tief im Wald der Vogel singt,
Und Kasinka pflücket Gras,
Pflückt und bindet; ruft nach Jas.

Komm doch Jas und reich mir Gras,
Aber sprich kein Wort zu mir, —
Sprechen soll ich nicht mit dir,
Mütterchen verbot mir das.

Noch war nicht im Band das Gras,
Sprachen beide dies und das.
Sie vergassen in den Tod,
Was lieb Mütterchen verbot.

Die Alten.

Alte Leute sind doch Thoren
Sprechen wahrlich nicht gescheidt:
Dass die Zeit so ganz verloren,
Die man sitzt bei einer Maid.

Wollen mich zur Arbeit treiben,
Und die ist mir so verhasst.
Darf ich nicht beim Mädchen bleiben,
Ist mir jedes Ding zur Last.

Hab mich kaum zu ihm gestohlen,
Hab ein wenig kaum gelacht,
Brennt mein Herz aufs neu' wie Kohlen,
Neuer Tag ist drin erwacht.

Schien mir sonst die Welt so enge,
Jetzt ist alles voller Lust.
Schöner klingen die Gesänge
Auch aus meiner Freunde Brust.

Schwatzet denn, ihr schwachen Alten,
Deren Herz so kalt und hart, —
Eure Vorschriften zu halten
Ist noch Zeit, wenn grau mein Bart.

Vor dem munteren kassubischen „Schuster“ mit seiner praktischen Lebensphilosophie alle Achtung:

Der Schuster.

Hab' mich als Schuster etabliert,
Hab' hundert Stiefel blank poliert.
Sei's Herr, sei's Diener, Arbeitsmann,
Man setzt umsonst sein Geld nicht dran.

Mein Werk ist stark, so ist es Pflicht,
Ich schone auch den Pechdraht nicht;
Und tanztest du die ganze Nacht,
Mein Stiefel wird nicht klein gemacht.

Die Menschheit mehrt sich Tag für Tag,
Das giebt mir reichlichen Ertrag
Die Gänse treten barfuss an,
Verständ'ge haben Stiefel an.

Auf aller Arbeit Segen ruht,
Wenn den Verdienst man nicht verthut.
Ich bin aufs Alter auch bedacht,
Drum sei dem Pfriem ein Hoch gebracht!

Auch in den zahlreichen, dem Volksliede verwandten Sprichwörtern und Sinnsprüchen, von denen einzelne allerdings mit geringen Modifikationen auch in anderen Ländern vorkommen, die aber oft durch originelle Fassung anziehen, pulsiert ein reges Volksbewusstsein, ein nicht selten überraschender, treffender Witz, in dessen Gewand sich manche ernste Wahrheit kleidet. Wir beschliessen diesen Abschnitt mit der Anführung einiger derselben:

Wo du gerne wirst gesehen,
Dahin musst du selten gehen,
Doch wo dich die Leute hassen,
Musst du nie dich blicken lassen.

Auch in Paris
Macht man nicht Geld aus Kies.

Und ging er nach Paris, er kehrt
Als Esel wieder, nicht als Pferd.

Wem nicht Natur Verstand verlieh,
Der kauft auch in Paris ihn nie.

Den Humor verzehren
Allzu viele Ehren.

Wüsste das Pferd seine Kraft zu nützen,
Bliebe kein einziger darauf sitzen,

Für kleine Diebe ist der Strick,
Vor grossen beugt man das Genick.

Wenn zwei dich für berauscht erklären,
Magst du getrost zu Bett dich scheren.

Bauch Schmeer,
Kopf leer.

Spricht das Geld,
Schweigt die Welt.

Wunder der Welt
Schafft das Geld.

Fische sind nur fünf zu sehn,
Aber Suppe ganze Seen.

Feuer und Wasser —
Ewige Hasser.

Mit dem Stock verdienet der,
Der sein Gut nicht hält in Ehr.

Hast du nur Salz und Brot,
Trifft dich nicht Hungersnot.

Am Neuen
Ist nichts zu freuen.

Besser die Tugend im Kote der Gassen,
Als das Laster in Goldesmassen.

Lass ihn reden, was ihm beliebt, —
Wenn er nur giebt.

Manch Wörtlein fliegt als Sperling aus
Und kommt als Elefant nach Haus.

Seine Frau'n begraben,
Glück mit Pferden haben,
Sind die besten Gaben.

Ziegelmauer —
Bau von Dauer;
Holzgebäude —
Feuers Freude.

Wenn sich Freunde selten sehn,
Muss die Freundschaft bald vergehn.

Neue Freunde zu erhalten,
Brechet niemals mit den alten.

In böser Zeit
Sind Freunde weit.

Der Schuldner nimmt von Herzen
Und giebt zurück mit Schmerzen.

Dass ein Versprechen gehalten werde,
Musst du reiten auf schnellem Pferde.

Liebst du heftig und entzückt,
Wirst du ganz gewiss verrückt;
Liebst du still mit sanftem Herzen,
Wird der Kopf dir nimmer schmerzen.

Danziger Wasser wohlgebrannt,
Warschauer Schuhe weltbekannt,
Krakauer Mädchen, holden Gesichts,
Thorner Kuchen — darüber geht nichts.

Den des Polnischen kundigen Lesern dürfte es nicht uninteressant sein, das folgende Sprichwort in meiner Verdeutschung mit dem derselben beigefügten Original zu vergleichen; beide sind einander so kongruent, dass jedes einzige Wort der Übertragung, die den Reim bildenden nicht ausgeschlossen, sich mit dem des Urtextes deckt.

(Samogitien.)

Viele Betten ohne Feder
Viele Schuhe ohne Leder,

Viele Städte ohne Mauern,
Viele Herren ohne Bauern.

(Zmudź).
Wiele pościeli bez piór,
Wiele trzewików bez skór,
Wiele miast bez murów,
Wiele panów bez gburów.

Auch in prosaischer Form besitzt die polnische Sprache einen reichen Schatz an Sprichwörtern und sinnvollen Redensarten, die, mit meist nur geringen Varianten, dem ganzen Lande zugehören.

Der erste Verkündiger der neuen Botschaft.

Die Zeit war gekommen, in welcher das Augenschliessen vor der wirklichen Welt dem unmittelbar aus dem Naturleben aufgenommenen Gefühlseindruck weichen sollte, wo die Dichterflamme sich am Gegenstande selbst entzündete und die Überlegung, wie der Dichter sich zu diesem zu verhalten habe, nicht mehr als alleiniger Wegweiser galt. Der Drang, in dem Volksliede die zeugende Kraft für die dichterische Produktion zu suchen, reifte zur bewussten That. Eine milde, oft elegische, immer aber erquickende Einfachheit, die, fern von allen verzehrenden Leidenschaften, Herz und Gedanken ergreift, kennzeichnet vor allen die Schöpfungen eines Dichters, welcher mit der Kraft seines Talents gleichsam einen neuen poetischen Strahl in die Welt sandte und in stiller Ruhe für Mickiewicz den Boden bereitete. Wohl ist er im Didaktischen von seinen Vorgängern übertroffen worden, erhabener waren ihre Oden, witziger ihre Satiren, auch hatte Karpiński bereits manche volkstümliche Saite berührt, aber noch keiner hatte ein Lied angestimmt, das so lieblich und zugleich so mächtig, wie das Brodzińskis zum Herzen des Hörers drang und seine

Phantasie vom Herde der polnischen Hütte über blumige Wiesen zum Himmel trug.

Kasimir Brodziński erblickte 1791 in dem Pfarrdorfe Królówka des galizischen Kreises Bochnia das Licht der Welt; nach diesem Ort wurde er später mitunter Kasimir aus Królówka genannt. Schon in seiner ersten Kindheit starb ihm die Mutter. Das Andenken an sie begleitete ihn durch das ganze Leben. Als sein Vater eine zweite Ehe geschlossen hatte, begann der häusliche Friede sich zu trüben, die Kinder, der liebevollen Pflege entbehrend, suchten und fanden Trost in den Hütten der Dorfbewohner. Diese und die Gesindestube waren fortan ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte. Bei der Feldarbeit, an den Hirtenfeuern lauschte Kasimir den Märchen der Vergangenheit und lernte das Volk kennen und schätzen. Die Frauen des Dorfes waren seine Beschützerinnen, die Knaben und Mädchen lange Zeit seine einzige Gesellschaft. In diesen schlichten Kreisen begegnete er den Gestalten, die sich unwillkürlich in sein Gedächtnis prägten und später neu belebt und idealisiert zu jenen klassischen Typen wurden, welche in seinem „Wiesław“ vor uns hintreten.

Endlich wurde der Jüngling nach Tarnów, dann nach Krakau in das Gymnasium gegeben, aber seine Lust zum Lernen war gering, denn er litt am Notwendigsten Mangel. Als dann sein Vater starb, verschlimmerte sich sein Los; der geringe Zuschuss hörte auf, er musste zu Fuss zur Stiefmutter zurückkehren. Diese wies ihm eine Dachkammer zur Wohnung an. Hier fand er unter Papieren des Vaters die Poesieen Trembeckis und einige andere Verse. Solche Lektüre hatte er noch nie genossen, das Metrum und der Wohlklang des Reimes sprachen zu der von Natur regsamen Phantasie des Knaben. Er machte sich aus einigen auf dem Boden verstreuten Papierbogen ein Heft und trug in dasselbe unter Thränen Elegieen auf den Tod der Mutter ein. Dies war sein erster Schritt auf der dichterischen Bahn. Endlich sandte ihn sein Vormund von neuem nach Tarnów, wo er fortan eifriger den Wissenschaften oblag und, da zu jener Zeit die galizischen Gymnasien völlig deutsch waren, diese Sprache gewandt beherrschen lernte. Das befähigte ihn, Schillers und Goethes

Werke zu verstehen, welche nebst der polnischen Litteratur aus der Sigmundschen Epoche seinen Geist mehr und mehr in die dichterische Sphäre lenkten.

Im Jahre 1809 trat Brodziński als Kadett in die polnische Artillerie und machte die napoleonischen Feldzüge mit. Doch auch während des Militärdienstes studierte er in freien Stunden die neueren deutschen Dichter, namentlich Herder und Schiller, und lernte aus deren Schöpfungen voll Natürlichkeit und Wahrheit den Unterschied zwischen dem bereits aufkeimenden Romantismus und der französischen Litteraturrichtung kennen. Der Romantismus konnte indes seinem humanistischen Geist nicht das sein, was von den Ultras als sein Hauptkriterium angesehen wurde, die Rückkehr zu den Begriffen und Phantasieen des Mittelalters; er wünschte nicht jene Zeiten des rohen Barbarismus zurück, in denen Zivilisation und Kunst auf einer weit niedrigeren Stufe standen, als in dem klassischen Griechenland. Brodziński verstand darunter nicht das Ungewöhnliche, den gesuchten Enthusiasmus, noch auch den Weltschmerz, den er für ein „irrtümliches Sehnen“ erklärte, sondern die Umkehr vom toten Formalismus zur Welt der Empfindung, von der kalten Nachahmung zur Begeisterung für alles Vaterländische. Schon in der ersten Phase seines litterarischen Auftretens, welches 1815 in Warschau begann, rief er seinen Gefährten auf dem Parnass zu:

Dem Land, in welchem dir die Heimat blüht,
Und seinem Volke weihe stets dein Lied!
Ein andrer singe von Arkadiens Stätten,
Dem Reich Saturns, Skamandros blut'gem Strand —
Besinge du dein eignes schönes Land,
An welches dich Gefühl und Sitte ketten,
Die Scholle, wo die Jugend dir verfloss,
Für die Sarmatiens Sohn sein Blut vergoss,
Wo einst du niederlegst dein schneeig Haupt,
Wo grünes Tannenreis dein Grab umlaubt.
Das Ährenmeer am Fuss der Tatra male,
Das sich dem Sturm bescheiden neigt im Thale,
Der Bienen Volk, das Immergrün der Wälder,
Der Kornfrucht Wasserpfad, das Vieh der Felder,

Ruinen, die des Ruhms Erinn'rung wecken,
Und Hügel, die des Landes Söhne decken;
Erstrebe, dass der Heldenahnen Treue
In spätesten Geschlechtern sich erneue.
Den Landsmann achte hoch; sein Fühlen, Denken
Soll deine dichterischen Schwingen lenken.

In Warschau erkannte zuerst der Rektor des adeligen Konvikts, Kamiński, obgleich selbst an klassischen Mustern gebildet, das Talent und die Kenntnisse Brodzińkis, er berief ihn als Lehrer an seine Anstalt und stand dem jungen Schriftsteller in jeder Art fördernd zur Seite. Dieser veröffentlichte nun zunächst einige kleinere Gedichte und Aufsätze im „Warschauer Gedenkblatt" und anderen Zeitschriften und übersetzte ausserdem Kochanowskis lateinische Elegieen nebst vielen Schöpfungen Schillers und Herders, sowie den „Werther" von Goethe. Nach Herders Beispiel suchte er die Aufmerksamkeit auf die nationalen Dichtungen aller Länder zu lenken und übertrug serbische, słowakische, litauische, ruthenische, neugriechische, schottische, skandinavische und orientalische Volkslieder. Um zugleich dem jüngeren Dichtergeschlecht den richtigen Weg zu bezeichnen, verfasste er 1818 eine Abhandlung über „Klassizismus", welche einen lebhaften Kampf entzündete; er mischte sich jedoch nicht in denselben, sondern strebte nur bescheiden, seine Grundsätze durch die That, d. h. durch seine Dichtungen zu verwirklichen, und schuf einfache, zum Herzen sprechende lyrische Ergüsse, wie:

Die Tanne.

Liebchen, uns sind schöne Stunden
Unter diesem Baum entschwunden,
Doch mich beugt die Ahnung nieder:
Niemals kehr' ich hieher wieder.

Werd' in Not und Tod versinken.
Magst dann bei des Mondes Blinken
Dich der Mutter Arm entziehen,
Heimlich zu der Tanne fliehen.

Singe dann die Minnelieder,
Die im Lenz du sangest, wieder;

Echo wird sie weiter wehen
Über Thäler, über Höhen.

Und erhebe doch das treue
Auge zu des Himmels Bläue:
Dort bin ich hinaufgegangen,
Dort erwart' ich dich mit Bangen.

Wenn sich wie vom West beweget,
Der belaubte Wipfel reget,
Bin ich's selbst, der niederschwebet
Und die Tanne sanft durchbebet.

Will dir mit den kalten Händen
Dann hinab ein Zweiglein senden;
Nimm es, das ist meine Bitte,
Zum Gedächtnis in die Hütte.

Frühling.

Weiss in Blüten steht der Garten,
Emsig füllt nach langem Warten
Von den Saaten, aus dem Haine
Schon die Biene ihre Schreine.

Ledig seiner Sklavenketten
Eilt der Bach aus Winters Stätten,
Sich mit Blumen zu umringen
Und die Wiesen zu verjüngen.

Rüstet euch, bestäubte Saiten,
Mich zum Walde zu begleiten;
Neuer Frühling kehrte wieder,
Mit dem Frühling neue Lieder.

Wanda, komm aus deiner Hütte
— Blume! — in der Blumen Mitte,
Meine reichsten Lenzesweisen
Tönen nur, um dich zu preisen!

Aber auch als Litterarhistoriker und Kritiker nimmt Brodziński einen hohen Rang ein, indem er in seinen Rezensionen unendlich anregend und fruchtbar wirkte. Im Jahre 1822 wurde

er auf den Lehrstuhl der polnischen Litteratur an der Warschauer Alexander-Universität berufen. War bis dahin Osiński mit deklamatorischem Pomp, wenn auch unter grossem Beifall sogar von Seiten des schönen Geschlechts, der veralteten Methode Laharpes gefolgt, so hielt sich Brodziński in seinen Vorlesungen über Litteratur mehr an Schlegel und an die neueren Franzosen. In dem hier folgenden Abschnitt aus seinem „Kursus der Ästhetik" spiegelt sich getreu sein eigenstes Wesen und Denken ab:

Wir feiern die Schönheit; Witz setzt uns in Verwunderung und unterhält uns; Fülle der Einbildungskraft entzündet und rührt uns: aber der Natürlichkeit allein gehört unsere Liebe. Schönheit ist vergänglich, die Lebendigkeit der Phantasie gerät ins Stocken, mit den Jahren stumpft der Witz sich ab — aber die Natürlichkeit bleibt stets ein und dieselbe. Sie fesselt uns so mächtig an das kindliche Alter, denn ihr verdankt die Jugend ihre Anmut; sie ist auch, sozusagen, die ganze Zierde des höheren Alters. Wo die Natürlichkeit fehlt, giebt es keine Anmut, weil alles Unnatürliche Übertreibung ist. Diese kostbare Gabe sollte allgemein sein und ist doch so selten; wer sie besitzen will, muss einzig und allein er selbst sein. Das aber ist das Seltsame der Eigenliebe, dass wir uns über unsern Wert schätzen und mit allen Kräften bemüht sind, uns niemals als das zu geben, was wir sind.

Was ist Natürlichkeit? Ist es nicht der Stempel des Charakters, welcher entweder im Benehmen oder in der Sprache zum Ausdruck gelangt? Alles, was die Entwickelung des Charakters hindert, ist der Natürlichkeit feindlich. Der Wunsch, sich in vorteilhafterer Gestalt als andere zu zeigen, die Besorgnis, sich mit der Allgemeinheit zu mischen, oder der Stolz, einer Person zu gleichen, erkältet das Herz, vergewaltigt, möchte ich sagen, den Charakter und bringt eine falsche, gezwungene und übertriebene Gestalt zuwege. Um sich natürlich zu geben, ist es erforderlich, dass das Benehmen und die Denkart den Stempel des Charakters tragen oder richtiger, dass sie ihn offen zeigen und ihm gewissermassen zu Werkzeugen dienen.

Wir werden mit Anmut und zugleich mit Charakter geboren. Alle Kinder haben etwas Angenehmes, denn sie dürfen das, was ihr Inneres bewegt, nicht verbergen, und kein hemmender Gedanke mischt sich in ihre Erstlingsgefühle. Unmerklich werden sie in dem Masse ihres Wachstums durch Blödigkeit und Furcht in Verwirrung gesetzt. Ihr Charakter wagt nicht, sich in seiner eigentlichen Gestalt zu zeigen und drängt sich nur zu Zeiten verstohlen hervor. — Die Anmut, die wir uns selbst geben, ist keine Anmut: wir sind in solchem Falle nur Nachahmer, nicht wir selbst. Wir büssen die Natürlichkeit ein und, indem die Eitelkeit uns Erfolge ausserhalb der Grenzen unseres Selbst suchen lässt, fallen wir der Lächerlichkeit anheim.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Man darf nicht glauben, dass die Natürlichkeit in der Poesie zum Prosaischen führe. Dieses liegt mehr im Gedanken, als in seinem Ausdruck, — einen Gedanken, den man nicht in einfache Ausdrücke kleiden kann, muss man verwerfen, denn er ist meist flach und gewöhnlich; man kann ihn dem Vortrage nicht ohne hinzugethane Farben einverleiben .... Wenn die Schriftsteller von der Wahrheit überzeugt wären, dass Natürlichkeit der erste Vorzug jedes Geistesproduktes ist, dass nur sie dasselbe unsterblich macht und mit unauslöschlichen Zügen in Gedächtnis und Herzen eingräbt — dann hätten wir freilich weniger Werke, aber die einmal erschienenen wären vortrefflich ..... Die Schriftsteller, bei welchen die Natürlichkeit sich offenbart, lesen sich stets angenehm. Wir lachen und denken zugleich mit ihnen, und ihre Ausdrücke sind mehr die Sache selbst, als Ausdrücke. Nicht ihre Gedanken und Gefühle allein ziehen mich zu ihnen hin, sondern sie selbst sind es, die ich liebe; ich lebe mit ihnen, und sie mit mir. „Der Stil ist der Mensch," sagt Buffon. In dem Werke suche ich den Menschen. Nimm ihm die Natürlichkeit — und der Stil hört auf, der Mensch zu sein und hat keinen Wert mehr für mich.

Brodziński liebte nicht die rauschenden Vergnügungen der grossen Welt, am liebsten weilte er in der Gesellschaft seiner Kollegen und verlebte mit ihnen in ungezwungenem Gespräch oder auch bei Boston und Whist zu niedrigen Sätzen manchen gemütlichen Abend. Gern erzählte er Anekdoten aus Schulzeit und Soldatenleben. „Wir lachten herzlich," sagt Odyniec, „als er uns einst beschrieb, wie er gleich nach seinem Eintritt in die Armee, von Ruhm und Heldenthaten träumend, zur Aufsicht über die Verteilung der Rationen kommandiert wurde, Grütze messen und Fleisch abwiegen musste und wie er, durch diese Thätigkeit innerlich gedemütigt, sich in seiner eigenen Meinung dadurch zu heben suchte, dass er in Gedanken diejenigen Stellen der Iliade oder der Odyssee durchging, an welchen die Helden Homers selber Fleisch zerteilen und das Gastmahl herrichten."

Von allen Schöpfungen Brodzińkis bleibt immer die vorzüglichste und bahnbrechendste die Idylle „Wiesław" in fünf Gesängen, dieses treue Gemälde des Krakauer Landmannes, den er so gut kannte. Er war der erste Autor, welcher nach Bogusławskis „Krakauer und Bergbewohner" es wagte, den polnischen Bauer auf die poetische Szene zu bringen. Die Klassizisten verachteten trotz ihrer Vorliebe für die erhabene und hochfliegende Poesie

der Oden und Tragödien doch auch nicht die Idylle, aber sie musste unter ihrer Feder durchaus die Form der Virgilschen Dichtung — nur in anderem Versmass — annehmen und ihre Helden sich in süsslich-sentimentale Schäfer verwandeln. Es war deshalb neu und unerhört, dass Brodziński diese konventionellen Schranken der Idylle durchbrach und sich auf wirklichen und zugleich nationalen Boden stellte. Der Inhalt des in der 4. Auflage meines „polnischen Parnass“ vollständig übersetzten Poems „Wiesław“ ist in kurzem folgender:

Der greise Bauer Stanisław hat, nachdem der Krieg ihm den Sohn geraubt, den jungen Wiesław an Kindesstatt angenommen. Stanisław und seine Frau Bronisława haben dem Jünglinge ihre Tochter Bronika als Gattin zugedacht; sie besassen einst ausser dieser noch eine andere Tochter, sie verschwand aber, kaum 5 Jahre alt, zur Zeit des Krieges während einer Feuersbrunst spurlos aus dem elterlichen Hause. Heute nun sendet Stanisław den Jüngling nach Krakau, um ein Paar Pferde zu kaufen, was dieser auch glücklich ausführt. Lassen wir hier (Anfang des zweiten Gesanges) die Dichtung sprechen:

Der holde Abend lächelte der Erde,
Als Wiesław heimwärts führte seine Pferde.
Aus einem Dörfchen an dem Wege drang
Zu seinem Ohr der Ton von Tanz und Sang;
Die Pferde trabten schnaubend vor sich hin.

Dort schmückten Kränze jede Dörflerin,
Brautführer stampften mit dem Absatz drein,
Und Wiesław hiess man allerseits willkommen;
Da hat ein guter Greis das Wort genommen:
„Wie schön, mit allen Menschen Freund zu sein!
Gegrüsst seid ihr aus dem Proszowker Land,
Empfangt die Gaben unsrer armen Hand,
Geniesst mit uns die Früchte unsrer Mühen,
Die Gott in reicher Ernte uns verliehen!
Seht euch die Mädchen an aus Krakaus Flur,
Den schönen Putz, die Tänze so verschieden.
Da kommt die Tanzlust wohl auch euch, dem Müden,
Ihr seid ja noch so jung, versucht es nur!“

Jetzt naht Halina ihm, die junge Maid,
Die schönste Zier der ganzen Festlichkeit,
Bleibt vor ihm stehn in holdverschämter Sitte
Und reicht ihm Kuchen, Früchte rosigrot:
„Gewähre, fremder Wandrer, mir die Bitte,
Zu kosten unsre Früchte, unser Brot.“

Wiesław wird sogleich von dem anmutvollen Lächeln des Mädchens gefangen genommen.

Nun wählte Wiesław sich die Maid zum Reigen,
Auf deren Reiz allein sein Blick gewandt,
Und schritt voran bis dicht vor Bass und Geigen,
Halina fasste hüpfend seine Hand;
Die Burschen hinterdrein im muntern Chor,
Sie stampften mit dem Absatz zum Gesange.
Die Hand am Gürtel tanzte Wiesław vor,
Halina folgte nach mit leichtem Gange.

Er liess für die Musik manch Geldstück springen,
Am Tisch den Vätern ward ein Gruss gespendet,
Und jetzt, das Haupt zur Erde hingewendet,
Begann er dieses Lied zum Tanz zu singen:

„Besser wäre mir, zu sterben,
Mädchen meiner Liebe,
Als um eine andre werben,
Dein sind meine Triebe.

„Deine Augen sind mir Sterne,
Gott sieht wie ich's meine:
Dass mein sehend Herz so gerne
Hüpfte an das deine.“

Er fasst im Drehn Halina an und heiter
Die Werber ringsum grüssend tanzt er weiter;
Wie er sich wieder vor den Geigen sieht,
Da steht er stampfend still und singt dies Lied

„Habe im Proszowker Lande
Schon ein Kind gefunden,
Hätte sonst durch süsse Bande
Hier mich fest gebunden.“

„Blut, nicht Wasserbäche füllen
Unser Herz mit Leben:
Geht's doch nicht nach unserm Willen,
Gott muss alles geben."

Halina kehrt sich tanzend ab und flieht,
Er klatscht und folgt ihr schnell und mit Geschick,
Ereilt sie bald und kommt mit ihr zurück.
Dann steht er stampfend still und singt dies Lied:

„Willst du, Mädchen, mir entweichen,
Mir mein alles rauben?
Wart', ich will dich schon erreichen,
Kannst mir's sicher glauben!

„Vöglein liebt zum Wald zu ziehen,
Setzt sich auf ein Ästchen,
Wird ereilt und trägt im Fliehen
Federn in sein Nestchen."

Jetzt flieht er selber tanzend vor der Maid,
Sie folgt ihm hurtig und voll Heiterkeit;
Er kehrt zurück, als er ereilt sich sieht,
Dann steht er stampfend still und singt dies Lied:

„Kam solch Rosskauf je im Leben,
Vater, dir zu Ohren?
Hab' die Thaler ausgegeben
Und mein Herz verloren.

„Lasst die Geigen munter klingen!
Kann dass Weh nicht fassen:
Soll die Pferde heimwärts bringen
Und mein Herz hier lassen."

Wiesław nimmt Abschied und eilt, in Gedanken stets bei Halina weilend, nach Hause. Der dritte Gesang beginnt:

Wiesław eilte nun heim durch Au'n und schattende Wälder,
Aber er strebte vergebens, den nagenden Schmerz zu verbannen;
Denn, hat Liebe sich erst ein Herz erkoren zur Stätte,
Ach, dann schweigt die Vernunft, und machtlos bleibt Überlegung.
Darum beschloss er, daheim das Geschehene frei zu bekennen.

Über den Hof jetzt ritt der Erwartete; aber der Vater
Trat vor die Thür zugleich mit der Mutter, es folgte die Tochter.
Wiesław klopfte den Pferden den Hals und band an den Zaun sie.
Und es erfreuten sich alle des Jünglings schleuniger Heimkehr,
Seines verständigen Kaufs und lobten die wackeren Pferde.
Selber führte zum Stall der Vater sie lächelnden Blickes;
Aber der Gattin empfahl er, sogleich das Nachtmahl zu rüsten.
Tief in Gedanken versenkt, sass Wiesław schweigend am Tische,
Deshalb fragten ihn Mutter und Tochter nach der Gesundheit.
Schweigend nun reicht er Bronika die kleinen Geschenke vom Jahrmarkt.
Siehe, da trat auch der Nachbar herein, von Neugier getrieben,
Er, so tüchtig im Rat, zur Unterhaltung so tüchtig —
Hatte Johann doch schon an manchem Tische gesessen,
Kluges dachte der Mann, und immer sprach er die Wahrheit.
Alle verwunderten sich ob Wiesławs traurigem Schweigen.
Jetzt auch kam ins Zimmer der Wirt; sie setzten zu Tisch sich
Und sie genossen das ländliche Mahl bei wechselnder Rede.
Fest auf Wiesław ruhte besorgt das Auge der Mutter;
Endlich fragte sie ihn nach der Ursach seiner Betrübnis:
„Schaust du mir doch so düster und sprichst kein Wort! Was geschah dir?
Sohn, wer schweigt, der schadet sich selbst am meisten, und wahrlich,
Also verschlossen zu sein, geziemt der Jugend nur wenig."

Der Jüngling bekennt nun seine Liebe zu Halina und bittet weinend, ihn nicht des Undanks zu zeihen, wenn seine Wahl auf diese statt auf ihre ihm bestimmte Tochter Bronika falle. Stanisław ist damit anfangs nicht einverstanden, endlich giebt er auf Zureden des alten klugen Johann nach, und dieser wird als Brautwerber, gefolgt von Wiesław, zu Halina abgesandt, die mit ihrer Mutter in einer dürftigen Hütte wohnt. Die letztere erzält ihm nun (im vierten Gesange), Halina sei nicht ihr Kind, sondern sie habe dieselbe als kleines Mädchen während der Schrecken des Krieges verirrt im Walde aufgefunden und erzogen, ohne jemals ihre Herkunft ermitteln zu können. Nach gegebenem Jawort spricht Johann die prophetischen Worte:

„Wichtiges, Wichtiges geht am innern Blick mir vorüber,
Ja, es lebet ein Gott, der menschlichen Wandel behütet,
Ihm gebt ewiges Lob! — Und nun, du würdige Wirtin,
Magst du mir fest vertraun und handeln, wie ich dir sage,
Denn mein Rat entspringt aus getreuem, redlichem Herzen:

Bittet den Nachbarn geschwind, Euch Pferd und Wagen zu leihen,
Reichlich wollen wir ihm der Gewährung Mühen erstatten,
Aber gemeinsam müssen wir jetzt uns rüsten zur Abfahrt.
Wahrlich, ich sehe die Stunde schon nahn, die allen uns Glück bringt,
Lasset zu Wieslaws Heimat uns denn hinführen Halina!"

Den fünften (letzten) Gesang geben wir ganz hier wieder:

Die Rosse traben schnaubend auf dem Wege
Vorbei an manchem Feld und Waldgehege,
Und alle sitzen sinnend auf dem Wagen;
Johann nur hat den heitern Mut bewahrt,
Erzählt Geschichten, scherzt nach seiner Art,
Die Maid muss oft die Augen niederschlagen,
Er preist geheim sein günstiges Geschick,
Dass ihn begründen liess der beiden Glück.

Gedehnte Schatten wirft des Weges Linde,
Das Firmament erglüht in Flammenpracht,
Und milde Düfte nahn im leichten Winde.
Vor einem Gasthaus wird jetzt Halt gemacht,
Das an der Strasse steht. Zwar ist das Dorf
Nicht weit, doch liegt ein Grund von Moor und Torf
Dazwischen, den umkreisen muss der Wagen,
Den nahen Pfad darf man zu Fuss nur wagen.
Sie steigen aus und wandeln fröhlich weiter,
Der Wagen rollt im Staub den längern Weg,
Und wunderbar, Halina wird so heiter
Und nimmt belebter Teil an dem Gespräch.

Sie schritten über Stege, durch Gebüsch,
Des Hirten Lied erklang so hell und frisch,
Dass es ihr tief zur Seele drang,
Wie auf dem Feste Wieslaws Sang.
Johann belauscht sie unverwandt,
Ob ihr die Gegend wohl bekannt?
Da ruft, vom Lufthauch hergeweht,
Der Ton der Glocke zum Gebet,
Und alle knieen. Lieblich malen
Halinas Angesicht die Strahlen
Des Abendrots — ein Engelsbild!
Ein seltsam Sehnen sie erfüllt,

Denn dieser Glocke Feierklang
Berührt ihr Herz so süss und bang,
Sie kann der Wehmut nicht mehr wehren,
Und leise rinnen ihre Zähren.

Sie blieben jetzt auf einem Hügel stehn,
Von dem zum Dorf nur durch ein Feld zu gehn.
Dort trieben laut in ausgelassner Freude
Die Knaben Küh' und Stiere von der Weide;
Die Pflüge, die vom Acker zogen, knarrten;
Das ganze Dorf glich einem langen Garten,
In Grün und Blüten barg sich jedes Haus;
Man sah den Rauch in Ringeln aufwärts schweben;
Der Kirche Dach, von Linden rings umgeben,
Erhob sich über alles hoch hinaus;
Des Thurmes Glocke tönte meilenweit,
Schon fünf Geschlechtern galt ihr Grabgeläut!

Sie schaun vom Hügel auf das Dorf hinab.
Da fragt Johann, gestützt auf seinen Stab:
„Halina, wie gefällt der Wohnsitz dir?
Die Hütte Wieslaws liegt nicht fern von hier.“

Ihr Blick auf einer Stelle ruht,
Die Lippe bebt, es wallt ihr Blut,
Und staunend scheint sie all ihr Denken
In seliges Erinnern zu versenken.
Sie möchte, wes ihr Herz bewegt, verkünden
Und kann vor Schluchzen keine Worte finden.

Am Rain entlang die Wandrung geht.
Umhegt von Gras und Weiden steht
Gebeugt und alt ein Kreuz des Herrn —
Die Jugend spielt dort Sonntags gern —,
Da kniet Halina plötzlich nieder
Und ruft: „O Gott, ich seh' sie wieder
Die Heimatstätten süss und traut,
Wie klopft mein ahnend Herz so laut!
Doch sagt, wo ich die Mutter finde,
Dass sie sich freut mit ihrem Kinde —
Und ist sie tot, zum Grab der Reinen
Geleitet mich, um dort zu weinen.
Das ist die Flur, mir einst so lieb,
Wie sie mir unvergesslich blieb,

Nach Blumen ging ich hier hinaus,
Doch seh' ich nicht der Eltern Haus,
Ach, manches, was dem Blick sich beut,
Ist anders als in jener Zeit!"

Da sprach Johann: „Du dankst es Gottes Walten,
Dass er die Eltern dir gesund erhalten,
Durch Arbeit haben sie Ersatz geschafft
Für das was Krieg und Not dahingerafft;
Sie büssten zwar das Haus, die Tochter ein —
Im neuen Haus wirst du empfangen sein,
Die zweite Mutter, die dir Gott gesandt,
Sie wird dich jetzt zu deiner Heimat führen." —
Halina drückte allen stumm die Hand,
Und in die Herzen zog ein innig Rühren.

Sie traten in den Hof. Die Eltern waren
Noch auf dem Felde; ihrer Wiederkehr
Beschloss man ruhig vor der Thür zu harren.
Halina schaute regen Blicks umher
Und fand nicht viel des Altbekannten mehr.
Da kam auch Stanisław nach Haus vom Mähn,
Er und die Gattin, Klee den Kühen bringend;
Bronika trug ein Sträusschen munter singend.
„Ei, was für Gäste sind im Hof zu sehn?"
Johann hiess Wiesław nun entgegeneilen,
Sein Glück zuerst der Mutter mitzuteilen.

Wie die Familie liebend sich begrüsst,
Wie eins das andere umarmt und küsst,
Den Dank, die Antwort auf so viele Fragen,
Und was die neubegier'gen Nachbarn sagen;
Wie dann Bronika ihre Schwester herzt,
Froh des Gewinnes den Verlust verschmerzt —
Gefährten, das erlasst mir zu erzählen,
Mir würden doch dazu die Worte fehlen;
Ich ende hier — des eignen Herzens Schlagen
Wird es euch besser als der Dichter sagen.

In diesem Gedicht bildet die vom Autor so tief gefühlte und verstandene Natur den Hintergrund, von dem die plastischen Figuren Stanisławs, Bronisławs, Wiesławs und Halinas trefflich

sich abheben. Es sind natürlich Ideale, aber diese Ideale sind nicht übertrieben, sondern in ihrer Einfachheit und Geradheit folgerichtig gezeichnet. Alle Idyllen aus der Epoche Stanisław Augusts erscheinen dagegen matt und ohne Leben. Brodziński übertrug die ihm eigene Sanftmut und Redlichkeit auch auf seine poetischen Gebilde und zeichnete mit Vorliebe edle Charaktere, friedliche Gefühle und die natürliche Anmut der Unschuld. Die mehr dramatisch gehaltene Form der Idylle „Wiesław“ verleiht ihr ein um so lebendigeres Kolorit. Das Epos, diese der bildenden Kunst am meisten sich nähernde Dichtungsart, muss naturgemäss objektiv sein, aber die Innerlichkeit des Gemüts, welche Brodziński eigen war, liess unbewusst seine subjektive Gefühlswelt in diesem Werk zum lebendigen Ausdruck gelangen.

Im Jahre 1826 durchreiste er zur Stärkung der angegriffenen Gesundheit Italien, die Schweiz und Frankreich. Nach Polen zurückgekehrt, wirkte er in seinem Berufe noch bis 1829 und starb auf einer Reise nach den böhmischen Bädern in Dresden am 10. Oktober 1835. Seine sämtlichen Werke erschienen in zehn Bänden zu Wilna 1842—44. Man hat diesen Dichter oft mit Mickiewicz verglichen, aber — er war kein Genius wie dieser, der ganze Welten umzuschaffen berufen schien, sondern er war die Lerche des Feldes für seine Nachfolger; Brodziński war eine wohlklingende Note, Mickiewicz der ganze Gesang. Und selber nannte der Dichter des „Wiesław“ sich „das bescheidene Glöckchen einer Dorfkirche, welches nur das eine Verdienst besitzt, dass es am frühesten, vor dem ersten Tagesschimmer die Litteratur zur Morgenandacht erweckte.“

Die Sänger der Ukraine.

> Ewig hört man Weisen klingen
> Wie der Zither Melodien,
> Niemand weiss, woher sie dringen
> Scheinen Gräbern zu entfliehn;
> Träumerisch und wild durchzieht,
> Wie der fernen Windsbraut Singen,
> Steppe, dich, dein Sehnsuchtslied.
>
> Bohdan Zaleski.

Die Ukraine, eine der Wiegen echt sławischer Volkspoesie, das Land der Sehnsucht für Polens aufstrebende Jugend, berühmt durch seine begeisterten Seher, durch die Kriegsabenteuer der Kosaken und durch die Heldenthaten, deren Theater seine weiten Marken waren, bot der romantischen Poesie eine reiche Quelle stimmungsvollen Aufschwungs. Es ist eine wilde Region — eine Wüste fast — und doch, wie tief ist sie ihren Bewohnern in das Herz gewachsen! Gross sind in der That die Reize dieser unermesslichen Fläche im Frühling, wenn der Sonne mächtiger Ball sich am Horizont erhebt, wenn tausende von Blumen, funkelnd im Tau, den jungfräulichen Boden in ihre Farben kleiden und die Vögel in Schilf und hohem Kraut fröhliche Weisen singen, lieblicher noch erscheint sie in der lautlosen Stille der Sommernacht, aber öde und düster ist dort der Herbst, wenn das Auge sich in der endlosen trübgrauen Ferne verliert, die kein Baum, kein Strauch, kaum eine menschliche Hütte unterbricht, und wilde Schauer erweckt der Winter, in dem das Heulen des Schneesturms sich dämonisch mit dem Wolfsgeheul vermischt. Und dennoch fühlt der Sohn der Steppe sich nirgend so wohl, als in ihrer Mitte, und verzehrt sich, daraus versetzt, in unbezähmbarem Heimweh. Was dem Araber der orientalische Himmel, das Sandmeer, die Oase mit ihrer Quelle ist, das sind dem Ukrainer seine Steppen mit ihren Mogiłen, seine Flüsse, sein Pferd und die Hütte des Liebchens auf der fernen Flur.

Eine wichtige Aufgabe des Romantismus, an deren Lösung sich die grössten Dichter dieser Epoche beteiligten, war es, rich-

tige Begriffe von der Vergangenheit zu verbreiten. Diese war bis dahin dunkel, nur nach einer gewissen Schablone dargestellt und mit dem kosmopolitischen klassischen Firnis überzogen. Wie anders gestaltete sie sich unter den Händen der ersten Romantiker der ukrainischen Schule, Zaleski, Malczeski und Goszczyński! Die Volksgestalten Bohdan Zaleskis, die Kosaken und zaporogischen Hetmane, die ukrainischen Mädchen sind allerdings von der schaffenden Einbildungskraft verklärt, aber doch der geschichtlichen Wirklichkeit nachgebildet. Und wie deutlich erkennt man das Volk, wie es war, in den typischen Figuren Anton Malczeskis, deren Vorbilder nur auf polnischem Boden gefunden werden konnten. Dasselbe gilt von dem Gemälde der Ukraine, welches Seweryn Goszczyński in seinem „Schloss von Kaniów" entwirft. Durch solche Dichter lernten die Polen der Neuzeit ihre Vorfahren richtiger kennen, als die am Ende des 18. Jahrhunderts lebenden es vermochten, obgleich zu deren Zeit das Reich noch ganz seine ursprüngliche Gestalt hatte.

Die drei genannten bedeutendsten Dichter des Steppenlandes, welche uns entweder ausschliesslich oder doch teilweise Gemälde ukrainischens Lebens vorführen, vergegenwärtigen uns eben so viele Gebiete, nämlich die kosakische, die polnisch-adelige und die haidamakische Ukraine. Der Vertreter der ersten dieser drei Abteilungen ist Zaleski.

Bohdan Joseph Zaleski wurde am 14. Februar 1802 in einer Hütte des ukrainischen Dorfes Bohaterka geboren und verlebte seine Kinderjahre in den Gegenden des Dnieper, wo noch die Überlieferungen des Ruhmes erloschener Geschlechter in den Liedern und Legenden des Volkes nachklangen. Die Schule besuchte er in Kaniów, dann in Humań, und bezog 1820 mit Goszczyński die Warschauer Universität. Später war er mehrere Jahre als Hauslehrer thätig, bis er 1830 sein Vaterland verliess, um dauernd in Frankreich zu wohnen, woselbst er bis zu seinem in Villepreux-les-Clayes bei Paris am 31. März 1886 erfolgten Tode seinen Aufenthalt hatte. Wunderbar ist der Zauber der Sprache und der Glanz der Farben in seinen kleinen Liedern, die, von ihm „Dumy, dumki, pylki, rusałki, czajki" genannt, nicht nur ganz im

Geist der Steppenbewohner gedichtet, sondern auch zum Teil von diesen als Volkslieder angenommen sind. Bei Zaleski vereinigen sich Gedanken und sprachliche Einkleidung zu schöner Harmonie, doch überwiegen oft brillante Äusserlichkeiten, wie Binnenreime, Onomatopöien und gehäufte Interjektionen. Am schwächsten sind seine historischen Rhapsodieen. Jedenfalls aber ist er der hervorragendste und originalste Dichter der Ukraine; mit seinem magischen Pinsel, der nichts Düsteres oder Wildes hat, macht er die Gestalten der alten Hetmane neuerstehen. Weil er seine Begeisterung aus den Heimatfluren schöpft, fühlt man es allen Gebilden seiner kühnen Phantasie an, dass er den Stoff vollkommen beherrscht. Die Sehnsucht nach diesem Vaterlande durchzieht viele seiner Lieder, so das folgende:

Sehnsucht.

Das bange Herz kann nimmer
Vom alten Traum sich wenden,
Muss seine Lieder immer
Nach seiner Gegend senden.

So weit die Welt sich breitet —
Im Wechsel meines Lebens
Hat mich das Lied begleitet:
Der Wechsel war vergebens!

Denn wo und wann ich gehe
Auf Wegen und auf Stegen
Kann nichts, was dort ich sehe,
Erinnernd mich bewegen.

Mir frommt kein Tagesschimmer,
Denn feucht sind meine Lider!
Nach einer Gegend immer
Enteilen Blick und Lieder.

Ob Nacht ob Tag hinieden,
Es fliessen meine Zähren,
Bin lange schon geschieden,
Soll lang' nicht wiederkehren.

Das folgende „Scheiden ohne Wiederkehr“ ist zum Volksliede geworden:

Steht ein Ahorn an dem Flusse,
Neigt sich tief zur Woge, —
So gebeugt im Abschiedsgrusse
Weint der Zaporoge.

Junger Ahorn, welche Sorgen
Hast du schon zu tragen?
Und Kosak im Lebensmorgen,
Sprich, woher dein Klagen?

Soll der Ahorn sich nicht regen
In des Sturmes Treiben,
Der Kosak bei Schicksalsschlägen
Trocknen Auges bleiben?

Muss der Heimat Bande lösen —
Fern die Schritte lenken!
Wird dort nur ein einzig Wesen
Liebend sein gedenken?

Und er ist hinausgezogen
Nach der fremden Erde
Auf dem Sattel, hochgebogen,
Und dem schwarzen Pferde.

Soll verbannt am Donaustrande
Brot der Fremde essen,
Nie mehr wird die Steppenlande
Jetzt sein Blick durchmessen.

Lange Jahre voll Beschwerden
Muss er blutig streiten;
Alle seine Kinder werden
Sklaven ew'ge Zeiten.

Aber eine Glückesgabe
Wartet sein — das Ende!
Und er fleht, dass man dem Grabe
Schneeballsträuche spende.

Vöglein werden darin singen
Wie im grünen Haine,
Ach, vielleicht auch Kunde bringen
Fern aus der Ukraine.

Die Art und Weise der Diktion, welcher Zaleski sich mit Vorliebe bedient, möge der Leser aus den beiden Anfangsstrophen des Gedichtes „Die Fischerin“ kennen lernen:

O Hannchen, schon ist der Morgen wach
Voll Luft und Duft und Freude,
Die Wiese grüsset den jungen Tag
Im goldnen Blumenkleide.
Steh auf, du Maid, steh auf! mach dich bereit!
Hei, singend — springend — geht's zum Fischfang heut.

Sieh, hell und schnell fliesst der Bach — Juchhei —
Von Bergeshöhen nieder.
Er fliesst, o Hannchen, und singt dabei
Gar seltne Murmellieder.
Im Gras die helle — schnelle — Welle dort,
Hei, flimmernd — schimmernd — fliesst sie — schiesst sie — fort.

Sein Lied der „Steppe“ beginnt mit den Strophen:

Hörst du bang die Winde klagen?
Siehst du jene Hügel blau,
Die wie Wogenmassen ragen?
O Ukraine, Steppenau,
Ha, wie stolz dein Meer sich wiegt,
Wenn, den Türkenfeind zu jagen,
Es Kosak und Ross durchfliegt!

Weites Feld der Totenhügel,
Fruchtbar durch der Ahnen Blut,
Welch ein Aufruhr! Schnelle Flügel
Leiht dem wilden Ross sein Mut,
Die gehörnten Herden ziehn
Zahllos hin auf grünem Spiegel,
Schwimmen, springen und entfliehn.

Rührend ist folgende poetische Antithese:

Zweierlei Ende.

Sie liebten sich ein Jahr — und schieden dann.
Für beide naht der bittre Tod heran.

Die Jungfrau liegt gebettet im Gemach,
Am Kreuzweg der Kosak, ihn schirmt kein Dach.

Auf weichen Kissen ruht das Mägdelein,
Ein Mantel nur hüllt den Kosaken ein.

Die Maid hat Wein und Met auf ihrem Tische.
Er hat nicht Wasser, dass er sich erfrische.

Die Jungfrau wird beweint vom Elternpaare,
Um den Kosaken krächzen gier'ge Aare.

So liegen sie in gleichem, schwerem Leide,
Von Fieberglut verzehrt; dann sterben beide.

Die Glocke läutet ihr zum Himmelreiche,
Die Wolfsschar heult um des Kosaken Leiche.

Die Kirche weiht das Grab der Jungfrau ein,
Zerstreut im Winde bleichet sein Gebein.

Leicht hingehaucht erscheint das kleine Naturbild „Das Lüftchen“:

Kind der Gesträuche,
Spielt es in Wiesen,
Neckt selbst die Riesen
Ulme und Eiche;
Wiegt dann die schweren
Häupter der Ähren,
Küsst auch die Rosen;
Wellen aufbräuselnd
Hüpft es zum Rohre.
Müde vom Kosen
Tiefer jetzt säuselnd,
Stirbt es im Moore.

Als der Maler Johann Matejko 1880 in Paris weilte, sandte ihm B. Zaleski unterm 22. Juni ein Gedicht, aus welchem wir einige Strophen hier mitteilen:

Preis sei deiner Meistergabe!
Du, auf den die Völker sehen —
Mit des Pinsels Zauberstabe
Machst du Polen auferstehen.

Ehre dir, den alle Zungen
Laut als Gotterwählten krönen!
Schaffst uns Ruhmerinnerungen
Mit der Iris Farbentönen.

Bruder, unserm Land entsprossen,
Sprich, wie sahst du die Gestalten
Stolzer Zeiten, längst verflossen,
Sich so treu vor dir entfalten?

In der „Heiligen Familie“ sehen wir Jesus als Kind im Tempel lehrend, aber das Volk, welches Zaleski darin zeichnet, ist das seine, das der Ukraine. In dem lyrischen Epos „Der Geist der Steppe“, dessen schöne Form die Armut des Inhalts nicht verdecken kann, giebt er eine Epopöe der Menschheit und entwirft ein Spiegelbild des Geschicks und der Mission der Sławen, wie er denn überhaupt in seinen Tendenzen zum Pansławismus hinneigt.

Zaleskis dichterische Werke erschienen zu Petersburg 1851 bis 1852 in vier Bänden.

Das adelige Element in der ukrainischen Poesie vertritt ein Dichter, welcher anfangs von seinen Zeitgenossen mit ungerechter Kälte aufgenommen, später fast über Gebühr gerühmt worden ist. Anton Malczeski wurde 1792 in Volhynien geboren und erhielt in dem auf vornehmem Fuss eingerichteten Hause seines Vaters, eines Generals der polnischen Armee, eine so vollständig französische Erziehung, dass er lange Zeit seine Muttersprache so gut wie gar nicht kannte. In den Schulen zu Dubno und Krzemieniec trieb er mit Erfolg Mathematik und wurde deshalb, als er nach vollendetem Kursus 1811 die militärische Laufbahn wählte, bald zum Ingenieur-Offizier befördert. Wegen seiner geselligen Talente in den höheren Kreisen gern gesehen, stürzte er sich in den Strudel der grossstädtischen Vergnügungen, musste aber bald wegen einer im Duell empfangenen Fusswunde für längere Zeit aus dem Kriegsdienste scheiden. Im Jahre 1813 war er in Modlin während der Belagerung dieser Festung wiederum aktiv, nahm aber 1816 seinen Abschied, durchreiste, nachdem er sein ererbtes Landgut verkauft hatte, mit dem Rest seines Vermögens zunächst Deutschland und Frankreich und bestieg dann mit Lebensgefahr den

Montblanc. In Venedig lernte er Byron kennen, und gross war der gegenseitige Einfluss beider aufeinander. Byron empfing aus Malczeskis mündlichen Erzählungen die Anregung zu seinem „Mazeppa“, Malczeski hingegen vertiefte sich in die Gefühlswelt des britischen Barden und hat die dadurch in sich aufgenommenen Eindrücke nachmals nicht verleugnet. In sein Vaterland zurückgekehrt, pachtete er ein Landgut im Kreise Władimir und gab sich neben der Ökonomie ernsten Studien hin. Dort entstand auch der erste Gesang seiner „Maria“. Aber selbstverschuldete Missverhältnisse nötigten ihn, sich wieder nach Warschau zu wenden und dort, um sein Leben zu fristen, eine Büreaubeschäftigung zu übernehmen. Seine exaltierte Geliebte, die Gattin eines Freundes, welche ihm nach Warschau gefolgt war, konnte indes seine Abwesenheit während der Dienststunden nicht ertragen, quälte ihn mit Klagen und verfiel in Krämpfe, so dass er auch dies kärglich dotierte Amt niederlegen musste. In so trauriger Lage vollendete er sein Epos „Maria, ukrainische Erzählung“ und schied bald darauf in tiefster Not am 2. Mai 1826 aus diesem Leben.

Malczeski hat zu der genannten Dichtung, seinem einzigen hier in Betracht kommenden Geistesprodukte, folgenden historischen Vorfall benutzt. Ein Sohn des ukrainischen Magnaten Franz Salesius Potocki vermählte sich mit Gertrud Komorowska, welche aus einem zwar adeligen, aber an Ansehen und Vermögen den Potockis nachstehenden Geschlechte entsprossen war. Der darüber erzürnte hochmütige Reichsgrosse liess seine Schwiegertochter ertränken.

In Malczeskis Epos nun vermählt sich Wacław, der Sohn eines Wojwoden, insgeheim mit Maria, der Tochter des Kronschwertträgers, eines wenig begüterten Edelmanns. Der Wojwode, darüber aufgebracht, will die Verbindung lösen. Andererseits verbietet der hierdurch in seiner Ehre gekränkte Kronschwertträger im Gefühl seiner Würde dem Schwiegersohn sein Haus. Da aber der Wojwode seinen Sohn nicht zur Trennung von der geliebten Gattin bewegen kann, giebt er arglistig vor, er sei durch dessen Standhaftigkeit erweicht, und schreibt dem Kronschwertträger, Wacław solle sich der Hand Marias durch eine tapfere That

würdig machen und deshalb zur Bekämpfung der in die Ukraine eingedrungenen Tataren ins Feld ziehen. Mariens Vater, darüber hocherfreut, reitet selbst mit Wacław an der Spitze der Streiter in den Kampf, in welchem die feindlichen Horden unterliegen. Aber der Wojwode hat die Abwesenheit der beiden benutzt und Maria ertränken lassen, so dass Wacław, als er nach der Schlacht auf Flügeln der Sehnsucht zur Gattin eilt, nur noch eine Leiche findet.

Malczeski hat damit ein Phantasiegemälde geschaffen, dessen grosse Schönheiten in den Zeichnungen der Steppennatur und in den ergreifenden Gefühlsmomenten es als ein Meisterwerk erscheinen liessen, wenn nicht die in Byronschen Nebel gehüllte Handlung und eine gewisse Nachlässigkeit im Stil seine Eigenschaft als solches zu sehr beeinträchtigten. Vorzüglich ausgeführt sind gleichwohl die Charaktere des Kronschwertträgers, des Kosaken, des jungen Wacław und Mariens, des Ideals polnischer Weiblichkeit. Das Poem beginnt mit dem Steppenritt des vom Wojwoden an den Kronschwertträger mit dem falschen Versöhnungsbriefe abgesandten Kosaken:

Hei, du Kosak, wem gilt dein schnelles Jagen?
Sahst du im Steppenmeer ein flüchtig Wild?
Willst tollkühn du, von Freiheitslust erfüllt,
Mit der Ukraine Wind den Wettlauf wagen?
Ertönt dein ungeduldig Liebeslied
Der Maid, die fern in Sehnsucht für dich glüht?
Die Zügel los, im Auge tief die Mütze,
Erregst du Staubgewölk den Weg entlang.
Dein braunes Antlitz glänzt im Thatendrang,
Und aus dem Auge sprühen Freudenblitze,
Wenn, wild wie du, dein Ross, vom Sturm umbraust,
Mit langgestrecktem Hals den Raum durchsaust.
Dort knarrt ein Wagen — Aus dem Wege, Bauer,
Dass nicht der Steppe Sohn dein Salz verstreut! —
Und, schwarzer Vogel du, der Willkomm beut
Und näher kreist, wie ein Prophet der Trauer,
Nicht säume, deine Botschaft zu verkünden,
Es möchten Mann und Ross dir bald entschwinden.

Der Kronschwertträger zieht nun mit dem Schwiegersohn und den Kriegern in den Kampf. Beim Abschiede spricht Wacław zu Maria:

Weil du dein Thränlein trocknen kannst im Stillen,
Errätst du nicht, wie schwer ein Herz zu stillen,
Wenn es so glühend nach der Teuern schmachtet,
Sein Sein in ihres zu versenken trachtet. —
Maria! sprich, du leidest! O, mich dünkt,
Dass droben schon der Engel Chor dir winkt.
Selbst unter süssen Minnen frag' ich doch:
„Maria, liebst du deinen Waclaw noch?" —
„Ob ich dich liebe? Mehr, als Menschen lieben,
Mehr, als zu lieben Sterblichen erlaubt,
Mehr, als dem schwachen Herzen Kraft geblieben,
Die ihm das hohe Glück fast ganz geraubt.
Wenn mir die Feinde nicht vor Augen ständen,
Wie sie die Pfeile schwirrend schon entsenden,
Wie wollte da mein Herz so süss erwarmen,
Den Himmel fände ich in deinen Armen.
Ob dich Maria liebt? Wie darfst du fragen?
Was gilt ihr ohne dich das Erdensein,
Was selbst das Jenseit, muss sie dir entsagen?"

Von der Steppe sagt der Dichter:

Die Steppenblumen prunken und sterben hin — allein,
Das Auge blickt vergebens ins leere Feld hinein.
Und gehst du aus, im Leide nach süssem Trost zu spähn,
Siehst du nur Wolken droben, hier bittre Beeren stehn!
Geh lieber in der Myrten und der Cypressen Land,
Wo täglich sich die Sonne erhebt im Brautgewand;
Dort dringt durch klare Lüfte der helle Blick mit Lust,
Der Liebe Klänge säuseln, es wogt entzückt die Brust,
Dort zeitigt sich der Lorbeer, stets lacht der Himmel neu,
Die Erde glänzt so farbig, die Seele webt so frei.
Auf schönen Bauen Männer aus grauem Altertum,
Sie stehn in zarter Weisse — wie stolz auf ihren Ruhm,
In heiligen Ruinen, da winken sie zu ruhn,
Der Götter und Heroen — der Spinnen Wohnsitz nun.
Und ob du dort die Blicke in Azurfernen lenkst,
Ob du im tiefsten Busen der alten Zeit gedenkst,

Da wird dein Leid zur Wonne, es weicht des Grames Nacht,
Wie teuern Mundes Lächeln das Sterben süsser macht;
Doch geh mit krankem Herzen nicht in die öde Flur:
In der Ukraine findest du heute Gräber nur —
Der Wind verwehte alles, der durch die Steppe drang, —
Bleib lieber heim und lausche auf des Kosaken Sang.

In des Kronschwertträgers Abwesenheit naht seinem Hofe eine Fastnachtsgesellschaft, vermummte Sendlinge des Wojwoden, welche, von dem alten Diener nicht ohne Widerstreben eingelassen, im Gewühl des Tanzes Maria entführen und in einen nahen Teich stürzen. Während dessen beginnt im fernen Felde die Schlacht mit den Tataren. Wacław, vom Schwiegervater getrennt, wird von den Feinden umringt, deren Übermacht ihm, dem einzelnen, sicheres Verderben droht. Da bringt der Kronschwertträger ihm Hilfe:

Was klingen für Trompeten vom nahen Walde her?
Was sprengen dort für Scharen mit Sturmgebraus einher?
Wer ist der neue Ritter, der hoch sein Schlachtschwert schwingt
Und sich durch Tod und Schrecken den freien Pfad erzwingt?
Sein Ross fegt kaum die Erde, sein Haar gebleicht vom Reif,
Glänzt flatternd in der Sonne wie ein Kometenschweif.
Man sieht wohl, dass dem Kämpen, der also vorwärts strebt,
Besorgnis, Angst, Erwartung durch alle Fibern bebt.
Wie eine Löwin rasend in Menschenhaufen dringt,
Wenn sie, zum Lager kehrend, ihr Junges sieht umringt;
Wie eine Mutter freudig, nach langem Trennungsschmerz,
Ihr Kind, das totgeglaubte, von neuem presst ans Herz:
So vom Gefühl der Mutter und Löwin gleich erfüllt,
Das Schwert in seiner Rechten, des Wetterstrahles Bild,
Zum Staunen und Entsetzen für alle, die ihn sehn,
Naht jetzt der Kronschwertträger, bleibt hart am Eidam stehn;
Ihm nach ein Schwarm der Seinen. Sein Gruss gilt dir zuerst,
Du Chan, der du im Herzen so eiteln Hochmut nährst!
Sie stürmen aufeinander; ringsum in starrer Ruh
Stehn Polen und Tataren und sehn dem Schauspiel zu.
Der Kronschwertträger zaudert, greift an, lenkt ab zum Schein,
Dann sprengt er vollen Laufes auf seinen Gegner ein
Und trifft mit starkem Hiebe im rechten Augenblick
Mit dem geweihten Eisen den Heiden am Genick;

„Und jäh entrollt zur Erde das abgemähte Haupt,
Es blinzelt mit den Augen, es stammelt sinnberaubt,
Jetzt noch ein letztes Zucken, sein Lebenslicht erlischt;
Dem Rumpf, der noch im Sattel, entspritzt des Blutes Gischt,
Ein Schreckenschrei erhebt sich. Sie fliehn. Des Chanes Pferd
Jagt mitten durch die Horden, mit seiner Last beschwert.
Entsetzen! Neu zum Schlachten ruft die Trompete auf;
Die frischen Ritter folgen, die alten stehn zu Hauf:
Das dröhnt und schwirrt und wettert, das lärmt und schnaubt und stöhnt —
Und doch, selbst die Vernichtung wird durch den Ruhm verschönt.

Und als nun der Jüngling nach dem Siege seine teuere Maria hingeopfert findet, erfasst ihn Verzweiflung:

So ist für Wacław alles denn verloren,
Die Achtung vor den Menschen — Tugend — Glück!
Die Teure bringt ihm nichts, ach, nichts zurück,
Sie, die zu seinem Schutzgeist er erkoren,
Auf dass an ihrem Engelglanz die Wunde,
Die ihm die falsche Freundschaft schlug, gesunde:
So blieb er denn in seines Lebens Fülle
In düstrer Öde ganz allein — allein!
Stumm steht er da an der entseelten Hülle —
Wie an der teuern Gruft ein Marmorstein —
Er fühlt — auf dieses Werk der Bosheit schauend —
Wie fast aus seiner Brust die Trauer weicht!
Doch ein Gedanke macht sein Auge feucht:
„Warum verliess ich sie, auf Menschen bauend!"
Ihr stilles Antlitz scheint ihm zu verraten,
Dass, während ihr des Todes Schauer nahten,
Sie — wider Willen — vorwurfsvoll gedacht:
Er habe sich und ihr dies Leid gebracht, —
Der erste und der letze Vorwurf, den
Sie je in ihrem Leben ihm gemacht!
Da schmilzt sein Herz, in seinen Augen stehn
Des unerhörten Jammers heisse Zähren. — —
Doch fühlt er bald den Zornmut wiederkehren,
Sein ganzes Sein beginnt sich zu empören,
Die Frevelthat an seinem höchsten Gut
Erfüllt mit Rachegift sein siedend Blut.

Vollständig übersetzt findet man das Epos „Maria" in der 4. Auflage meines „Polnischen Parnass".

Wir wenden uns jetzt zu demjenigen Dichter der Ukraine, welcher dieser Gruppe nur durch eine seiner vielen Schöpfungen angehört, durch das 1828 zuerst erschienene, den blutigen Aufstand der Hajdamaken (1768) schildernde Epos „Das Schloss von Kaniów". Es ist der am 25. Februar 1876 im Alter von 73 Jahren verstorbene Sewerin Goszczyński. Im Jahre 1803 zu Ilińce, einem Dorf im Gouvernement Kiew geboren, genoss er zuerst den Unterricht der Piaristen in Międzyrzecz, an deren Schule er mit dem gleichfalls später als ukrainischer Dialektdichter zu einem gewissen Rufe gelangten Thomas Padura innige Freundschaft schloss. Als Goszczyńskis Eltern 1815 in die Gegend von Humań übersiedelten, vertrauten sie ihn der dortigen Schule der Basilianer an, wo Michael Grabowski, Alexander Groza und Bohdan Zaleski seine Gefährten wurden. In dieser Gemeinschaft entfaltete sich der poetische Sinn und die Phantasie des Jünglings, der mit einem kräftigen Körper eine grosse Energie der Seele verband. Nach Ablauf seiner Schulzeit trat jene Epoche ein, in welcher von der Weichsel bis zum Dnieper die Revolutionsidee sich schon im Geheimen zu regen begann. Goszczyński, an einer entdeckten Verschwörung beteiligt, reiste, um Verfolgungen zu entgehen, längere Zeit unstät von einem Ort zum andern, bis er sich endlich in Warschau niederliess. Dort bewegte er sich in dem litterarischen Zirkel, welcher sich um die Redaktion des „Warschauer Tageblattes" gruppierte. Die Zeitschrift druckte zuerst 1827 Auszüge aus seinem Epos „Das Schloss von Kaniów" ab, im folgenden Jahre erschien das ganze Gedicht für sich allein in Warschau. Goszczyński hat darin das Leben des Kosakenvolks und die Heimat desselben zum Vorwurf gewählt und ein Gemälde geschaffen, welches ungeachtet des originellen Kernes und Kolorits den Einfluss der Byronschen Muse deutlich an der Stirn trägt. Düsteres Grauen liegt über das Ganze gebreitet, und aus diesen Schatten heben sich in grellen, blutigen Farben Verrat, Mord und Brand als Hauptzüge ab. Die Helden Nebaba, Szwaczka, Orlika sind sämtlich von einer Leidenschaft beseelt, von der Rache, die den Kern des „Schloss von Kaniów" bildet. Die Kollision, welche den Knoten der Erzählung schürzt, ist indes weder neu noch

reich erfunden. Der Kosak Nebaba liebt Orlika, für welche gleichzeitig der Schlossvoigt von Kaniów leidenschaftlich entbrannt ist. Dieser, um Orlika zu zwingen, dass sie ihm die Hand reiche, verurteilt ihren Bruder zum Tode, weil er in stürmischer Nacht einen Gehängten vom Galgen stehlen liess, bei dem ihm die Wache übertragen war. Zur Rettung des Bruders bricht Orlika ihrem geliebten Nebaba die Treue und vermählt sich mit dem Schlossvoigt; im Herzen jedoch schwört sie diesem blutige Rache. Nebaba begiebt sich in das nahe Feldlager Szwaczkas, welcher damals, als der Ruf „Tod den Lachen und den Juden" die ganze Ukraine erfüllte, an der Spitze der Hajdamaken stand. Während Szwaczka berauscht im Schlafe liegt, beredet Nebaba die Kosaken desselben zum Angriff auf Kaniów. Als der Trunkenbold erwacht und sich von den Seinen verlassen sieht, eilt er an der Spitze einer andern Rotte dem Nebaba zuvor. Das Schloss wird erobert, beim Feuerschein des in Flammen aufgehenden sieht man Orlika, die in halbem Wahnsinn ihren Gemahl ermordet hat, mit dem Dolch in der Hand durch brennende Gemächer und stürzende Mauern dem Tode entgegeneilen. Die kühnen, tief einschneidenden Striche und jene das Herz mit Angst und Beben durchschüttelnde Wahrheit, mit welcher der Graus der Verwüstung und das Dämonische der menschlichen Leidenschaften geschildert wird, üben eine schmerzliche, verletzende Wirkung. Es ist ein höllisches Konzert, in welchem nur Töne des Grauens und Entsetzens den schrillen Akkord bilden.

Der Aufstand von 1830 stimmte Goszczyńskis Leier zu kriegerischen Weisen. Gegen Ende des Jahres 1831 gezwungen, sein Vaterland zu verlassen, ging er nach Paris, kehrte indes bald zurück und wohnte einige Zeit in Galizien. Die Frucht eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in der Tatra, die Bekanntschaft mit der erhabenen Natur des Gebirges und mit seinen Bewohnern, den Górałen, war das Poem „Sobótka (das Johannisfest)" in das er Liebesepisoden und zugleich die Geschicke des Räubers Janosz einflocht, welcher ähnlich wie Nebaba durch den Verlust der Geliebten in verbrecherische Bahnen geleitet wird. Das Gedicht beginnt:

Nur halb noch ist der Sonne Ball zu schauen
Und halb verschwand sie hinter Polens Auen,
Der Juniabend senkt sich auf die Wipfel
Der Tannen auf der Wyżnia hohem Gipfel.
Bald ist vom Podhal das Gewölk verzogen,
Wie Feindes Heer, des Schlachtgewühles satt,
Und als Standarte ragt ein Regenbogen
An den Pieninen. Kaum noch blitzt es matt,
Des Podhals Erde, nach des Sturms Gewalt,
Erbebt nur noch von fernen Donnerschlägen,
Der Wind stäubt feine Nebel aus dem Wald,
Um über Berge sie hinwegzufegen,
Und Wölkchen segeln hin mit schnellem Flügel
Im Meer der Lüfte über Wald und Hügel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Gesänftigt ist des Regensturzes Welle,
Des Forstes Wimpern weinen Tröpfchen nur,
Der Raum vom Himmel bis zur Erdenflur
Erglänzt und schimmert in krystallner Helle.
Wie ist der Abend dem Góralen teuer,
Flammt auf der Wyżnia das Johannisfeuer!
Die langen Hörner, Dudelsäcke tönen,
Und tausend Glöckchen spielen in dem Thal,
Die Wälder ächzen von des Beiles Stahl,
Der Tannen Leichen stürzen unter Dröhnen.
Es singt die Hirtin, kräftig jauchzt der Hirt,
Dass wirres Lärmen durch die Lüfte schwirrt,
Wie ist der Abend den Góralen teuer!

Von dem Räuber Janosz — wohl identisch mit dem Dobosz der Volkssage — heisst es dann:

Kein Bergbewohner gleicht ihm; ruhmvoll ragt
Er wie der Krywań. Volkes Stimme sagt:
Janosz, tapferster Górale,
Sprich, wie kamst du zum Podhale,
Du so gross und schön und prächtig,
Du, der so gewandt und mächtig?

Ragst wie der Lomnica Wände,
Hast lawinengleiche Hände,
Schultern wie der Tatra Höhen,
Eilst daher wie Sturmes Wehen.

Greifst den Adler hoch im Blauen,
Kannst ja Aug' in Aug' ihm schauen,
Kannst der Buche Stamm umschlingen,
Den drei Männer nicht umringen.

Janosz, tapferster Górale,
Sprich, wie kamst du zum Podhale?
Du, dem nicht ein Weib das Leben,
Dem ein Felsen es gegeben.

Und heute führt er eines Mörders Sein,
Sein Heim ist Eis und klaffendes Gestein,
Mit Eulen horstet er in dunklen Höhlen,
Sein Fusspfad ist der wilden Ziege Spur.
Kein Hirn umfasst, was sie von ihm erzählen,
Man spricht von ihm wie von Gespenstern nur.
Bald fällt er mit dem Nebel in das Thal,
Schwebt bald auf nie betretne Felsenhänge,
Und bald, gedrängt von kühner Jäger Zahl,
Verschwindet er in eines Spaltes Enge —
Die glatte Natter zwängt sich kaum hinein.
Von Höhn, daraus im Fall zerstiebt der Stein,
Fliegt er dem leichtbeschwingten Vogel gleich.
Dann wiegt er wie die Geis sich am Gesträuch,
Man sagt, dass die, die er sich einst erkoren
Und die er dann, man weiss nicht wie, verloren,
Zum bösen Geiste jetzt verwandelt ist
Und heimlich ihn beschützt zu jeder Frist;
Wie könnte auch ein Mensch, so jung an Jahren,
Allein bestehn so schreckliche Gefahren.

Hier einige Worte zur Erklärung des Vorstehenden. Das Johannisfest (Sobótka) wird bei allen slawischen Völkern seit uralten heidnischen Zeiten gefeiert. Die Bewohner mehrerer Ortschaften vereinigen sich, entzünden einen riesigen Holzstoss, das Sonnenwendfeuer, umtanzen die Glut, springen durch die Flammen, singen und jauchzen. Schon Kochanowski widmete diesem ursprünglich religiösen Gebrauch seine Dichtung „Sobótka". Die Wyźnia ist ein Berg auf dem Grund und Boden des Dorfes Łopuszna, der „Pieninen" genannte Berg gehört derselben Gebirgskette an. Die Łomnica (Lomnitzer Spitze), 8342 Fuss hoch, ist nächst der Gerls-

dorfer Spitze der höchste bis jetzt vermessene Berg der Karpathen. Podhalen werden von den Bewohnern der Tatra die zwischen den Felsen liegenden Weideplätze genannt.

Goszczyński liess sich nunmehr dauernder in Paris nieder. Leider begann damals die Towiańskische Lehre die Gemüter der polnischen Emigration zu verwirren. Goszczyński versenkte sich mit der ganzen Gewalt seiner träumerischen Dichterseele in die chaotische Mystik dieses neuen, durch Towiański und Mickiewicz verlautbarten Evangeliums. Er wurde einer der eifrigsten Bekenner desselben und lieh auch der Verbreitung dieser Ideen seine Feder.

Ausser drei allegorisch-phantastischen Novellen lieferte Goszczyński noch eine Übersetzung des Ossian und verfasste viele lyrische Gedichte, welche indes weder die Einfachheit eines Mickiewicz noch die Sangbarkeit Zaleskis besitzen. Seine poetischen Erzählungen zeichnen sich durch Originalität und eine dem Inhalt trefflich angepasste Form aus, so die Ballade „Peter Pszonka", welcher eine von Długosz berichtete Begebenheit aus dem Jahre 1351 zu Grunde liegt.

Peter Pszonka.

Herr Peter Jasieńczyk, Pszonka genannt,
In Krzyżanow Gebieter,
Toporczyk vom Szczekarzewer Land,
Das waren harte Gemüter;
Sie lebten ohne Furcht vor Gott
Und trieben mit Menschenliebe Spott.

So zogen sie einst in Saus und Braus
Auf des nächsten Dorfes Gefilde
Mit Knappen, Pferden und Hunden hinaus
Und Falken, zu folgen dem Wilde.
Sie sprengten mit lärmendem Jagdgeschrei
Durchs Korn, als ob es nur Buschwerk sei.

Das Dorfvolk sah es mit bangem Mut,
Laut flehend riefen die Armen:
„Was thut ihr? Das ist unser Schweiss und Blut!
Ach habt mit uns Erbarmen!" —
Sie baten mit Demut in Blick und Wort:
„O gnädige Herren, o reitet fort."

Die Jäger herrschten sie höhnisch an,
Mit Arglist spottend der Klagen,
Und büssten die frevelnde Lust daran
Sie selbst durch die Felder zu jagen.
Die Bauern flohen mit Weh und Ach,
Gehetzt von Meute und Peitschenschlag.

Just reiste der grosse Kasimir
Zum Schlosse, um Recht zu sprechen.
Ihm nahte das Volk: „Wir flehen zu dir,
Der Herren Unbill zu rächen,
Die schlimmer wüten als Litauens Heer;
Gieb, König, unserer Klage Gehör!"

Dem Könige thaten die Armen leid,
Er selber ging in die Fluren,
Durchschritt sie sorglich weit und breit
Und folgte des Übermuts Spuren,
Er schätzte den Schaden genau und gab
In diesen Worten sein Urteil ab:

„Ihr sollt den Bauern den vollen Wert
Ersetzen in klingendem Gelde,
Damit ihr künftig die Gaben ehrt,
Die Gott bescherte dem Felde;
Das Korn, es ist ja ein Himmelsgut,
Der Lohn für des Landmannes Schweiss und Blut.

„Doch für die Peitschenhiebe, die ihr
Den braven Männern gegeben,
Auf dass ihr Herren der Ungebühr
Euch schämet das ganze Leben,
Darf jeder von diesen Bauern an euch
Vergeltung üben mit einem Streich."

So mussten Herr Peter, Pszonka genannt,
In Krzyżanow Gebieter,
Toporczyk vom Sczczekarzewer Land,
Die beiden stolzen Gemüter,
Den Schaden vergüten nicht allein,
Es setzte noch Hiebe obenein.

Herrn Pszonka schnitt der Schimpf ins Herz
Und trieb ihm das Blut zu Gehirne,

Er raufte den Bart in Wut und Schmerz
Und schlug sich wild an die Stirne.
„Wart'“, rief er und fluchte fürchterlich,
„Wart', König, du denkst noch einst an mich!

„Ha, reichlich ernten sollst du den Lohn
Für solche Schmach an Rittern,
Ich will dir deinen Lobzower Thron
In seinen Vesten erschüttern!
Und glaubst du, dass ihn der Pöbel dir hält,
So ist deine Sache auf nichts gestellt.“

Er schlich, von giftigem Hass verzehrt,
Nach Litauens feindlichen Gauen:
„Auf!“ rief er dort, „mit Feuer und Schwert
Mir nach in die polnischen Auen;
Der König ist alt, ihm welkte die Hand,
Sein Herz hat die Esther zu Asche verbrannt.

„Ganz Polen liegt einer Leiche gleich,
Die Kriegsfahrt muss uns gelingen,
Die Beute an Geld und Gütern ist reich,
Nicht zögert, sie zu erringen;
Ich führ' euch heimlich gen Lachland hin,
Wir stehn wie durch Zauber mitten darin.“ —

Hurrah! die Litauer sind dabei,
Nach Westen! da kann es nicht fehlen!
Wie Heulen gellte das Kriegsgeschrei
Aus hungriger Wölfe Kehlen.
Sie fuhren in ihre Schuhe von Bast
Und rüsteten Bogen und Pfeile in Hast.

Die Speere geschärft in der Flamme Glut,
Die winzigen Klepper gezäumet —
Dann brausten die Horden wie Stromes Flut
Ins lachische Land ungesäumet.
Und Peter voran, o schändliche That!
Zum Vaterland zeigt er dem Feinde den Pfad.

Sie tauchen tief in des Waldes Grund,
Sie schwimmen durch Steppen von Sande,
Dann stehen sie endlich zu später Stund'
An der Weichsel grünendem Strande.

Sie strecken die Glieder, um auszuruhn
Und Rat zu pflegen, was jetzt zu thun.

„Geduldet euch hier, ich gehe voraus,“
Sprach Pszonka, „die Weichsel hat Nicken,
Ich stecke mit Zeichen die Furt euch aus.“
Er eilte, das Werk zu beschicken;
Drauf hat er da, wo das Wasser seicht,
Durch Ruten die Richtung angezeigt.

Er kehrte zurück, als dies geschehn,
Zum Holz, wo die Litauer ruhten.
Da nahten Fischer, die alles gesehn,
Und steckten die weisenden Ruten
An einen tiefen, gefährlichen Ort
Und ruderten leise wieder fort.

Der Nachtwind kaum in den Büschen spielt,
Da ist die gierige Horde
Dem Dickicht, das sie verborgen hielt,
Enteilt zu der Weichsel Borde.
Sie stiegen schnell in den Fluss hinab,
Wo die erste Rute das Zeichen gab.

Doch plötzlich hört man aus manchem Mund
Entsetzte Rufe erschallen,
Dem tiefen, dem bodenlosen Schlund
Sind Ross' und Menschen verfallen.
Wild wirbelnd wälzen die Wogen sich hin,
Entseelte Körper schwimmen darin.

So sanken die Ersten in Nacht und Graus,
Kein anderer wagte sich weiter;
„Verrat!“ rief wütend die Menge aus,
„Wo ist der schändliche Leiter?
Wo ist der Lache, der falsche Wicht?
Dem schnellen Tode entgeht er nicht.“

Kein Ohr auf Pszonkas Rede hört,
Er mag beteuern und bitten,
Im Nu hat ihm das scharfe Schwert
Das Haupt vom Rumpfe geschnitten;
Auf eine Stange wird es gesteckt,
Damit es alle Verräter schreckt.

Der Litauer Lust nach Beute schwand,
Sie kehren heim in die Haine,
Doch an der Weichsel grünendem Strand,
Da bleichen Pszonkas Gebeine.
Sein Haupt von der Stange niederstiert,
Selbst Geier lassen es unberührt.

In vorgerücktem Alter kehrte der Dichter nach Galizien zurück und verschied in Lemberg.

Unter den Sängern der ukrainischen Gruppe verdient auch Thomas Padura (1801—1871), ein Kleinrusse, Erwähnung, welcher von einigen Litterarhistorikern weit über Verdienst gelobt worden ist, und dessen in einem Gemisch verschiedener polnisch-slawischer Dialekte abgefasste sogenannte „Volkslieder" meist Nachahmungen von Niemcewicz' „historischen Gesängen" sind, keineswegs aber in das Volk drangen, sondern höchstens von den Theorbenspielern und Hofkosaken auf Befehl des Adels gesungen wurden.

Würdiger reiht sich Michael Grabowski (1805—1863) mit seinen „Ukrainischen Melodieen" und der ganz dem Munde des Steppenvolkes entnommenen Legende „Wawrzyniec" den drei zuerst genannten Koryphäen an. Der 1814 in Volhynien geborene, im Lyceum zu Krzemieniec gebildete Thomas Olizarowski weiss in denjenigen seiner Dichtungen, deren Schauplatz die Ukraine ist, oft den kosakischen Geist recht gut zu treffen. Wertvoller sind indes seine anderweitigen Schöpfungen, vor allen das schwunghafte alttestamentarische Epos „Die Richter", in welchem er mit künstlerischer Gewalt biblisch-erhabene Töne anschlägt. Da das ungewöhnliche daktylische Metrum des, auch im Original reimlosen Verses sich dem deutschen Ohr nicht anschmiegt, wählte ich zur Übersetzung der hier folgenden, dem dritten Teil, „Samson", entnommenen Probe den Hexameter:

Einst in dem Tempel des Dagon versammelten sich die Philister,
Sämtliche, hoch und gering, denn jeglicher Mann in der Hauptstadt
Wollte sich freun des gefangenen Starken. Die Fürsten und Führer,
Männer und Weiber nun setzten sich nieder zum üppigen Gastmahl,
Speisend die Opfer, die sie zum Dank darbrachten der Gottheit.

Froh ward dessen ihr Herz. Da befahlen in grausamer Lust sie,
Samson herzugeleiten, auf dass sein Spiel sie ergötze.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und er nahte, der grosse Hebräer, und bat, ihn zu führen
Zu den Säulen, den beiden, darauf die Wölbung sich stützte.
Also hielt er, gelehnt an die Säulen, in Händen die Harfe
Hoch empor: auf Wangen und Stirn lag schmerzliches Leiden,
Lagerte düsterer Ernst, entschlossenen Willen verkündend,
Nur dem Einen ergründlich, dem nichts im Weltall verborgen!
Haupt und Schulter umhüllte das weisse Gewebe des Byssus —
Also war er zu schaun wie ein Steinbild zwischen den Pfeilern.
Jubelnd nun schallte der Ruf der Philister: „Samson, beginne!"
Still darauf ward es umher, und Samson erhob seine Stimme,
Sprach zur Harfe, zu Gott — — — — — — — — — — — —

Samson erzählt nun seine Schicksale und rührt zwischenein die Harfe, dann endet er mit folgenden Worten:

„Menschliche Klugheit! Warum, warum hast du mich verlassen,
Als zu des Soreks Gefilden Dalilas Reizen ich folgte! . . .
Gleich wie die listigen Jäger, den wilden Löwen zu fahen,
Garne stellen im Forst, ein Reh aussetzend im Felde,
Das, entfliehend zum Haine, ihn mit sich lockt in die Netze,
Die ihm der Jäger gestellt, — so führte mein Rehlein mich selber
Hin zu dem heimlichen Feind. O Herr, ich hab' es verschuldet,
Habe von neuem den Zorn dir geweckt, du straftest mich wieder
Durch den Verrat der Geliebten! Doch wiegt mein Jammer die Schuld auf
Und dein Mitleid den Zorn. So lass denn, Herr, es geschehen,
Lass mich rächen die That, die mich zum Krüppel verwandelt;
Schenke Barmherzigkeit mir, sei mit mir, Gott meiner Väter!"
Aber es folgte der Rede ein Aufruhr bei den Philistern:
Lachend enthüllten die Einen die weissen Reihen der Zähne,
Anderer Blicken entsprühte der Zorn. „Er scherzt," sagten jene,
Diese: „er droht uns mit Rache." — Doch Lärm verübten sie alle.
„Tod ihm!" heischte das Volk, und „Tod ihm!" riefen die Führer;
Alle jetzt sprangen empor. Da liess sich Samson vernehmen:
„Weh euch!" rief er mit Donnergewalt, „ja, weh euch, Philister!
Nunmehr endet das Spiel — nun enden Kummer und Elend;
Seht, schon wuchs mir das Haar, mein Arm fühlt Kräfte des Löwen,
Weh euch! Stehe zu mir, Adonai, nimm meine Seele!"
Und mit der Macht des Vulkans ergriff er schüttelnd die Säulen,
Brach sie entzwei, die Stützen des Baus, es barsten die Wände,
Und das Gemäuer zerfiel mit Gekrach wie des Wetterschlags Dröhnen.

Tausendfältiger Schrei erstarb in dem Grabe des Schuttes, —
Und mit den schweigenden Trümmern zugleich lag alles in Schweigen,
Samson auch verstummte zugleich mit den Trümmern des Tempels.

Olizarowski lebte seit 1832 in Paris und starb am 3. Mai 1879.

Endlich darf in der Reihe der Sänger der Steppe Alexander Groza (geb. 1807, gest. den 3. November 1875) nicht fehlen. Er blieb nach in Wilna genossener Universitätsbildung noch mehrere Jahre seiner ukrainischen Heimat treu und wählte dann Żytomierz zum bleibenden Wohnsitz. In verschiedenen Zweigen der Litteratur mit mehr oder weniger Erfolg thätig, entwickelte er in der prosaischen Erzählung das meiste Talent und gab dadurch sogar zu dem Sprichwort Veranlassung:

Der Meister Groza
Schreibt besser Prosa.

Den gerechtfertigten Vorbehalten einer strengen Kritik gegenüber muss doch anerkannt werden, dass er das Volk seiner Heimat durch Popularisierung grosser Gedanken aus der geistigen Lethargie geweckt hat. Eine nicht geringe poetische Begabung offenbart sich in seinem, an Malczeskis „Maria“ erinnernden Epos „Der Starost von Kaniów“, dessen Motiv dem Steppenlande entlehnt ist, und dessen geschichtlicher Held Nikolaus Potocki trotz seiner Seltsamkeiten und Grausamkeiten noch heute in seinen Gebeinen abergläubisch vom Volke verehrt wird.

Adam Mickiewicz.

a. Die Jugendzeit.

Treffend sagt Cicero: „der wahre Ruhm schlägt Wurzeln und pflanzt sich fort; alles Erkünstelte fällt schnell wie Blüten, und kein Werk des Scheines kann ausdauern.“

Die falschen Götter sanken jetzt in den Staub, die Schattengestalten schwanden vor dem neuen Lichtstrahl, und eine frische Luft wehte in den Sphären der polnischen Kunst. Die Poesie wurde lebendig, selbstthätig und ging in den Dienst der nationalen Regungen über, um diese dann wieder zu befruchten und für sie unsterbliche Muster, kunstverklärte Gestalten zu schaffen. Mickiewicz war ein polnisch-nationaler Sänger in der höchsten Bedeutung des Worts, der in seinen Dichtungen zum erstenmal das polnische Ideal in politischer, sozialer und religiöser Beziehung zusammenfasste und durch die Gewalt seines Geistes eine ganz neue Ära in das Dasein rief. Er personifizierte vor allem die Strebungen und Gefühle des Adels in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Ein, der zartesten aber auch der heftigsten Regungen fähiges Gemüt, ein heiliger Ernst für alle schönen und edlen Ideen und der sehnliche Trieb, das ihm vor Augen schwebende Ziel, und wäre es noch so hoch gesteckt, zu erreichen, — das sind die Hauptzüge in dem Charakter des grössten polnischen — des grössten aller sławischen Dichter.

Adam Bernhard Mickiewicz wurde am Vorabende des Weihnachtsfestes 1798 in Zaosie bei Nowogrodek, einem dem Oheim seines Vaters gehörigen Gütchen geboren, welches diesem zur Verwaltung übergeben war. Schon im Februar 1799 zogen die Eltern Adams nach Nowogrodek, und dort wurde er am 12. desselben Monats getauft. In der ersten Kindheit war er schwächlich und hatte eine schwere Krankheit zu überstehen, welcher er in den Anfangsversen seines „Herr Thaddäus" gedenkt. Die Mickiewicz stammten aus dem alten litauischen Geschlecht Poraj, das mit Fürsten verwandt war. Adams Vater Nikolaus besass kein grosses Vermögen, aber es reichte doch zur ersten Erziehung seiner fünf Söhne hin. Im elterlichen Hause wirkte die Lektüre der polnischen Schriftsteller des goldenen Zeitalters, namentlich Kochanowskis, günstig auf die geistige Entwickelung des zukünftigen Dichters. Im zehnten Lebensjahre wurde er mit seinem Bruder Franz, späterem Offizier unter Rybiński, in die Dominikanerschule zu Nowogrodek gegeben, die er bis 1815 besuchte. Nachdem er das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, starb

sein Vater, was zwar auf seine Vermögensverhältnisse, nicht aber auf seine Erziehung nachteilig einwirkte.

Der Jüngling fühlte sich anfangs zum Studium der Naturwissenschaften hingezogen. In dem Hause, welches er bewohnte, befand sich eine Apotheke, mit deren Apparaten er die Experimente wiederholte, die ein in der Chemie unterrichtender Dominikaner vor den Schülern gemacht hatte. Als Mickiewicz die Universität Wilna bezog, liess er sich deshalb zu den Kollegien der Mathematik und Physik einschreiben, ging aber später zu Philologie und Litteratur über.

Schon früh offenbarte sich sein Dichtertalent. Der erste Versuch galt der Beschreibung einer in Nowogrodek stattgefundenen Feuersbrunst und der dabei empfangenen Eindrücke. Als in demselben Jahr die französische Armee in Polen einrückte, erfüllte ihn der Ruhm Napoleons und die durch diesen erweckten Hoffnungen auf die Wiederherstellung Polens mit solcher Begeisterung, dass er mit in den Kampf ziehen wollte, was indes, da er kaum den Kinderjahren entwachsen war, unterbleiben musste.

Das Gefühl und die Einbildungskraft des jungen Dichters wurden schon in Nowogrodek durch den Umgang mit der aristokratischen Familie Wereszczaka geweckt, vor allen mit Maria, der Schwester seines Schulfreundes Michael Wereszczaka, einem durch moralische und geistige Hoheit ausgezeichneten Mädchen. Seit er sie gesehen, traten alle Träume von Heldenruhm in den Hintergrund, die Liebe erfüllte sein ganzes Wesen und klang noch spät in vielen seiner Dichtungen nach. Eine engere Annäherung durfte jedoch nicht stattfinden. Maria wurde bald darauf einem Grafen Puttkammer vermählt, was Mickiewicz so ausser sich brachte, dass er ein Duell mit seinem glücklichen Nebenbuhler und früheren Kollegen beabsichtigte, bald aber, die Thorheit dieses Vorhabens einsehend, sich desselben schämte. Gleichwohl nahm er später Puttkammer zum Vorbild für den in unvorteilhaftem Licht gezeichneten „Grafen“ in dem Epos „Herr Thaddäus“.

Auf der Wilnaer Universität wurde Mieckiewicz mit Thomas Zan befreundet, dessen hochbegabter edler Geist den glimmenden Funken der Poesie in seinem Herzen entfachte. Aber auch die

übrige akademische Jugend war von Begeisterung für Hohes und Schönes und für das Vaterland erfüllt. Zan war das Haupt der wissenschaftlich-moralischen Verbindung der Philareten (von φίλος ἀρετῆς). Von Zans Schriften, die fast gar nicht in die Öffentlichkeit gelangten, ist uns nur sehr weniges erhalten, darunter ein Triolett, welches Mickiewicz in seine Romanze „Der Spielmann" verflochten hat.

Schon 1818 liess Mickiewicz im Wilnaer Tageblatt eine Humoreske drucken und veröffentlichte darin noch in demselben Jahre zwei Erzählungen „Żywila" und „Karyla", deren Inhalt die Liebe bildet und bei deren Abfassung ihm Maria vorgeschwebt hatte.

b. Mickiewicz als Balladendichter.

Bereits in Wilna dichtete Mickiewicz die meisten seiner Balladen und liess vierzehn davon im Druck erscheinen. Die Żukowskische Ballade „Ludmilla", eine Nachahmung von Bürgers „Lenore", scheint auf Zan und demnächst auch auf Mickiewicz grossen Eindruck gemacht zu haben. Dieser dichtete, bevor er noch mit den deutschen Originalschöpfungen von Bürger und Schiller, die ihn nachmals so enthusiasmierten, bekannt geworden war, die „Świteźmaid" und die „Lilien". Die erstere behandelt die alte, aus der Heidenzeit stammende Mär von der Undine oder Wassernixe, bei den Ruthenen Russałka, bei den Serben Wiła genannt, die einen Jüngling ins Verderben zieht.

Die Świteźmaid.

Wer ist der Jüngling hoch und schlank?
Wer ist mit ihm die Dirne?
Am Świteź schreiten sie entlang
Beim Lichte der Gestirne.

Sie reicht ihm süsse Beeren dar,
Er pflückt ihr manche Blüte.
Das ist gewiss ein liebend Paar,
Das tief und heiss erglühte!

Sie treffen stets zur selben Zeit
Bei Nacht am Baum zusammen.
Ein Schütz ist er; wer ist die Maid
Und woher mag sie stammen?

Sie geht — wer folgte ihrem Lauf?
Sie kommt — wer weiss von wannen?
Wie Wassers Blume taucht sie auf,
Eilt irrlichtgleich von dannen.

„Sprich, schöne Maid, woher du kamst,
Und sei nicht so verschwiegen,
O sage, welchen Weg du nahmst,
Und wo dein Heim mag liegen.

„Der Sommer schwand, der Herbst zog ein,
Und Nebel deckt die Lande,
Soll ich denn ewig harren dein
Am wilden Wasserrande?

„Dem Reh gleich irrst du für und für
Bei dunkler Nacht im Haine;
O Teure, bleibe ganz bei mir,
Sei endlich ganz die Meine!

„Mein Hüttchen liegt nicht weit von hier,
Von dichtem Wald umgeben,
Ich habe Wildpret allezeit,
Auch Milch und Frucht zum Leben." —

„Halt ein! Verwegner," ruft die Maid,
„Mein Vater sagte weise:
Der Männer Wort voll Süssigkeit
Birgt oft des Fuchses Weise.

„Wir fürchten ihre Falschheit mehr,
Als ihrer Glut wir trauen.
Ich gäbe dir vielleicht Gehör,
Doch — darf ich auf dich bauen?"

Er klagt der Hölle seine Qual,
Dass sie ihm Hilfe leihe,
Er kniet und schwört beim Mondesstrahl,
Doch — hält er auch die Treue?

„O halte sie, ich rate gut;
Wer seinen Eid gebrochen, —
Auf Erden wird sein Frevelmut,
Wird jenseits noch gerochen.“

Sie spricht es, drückt den Kranz ins Haar,
Nicht länger darf sie weilen,
Sie grüsst ihn, um wie immerdar
Entschwebend fortzueilen.

Der Schütze strebt durch Busch und Strauch
Die Fliehende zu fassen,
Umsonst — sie schwand wie Windeshauch,
Hat ihn allein gelassen.

Er kehrt zurück durch wilde Flur
Und wankende Moräste,
Die Stille rings durchbrechen nur
Beim Tritt die dürren Äste.

Er lenkt den Schritt den See entlang
Und schaut in seine Wellen,
Im Forste rauscht der Wind so bang,
Des Wassers Fluten schwellen.

Die Tiefe gähnt, die Woge bebt,
Und wie ein Bild im Traume,
Ein wunderholdes Weib entschwebt
Des Świteź Silberschaume.

Der weissen Rose gleicht ihr Bild,
Genetzt von Taues Zähren,
Ein leichtes Nebelkleid umhüllt
Den Leib der Himmlischhehren.

Die Jungfrau singt: „Du junges Blut,
Du schmucker Schütz vom Haine!
Was irrst du um des Świteź Flut
Beim hellen Mondenscheine?

„Was sehnst du nach der Losen dich?
Sie mag wohl Glut entfachen,
Doch lockt sie nur — und wendet sich
Hinweg, dich auszulachen.

„Es sänftige mein zärtlich Wort
Dein Seufzen und dein Bangen:
Zu mir! zu mir! die Welle dort
Wird uns vereint umfangen.

„Du sollst das Wasser, klar und frisch,
Bald gleich der Schwalbe streifen,
Bald tiefer gleich dem muntern Fisch
Mit mir den See durchschweifen.

„In Silbergrundes Schoss bei Nacht,
Bedeckt von Spiegelzelten,
Ist unser Lilienbett gemacht
Zum Traum von Himmelswelten.“ —

Vom Busen sinkt die Hülle ihr,
Der Schütz blickt keusch zur Erde, —
Sie naht ihm sanft und ruft: zu mir!
Mit lockender Geberde.

Sie schwebt dem Regenbogen gleich
In Kreisen ihn umziehend,
Durchschneidet dann das nasse Reich,
Demantne Tropfen sprühend.

Der Jüngling naht — steht wie gebannt —
Will fliehn — und kehrt zur Stelle.
Da fühlt sein Fuss an Ufers Rand
Das Schmeicheln einer Welle.

Sie kost so sanft, sie kost so lind,
Bis sie ihn ganz berückte, —
Es war, als ob ein schüchtern Kind
Die Hand des Liebsten drückte.

Alsbald vergass sein Wankelmut
Die, der sein Eid erklungen:
Und blindlings eilt er in die Flut,
Vom neuen Reiz bezwungen.

Er eilt und schaut, den Blick gespannt,
Die Fläche trägt die Tritte,
Er gleitet — fern vom trocknen Strand —
Bis in des Seees Mitte.

Sie drückt ihm sanft die Hand zum Gruss,
Er schaut die schönen Wangen,
Ihn reizt der Rosenmund zum Kuss,
Schon will er sie umfangen.

Da weht ein Luftzug — und befreit
Vom falschen Nebelscheine,
Erblickt er deutlicher die Maid, —
Es ist — sein Lieb vom Haine!

„Wo ist dein Schwur? Wo blieb mein Rat?
Wer seinen Eid gebrochen, —
Schon hier wird seine Frevelthat.
Wird jenseits noch gerochen!

„Nicht in der Flut ist dein Verbleib,
Für dich erglänzt sie nimmer;
Die Erdengruft verschlingt den Leib
Und löscht des Auges Schimmer.

„Doch harrt die Seele tausend Jahr
Am Baum, wo wir uns trafen,
Sie lechzt vor Glut der Hilfe bar
Und leidet Höllenstrafen.“ —

Der Schütze hört's, es irrt sein Gang,
Sein Blick durchspäht die Wellen,
Im Forste rauscht der Wind so bang,
Des Wassers Fluten schwellen.

Ihn fasst des Strudels wilde Kraft,
Und, wo mit grausem Munde
Die bodenlose Tiefe klafft,
Sinkt er mit ihr zu Grunde.

Noch heute braust das Wasser fort; —
Beim Lichte der Gestirne
Sieht man zwei nicht'ge Schatten dort:
Den Jüngling und die Dirne.

Sie tanzt auf Silberwellen noch,
Er ächzt am Baum in Flammen.
Ein Schütz war er! Nun sagt mir doch,
Woher die Maid mag stammen!

Mit seinen Balladen und Romanzen, deren grösster Teil auf Volksüberlieferungen beruht, mit dem Epos „Grażyna“ und den schon früh entstandenen Teilen der „Totenfeier“, dieser Apotheose einer unglücklichen Liebe, gab Mickiewicz den Anstoss zu dem denkwürdigen Streit der Klassiker und Romantiker. In der nach einem Volksliede gedichteten, die Untreue der Frauen während des Zuges Bolesławs des Kühnen nach Kiew schildernden Ballade „Die Lilien“ ermordet eine Frau ihren aus dem Kriege heimkehrenden Gatten und sät Lilien auf sein Grab im Walde. Dann singt sie:

Wachse, Blümchen, so hoch in die Luft,
Wie mein Mann liegt tief in der Gruft.

Die Brüder ihres Mannes kommen bald darauf zum Besuch in ihr Haus und warten dort auf den Bruder.

Und sie harren, der Winter verfloss,
Doch der Bruder kehrt nicht zum Schloss,
Und sie harren und denken bei sich:
Ei, zum Lenz kommt er sicherlich.
Doch der liegt unterm Erdenhauf,
Blümchen wachsen in Menge darauf
Und sie wachsen so hoch in die Luft,
Wie er liegt in der tiefen Gruft.
Doch als nun der Frühling gekommen,
Haben sie noch nicht Abschied genommen.

Sie entbrennen in Liebe für die schöne Schwägerin:

Und es zieht sie mit sehnendem Sinn
Zu der Wirtin, der jungen hin;
Sagen zwar oft, sie wollen nun reiten,
Und besinnen sich stets noch bei Zeiten.
Als sie so durch den Sommer gesessen,
Ist der Bruder schon ganz vergessen.

Die holde Witwe schenkt beiden Gegenliebe und verspricht ihre Hand demjenigen, für dessen Blumenstrauss sie sich entscheiden werde. Sie begiebt sich in die Kirche zur Trauung und wählt dort einen Strauss mit Lilien. Die Brüder beginnen einen Kampf; da erscheint der Geist des Ermordeten und nimmt den

Strauss als den seinen in Anspruch, da er von seinem Grabe gepflückt sei. Das Kirchlein sinkt in die Erde, und Lilien bezeichnen die Stätte, wo es sich einst erhob.

Nachdem Mickiewicz seine Universitätsstudien auf Kosten der Regierung beendet hatte, erhielt er 1820 eine Anstellung als Lehrer der polnischen und lateinischen Litteratur am Gymnasium zu Kowno. Nach zweijährigem Aufenthalt daselbst war die Zahl seiner Dichtungen schon zu zwei Bänden angewachsen, deren ersten er auf Zureden seiner früheren, auf einer Fussreise während der Ferien ihn besuchenden Wilnaer Kollegen im Jahre 1822 veröffentlichte. Der andere Teil erschien zu Wilna im Februar 1823, nachdem Mickiewicz dahin von Kowno zurückgekehrt war. Der erste Band wurde durch eine Vorrede eingeleitet unter dem Titel: „Von der romantischen Poesie“, welche die Losung zu einer heftigen Polemik wurde. Inhalt und Form der Mickiewiczschen Dichtungen selbst bewirkten indes noch eine grössere Revolution in Geistern und Herzen, als alle Erörterungen und Theorieen. Mickiewicz nimmt in dem Vorwort die Romantik gegenüber den Anhängern des Klassizismus in Schutz, indem er den letzteren vorwirft, dass sie mehr gelehrt als poetisch schreiben, während die romantische Dichtung bei jedem Volk, ja bei jedem Dichter ihre eigentümliche Gestalt habe. Wenn aber Mickiewicz den Klassizismus in der Vorrede zur 1829er Ausgabe seiner Gedichte mit vernichtender Schärfe verurteilte und ins Lächerliche zog, bedachte er nicht, dass er selbst die Reinheit der Form seinen philologischen Studien und der Bekanntschaft mit den altklassischen Dichtungen verdankte, und dass keineswegs alle von ihm Angegriffenen so verblendet waren, die grossen Schönheiten seiner genialen Schöpfungen ganz zu verkennen. Die ästhetische Wahrheit liegt in der Mitte. Die Kultur der zivilisierten Welt beruht vorzugsweise auf Griechenland, das seinen Entwickelungsprozess unabhängig und ohne sich an Vorbilder zu lehnen, oder doch diese im eigenen Geiste verarbeitend, vollzog. Die Formen seiner Poesie, die fast das ganze Leben durchglühte, waren die schönsten und ausdrucksvollsten und werden uns stets zu Mustern dienen. Die römische Dichtung war dagegen bis zur Ära des Augustus nur eine sorg-

sam gehegte Treibhauspflanze. Das wesentliche Merkmal aber, durch welches sich die Anschauungsweise der christlichen Welt von der des Altertums unterscheidet, ist das Streben nach einem sittlichen Ideal, während in dem antiken Heidentum die Darstellung der sinnlichen Schönheit das vorwaltende Prinzip war.

Es ist das Wesen des Romantismus, das Leben und die Natur mit schwärmerischer Sehnsucht und Innigkeit anzuschauen, sein Verdienst, den schalen Realismus, der keiner Begeisterung fähig ist, zurückzudrängen. Alle wahre Poesie muss im Grunde romantisch sein, d. h. von naturfrischer Lebendigkeit und Ursprünglichkeit; sie entfernt sich oft von den herkömmlichen Regeln, eingedenk, dass nicht die kalt reflektierenden Gelehrten zu bestimmen haben, was uns natürlich ist, sie bleibt aber dafür von Nachahmung frei. Was unser Herz bewegt, unser Ohr erfreut, muss man nicht als Lehre einer Schule in Regeln bringen wollen. Einseitig erfüllt von dem Griechenideal, erstarrt der Geist für die ihn umgebende Wirklichkeit. Andererseits darf aber der Romantismus nicht in Formlosigkeit ausarten, es dürfen nicht alle Grundprinzipien der Kunst in ein Chaos aufgelöst werden, wie beispielsweise in den jeden Aufschwunges baren Ton- und Sprachmonstren des Neuromantikers Richard Wagner, in denen die rohen Gestalten einer nebelhaften Urzeit mit ihren physischen Begierden unter einer ihrem Kulturgrade entsprechenden Musik an uns vorüberziehn. Auch ist es nicht das zügellose Abenteurerleben aus den Zeiten des Faustrechts, nicht die mythischen und abergläubischen Traditionen des an Zivilisation so unendlich hinter uns zurückstehenden Mittelalters, nicht die Regeln der altfranzösischen Etikette sind es, welche die schöne Seite der Romantik bilden, sondern es ist nächst der von Herzen zu Herzen gehenden Volkstümlichkeit des Gedankens und seines Ausdrucks die den Griechen und Römern fremde Hochachtung und reine Liebe für das weibliche Geschlecht, das Gefühl für wahre Ehre und der lautere Gottesglaube. Die alten Götter waren Geschöpfe der Menschen, der Glaube an den einigen Gott durchweht alle echte Dichtung der späteren Zeit.

Mickiewicz' Balladen sind malerisch und plastisch, oft dramatisch, und bei aller Kunst vom Geiste der Volkspoesie angehaucht.

Die des ersten Bandes wurden durch das lyrisch-symbolische Gedicht, „Das Schlüsselblümchen“ eröffnet, welches mit folgenden Strophen beginnt:

Als der Lerchen erste Lieder
Kaum erklangen fern und nah,
Stand im goldnem Schleier wieder
Auch das Schlüsselblümchen da.

Ich.
Blümchen bist zu früh erstanden,
Nachthauch ist noch eisig kalt,
Schnee liegt noch auf Berg und Landen,
Dumpf ist noch der Eichenwald.

Schliesse deine Äuglein wieder,
Birg dich in der Mutter Schoss,
Dass der Reif nicht, steigt er nieder,
Dich dahinrafft mitleidslos.

Die Frage an das Blümchen, ob es nicht zu früh erschienen ist, bezieht sich wohl auf Mickiewicz' erste Poesieen, und in der Antwort spricht sich die Hoffnung aus, dass die Erstlingsgabe den Freunden, namentlich Michael und Maria (Marylka) Wereszczaka willkommen sein werde:

Gern wird mich der Freund empfangen,
Mich, des Lenzes Engelein;
Freundschaft liebt kein schimmernd Prangen,
Liebt gleich mir ein schattig Sein.

Was mich für Marylkas Hände
Heiligt, sag' sie selber dir.
Schenkte sie für meine Spende
Nur die erste Thräne mir!

In dem Gedicht „Die Romantik“ entwickelt der Autor in allegorischer Einkleidung seine Ansicht über romantische Poesie. Die Ballade „Der Świteź“ behandelt die Sage von diesem bei Nowogrodek gelegenen See, welcher den Schauplatz der oben gegebenen Ballade „Die Świdežmaid“ bildet. Ein Theil des Inhalts,

gewiss nicht ohne Anspielung auf des Dichters Liebe zu Maria, ist lediglich seiner Phantasie entsprungen. Płużyny, in dessen Gebiet der Świteżsee sich breitet, gehörte erblich der Familie Wereszczaka, die mithin der Świteżmaid verwandt sein musste. Meine Übersetzung des Gedichts findet sich in „Iris, Dichterstimmen aus Polen“.

Aus den übrigen Mickiewiczschen Balladen heben wir „Die drei Budrysse“ hervor; hier ist der Hintergrund insofern national, als darin gezeigt wird, dass die Jünglinge Litauens sich mehr zu den Jungfrauen Polens als zu den reichsten Schätzen hingezogen fühlten. Es ist die Zeit, wo Bolesław ein Bündnis mit Gedymin schloss und ihm seine Tochter vermählte.

Die drei Budrysse.

Einst rief der alte Budrys die Söhne zu sich her,
Von Litauns echtem Stamme drei Recken stark wie er:
„Führt aus dem Stall die Rosse, beschickt das Sattelzeug
Und schärfet eure Speere, die Säbel auch zugleich!

„In Wilna ward mir Kunde, es sollen drei Armeen
Nach drei verschiednen Seiten der Welt zum Kriege gehn:
Gen Reussen streitet Olgierd mit seinem Heeresbann,
Fürst Keistut greift Teutonien, die Lachen Skirgel an.

„Ihr seid gesund und rüstig, so dient denn eurem Land,
Der Schutz von Litauns Göttern sei stets euch zugewandt!
Ich will dies Jahr nicht reiten, doch hab' ich guten Rat:
Ein jeder von euch dreien zieht einen andern Pfad.

„Der Eine geht mit Olgierd und beut den Reussen Trotz,
Am Ilmensee bestürmend die Mauern Nowogrods,
Der Stadt, an Silberschleiern und Zobelschweifen reich —
Dort häuft der Kaufmann Gelder, dem Sand am Meere gleich.

„Der Andre mag sich wenden zu Keistut's Heereszug
Und mit dem Orden kämpfen, der unsres Landes Fluch;
Dort ist des Bernsteins Fülle, Gewänder, glänzend fein,
Und geistliche Ornate mit köstlichem Gestein.

Der Dritte folge Skirgel, der nach dem Niemen geht;
Zwar bieten dort die Häuser nur ärmliches Gerät,
Doch gute Säbel, Schilde sind wohl der Beute wert,
Auch bring' er sich ein Weibchen, wenn er zur Heimat kehrt.

„Den Polenmädchen bin ich vor allen wohlgesinnt,
Weil sie so hold und lieblich, so schmuck wie Kätzchen sind,
Wie Milch sind ihre Wangen, und schwarz ihr Wimpernpaar,
Und ihre Augen blitzen wie Sterne hell und klar.

„Es sind nun fünfzig Jahre — ich war ein junges Blut —
Da bracht' ich eine Polin mir heim als Heiratsgut:
Sie lebt nicht mehr, doch wird mir so seltsam noch zu Sinn,
Wenn meine Blicke schweifen nach jener Gegend hin."

Er sprach's und gab den Segen den Söhnen auf den Weg;
Sie sassen auf und eilten im Waffenschmuck hinweg. —
Es naht der Herbst, der Winter: noch lässt kein Sohn sich sehn;
Schon denkt der alte Budrys, es sei um sie geschehn.

Da kommt im Schneegestöber ein Krieger angesprengt,
Gar stattlich scheint die Beute, um die sein Mantel hängt.
„Mein Sohn, du bringst aus Reussen wohl Gold und Schätze mir?"
„Nein, eine Schwiegertochter, der Polenmädchen Zier."

Da kommt im Schneegestöber ein Krieger angesprengt,
Gar stattlich scheint die Beute, um die sein Mantel hängt,
„Mein Sohn, du bringst aus Deutschland wohl Haufen Bernstein mir?"
„Nein, eine Schwiegertochter, der Polenmädchen Zier."

Da sprengt ein dritter Reiter im Schnee zum Dorf hinein.
In der gebauschten Burka muss reiche Beute sein!
Doch ehe sich der Alte die Beute zeigen lässt,
Bestellt er schon die Gäste zum dritten Hochzeitsfest.

„Die Flucht" behandelt den Stoff der Bürgerschen „Lenore". Der einfache Volksglaube spielt darin eine Hauptrolle, ein Aberglaube, der fast in allen Ländern ähnliche Lenorensagen entstehen liess. Mickiewicz lehnte sich an ein polnisches Volkslied, das er einst in Litauen singen hörte. Die Ballade beginnt:

Er zog zum Kampf. Es schwand das Jahr,
Er kehrt nicht heim: mir ahnt Gefahr.
Du junge Maid, was wird dir drohn?
Ein Werber kam vom Fürstensohn.

Die Maid soll nun auf des Vaters Wunsch einem fremden Prinzen vermählt werden, die Hochzeitgäste sind bereits versammelt, sie aber ruft, des fernen Geliebten in Treue gedenkend:

Ich gehe nimmer zum Altare,
O legt mich lieber auf die Bahre,
Im Sarge lasst mein Bette sein!
Wenn er nicht lebt, muss ich verderben;
Aus Gram wird auch die Mutter sterben.

Da kommt ihr die alte Muhme zu Hilfe und citiert den Geliebten mit Lattich, Farrenkraut und dem Andenken, das er der Teuern geschenkt, indem sie spricht:

„Sein Haar zu einer Schlange schlinge,
Zusammen fessle beide Ringe,
Das Blut aus deiner Linken springe,
Der Schlange unser Fluch erklinge,
Dann hauchen wir auf beide Ringe,
Dass, ihn zu rufen, uns gelinge!"

Und der Geliebte kommt und weilt ein Stündlein in ihrem Gemach; dann setzt er sich mit ihr zu Ross und fort geht es im wilden Jagen.

Der Mond geht auf. Im Windeslauf
Trägt sie das Ross durch Feld und Strauch,
O Mägdlein, Mägdlein, graut dir auch?
Der Renner jagt durch Feld und Sumpf
Und durch den Wald. Der Wald ist dumpf!
Der aufgescheuchte Rabe krächzt,
Der dürre Stamm der Tanne ächzt,
Und flammenähnlich glänzen ferne
Im Busch des Wolfes Augensterne.

Sie wird immer ängstlicher. Auf seinen Wunsch muss sie allmählich alles, was sie als fromme Christin bei sich trägt: Gebetbuch, Skapulier, Rosenkranz und zuletzt ein Kreuz von Mutters Hand hinabwerfen. Sie halten vor der verschlossenen Pforte eines Friedhofs.

Das Kreuz fiel nieder und zerfloss.
Umarmend presst er sie zusammen,
Sein Mund, sein Auge sprühen Flammen,
Und menschenähnlich lacht das Ross;
Und kaum dass es hinübersprang,
Tönt Hahnenschrei und Glockenklang —
Bevor die Messe angefangen,
Sind Ross und Mann und Maid vergangen.

Vollständig übersetzt ist diese Ballade in der 4. Auflage meines „Polnischen Parnass".

In der Ballade „Die Lauer", welche die Folgen einer konventionellen Heirat darstellt, wie sie unter den polnischen Grossen nicht ungewöhnlich war, zeichnet der Dichter treu den Charakter des altpolnischen Magnaten, ähnlich dem Wojwoden in Malczeskis „Maria" oder in Słowackis „Mazeppa", erfüllt von Stolz, Rachedurst und Eifersucht, und im Zorn vor keiner Gewaltthat zurückschreckend. Der Kosak Naum erinnert an die Gestalten Goszczyńskis und Malczeskis, welcher von dem mit der Botschaft reitenden treuen, aber nicht sklavisch unterwürfigen Kosaken sagt:

Von Wind und Wetter zeugt der Wange Braun,
Er grüsset kurz in seiner schlichten Art.
Zwar Unterthan — gleicht er den Dienern nicht,
Vom Vater erbt' er freien Denkens Licht.
Und wie er stolzen Blicks zum Herrn begehrt,
Wird er vom Führerschwarm als Herr geehrt,
Gewandter, leichter setzt den Fuss er nieder,
Der Wind der Steppe stählte seine Glieder.

Wir geben die Ballade „Die Lauer" hier vollständig:

Es keucht der Wojwode vom Gartenaltan.
Eilt wütend, das Schloss zu gewinnen,
Schon hat er den Vorhang zum Bett aufgethan, —
Er findet sein Weib nicht darinnen.

Er starrte zu Boden und sann, seine Hand
Griff zitternd zum greisigen Barte,
Dann sprach er, zum treuen Kosaken gewandt,
Der stets des Gebietenden harrte:

„Hei! Naum, du Schurke! Warum sind zur Nacht
Nicht Hunde noch Wächter am Thore?
Nimm Kugeln und Büchse und bringe mir sacht
Die meine mit doppeltem Rohre."

Sie nehmen die Waffen und stehlen sich schnell
Zum Altan, dort bergen sich beide,
Auf rasigem Sitze, da schimmert es hell,
Ein Weib ist's im schneeigen Kleide.

Sie birgt ihren Busen im weissen Gewand,
Verhüllt mit den Flechten die Wangen,
Ein Jüngling kniet vor ihr, sie wehrt seiner Hand,
Die liebend sie strebt zu umfangen.

„Geliebte!" so ruft er von Sehnsucht entbrannt,
„Ist alles denn, alles verloren?
Hat jeglichen Herzschlag, den Druck deiner Hand
Für sich der Wojwode erkoren?

„Und ich, der so lange mit glühendem Drang
Dich liebte, ich seufze vergebens?
Nicht liebend, nicht seufzend — mit goldigem Klang
Erwarb er das Glück deines Lebens.

„Auf schwellendem Pfühle zur Dämmerungsstund
Darf er an den Busen dir sinken,
Von blühenden Wangen, von rosigem Mund
Die köstliche Süssigkeit trinken.

„Ach, kam ich durch Dunkel auf wackerem Tier
Hieher bei des Sturmwindes Tosen,
Nur um mit dem Wunsche zu scheiden von hier:
Gut' Nacht und ein fröhliches Kosen!"

Sie will ihn nicht hören, er raunt ihr ins Ohr,
Beschwört sie, sich sein zu erbarmen.
Da bricht ihre Liebe unhaltsam hervor,
Schon liegen sie sich in den Armen.

Verborgen im Laubwerk von rankendem Wein
Knien Herr und Kosak auf dem Posten,
Sie stossen die Ladung fein leise hinein:
Zum Pulver zwei bleierne Posten.

„O Herr!“ spricht der Diener, „mich hält mit Gewalt
Der Anblick des Mägdleins im Banne,
Denn, als ich den Hahn zog, durchfuhr es mich kalt,
Ein Thränlein benetzte die Pfanne.“ —

„Kein Wort mehr Heiduke, du heulender Schuft!
Das Weinen, das sollst du mir büssen,
Nimm trockenes Pulver, triff nicht in die Luft,
Sonst musst du dich selber erschiessen.

„Halt' höher — zur Rechten — doch warte ich muss
Den Buhlen erst senden zum Tode.“ —
Nicht harrt der Kosake, schon krachte sein Schuss,
Getroffen sinkt hin — der Wojwode.

Nur selten haben die bedeutenderen polnischen Dichter die Sage von Twardowski, dem polnischen Faust, behandelt. Der Charakter desselben weicht von dem des deutschen wesentlich ab, — er ist ein fröhlicher Lebemann, liebt Geselligkeit und hat nichts mit Metaphysik zu schaffen. Twardowski hat, wenngleich sein Name mit vielen fabelhaften Thaten in Verbindung gebracht ist, doch in Wirklichkeit, und zwar im 16. Jahrhundert, gelebt. Er soll sogar dem Könige Sigmund August seine dahingeschiedene Barbara in einem Zauberspiegel gezeigt haben; dieser Metallspiegel, mit welchem er seine vermeintlichen Schwarzkünste trieb, ist noch heute vorhanden. Was die schöne Frau des phantastischen Abenteurers betrifft, so soll sie eigentümliche Passionen gehabt haben. Sie erbaute sich z. B. auf dem Krakauer Marktplatz eine Lehmhütte und bot darin irdene Waren feil. Twardowski fuhr in seiner Galaequipage geflissentlich quer durch ihr ausgestelltes Töpferzeug. Wenn die Gattin dann auf ihn schalt, lehnte er sich lachend in seine Karosse zurück. Die Dichtung „Frau Twardowska“ ist mehr eine humoristische Satire, eine Parodie der Volkssage, als eine zum Herzen sprechende Ballade; sie könnte das Sprichwort illustrieren: „der Teufel ist so hässlich nicht, wie er gemalt wird“, und dies gilt ganz besonders von dem Teufel des polnischen Volksglaubens.

Frau Twardowska.

Wie sie schmausen, rauchen, trinken
Und sich drehn in wilder Lust,
Droht das Wirtshaus umzusinken
Beim Hurrah aus jeder Brust.

Und Twardowski sitzt daneben,
Lehnt sich wie ein Pascha an,
Lässt die Luft vom Heissa beben,
Höhnt und ängstigt jedermann.

Der Soldat, der Wunderdinge
Sich zum Ruhm erzählt der Welt,
Hört das Pfeifen seiner Klinge,
Und zum Hasen wird der Held.

Den Gerichtsanwalt, der speisend
Still durchforscht des Tellers Rund,
Macht er — ihm den Geldsack weisend —
Schnell zum schmeichlerischen Hund.

Knipst dem Schuster an die Nase,
Setzt ihm Röhrchen an den Schopf,
Zieht zu jedermanns Extase
Danz'ger Branntwein aus dem Kopf.

Als er dann sein Kelchglas leerte,
Pfeift und knirscht es auf dem Grund,
Und er schaut: „was will der werte
Herr Gevatter hier zur Stund'?"

Seht, ein Teuflein sass im Becher,
Fein, im Frack aus deutschem Land,
Grüsste höflich alle Zecher
Mit dem Hute in der Hand.

Sprang zur Erde aus dem Glase,
Wuchs zwei Ellen, als er stand, —
Sperberkrallen, Hakennase,
Hahnenfuss! — er ist erkannt!

„Ach! Twardowski, du mein Lieber!"
Spricht er, nähert grüssend sich,
„Wie — du stehst mir fremd genüber?
Nenn' ich doch Mephisto mich!

Auf dem Kahlenberge drüben
Schlossest du mit mir Kontrakt,
Und, auf Ochsenhaut geschrieben,
Prangt dein Name unterm Pakt.

Und ich ward dir untergeben.
Nach zwei Jahren solltest du
Dich von hier nach Rom begeben,
Fielst mir dort auf ewig zu.

Sieben Jahre sind verflossen,
Nicht mehr dien' ich solchem Wicht,
Selbst der Hölle spielst du Possen,
Denkst an deine Reise nicht.

Doch zur Strafe deines Truges
Gingst du jetzt ins Garn hinein,
Denn der Name dieses Kruges
Lautet ‚Rom' — und du bist mein!"

Und Twardowski springt zur Pforte;
Satan packt ihn: „Freundchen, steh!
Ist," so lauten seine Worte,
„Dies dein verbum nobile?"

Rat ist teuer! Was beginnen,
Wenn der Kopf verfallen ist?
Aber schon nach kurzem Sinnen
Kommt Twardowski eine List.

„Hier, Mephisto, steht geschrieben
Eine Klausel — lies sie nach:
Wenn du kommst, dein Recht zu üben,
Und mich holst nach Jahr und Tag

Musst du noch nach meinem Willen
Drei verschiedne Werke thun,
Selbst das Schwerste mir erfüllen
Pünktlich, ohne auszuruhn.

Sieh das Pferd im Wirtshauswappen,
Das die Kunst auf Leinwand schuf!
Reiten will ich diesen Rappen,
Flugs, belebe seinen Huf.

Und aus Sande sollst du drehen
Eine Peitsche für das Tier;
Lass mir auch ein Haus erstehen
Ross und Reiter zum Quartier.

Ganz aus Nusskern sollst du's machen,
Hoch wie der Karpathen Thron;
Judenbärte zum Bedachen
Nimm, als Latten Körner Mohn,

Schau dies Zweckchen, wie vom Schuster,
Zolldick, drei Zoll lang wird's sein,
Schlage mir nach seinem Muster
Drei in jedes Mohnkorn ein." —

Satan eilt auf schnellen Sohlen,
Füttert, tränkt und putzt das Pferd,
Dreht die Peitsche, wie befohlen,
Harrt dann, was er sonst begehrt.

Und Twardowski steigt zu Pferde,
Kapriolt und kurbettiert,
Lenkt und sprengt zu ebner Erde, —
Schaut — das Haus ist aufgeführt!

„Meister, schwer hält's, dir zu schaden,
Doch, nun folgt erst Nummer Zwei:
Hier im Wasser sollst du baden,
Das geweiht die Klerisei."

Satan krümmt sich, krächzt beklommen,
Angstschweiss überläuft den Tropf;
Doch kein Sperren kann hier frommen,
Untertaucht er bis zum Kopf.

Dann mit grämlichen Geberden
Springt er prustend schnell heraus:
„Wirst nun wohl mein eigen werden,
Hielt ich doch dies Glutbad aus!" —

„Halt, zum Schlusse noch das Eine, —
Dann verlässt das Schicksal mich —
Dieses Weibchen ist die Meine,
Frau Twardowska nennt sie sich;

Ich logier' ein Jahr statt deiner
Bei Herrn Belzebub mich ein,
Doch du musst dafür statt meiner
Dieses Herzblatts Gatte sein.

Musst sie achten, lieben, pflegen,
Ihr gehorsam sein aufs Wort,
Fehlst du einmal nur dagegen,
Endet unser Pakt sofort."

Jener hört nur halb die Worte,
Halb den Blick nach ihr gekehrt;
Und schon ist er an der Pforte,
Hat genug gesehn, gehört.

Ob Twardowski als Gebieter
Thür und Fenster ihm verstellt, —
Durch das Schlüsselloch entflieht er,
Flieht auf ewig aus der Welt.

Die Romanze „Der Grabhügel Marylas", ein dichterisch idealisierter Dialog, hat ihren Ursprung in einem litauischen Volksliede. An Marylas Grabe treffen jeden Morgen der Geliebte, die Mutter und die Freundin der Verewigten zusammen und ergehen sich jeder nach seiner Weise in Klagen über ihren Heimgang, welche zugleich als die des Dichters selbst aufzufassen sind. So ruft der Geliebte mit der Verzweiflung eines Hiob aus:

Sonst war es abends süss zu Ruh zu gehn,
Erwachend sollt' ich dich, Maryla, sehn!
Ich lag in sanften Schlummer hingegossen,
Doch jetzt sei hier mein Bett, von Menschen fern,
Hier schaut dich mein geschlossner Augenstern:
O dass er sich auf ewig erst geschlossen!
Ich war so wirtlich, als ich glücklich war,
Es rühmten mich die Nachbarn immerdar,
    Der greise Vater lobte mich,
    Doch heute härmt der Arme sich,
    Nun will kein Mensch, nicht Gott mich lieben.
    So mag des Feldes Saat verderben,
    Das Heu, das ungemäht geblieben,
    Der Nachbar mag es für sich werben,

Der Wolf zerreisse meine Herden —
Maria weilt nicht mehr auf Erden!

Auch die Mutter bejammert es tief, dass ihr, sonst von Jungfrauen und Jünglingen belebtes Haus nun verlassen stehe:

Du fehlst uns, Öde herrscht am Orte,
Vorbei eilt jeder für und für,
Die Angeln rosten an der Thür,
Und Moos wächst vor des Hauses Pforte,
Kein Trost kommt selbst vom Himmel her, —
Maryla ist nicht mehr!

Ausserdem verfasste Mickiewicz noch die Balladen: „Das Fischchen“, in welcher das von einem Herrn verführte Landmädchen Hilfe bei der Świteźmaid sucht, und diese den Ungetreuen bestraft, „Die Heimkehr des Vaters“, den das Gebet seiner unschuldigen Kinder aus Räuberhänden befreit. „Das liebe ich“ zeigt uns die Verdammnis einer herzlosen Kokette, die endlich aus dem Fegefeuer erlöst wird, in „Tukaj oder Proben der Freundschaft“ mit dem Schluss von Odyniec waltet weniger das lyrisch-epische Element vor, als die Reflexion über das Verhältnis des Menschen zur physischen Welt; der „Renegat“ giebt eine Erzählung aus dem Orient in entsprechender Form.

Das polnische Volk fand in dieser Poesie des Übernatürlichen ohne Zweifel mehr als blosse Wundermärchen. Der Sieg des Geistes über die Materie sprach sich in den Balladen aus, und die Liebe ist in denselben weder Idylle, noch Galanterie, noch auch ein künstlicher Platonismus, sondern eine Leidenschaft, welche die ganze Seele bewegt und unter ihre Herrschaft bringt. Das ganze Volk, mit geringen Ausnahmen, erkannte in Mickiewicz gleich nach seinem ersten Hervortreten den berufenen nationalen Sänger, und er erlangte einen in der Geschichte der polnischen Poesie unerhörten Einfluss.

c. Von Kowno bis Petersburg.

In Kowno war Mickiewicz gern und viel allein, verschloss sich entweder in seinem Zimmer oder weilte in dichten Wäldern

und in den einsamen Thälern des Niemenstrandes, aus der schönen Natur manche dichterischen Eindrücke in sich aufnehmend. Auf Tisch und Kleidung hielt er sehr wenig und galt deshalb für einen Sonderling. Er erfüllte übrigens gewissenhaft die Pflichten seiner Stellung. Seine ersten kleineren Gedichte gingen bereits von Hand zu Hand, und man erzählte sich, er arbeite an einem grösseren Poem, dessen Inhalt aber noch Geheimnis war. Es war das Epos „Grażyna".

Nach Verlauf des zweiten Schuljahres wurde der Dichter nach Wilna zurückberufen. Am Abend vor seiner Abreise aus Kowno veranstalteten Herren und Damen der Stadt für ihn ein Abendessen in einem besonders von ihm geliebten Thal. Gegen Ende des gemeinsamen Mahles brachte eine junge Dame den Abschiedstoast auf Mickiewicz aus. Er dankte in bewegten Worten und liess noch einmal vor dem Scheiden seine Blicke über das Thal schweifen, in welchem er so oft sinnend und träumend geweilt und sich zu dem künftigen Kampf vorbereitet hatte, der erst jenseits des Grabes enden sollte. Er sah das Thal niemals wieder! In dem Epos „Grażyna" widmet er demselben folgende Verse:

Bei Kowno hab' ich jenes Thal erblickt,
Wo die Russalka, wenn der Lenz erstanden,
Den Rasen breitet und mit Blumen stickt,
Kein Thal ist schöner, selbst in fremden Landen.

Im ganzen waren Mickiewicz Verhältnisse in Kowno nicht angenehm und zwar durch seine eigene Schuld: er fühlte sich in seinem Berufe nicht glücklich und sehnte sich, wie aus seinen damaligen Briefen hervorgeht, stets von dort hinweg. Er las gern Byrons Dichtungen und sah mit Widerwillen auf alles in anderem Geiste Geschriebene. „Nach der „Germanomanie", schreibt er selbst, ist bei mir die „Brittomanie" eingetreten; ich zwängte mich mit dem Wörterbuch in der Hand in Shakespeare ein, wie der Reiche des Evangeliums durch ein Nadelöhr in den Himmel, und infolge dessen wird mir Byron schon viel leichter."

Mickiewicz ging nach Wilna zurück und schloss sich dort wieder den alten Freunden und der Verbindung der Philareten

an. Mittlerweile war jedoch die russische Regierung auf diese, durch ihr geheimnisvolles Verhalten den Verdacht politischer Umtriebe erweckende Vereinigung aufmerksam geworden. Die Ermordung Kotzebues von der Hand eines irregeleiteten Jünglings stand noch in frischem Andenken; eine Untersuchungs-Kommission wurde eingesetzt, und das Ergebnis war die Einkerkerung der hervorragendsten Mitglieder, zu denen auch Zan und Mickiewicz gehörten, am 23. Oktober 1823. Die Verhaftungen mehrten sich bald so, dass fast alle Zöglinge der Universität und sogar Professoren und Militärs aus anderen Städten ins Gefängnis wandern und acht Klöster nebst einigen öffentlichen Gebäuden ihre Räume dazu hergeben mussten. Vier Wilnaer Professoren, darunter Joachim Lelewel, wurden ihres Amtes entsetzt, Thomas Zan nach Orenburg, Mickiewicz nach Petersburg gesandt. Die Universität erlitt durch dieses Urteil und durch manche demselben noch folgende Vorgänge einen lange nachwirkenden Stoss.

Zan wurde 1837 begnadigt und trat dann in Petersburg in den Staatsdienst. Aus einem religiösen Freidenker war er jetzt, wie fast zu derselben Zeit auch Mickiewicz, ein nahezu asketischer Mystiker geworden. Später veränderte Zan oft seinen Wohnort und starb im Juni 1855, in dem nämlichen Jahr, das auch Mickiewicz aus diesem Leben abrief! Glück und Ruhe fanden beide nicht auf Erden.

Mickiewicz' lyrisch-dramatische Dichtung „Die Totenfeier", deren vier Teile zu verschiedenen Zeiten entstanden, ist gewissermassen eine Geschichte seiner Lebenserfahrungen und der durch dieselben erweckten Gefühle. Der vierte Teil ist eigentlich als der dritte zu betrachten, und umgekehrt. In den drei ersten Teilen (nach dieser Umordnung) ist unter „Gustav" der Dichter selbst zu verstehen, welcher die unglückliche Liebe zu Maria unauslöschlich im Herzen trug. Die „Totenfeier", diese aus verschiedenartigen, nicht gehörig verbundenen Abschnitten bestehende Dichtung, deren leitende Idee nicht zur vollen Klarheit im Geiste des Autors gelangt war, kann nur als Fragment betrachtet werden. Der Inhalt ist ordnungslos und veränderlich und lehnt sich an keine einheitliche Handlung an. Das Gefühl der Liebe, als

Quelle der Moral, deren Verletzung überall Strafe nach sich zieht, bildet den Grundgedanken des Werks. Des Dichters Ich — als nationale Subjektivität des Volksgeistes — dringt darin überall vor. Die Dichtung berührt die tiefsten Wunden des vaterländischen Lebens und enthält neben grossen, in den Einzelheiten liegenden Schönheiten viel Bitteres und Verletzendes. Mickiewicz goss indes darin die ganze Kraft seiner Lyrik in eine freie dramatische Form und führt uns auf dem Boden halb heidnischer, halb christlicher Gebräuche die Gestalten seiner Phantasie vor, unter denen Gustav die bedeutendste ist. In den slawischen Ländern feiern die Landleute den 2. November, indem sie auf die Gräber Nahrung stellen und die Geister der Abgeschiedenen beschwören. Ein Zitherspieler und Sänger verrichtet diese Zauberzeremonie. Es erscheinen die durch die Strafe innerer Unruhe in der Welt der körperlichen Geschöpfe umherirrenden Menschenseelen. Zu solcher Feierlichkeit kommt auch der Jüngling, welcher sich in der Verzweiflung unglücklicher Liebe gleich Goethes Werther das Leben genommen hat und zur Sühne dafür alljährlich sein Grab verlassen und den Selbstmord wiederholen muss. Im vierten Teil, dem schönsten von allen, macht der Held alle Grade der platonischen Liebe, ihr Hoffen, ihre himmlischen Freuden, ihre Sorgen durch, und selten ist wohl die Liebe so meisterhaft besungen worden. Der Dichter feiert drei Begeisterungen, welche zur Unsterblichkeit führen: die Weisheit, die Liebe und — den Feldherrnruhm. Das militärische Leben scheint überhaupt Mickiewicz Phantasie viel beschäftigt zu haben.

Franz Morawski, der zwar der Partei der litterarischen Gegner des litauischen Barden angehörte, aber in Theorie und Praxis dem Grundsatz „in medio virtus“ huldigte, sagte von der „Totenfeier“:

> Mit Freuden lauscht mein Ohr Mickiewicz' holder Leier,
> Doch dunkle Wolkennacht umgiebt die „Totenfeier“.
> Gedankenschatten sind's, die im Gedicht sich gatten,
> Der Dichter selbst — sein Vers — die Feder — alles Schatten!

Im Jahre 1824 langte Mickiewicz in Petersburg an. Er ver-

liess sein geliebtes Litauen, um es niemals wiederzusehen. Seine „Ode an die Jugend“ scheint noch in Wilna entstanden zu sein. Sie durchlief gleich nach ihrem Erscheinen wie ein elektrischer Funke das Land — man verstand, dass der Dichter zu seinem Volke redete. Die letzten Verse der Ode wurden 1830 an das Warschauer Rathaus geschrieben und vermehrten die Berühmtheit des schwungvollen Gedichts, aus dem wir einige Verse hier mitteilen. Eine Übersetzung des Ganzen ist in meinem „Polnischen Parnass“ enthalten.

Ohne Herz und Geist — ein Volk Skelette!
Jugend, mag dein Fittich mich erheben,
Um von dieser toten Erdenstätte
In das Paradies emporzuschweben,
Dort, wo der Begeist'rung Zauber walten,
Neue Blumen sich entfalten,
Und die Hoffnung prangt in Goldgeweben!

— — — — — — — — — — —

Jugend, dir kann der Nektar nur munden,
Teilest du mit andern ihn;
Nur mit andern eng verbunden,
Kann des Himmels Lust dir blühn.

Vereinigt in der Jugendfreundschaft Wonnen
Ist aller Glück auch aller Ziel;
Durch Eintracht stark, im Taumel noch besonnen:
Das sind der Jugendfreundschaft Wonnen!

— — — — — — — — — — — —

O strebe nach des Himmels Licht,
Zerbrich, was kein Verstand zerbricht!
Jugend, du steigst zu des Adlers Stätte,
Stark ist dein Arm wie des Donners Gewalten.

Lasst Arm in Arm uns mit fester Kette
Das Erdenrund umfangen halten
Und glutentfachend unser Denken
Auf einen Herd des Geistes lenken,
Damit durch uns der Klumpen Erde
In neue Bahn geleitet werde,
Dass sie Verderbtes von sich streife
Und grünend neue Früchte reife!

Und die berühmten Schlussverse:

> Das fühllos kalte Eis zerbricht,
> Kein Irrtum trübt fortan das Licht,
> Das Morgenrot der Freiheit ist erglommen —
> O Sonne der Erlösung, sei willkommen!

Die „Ode an die Jugend“ war Mickiewicz' erster politischer Erguss, ein Programm der Zukunft, dessen Ausführung der Jugend zuerteilt ist, nicht der zögernden Überlegung des erfahrenen Alters. Deshalb erfuhr das Gedicht von einer Seite harte Vorwürfe, man nannte es ein Produkt des Wahnwitzes; andere hingegen begrüssten es mit Begeisterung.

d. Gražyna.

Zu den schönsten Erstlingsblüten des Mickiewiczschen Dichtergeistes gehört „Gražyna, eine litauische Erzählung“. Dieses Epos, oder besser: diese Episode eines Heldengedichts steht mit den übrigen Dichtungen derselben Schaffensperiode in wunderbarer Harmonie. Es ist das Hohelied der Aufopferung, und nicht ohne logische Begründung übt diese Tugend eine Frau, bei deren Geschlecht den Gesetzen der Natur gemäss das Gefühl alle anderen Seelenkräfte überwiegt. Der Inhalt dieses — in meinem Werk „Iris, Dichterstimmen aus Polen“ vollständig übersetzten — Gedichtes ist folgender:

Dem litauischen Fürsten Litawor hat seine Gemahlin Gražyna das Fürstentum Lida als Morgengabe zugebracht. Um sich in dem Besitz desselben gegen den herrschsüchtigen Grossfürsten Witołd zu befestigen, verbündet sich Litawor mit den deutschen Ordensrittern, und diese rücken mit einem Heer in Litauen ein. Als Gražyna davon Kunde erhält, beschwört sie, unterstützt von dem alten treuen Rymwid, ihren Gemahl, von diesem Bündnis mit den Feinden seines Vaterlandes abzustehn. Rymwid spricht zum Fürsten:

> „Wohin, o Herr, auch deine Wünsche zielen,
> Nicht Männer und nicht Rosse fehlen dir,

Zeig' uns den Weg, und wahrlich, von uns vielen
Fragt keiner dich: wohin? — dir folgen wir!
Ich bin der letzte nicht, der mit dir geht.
Doch, Herr, ein andres ist — ich darf es sagen —
Die blinde Menge, deiner Hand Gerät,
Als Männer, deren Herzen höher schlagen.
Zwar war es einst auch deines Vaters Art,
Allein sich auszudenken kühne Thaten,
Doch eh' sein Ruf erklang zur Kriegsfahrt,
Hat er sich mit den Klügsten erst beraten.
Und wenn er uns zum freien Wort vereinte,
Dann sprach ich offen aus, wie ich es meinte.
Drum sei es mir auch jetzt, o Herr, erlaubt,
Dir, was mein Herz mir eingiebt, frei zu sagen;
Ich lebte lange, dieses graue Haupt
Hat viel an Zeit und Thaten schon getragen.
Ich bin vertraut mit früheren Geschicken,
So lass mich heute in die Zukunft blicken:
Ziehst du jetzt wirklich nur in Lida ein,
Weil es von nun an soll dein eigen sein,
Erzürnst du, wenn wir so es überfallen,
Die neuen samt den früheren Vasallen,
Die alten reizt das Beuterecht des Sieges,
Die neuen fürchten Sklaverei des Krieges.

„Die Nachricht sät sich fort von Haus zu Haus,
Sie wächst und wuchert in des Volkes Ohren,
Und böse, bittre Frucht entsteht daraus,
Die Einigkeit, der Ruhm — sie sind verloren;
Man klagt, dass du von Lust nach Raub verführt
Die Herrschaft nahmest, die dir nicht gebührt.

„Ganz anders traten nach der alten Sitte
Litauens Fürsten auf, denn immer stand
Die Residenz in ihres Landes Mitte.
Die Fürsten alle waren mir bekannt;
Und willst du nach der alten Weise gehen,
Vertraue mir, ich werde nichts versehen.

Und als Litawor bei seinem Vorsatz beharrt und seinen gegen Witołd gerichteten Racheplan vor Rymwid darlegt, ruft der treue Diener, den Zorn bekämpfend, kummervoll aus:

„O wäre diese Stunde nie gekommen,
Da Bruder gegen Bruder streiten soll!
Wer gestern gegen Deutsche hob das Beil,
Soll heute kämpfen zu der Deutschen Heil?
Verderblich ist ein Bund mit solchen Feinden,
Kann Feuer je dem Wasser sich befreunden?

„Es fügt sich wohl, dass Nachbarn, die seit lange
Nur Zwist und Feindschaft unter sich genährt,
Zuletzt gehorchen ihres Herzens Drange,
Der sie als Freunde sich zu einem lehrt.
So haben oftmals Litauer und Lache,
Wie unversöhnlich beide sonst entzweit,
Bei manchem Schmaus gezecht in Einigkeit
Und oft geschlummert unter einem Dache,
In gleicher Not sogar ihr Schwert vereint.
Und, mehr als diese noch einander feind,
Hat Mensch und Schlange sich seit alter Zeit
Verfolgt mit gegenseit'gem Hass und Streit,
Und dennoch, wenn der Mensch in seine Hütte
Als Gast sie ruft zu seiner Götter Preis,
Erfüllt die Schlange immer seine Bitte;
Er spart nicht Brot, nicht Milch: das Tierchen weiss,
Dass er ihm wohlwill, kriecht in seine Hand
Und lässt zu Speis' und Trank am Tisch sich nieder,
Gefahrlos schlingt es um des Kindleins Glieder,
Das schlafend ruht, sich wie ein Messingband.

„Die Macht des Ordens — diese Natter kann
Nicht Güte, Gastlichkeit nicht sanfter machen;
Ob sie Masowien, Preussenland gewann,
Mit Gold und Ländern füllend ihren Rachen,
Sie hungert stets, soviel sie auch verzehrt,
Zuletzt sind wir es, die ihr Schlund begehrt.

Die Heldin des Epos beschreibt der Dichter wie folgt:

Die Fürstin, der des Dieners Schritte nahten,
War Tochter eines Lidaschen Magnaten,
Litauens schönste Jungfrau weit und breit,
Genannt Grażyna (holde Fürstenmaid);
Und ob allmählich nach des Frühlichts Schein
Der Mittag nahte mit den Frauenjahren, —

Auf einer Stirn, im lieblichen Verein,
Sieht man den Lenz sich mit dem Sommer paaren.
Liegt hohe Würde auch in ihren Blicken,
Ihr Jugendreiz muss jedes Herz umstricken,
Noch ist der Blüte Schmelz nicht abgestreift,
Ob auch die volle Frucht schon fast gereift.
Der holden Wangen siegender Gewalt
Vereint sie eine herrliche Gestalt,
Kein Mann des ganzen Hofs besteht daneben,
Ihr ist Litawors Heldenwuchs gegeben.
Sie beide glichen, wenn die Dienerschar
Sie rings umgab, dem stolzen Pappelnpaar,
Das über alle Häupter sich erhebt
Und aus dem niedern Wald gen Himmel strebt.

So war der Fürstin Wuchs und Angesicht,
Doch auch ein männlich Herz war ihr gegeben,
Sie hasste Frauenarbeit, Spinnen, Weben,
Nur Waffen führte sie, die Nadel nicht.
Und oft als Jägerin, auf flinkem Ross,
Im rauhen Bärenfell als Panzerkleide,
Des Luchses weisse Klau'n zum Stirngeschmeide,
So sprengte sie voran dem Jägertross.
Oft täuschte sie, zur Freude des Gemahles,
Vom Felde kehrend, den gemeinen Mann:
Die Diener an der Schwelle des Portales
Sahn sie begrüssend für den Fürsten an.

Als auch Grażynas Bitten vergeblich bleiben, fasst sie einen hochherzigen Entschluss. Sie kleidet sich, während ihr Gatte schläft, in dessen Rüstung und zieht an der Spitze seiner Krieger, die sie für den Fürsten halten, gegen das nahe Heer des Ordens ins Feld. In der Schlacht wird sie von einer tödlichen Kugel getroffen, die Niederlage der Litauer scheint gewiss, — da plötzlich sprengt wie ein Donnerkeil ein schwarzer Ritter ins Gewühl und wendet den Sieg auf die Seite der Litauer. Es ist Litawor, der auf die Nachricht von der Aufopferung seiner geliebten Gattin ihr nachgeeilt ist. Als Grażynas Leiche, die das Volk noch immer für die des Fürsten hält, anderen Tages feierlich verbrannt wird, entdeckt Litawor den Erstaunten, wer sie ist:

„Lasst lodern denn die Glut!“ — Die Flammen sprühen,
Da spricht der Fürst: „Und ist euch auch bekannt,
Für wessen Hülle diese Scheite glühen?“
Man schweigt. „Ein Weib! ob auch im Kriegsgewand!
Ein Weib, so sanft und doch voll Heldensinn,
Ich rächte mich, doch ach — sie ist dahin!“
Und auf den Holzstoss eilt er, um zusammen
Mit ihr zu enden in den dichten Flammen.

Es ist in „Grażyna“ nicht, wie so deutlich in „Wallenrod“, in Malczeskis „Maria“ und in Goszcyńskis und Słowackis Dichtungen, der Einfluss Byrons wahrzunehmen. Selbst das Geheimnisvolle, das Byron so liebt, findet sich in Grażyna, die man längere Zeit für Litawor hält, nicht. Denn es ist nicht des Dichters Absicht, den Leser zu intriguieren, um einen Theaterkoup auszuführen, — Grażyna selbst täuschte Alle, nicht der Dichter uns. Grażyna ist nicht das Muster der polnischen Frau oder eine Apotheose der Amazonen und kämpfenden Frauen — denn eine Jeanne d'Arc hat Polen nicht — aber es spricht sich in ihr die allgemeine psychologische Wahrheit aus, dass, wenn des Mannes Gewissen durch Leidenschaft und Sophismen verdunkelt ist, oft der Instinkt der Frau das Rechte findet und sie die Pflicht erkennen lässt.

e. In Odessa.

Nach kurzem Aufenthalt in Petersburg bewilligte die dem grossen Dichter sehr wohlwollende Regierung ihm und seinem Exilgenossen Ježowski das Gesuch um eine Anstellung am Lyceum Richelieu in Odessa. Der Unterrichtsminister trug dem Kurator dieser Anstalt, Grafen Witte, auf, beide dort amtlich zu beschäftigen, und setzte jedem einen Jahrgehalt von 700 Rubeln aus. Im Februar 1825 langten sie in Odessa an, wo ihnen eine Wohnung im Lyceumgebäude und ihr Gehalt, aber in Ermangelung einer Vakanz keine Anstellung zu Teil wurde.

Mickiewicz weilte in Odessa neun Monate. Er war völlig Herr seiner Zeit und bewegte sich viel in der höheren Gesellschaft, in welcher er sehr gern gesehen war. Er sagte später

selbst, er habe dort „wie ein Pascha" gelebt. In den ihn umgebenden Kreisen herrschte eine gewisse materielle Vergnügungssucht, deren Strudel bald auch ihn ergriff. Zwar schrieb er in Odessa viel, aber hauptsächlich erotische Gedichte von geringer Tiefe, die ihm nicht recht zu Gesicht stehn, da Mutwillen und eine leichtfertige Lebensanschauung nur zeitweise einen scheinbaren Sieg über sein Streben nach höheren geistigen Zielen gewinnen konnten. Seine Liebes-Sonette, zu denen ihm Petrarka als Muster diente, sind von ungleichem Wert. In einigen gedenkt er seiner ersten Liebe, deren Gegenstand er unter dem Namen Laura besingt:

An Laura.

Ich glühte heiss, als ich dich kaum gesehen,
Ob fremd, es schien, als kannten wir uns lange,
Erwiedernd rötete sich deine Wange,
Der Rose gleich, wenn Morgenlüfte wehen.

Ich konnte nicht der Rührung widerstehen
Bei deines Liedes seelenvollem Klange,
Es sprach zu mir, gleich eines Engels Sange
Mich rufend, zur Erlösung einzugehen.

Geliebte, mag dein Auge frei bekennen,
Wenn ich durch Blick und Stimme dich bewegte,
Und mögen Menschen, mag das Los mich trennen

Von dir, die süsses Hoffen mir erregte,
Ein andrer vor der Welt sein Weib dich nennen, —
Uns eint, was Gott in unsre Seelen legte.

Auch in mehreren andern Sonetten schwebte ihm seine Maria vor. In „Morgen und Abend" waltet grosse Anmut und Frische:

Im Osten blinkt die Sonne im Wolkenfeuermeere,
Der bleiche Mond im Westen zeigt scheidend sein Gesicht,
Die Rose kehrt die Knospe erblüht zum Sonnenlicht,
Doch niederkniet das Veilchen, es fühlt des Taues Schwere.

Am Fenster strahlte Laura. Ich kniete vor der Reinen;
Sie lockte um die Stirne ihr Haar, dem Golde gleich,
Und fragte sanft: „Was trübet so früh das Auge euch,
Geliebter, Mond und Veilchen — warum, warum denn weinen?"

Und zärtlich schauend fand mich des Abends Dämmrung wieder,
Mit vollen roten Wangen kam auch der Mond zurück,
Erfrischt vom Nachtwind blickte das Veilchen himmelwärts.

Und wieder sah vom Fenster die Teure zu mir nieder,
In schönerem Gewande und strahlender von Glück;
Ich kniete nieder — aber wie morgens noch voll Schmerz!

Doch oft bricht durch diese Liebesklänge die Erinnerung an sein Vaterland und durchglüht sie mit einem edleren Feuer. Diese Sehnsucht spricht sich in dem Sonett „An den Niemen" aus:

Mein Heimatfluss, o Niemen, wo sind die Wasser alle,
Die meine Hand einst schöpfte in trauter Jugendzeit,
Die Wellen, die mich trugen in wilde Einsamkeit,
Zu der ich floh, damit mir das Herz nicht überwalle?

Wie gerne mochte Laura in deinen Spiegel schauen,
Sich um die Schläfe winden der Blumen frischen Kranz!
Und ich liess in die Fluten, durchstrahlt von Silberglanz,
Dann auf ihr Bildnis Thränen der heissen Liebe tauen.

Mein Heimatfluss, o Niemen, wo sind die lieben Quellen,
Die so viel Hoffnung bargen, des reichen Glücks so viel?
Wo sind der Kindheit Freuden, ihr unschuldvolles Spiel?

Wo ist des jungen Herzens so stürmisch süsses Schwellen?
Wo lacht mir wieder Lauras, der Freunde Angesicht?
Ach! alles ist vergangen — nur meine Thränen nicht!

Sarkastisch geisselt der Dichter die schalen gesellschaftlichen Formen in dem „An D. D." gerichteten Sonett:

Die Visite.

Kaum, dass ich eines Wortes von ihr mich freute,
Da schellt es laut — ein Diener tritt herein,
Ihm folgt schon die Visite, höflich, fein,
Kaum ist sie fort, da naht auch schon die zweite.

Wolfsgruben möcht' ich graben für die Leute,
Ich finge sie in Marderfallen ein,
Ich eilte, sollte dies vergeblich sein,
Zum Styx, ob er von ihnen mich befreite!

Ha, Fasler du! ich zähle die Sekunden
Wie ein Verbrecher in des Henkers Hut,
Vom Balle gestern schwatzest du schon Stunden.

Jetzt nimmst du deinen Handschuh, suchst den Hut,
Ich atme freier, fasse neuen Mut, —
Da sitzt er wieder, sitzt wie angebunden!

Eine gleiche Ironie kennzeichnet sein letztes erotisches Sonett, in welchem er sich wegen des in seinen Liebesgedichten herrschenden, nur auf das Beifallklatschen schöner Hände berechneten Tones entschuldigen zu müssen glaubt und sich über das leere Streben seiner Umgebung erzürnt zeigt:

Entschuldigung.

Vom Lieben sang ich im Bekanntenkreise,
Die einen lobten mich, die andern schalten:
„Der Mann beklagt nur seines Schicksals Walten,
Nur Eigendünkel tönt aus seiner Weise;

Nun er gereift ist auf der Lebensreise,
Will nie die Glut, die kindische, erkalten?
Hat er von Göttern seinen Sang erhalten,
Von sich zu singen nur in stolzer Weise?"

O edle Warnung! Ich ergriff begeistert
Alkäos Leier, aber kaum erklangen
Ursinus' Lieder -- sind sie fortgegangen

Erstaunt, von langer Weile ganz bemeistert.
Da hab' ich meine Leier aufgehangen,
Denn: wie der Dichter — so der Hörer.

Unter Ursinus' Liedern sind Niemcewicz' historische Gesänge zu verstehen.

Mickiewicz konnte in solcher Sphäre keine dauernde Befrie-

digung finden. Auf seine Bitte wirkte der Gouverneur ihm die Erlaubnis aus, sich ein anderes russisches Gouvernement zum Aufenthalt zu wählen. Er verliess im Oktober 1825 Odessa, um sich nach Moskau zu begeben, wo er in der Kriegskanzlei Beschäftigung fand. Bevor er jedoch nach dem neuen Wohnort übersiedelte, besuchte er die Krim, zu deren reichen Naturwundern er schon lange sich hingezogen fühlte. Dort weilte er mehrere Wochen und sah sich auf einigen seiner Gebirgsausflüge von Heinrich Rzewuski begleitet, den er dort kennen gelernt hatte. Erst im Dezember langte Mickiewicz in Moskau an. Die Krimreise bezeichnet einen Wendepunkt im Leben des Dichters, denn sie übte auf sein Gefühl und seine Einbildungskraft einen höchst günstigen, nachhaltigen Einfluss. Die achtzehn „Sonette aus der Krim“ (sämtlich von mir übersetzt in der 4. Auflage meines „Polnischen Parnass“) geben davon Zeugnis. Die Eindrücke der Seefahrt nach dem taurischen Gestade schildert er, wie folgt:

Meeresstille.

Der Wimpel nickt im Lufthauch hin und wieder,
Die Welle hebt sich leicht mit hellem Saum:
So wallt die Brust der frohen Braut im Traum,
Und sie erwacht und seufzt — und schliesst die Lider.

Wie Fahnen nach der Schlacht hängt das Gefieder
Der Segel schlaff am Mast und rührt sich kaum;
Gespräche tönen durch den weiten Raum,
Das Schiff steht still, die Mannschaft streckt die Glieder.

Doch blickt man, Meer, in deine Tiefen nieder,
Da birgt sich ein Polyp; er schläft in Stürmen,
Regt nur die Arme, wenn die Lüfte blauen.

So birgst du, Seele, der Erinn'rung Hyder;
Sie schlummert tief, wenn sich die Wolken türmen,
Und senkt nur in das stille Herz die Klauen.

In einer rings von Bergen umschlossenen Ebene liegt die im Jahre 1252 erbaute Stadt Baktschisarai (d. h. Gartenpalast), einst der Hauptsitz der Gerajer, welche als Tataren-Chane in der Krim

herrschten. Heute kann man dort noch die Überreste eines Volkes achten lernen, das zur Zeit seiner Herrschaft dies Gefühl erweislich nicht erweckte und sich trotz des strengen Haltens am Ererbten den Ruhm sittlicher und rechtlicher Menschen erworben hat. Der an „Tausend und eine Nacht“ erinnernde Palast in Baktschisarai wurde 1519 von dem Chan Abdul Sahab Geraj erbaut. Hammer-Purgstall vergleicht die Stadt mit Kanstatt bei Stuttgart. Mickiewicz gedenkt des Palastes in dem Sonett:

Baktschisarai.

Ihr Hallen, von Gerajern uns geblieben,
In denen manche Stirn sich einst geneigt,
Ihr Throne, Sitze für das zarte Lieben,
Die heute niederes Gewürm umschleicht.

Zum Fenster drang herein mit frischen Trieben
Die bunte Winde, die zur Wölbung reicht;
„Ruine“ hat Natur hierher geschrieben,
Die Schrift, vor der Belsazar einst erbleicht.

Im Saal das Marmorbecken steht noch heute,
Des Harems Brunnenquelle, unversehrt
Und ruft mit Thränenperlen in die Weite:

Wo seid ihr, Ehre, Macht und süsses Lieben?
Euch hielt man ewigen Bestehens wert:
Ihr sankt dahin — die Quelle ist geblieben!

Im Schlossgarten zu Baktschisarai erhebt sich das kuppelgedeckte Mausoleum der schönen polnischen Gräfin Maria Potocka — nach anderen einer Grusierin — der Gemahlin Kerim-Gerajs, der ihr zu Liebe alle anderen Frauen entliess und ihr ausserdem gestattete, Christin zu bleiben. Sie soll ihren Gatten durch die Gewalt ihrer Reize unterjocht haben; aber von Gewissensbissen wegen ihrer Liebe zu einem Ungläubigen gefoltert, früh dahingewelkt sein. Man sagt, dieser habe sie, was indes nicht wahrscheinlich ist, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus Polen entführt. Ihren Manen widmete der Dichter das Sonett:

Das Grab der Potocka.

Im Frühlingsland, im Paradiesesglück
Verwelktest du, o Rose; von den Stunden,
In denen du des Falters Lust empfunden,
Blieb der Erinn'rung Larve nur zurück.

Im Nord, nach Polen strahlt der Sterne Blick
Der Heimat zu, an die mein Herz gebunden;
Dein Auge, dessen Blitze nicht entschwunden,
Glänzt dort vielleicht als Gottes Meisterstück.

O Polin! Einsam muss auch ich einst enden,
Mag eines Freundes Hand mir Erde streun!
Oft nahen Fremdlinge am Pilgerstabe;

Wenn ihre Lippen Polens Laut entsenden,
Ein Sänger kommt, um dir sein Lied zu weihn:
Dann gilt das Lied vielleicht auch meinem Grabe.

Inmitten der erhabenen Reize der südlichen Natur bleibt im Herzen des Dichters die Sehnsucht nach den heimischen Fluren, nach seinem geliebten Litauen, wach:

Der Pilger.

Das Land zu meinen Füssen grünt und blüht,
Manch schönes Auge lacht, die Lüfte blauen:
Was ist es, das mein Herz von diesen Auen
In ferne Lande, ferne Zeiten zieht?

Dein Wald, o Litau'n, singt ein schöner Lied
Als Baidars Nachtigall und Salgyrs Frauen,
Und deine Moore mag ich lieber schauen
Als hier den Maulbeer, der rubinen glüht.

Mich lockt zu dir ein zwiefaches Verlangen:
Auch ihr gehören meine Sehnsuchtstriebe,
Der meine ersten Liebesseufzer klangen.

Sie wohnt ja dort, die einst mich schlug in Ketten,
Wo alles ihr erzählt von meiner Liebe;
Ob sie noch mein gedenkt an jenen Stätten?

Der in diesem Sonett erwähnte Fluss Salgyr entspringt in

einer Grotte am Flusse des Tschatirdagh. In dem Sonett „Kikenéis“ schildert Mickiewicz den gefährlichen Ritt über das Jaila-Gebirge bei dem taurischen Dorfe Kikenéis. Ein früherer Reisender sagt über diesen fürchterlichen Weg: „So sehr ich meinen Blick auch an Abgründe gewöhnt, so sehr ich mich auch von der Zuverlässigkeit der Tatarenpferde überzeugt hatte, so erbebte mir doch nichtsdestoweniger das Herz vor Grausen, als es dazu kam, dass mein Pferd gerade über dem Abgrund von einem Stein auf den andern hinübertreten musste, so dass es, wenn es nur einen Fehltritt gethan, ich sage nicht einmal gestolpert hätte, samt dem Reiter ohne Rettung verloren gewesen wäre.“

Kikenéis.

Mirza.

Sieh nieder: jener Himmel dir zu Füssen,
Es ist das blaue Meer; aus seinen Wogen
Scheint wie ein Blitz der Vogel Roch zu schiessen
Mit Flügeln, breiter als der Regenbogen.

Das Meer scheint eine Insel zu umschliessen —
Nein, unten kommt Gewölk dahergeflogen,
Um Nacht aus seinem Busen zu ergiessen,
Es ist von einem Strahlenband durchzogen.

Das ist der Blitz! Halt ein, den Abgrund vorn
Muss Ross und Mann im Fluge überspringen.
Ich reite vor; du schone nicht den Sporn!

Doch sieh zuerst nach jenem Felsenrand,
Ob dort mein Kolpak kündet das Gelingen:
Wo nicht — dann sei der Mensch von hier verbannt!

Der Ajudagh ist ein hoher, weit in das Meer hinausragender Berg, dessen Rücken eine elliptische Form hat. Der darauf befindliche Wald giebt ihm ein schwarzes Ansehen und hat die Krim-Tataren bewogen, ihn Aju, Bär zu nennen.

Der Ajudagh.

Ich sehe gern, auf Judaghs Fels geneigt,
Wie sich die Reihen dunkler Meereswellen

Bald türmen, bald in hellen Schaum zerschellen,
Der regenbogengleich zum Äther steigt;

Wie dann im Rückprall von den Felsenwällen,
Gleich Walfischheeren, die den Strand erreicht,
Die Flut im Scheiden noch die Bank bestreicht,
Mit Perlen und Korallen fortzuschwellen,

So, junger Dichter, steht es um dein Herz:
Die Leidenschaft bedroht dich oft mit Kämpfen —
Du greifst zur Leier, ihre Macht zu dämpfen,

Der süsse Klang, er endet allen Schmerz,
Und horch, unsterbliche Gesänge tönen,
Die dich mit ewig grünem Lorbeer krönen.

Und diese Krimschen Sonette nannte Thaddäus Mostowski († 1844), der Herausgeber einer Auswahl polnischer Schriftsteller und Gegner der neuen Richtung „eine Unfläterei". Kajetan Koźmian fand sie hässlich, dunkel, gemein und, wenn auch vielleicht krimisch, türkisch, tatarisch, doch nicht polnisch! Stanisław Moniuszko hat zu denselben eine Musik komponiert, die sich durch farbenreiche Instrumentation auszeichnet und manches Reizvolle darbietet, darunter das inhaltreiche Vorspiel, sowie „Der Pilger", „Baktschisarai des Nachts" u. s. w.

f. In Moskau und Petersburg.

In den ersten Monaten seines Moskauer Aufenthalts lebte Mickiewicz sehr eingezogen, viel mit seiner neuen Schöpfung „Konrad Wallenrod" beschäftigt. Er sprach in Briefen an seine Freunde oft von einer „litauischen Erzählung", die er im Geiste trage, aber Näheres darüber erfuhr man noch nicht. Seine Lektüre bildeten damals Schillers Fiesko und — Machiavell. Eine Brustkrankheit machte ihn indes eine Zeitlang zur Arbeit unfähig. In der zweiten Hälfte des Jahres 1826 gab er seine Sonette heraus. Allmählich trat er dann mehr aus seiner Einsamkeit hervor und fühlte sich glücklich in den ihm durch die Fürstin Zeneida Wołkonska erschlossenen aristokratischen Salons; er war oft sogar

zum Humor gestimmt. Viele Damen nahmen bei ihm Unterricht im Polnischen, die Fürstin Wołkonska übersetzte seine Dichtungen ins Russische. Diesen Umgang mit der russischen vornehmen Welt verdachten ihm einige seiner Landsleute und warfen ihm vor, er habe sein Vaterland und seine Kollegen vergessen, obwohl er die in entfernte Gouvernements verbannten Polen mit Rat und That unterstützte, wo er nur konnte.

Um seinen „Konrad Wallenrod" unter den Augen der strengen Zensur veröffentlichen zu dürfen, musste Mickiewicz hohe Protektionen nachsuchen, und dies war wohl hauptsächlich der Beweggrund zu einer Reise nach Petersburg. Es gelang ihm, die Erlaubnis zum Druck des Epos zu erhalten. Diese Dichtung vermehrte zwar seinen Ruhm, denn sie zeugt von genialer Schöpferkraft und enthält manche gelungene poetische Bilder. Dagegen entbehrt sie der historischen und psychologischen Wahrheit und der Einheit der Handlung. Zudem umgiebt das Werk ein geheimnisvoller Schleier, der des Lesers Phantasie durch Rätsellösen ermüdet und ihn keinen rechten Genuss empfinden lässt. Der grösste Vorwurf aber, welchen die Dichtung mit Recht auch von polnischer Seite erfahren hat, ist die darin ausgesprochene Verherrlichung des Verrats, der als edel und nachahmungswürdig hingestellt wird. In „Konrad Wallenrod" fand die Epoche der Verschwörungen und Geheimbünde ihre Darstellung. Wo die Kräfte fehlen, im offenen Kampf die Freiheit zu erringen, soll der Grundsatz gelten, den Wallenrod, der als Knabe von den deutschen Ordensrittern seinem litauischen Vaterlande entführt und Hochmeister geworden war, in der Jugend aus Hałbans Munde hörte: „des Sklaven einz'ge Waffe ist Verrat". Wallenrod missbraucht dann unter heuchlerischer Maske seine mächtige Stellung zum Verderben des Ordens. Dieser Grundsatz, obwohl er viele Gemüter entzündete, wurde von Andersdenkenden eine „höllische Lehre", Mickiewicz aber der Ministrel oder Wajdelote der Revolution genannt. Die eigentliche Revolutions-Poesie, das Lied des blutigen Rachekampfes war indes Mickiewicz Leier fremd.

Der Dichter hatte es hauptsächlich dem Einfluss der Fürstin Wołkonska zu danken, dass ihm auf unbestimmte Zeit ein Reise-

pass nach Italien, Deutschland und Frankreich bewilligt wurde. Auch die Hofpianistin Frau Maria Szymanowska war ihm dazu behilflich; sie erfreute sich hoher Bekanntschaften und Verbindungen. In ihrem Hause hatte Mickiewicz angenehme Stunden verlebt und sich namentlich gern mit ihrer vierzehnjährigen Tochter Celina unterhalten, die fünf Jahre später sein Weib wurde. Am 25. Mai 1829 verliess er Petersburg und begab sich nach Kronstadt. Von dort trug ihn ein Dampfboot nach Lübeck. Sein Pass enthielt ausser der Personalbeschreibung die Worte: „Berühmter polnischer Dichter“.

g. Weimar, Rom und Paris.

Von Lübeck begab sich Mickiewicz über Berlin nach Dresden, besuchte Prag und Karlsbad und reiste dann mit seinem Freunde Odyniec nach Weimar, wo sie zur Feier des Goetheschen Geburtsfestes anlangten. Dieser wusste von Mickiewicz fast nur aus Journalberichten und hatte von Odyniec nur die Ballade „Die Kriegsgefangene“ (siehe Odyniec) in einer Übersetzung gelesen, aber er kam den beiden polnischen Dichtern, welche während ihrer Anwesenheit in Weimar oft mit ihm zusammentrafen, mit dem freundlichsten Wohlwollen entgegen. Besonders hohe Achtung bewies er Mickiewicz. Er sandte ihm einen jungen Maler mit einem eigenhändigen Schreiben, in welchem er ihn bat, sich für ihn porträtieren zu lassen. Nach einer Vorstellung des „Faust“ befragte ihn Goethe über den Eindruck sowohl des Ganzen als auch einzelner Szenen. Er bedauerte, keine slawische Sprache zu kennen, „mais l'homme a tant à faire dans cette vie!“ setzte er hinzu.

Frankfurt und die Rheingegenden wurden hierauf von den beiden Reisenden besucht; dann führte ihr Weg sie durch die Schweiz nach Italien. In Rom studierte Mickiewicz die Altertümer und Kunstschätze und genoss das gesellschaftliche Leben vornehmer Russen und Polen. Seine Feder ruhte einstweilen ganz. Wiederum in Odyniec' Begleitung nach Genf zurückgekehrt, wo er den Dichter Sigmund Krasiński kennen lernte, weilte er dort

bis zum Oktober 1830. Odyniec reiste jetzt nach Paris, Mickiewicz wandte sich noch einmal der ewigen Stadt zu, wo er mit manchen bedeutenden Männern bekannt wurde. Der Aufenthalt in der Metropole des katholischen Christentums bewirkte eine Wandelung in seinen bis dahin ziemlich freien religiösen Ansichten und eine Befestigung im Glauben. Gegen die Mitte des Jahres 1831 reiste er nach Paris, von dort mit Anton Górecki nach Dresden und eilte dann nach Posen in der Absicht, sich zur Teilnahme am Aufstande nach Warschau zu begeben. Im Posenschen musste er zunächst auf dem schön gelegenen Landgute Śmielów zwei Tage verweilen, da es nicht leicht war, zwischen den in und bei Śmielów kantonnierenden preussischen Truppen hindurchzuschlüpfen. Am dritten Tage führte ihn die Dame des Hauses selbst durch die Wachen in einem Verdeckwagen nach dem an der Grenze liegenden Komorze, wo Mickiewicz sich zwei Tage lang auf dem Dachboden verbergen musste, um einen zum Übertritt nach dem Königreich Polen günstigen Zeitpunkt abzuwarten. Die Preussen hatten jedoch den Grenzkordon bereits so fest geschlossen, dass unser Dichter seinen Vorsatz nicht mehr ausführen konnte und deshalb nach Šmielów zurückkehrte. Der dort befehligende preussische Offizier v. Frankenberg schöpfte Verdacht gegen den als Kousin des Besitzers eingeführten Fremdling, begnügte sich indes, mit bedeutsamer Miene zu sagen: „dieser Herr sieht wie ein Priester aus".

Der Dichter blieb nun in diesem gastfreien Hause bis zum Februar 1832 und reiste dann nach Dresden. Als er in Śmielów eines Tages nach einem heftigen Unwetter mit seinen Wirten in den Park trat, gewahrte er eine junge Eiche, die der Sturm aus der Erde gerissen hatte.

„Das ist unser Bild," sagte er auf das Bäumchen deutend, „aber, wie im grossen, muss man auch im kleinen nicht die Hoffnung verlieren, sondern retten, was und wie es irgend möglich ist."

Und er befestigte die Eiche in den Wurzeln und band sie an eine Stütze, — sie grünte alsdann weiter und steht noch heute kräftig entfaltet unter dem Namen „Eiche des Mickiewicz".

Eine reiche Zahl kleinerer lyrischer Gedichte, poetischer Er-

zählungen und Fabeln entstand zu verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten; im „Polnischen Parnass“ und in „Iris, Dichterstimmen aus Polen“ habe ich auch von diesen mehrere mitgeteilt. In Dresden, wo jetzt die Freunde Garczyński und Odyniec seine Gesellschaft bildeten, hielt sich der Dichter einige Monate auf und reiste dann im September nach Paris. An diesen beiden Orten schuf er von 1832—1834 noch einige seiner bedeutendsten Werke, darunter den dritten Teil der „Totenfeier“, die in biblischer Sprache geschriebenen, die Stellung des polnischen Volks in der Weltgeschichte und die Aufgaben der Emigration entwickelnden „Bücher des polnischen Volks und der polnischen Pilgerschaft“ (Paris 1832) und endlich das grösste Meisterwerk der polnischen Poesie, sein Epos „Herr Thaddäus“ (Paris 1834).

h. „Herr Thaddäus“.

Nur eine Stätte blieb uns noch hinieden,
Wo uns ein wahres, stilles Glück beschieden;
Der Kindheit Land, so heilig uns, so teuer,
Wie einst der ersten Liebe reines Feuer.
Aus d. Einl. zu „Herr Thaddäus“.

Diese letzte poetische Schöpfung des Meisters ist zugleich die eigentümlichste von allen. Sie heschäftigt sich nicht mit den Tendenzen der Gegenwart oder mit politischen Theorieen, — es ist eine vollständig objektive Dichtung des bis dahin so subjektiven Autors, ein Sittenbild, an welchem noch nachfolgende Geschlechter den Charakter und die Sitten des Volkes studieren können, wenn die nivellierende Kultur einst beides verwischt haben wird. Um Mickiewicz in diesem Werk ganz zu würdigen, muss man Homer zum Massstabe nehmen. Was dieser für ganz Griechenland war, ist Mickiewicz in dieser Epopöe für den polnischen Adel. Wie in der Ilias die Kämpfe vor Troja, in der Odyssee die Schicksale des Vielgewanderten nur den Rahmen bilden, in welchem uns unsterbliche Gemälde griechischer Sitte und Kultur vor Augen geführt werden, ebenso dienen auch in „Herr Thaddäus“ die Kämpfe Napoleons I., an denen die polnische Armee unter Dąbrowski teilnahm, zur Einfassung eines nationalen Charakter- und Sitten-

bildes mit reich wechselnder und spannender Handlung. Die plastische Ruhe, die bei aller inneren Bewegung der Personen über dem Ganzen schwebt, die Klarheit und Einfachheit der Sprache, die getreue, oft leicht ironische Zeichnung auch der Schattenseiten der damaligen polnischen Gesellschaft und der letzten Typen des altpolnischen Adels, die der Wirklichkeit abgelauschten Schilderungen der Natur, des litauischen Urwaldes, der Jagd auf den Bären u. s. w., in denen bis dahin noch keine Feder sich versucht hatte, — dies Alles sind Vorzüge, welche das Epos zu einem nationalen Kunstwerk ersten Ranges, zu einem der grossartigsten Erzeugnisse erheben, die der menschliche Geist je an das Licht brachte. Wir geben hier zunächst den Anfang des ersten Buchs, um dann den Inhalt des Ganzen in kurzen Strichen zu skizzieren. Das Original ist durchweg in dreizehnsilbigen Versen mit folgender Cäsur abgefasst:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡

Da dieser Übergang vom Jambischen zum Trochäischen uns fremdartig berührt, wählte ich zur Übersetzung des Anfanges den Alexandriner, für die folgenden hier mitgeteilten Abschnitte des Gedichts den fünffüssigen Jambus. Der Sänger beginnt als guter Christ nicht mit *ἔννεπε, Μοῦσα*, sondern er ruft die Jungfrau Maria an, seinen Geist zu leiten, dabei zugleich pietätvoll eine Stelle aus Kochanowskis Gedicht „An die Gesundheit“ zitierend:

O Litau'n! Vaterland, das dann, wenn wir es missen,
Wir der Gesundheit gleich erst ganz zu schätzen wissen; —
Dein schönes Bild erscheint dem innern Auge mir,
Drum zeichnen will ich es — ich sehne mich nach dir!

Und heil'ge Jungfrau, die du Częstochau zum Schirme,
Zum Glücke Wilnas strahlst! Du, deren Schutz die Türme
Von Nowogrodek wahrt und seiner Bürger Leben,
Hast die Gesundheit mir als Kind zurückgegeben,
Als mich die Mutter dir in Thränen anvertraut,
Und ich mit mattem Blick zu dir emporgeschaut:
Zu deiner Schwelle schritt ich kräftig, ohne Wanken,
Für meine Rettung Gott im Heiligtum zu danken, —
Führst durch solch Wunder mich zurück zum Vaterland;
Lass meine Seele, die ihm bangend zugewandt,

Durchschweifen seinen Wald, die Berge, jene Weiten
Die grünend sich entlang am blauen Niemen breiten,
Und jenes Fruchtgefild, das, reich an schönen Farben,
Den goldnen Weizen trägt, des Kornes Silbergarben.
— — — — — — — — — — — — — —

In solcher Erdenflur, auf sanftem Hügel stand
Vom Birkenhain umrauscht an eines Flüsschens Rand
Ein adliges Gehöft von Holz mit Untermauer,
Weiss glänzt' es schon von fern entgegen dem Beschauer;
Und weisser schien es noch, weil es aus dunklem Grün
Der Pappeln sah, die ihm im Herbstwind Schutz verliehn.
Das Wohnhaus war nicht gross, doch alles nett und rein,
Die Scheune hoch und weit — drei Feimen Feldfrucht standen
Daran, die dennoch nicht mehr Raum im Innern fanden;
Die Gegend musste wohl an Korn ergiebig sein.
— — — — — — — — — — — — — — — —

Des Hofes Thorweg, weit geöffnet immerdar,
Bewies, dass jeder Gast dort gern gesehen war.

Ein Wagen naht, es sitzt ein junger Herr darin,
Er lenkt zum Hofplatz ein und hält am Treppengange,
Dort steigt er aus und wirft die Zügel lose hin,
Die Pferde grasen gleich, befreit von diesem Zwange.
Es ist im Hause leer, das hat er bald entdeckt,
Von aussen an der Thür sind Riegel vorgesteckt;
Die Diener sucht er nicht, betritt allein das Haus. —
Er bildete sich fern an hoher Schule aus
Manch Jahr schon — und noch war die Lehrfrist nicht zu Ende.
Mit Rührung mass sein Blick die altbekannten Wände,
Die der Erinn'rung Hauch so wunderbar durchwehte,
Dasselbe Hausgerät, die nämliche Tapete,
An der er einst als Kind so viele Freude fand,
Doch schien es, dass der Reiz der alten Schönheit schwand.
Noch hingen die Porträts wie früher an der Wand:
In Krakaus Faltenrock Kościuszko, seine Hand
Umfasst das Schwert, der Blick ist himmelwärts gewandt.
— — — — — — — — — — — — — — — —

Die alte Spieluhr auch in ihrem hohen Schrank
Erkannte er alsbald auf seinem Weitergang,
Und mit des Kindes Lust liess er das Werk erklingen,
Es den Mazurek des Dąbrowski flötend singen.

Durch alle Räume eilt er jetzt, die vor zehn Jahren
In froher Knabenzeit ihm eine Heimat waren.

Ein Zimmer fesselt ihn vor allen, denn es lesen
Darin die Blicke rings: hier wohnt ein weiblich Wesen!
Wer ist es? War der Ohm doch keines Weibes Gatte,
Die Tante war schon längst in Petersburg zu Haus.
Ob die Hofmeisterin das Zimmer inne hatte?
Doch stand da ein Klavier, es lagen bunt und kraus
Dort Noten, Bücher auch in süsser Unordnung,
Und sicherlich: die Hand, die das vollbracht, war jung;
Hier hing so weiss wie Schnee ein Kleid in frischer Schöne
Zum Anzuge bereit auf eines Stuhles Lehne;
Am Fenster duftete in Töpfchen manche Pflanze,
Levkojen, Veilchen und Geranium zum Kranze.
Jetzt blieb der Reisende bei diesem Fenster stehn:
Im Garten, dicht am Rand, wo Nesseln sonst zu sehn,
War nun ein Ort, durch den verschlungne Pfade führten,
Und den ein Blumenflor und Gräser Englands zierten.

— — — — — — — — — — — — — —

Doch eine Gärtnerin war nicht mehr an dem Orte,
Soeben ging sie fort, noch zitterte die Pforte,
Die hinter ihr sich schloss, die Spuren niedlich klein
Im Sande zeigten an, sie müsse barfuss sein,
Und in dem trocknen Kies, so blendend weiss und fein,
Der leichte Abdruck schien den Blick zu überführen:
Die Füsschen pflegten kaum den Boden zu berühren.

Wie ward dem Reisenden so seltsam doch zu Sinn!
Er liess vom süssen Duft der Blüten sich umwehen
Und neigte tiefer sich bis auf die Veilchen hin,
Genauer jeden Pfad des Gärtchens zu durchspähen:
Er suchte nach der Spur mit neuer Emsigkeit,
Dann riet er, wer sie sei, die ihn so ganz erfüllte, —
Da sah er plötzlich auf — und eine junge Maid
Stand auf dem freien Raum; nur bis zur Brust verhüllte
Die liebliche Gestalt ein weisses Morgenkleid,
Es liess den zarten Arm, den Schwanenhals befreit.
So pflegten Litau'ns Frau'n am Morgen stets zu gehn,
Doch niemals wurden sie von Männern so gesehn,
Ob ohne Zeugen zwar, bedeckt sie mit der Hand
Den Busen, den nur halb verschleiert das Gewand.
Um ihre Schläfe nahm man keine Locken wahr,
In weisse Röhrchen war noch eingerollt das Haar,
Ein seltsam schöner Schmuck, der in der Sonne blinkte,
Wie wenn ein Heil'genschein das holde Haupt umringte;

Das Antlitz sah man nicht. Dem Felde zugewandt,
Entsandte spähend sie den Blick ins ferne Land,
Sie schaute, lachte auf und klatschte in die Hände.
Und durch des Gärtchens Thür entschwebte sie behende
Dem weissen Vogel gleich aus reicher Blütenfülle
Und stieg auf einem Brett in ihr Gemach hinein —.
Durchs Fenster nahte sie so unverhofft und stille,
So leicht, so glänzend, wie der Mond im hellsten Schein;
Griff singend zum Gewand, und, vor den Spiegel tretend,
Erblickte sie darin den Jüngling, — und das Kleid
Entfiel der Hand und bleich ward das Gesicht der Maid,
Indes des Fremdlings Stirn, sich hoch und höher rötend,
Der Wolke glich, wenn ihr genaht des Frühlichts Blinken.
Bescheiden lies er jetzt das Auge niedersinken.
Er wollte sprechen, flehn — doch, ehrfurchtsvoll sich neigend,
Trat er zurück. Die Maid schrie auf, zum Tod erschreckt,
So schmerzlich wie ein Kind, von bangem Traum geweckt,
Und schnell war sie entflohn, — er stand bestürzt und schweigend,
Dann schritt auch er hinaus — sein Herz schlug so beklommen,
Er schwankte: sollte er sich der Begegnung freun
Und lachen, oder sein zu dreistes Thun bereun?

Indessen hatte man im Gut es wahrgenommen,
Dass noch ein neuer Gast im Hofe angekommen.
Die Pferde wurden gleich zum Stall geführt, verpflegt,
Und ihnen reichlich Heu und Hafer vorgelegt;
Dem Richter wollte nicht der neue Brauch behagen,
Zum Judenkrug im Dorf zu senden Pferd und Wagen.
Kein Diener bot Empfang, doch möge niemand wähnen,
Man sei in Richters Haus nur mangelhaft bedient.
Die Diener warten, bis Herr Wojski sich geschmückt,
Der heute ausserm Haus den Abendtisch beschickt,
Der, wenn der Herr verreist, an seinen Platz gestellt,
Den Gästen Willkomm beut, sie bestens unterhält —
Ein Freund des Herrn und ihm verwandt, obwohl nur weit;
Als er den Fremdling sah, hielt er sich still verborgen,
Nicht durfte der ihn sehn im Linnenrock vom Morgen,
Drum that er flugs sich um nach seinem Sonntagskleid,
Das früh bereit gelegt, da er schon zeitig wusste,
Dass mit viel Gästen er zu Abend speisen musste.

Von fern vermochte schon Herr Wojski zu gewahren,
Wer dieser Jüngling sei, laut grüssend küsst er ihn,

Und ein Gespräch beginnt, wie, wenn man sich nach Jahren
Erzählt, was man erlebt; die schnellen Worte fliehn,
Das klingt so kurz und wirr, oft untermischt mit Fragen,
Mit Rufen, Seufzen auch und neuem Willkommsagen.
Und als Herr Wojski dann genug gefragt, ergründet,
Hat er, was diesen Tag geschehn, zuletzt verkündet.

„Schön! mein Thaddäus," — denn so ward der Gast genannt,
Kościuszkos Name war dem Jünglinge gegeben,
Weil er geboren ward, als just der Krieg entbrannt —
„Schön, mein Thaddäus, ist dein Kommen heute eben
In dieses Haus, darin der Fräulein viele weilen,
Der Oheim denkt dir bald ein Weibchen zuzuteilen;
Hier hast du ja die Wahl, ein Kreis von Gästen ist
Bereits beisammen, um den jahrelangen Zwist
Mit dem Herrn Grafen jetzt durch Rechtspruch beizulegen,
Auch dessen Ankunft sehn zu morgen wir entgegen,
Schon weilt der Kämmerer mit Frau und Töchtern hier.
Mit Schiessgewehren zog die Jugend ins Revier,
Die Alten und die Frau'n besuchten nur die Schnitter
Am Wald und harren dort der Rückkehr ihrer Ritter.
So komm denn, wenn du magst, wir sehn den Oheim bald
Zugleich mit Kämmerers und Damen jung und alt."

Nunmehr wollen wir, um den Gang der Handlung verständlicher zu machen, über die dieser ersten Szene vorangegangenen Ereignisse berichten, welche wir erst im zehnten Buch des Gedichtes selbt als eine „Erzählung in der Erzählung" erfahren:

In Litauen lebte damals ein mächtiger und stolzer Graf, der Truchsess Horeszko, in dessen Nachbarschaft ein wenig begüterter, aber durch Mut, schöne Gestalt und andere Vorzüge eines echten Ritters ausgezeichneter junger Edelmann, Namens Jacek Soplica angesessen war. Horeszko bemühte sich um dessen Freundschaft, weil Soplica grossen Anhang unter dem Landadel hatte und ihm deshalb beim Landtage gute Dienste leisten konnte. Der Graf besass eine einzige Tochter: Eva. In diese verliebte sich Jacek und machte sich Hoffnung auf ihre Hand, denn er konnte nicht glauben, dass hinter den wiederholten Aufmunterungen Horeszkos, ihn freundschaftlich zu besuchen, nur falsche, eigennützige Absichten

verborgen sein, und der Graf ihn, der doch nach polnischer Sitte als Edelmann sein Bruder sei, hochmütig abweisen könne:

> Im Land, wo wie ihr wisst, ein jeder Edelmann
> Den grössten Herren gleich, selbst König werden kann!
> Erbat Tęczyński doch aus königlichem Haus
> Die Tochter, der Monarch schlug nicht den Freier aus —
> Und sind Soplicas nicht Tęczyński gleich an Ehren,
> An Blut und Mut, das Wohl der Republik zu mehren?

Aber Horeszko liess den Jüngling fühlen, dass von einer solchen Verbindung nie die Rede sein könne; in Verzweiflung wollte Jacek abreisen. Als Eva dies vernahm, brach sie in Thränen aus — er sah, wie sie ihn liebte, und eilte noch einmal zu ihrem Vater, um ihm seine Bitte dringender ans Herz zu legen. Der Truchsess aber liess ihn nicht zum Wort kommen, sondern sagte mit kaltem Hohn:

> Ein Werber kam zu mir vom Sohn des Kastelan,
> Du bist mein Freund, drum sprich, wie ist es gut gethan?
> Du weisst, mein Kind ist schön — und reich auch — in der That, —
> Ein Kastlan von Witebsk, der hat doch im Senat
> Nur einen niedern Sitz. Was rätst du mir nun, Bruder?

Den Tod im Herzen eilte Soplica hinweg. Er heiratete, um diese erste Leidenschaft zu vergessen, ein ungeliebtes Mädchen, die aber unter seiner verzweifelten und menschenfeindlichen Stimmung so sehr litt, dass sie endlich ihrem Kummer erlag, ihm einen Sohn — Thaddäus — zurücklassend. Mittlerweile fand Evas Vermählungsfeier statt, sie wurde ohnmächtig, als sie den Ring nahm, und der Keim einer abzehrenden Krankheit begann sich in ihr zu entwickeln. Während der Wirren des Krieges belagerten die Russen das Schloss Horeszkos, welcher damals den Adel um sich zu sammeln begann, um die Konföderierten zu unterstützen. Jacek Soplica, der auf russischer Seite voll von Rachehoffnungen dem Kampfe zuschaute, entriss, als der Truchsess sich in der Thür zeigte, einem russischen Soldaten den Karabiner und erschoss in einem Anfall von Raserei, ohne sich in der That recht bewusst zu sein, den Grafen. Darauf verschwand Soplica, der jetzt als Ver-

räter dastand, aus der Gegend — er war in den Bernhardinerorden getreten.

Das erste Buch der Dichtung führt uns nach Soplicowo in das Haus des Richters Soplica, eines Oheims des jungen Thaddäus. Das Mädchen, dessen Begegnung mit ihm die von uns mitgeteilten Verse schilderten, war Sophie, die Tochter Evas, also dem Geschlecht der Horeszkos entsprossen. In Soplicowo ist der Adel zu einem Gerichtstage behufs Entscheidung eines Prozesses versammelt, welcher schon lange zwischen den Familien Horeszko und Soplica eines verfallenen Schlosses wegen schwebte. Auch der Graf Horeszko, ein nicht mehr junger, aber noch rüstiger, romantisch angelegter Kavalier, langt mit grossem Gepränge an. Die Gäste des Richters vergnügen sich nun an der Jagd auf den Bären. Dies giebt dem Dichter Gelegenheit, den litauischen Urwald und seine majestätische Einsamkeit vor unsere Blicke hinzuzaubern:

Wer drang wohl je in Litau'ns Urwald ein,
Erforschte seines Dickichts tiefstes Sein?
Der Fischer naht ihm kaum am Meeresstrande,
Der Jäger kreist nur weit um seinen Kern,
Er kennt sein Wesen nur vom äussern Rande,
Sein Herz, sein innres Rätsel blieb ihm fern;
Die Sage nur weiss manches zu verkünden,
Denn wer in die verwachsne Dickung dringt,
Wird Wälle von Gestrüpp und Wurzeln finden
Und Moór, durch das der Ströme Netz sich schlingt.
Ihn hemmen Ameishaufen, wuchernd Kraut
Und Schlangen, Wespennester, Fliegenscharen;
Wer dennoch tollkühn weiter sich getraut,
Begegnet dort noch grösseren Gefahren:
Wie Wolfesgruben lauern kleine Seen,
Die unter grüner Decke nicht zu sehn, —
Kein Mensch ermässe ihrer Tiefe Grausen,
Es scheint, dass böse Geister darin hausen.
— — — — — — — — — — — — —
Nicht kannst du diese Seeen überschreiten,
Umsonst auch, dass die Blicke drüber gleiten,
Denn alles ist von Nebel dicht umwebt,
Der aus dem schwanken Moorgrund sich erhebt.
Und hinter jenem Nebel — geht die Sage —

Birgt sich in Üppigkeit und schöner Lage
Die Residenz des Tier- und Pflanzenreichs,
Darin die Saat der Bäume, des Gesträuchs
Und allen Krauts der Erde aufbewahrt.
Wie in der Arche Noahs wohnt darinnen
Zu mindestens ein Tierpaar jeder Art,
Man sagt, sie halten ihren Hof tief innen:
Urochs und Bär, des Forsts Imperatoren;
Der scharfe Luchs, der sich den Baum erkoren,
Teilt mit dem Vielfrass das Ministeramt,
Und weiter, als ergebene Vasallen,
Das Schwein, der Wolf, das Damwild allesamt,
Und Aar und Falke, schwebend über allen.

— — — — — — — — — — — — —

Und Zahm und Wild lebt friedlich, ohne Zorn,
Das beisst sich nimmer, kämpft nicht mit den Horn.
Selbst wenn der Mensch dort nahte — ohne Waffen,
Er schritte ruhig durch der Bestien Reihn,
Sie schauten nur vielleicht verwundert drein;
So, als die Welt am sechsten Tag geschaffen,
Sahn ihre Altervater Adam an
Im Garten — eh' ihr Streit mit ihm begann.
Zum Glück kann niemand in die Wildnis dringen,
Weil Todesschrecken ihn zur Umkehr zwingen.

Die Jagd auf den Bären beginnt:

Der Wald ist offner hier. Vom Dickicht her
Erdröhnt ein Brüllen, — plötzlich kommt der Bär,
Umringt, gezaust von Hunden — hoch sich reckend,
Den Feind durch seine grause Stimme schreckend;
Dann wühlt er unter Wurzeln in dem Grunde
Und wirft geschwärztes Sprockholz und Gestein
Im wilden Zorn auf Menschen und auf Hunde,
Mit Bäumen schlägt er, wie mit Stöcken drein
Und dringt bis zu den letzten Posten vor;
Dem Grafen und Thaddäus. Ohne Zagen
Stehn beide, jeder hebt den Lauf empor,
Zwei Blitzableiter, die im Wetter ragen,
Und beide spannen sie zugleich den Hahn —
Die Neulinge! — Die Schüsse sind gethan —
Sie fehlten beide! Näher dringt der Bär,
Sie greifen hastig nach dem einen Speer,

Sich darum zerrend. Aus des Rachens Rot
Sehn sie des Untiers Zähnereihen blinken,
Schon will die Klaue auf die Häupter sinken —
Erbleichend fliehen sie den sichern Tod,
Es folgt der Bär, hebt sich empor, es fallen
Ins blonde Haar des Grafen seine Krallen;
Er hätte ihm die Kopfhaut abgetrennt, —
Da naht mit dem Assessor der Regent,
Gerwazy eilt noch hundert Schritt zuvor,
Mit ihnen Robak unbewehrt; im Chor,
Wie kommandiert, drei Schüsse fallen jetzt,
Der Bär springt hoch, wie scharf gehetzte Katzen,
Dann stürzt er hin, schlägt um sich mit den Tatzen,
Die schwere Masse wälzt sich blutgenetzt
Zum Fuss des Grafen hin und wirft ihn nieder.
Noch brüllt der Bär, will sich erheben wieder,
Doch, rings bedräut, ergiebt er sich zuletzt.

Da greift Herr Wojski in gehobnem Mut
Zum Büffelhorn, dem vielgedrehten, langen,
Der Boa gleich. Es blähn sich seine Wangen
Wie Kürbisse — ins Auge tritt das Blut,
Er senkt die Lieder, zieht den Bauch herein
Und lässt die Lungen sich von Odem dehnen;
Das Horn klingt an — und wie des Sturmwinds Dröhnen
Füllt die Musik im Widerhall den Hain,
Die Treiber staunen, und die Schützen schweigen
Bei diesen Harmonieen rein und klar:
Die Kunst, die einst sein Ruhm im Walde war,
Will er noch einmal ganz den Hörern zeigen,
Den weiten Forst belebt der Töne Macht,
Als sei die Meute ausgesandt zur Jagd, —
Das Waidwerk schildert er im Tonergusse,
Zuerst ein rührend Lied — dann ein Auf, auf!
Ein Winseln wie von Hunden folgte drauf,
Dann krachte Donner, nachgeahmt dem Schusse.
Er schwieg — und jetzt geschah ein Wunderbares:
Es schien, er spielte noch — — das Echo war es

Und wieder blies er. Mancherlei Gestalten
Schien er dem Horn im Spielen mitzuteilen:
Es war, als ob der Tiere Stimmen schallten,
Des Wolfes scharfes, langgedehntes Heulen,

Der Ton, der aus des Bären Kehle quillt,
Und wie der Auerochs im Zorne brüllt.

Er schwieg — und es geschah ein Wunderbares:
Es schien, er spielte noch — — das Echo war es!
Das Meisterstück klang fort in allen Räumen,
Die Bäume wiederholten es den Bäumen.

Er bläst noch einmal. Da gebiert das Horn
Gleich hundert Hörnern: Hatzruf, Furcht und Zorn
Der Schützen und der Tiere; dann, zum Schluss
Steigt aufwärts des Triumphgesangs Erguss.

Er schwieg — und es geschah ein Wunderbares:
Es schien, er spielte noch — — das Echo war es!
So viel der Bäume, soviel Hörner klangen,
Von Baum zu Baum weithin entsendet drangen
Die Weisen zu des Urwalds fernster Stelle.
Dann zarter, leiser ward des Tones Welle, —
Bis sie dahinschwand — an des Himmels Schwelle! —

Das im vorigen geschilderte Jagdabenteuer hat Mickiewicz einem ähnlichen nachgebildet, welches Rejtan und der Prinz von Nassau bestanden. Jetzt erst erwies es sich, dass Robak, ein Benhardinermönch, einem andern die Flinte entreissend, den tödlichen Schuss auf den Bären abgegeben und dann sich entfernt habe. Nach der Rückkehr zum Hofe handelte es sich darum, wem die Haut des Bären als Preis zufallen solle. Der zum Schiedsrichter gewählte Kämmerer bestimmt sie dem Grafen, welcher diese Entscheidung jedoch für Ironie hält und nun von neuem auf den Streit um das Schloss zurückkommt:

Er sprach mit Hohn: „mein Häuschen ist zu klein
Und hat nicht Raum für solche stolze Gabe;
Drum lasst den Bär hier unter den Geweihn,
Bis ich ihn nebst dem Schlosse wiederhabe."

Das trübt den Frieden der Gesellschaft. Der Graf, von einem alten Diener seines Hauses aufgestachelt, sammelt eine Anzahl, den Soplicas feindlich gesinnter Edelleute, um das Schloss, welches die Russen dem Soplica zuerkannten, und zugleich dessen

Landgut als Kostenersatz fortzunehmen. Schon ist das Schloss in ihren Händen, als plötzlich russische Soldaten die nach einem Gelage Entschlummerten überfallen und in Fesseln legen. Jetzt zeigt sich Robak wieder und ersinnt einen Plan zur Besiegung der Russen. Diese werden mit Wein und ganzen Fässern Branntwein überreichlich bewirtet und dann ein Streit mit ihnen begonnen, der mit ihrer gänzlichen Niederlage endet. Robak hat Thaddäus und den Grafen mit seiner Brust gegen den Feind gedeckt, dabei aber selbst eine tödliche Wunde empfangen. Sterbend giebt er sich als den verschollenen Jacek Soplica zu erkennen, erzählt die Geschichte seiner Leiden und bittet wegen des einst an dem alten Horeszko verübten Mordes um Verzeihung. Die litauischen Edelleute müssen nun zwar fliehen, kehren aber bald mit der polnischen Armee unter Dąbrowski nach Litauen zurück, um mit Napoleon gen Moskau zu ziehn. Einige berühren dabei Soplicowo, unter ihnen der Graf als Oberst und Thaddäus als Leutnant, die beim Anblick der vaterländischen Waffen allen Groll und Hader vergessen. Noch weilt dort Sophie, Horeszkos Enkelkind; die Vermählung dieser mit Thaddäus wird gefeiert und damit die völlige Versöhnung der beiden feindlichen Familien besiegelt.

Den Schluss des Epos bildet eine Beschreibung dieses glänzenden Festes, das mit Nationaltänzen in allgemeinem Frohsinn und in der Hoffnung auf eine schöne Zukunft des Vaterlandes begangen wird. Der Dichter besingt das Fest im zwölften und letzten Buch:

Die Polonaise folgt. Mit heiterm Sinn
Schickt sich der Kämmrer an, zu kommandieren,
Er dreht den Bart, tritt vor Sophieen hin,
Sie höflich bittend, mit ihm aufzuführen.
Die andern Paare schliessen sich daran, —
Er giebt ein Zeichen, und der Tanz hebt an.

Die roten Stiefel schimmern auf dem Gras,
Es glänzt der Säbel an dem reichen Pass,
Er schreitet langsam, fast wie wider Willen,

Doch jegliche Geberde scheint zu sagen,
Dass Geist und Lust des Tänzers Busen füllen.
Er möchte jetzt die Dame etwas fragen
Und neigt das Haupt, ein flüsternd Wort zu wagen,
Sie thut verschämt, als höre sie ihn nicht;
Er hemmt den Schritt — erforscht ihr Angesicht
Und lacht — ihm scheint die Antwort zu gefallen.
Mit Stolz auf die Rivalen niederblickend,
Die Mütze, drauf die Reiherfedern wallen,
Jetzt vorwärts auf die Stirn, jetzt rückwärts rückend,
Dann auf ein Ohr, dreht er den Bart und schreitet
Den Neidern vor, die noch sein Wille leitet.
Oft lenkt er plötzlich nach der Seite ein,
Den Weg verändernd, jene zu verwirren,
Die, näher drängend, lassen sich nicht irren,
Und fester schliessen sich um ihn die Reihn.
Er fasst erzürnt das Schwert, wie um zu sagen:
Ihr Neider kommt! Wer will sich mit mir schlagen?
Er wirft das Haupt zurück, schaut mutig drein
Und drängt sich durch die Tänzer, die nicht wagen,
Ihn aufzuhalten, und mit ihren Schönen
Sich hinter ihn zurückziehn . . . . .
. . . . Rufe tönen,
Und laut und munter folgt sich Paar auf Paar;
Die tausend Windungen des Zuges stellen
Das Ringeln einer Riesenschlange dar.
Bunt prangen in des Festschmucks Farbenwellen
Die Damen und die Herren; in dem Stahl
Der Krieger blinkt der Sonne letzter Strahl,
Des Rasens Dunkel hebt den reichen Glanz,
Dazu der Lärm von Hochs, Musik und Tanz!

Froh schwebt Sophie hin, doch hält es schwer,
Sie in dem weiten Hofraum zu erblicken
Im grünen Kleid — im Kraute ringsumher
Und in den Blumensträussen, die sie schmücken;
Von Blüten und von hohem Gras verhüllt,
Tanzt sie voran, ein schimmernd Sternenbild.
Doch rät man, wo sie weilt, denn jede Hand
Und Blick und Rufe sind ihr zugewandt.
Der Kämmrer strebt umsonst, bei ihr zu bleiben,
Die Eifersüchtigen verdrängen ihn,
Doch, der ihn ablöst, muss bald selber fliehn,

Schon naht ein dritter, ihn zurückzutreiben,
Auch dieser muss demselben Los sich beugen.
Da trifft Sophie, müde schon vom Reigen,
Thaddäus an; den Wechsel zu beenden,
Schliesst sie den Tanz, weil sie ihm nah' sein will,
Geht dann zum Tisch, den Gästen Wein zu spenden.

Die Sonne schied, die Luft war warm und still,
Nur hie und da ein Wölkchen schwang gemach
Den Rosenfittich auf dem blauen Grunde
Und brachte jedermann die frohe Kunde:
Dem schönen Abend folgt ein schöner Tag.

Interessant ist folgende Episode aus der Entstehungsgeschichte des „Herr Thaddäus". Der bedeutende Prosaiker Heinrich Rzewuski (1791—1866), mit welchem Mickiewicz in Petersburg und Odessa bekannt worden war, weilte 1831 gleichzeitig mit ihm in Rom. Rzewuski war ein Meister der mündlichen Erzählung und unerschöpflich in seinen Stoffen, ohne jemals langweilig zu werden. Während des mehrmonatlichen Zusammenseins mit ihm in Rom hörte Mickiewicz ihm mit wachsendem Interesse und Erstaunen zu. Endlich fragte er ihn:

„Haben Sie denn niemals etwas für den Druck geschrieben?"

„Niemals, und jetzt bin ich zu alt, noch damit anzufangen."

„Aber lieber Freund," rief Mickiewicz, Gott hat Sie zum Schriftsteller geschaffen, und Sie lassen das grösste Autortalent, das Polen heute besitzt, völlig brach liegen. Verlieren Sie keine Zeit, nehmen Sie die Feder zur Hand und schreiben Sie!"

Rzewuski nahm sich diese Worte zu Herzen. Nach drei Tagen brachte er Mickiewicz einige beschriebene Quartblätter. Dieser warf einen Blick darauf — es waren Verse. Er las sie durch und fand sie gänzlich misslungen. Weil Rzewuski nicht leicht empfindlich wurde, nahm Mickiewicz keinen Anstand, ihm offen zu erklären:

„Sie haben mich missverstanden; ich riet Ihnen keineswegs, Gedichte zu machen, denn ich wusste nicht, ob Sie dazu Talent haben, jetzt sehe ich, dass Ihnen dieses fehlt. Schreiben Sie Prosa, ohne sich auf hochfliegende Phrasen einzulassen, schreiben

Sie, wie Sie erzählen, und es wird etwas Originelles und Schönes zum Vorschein kommen."

Rzewuski fühlte sich nicht beleidigt, sondern befolgte den Rat des Freundes und brachte ihm nach einiger Zeit ein paar Kapitel aus seinen „Denkwürdigkeiten Soplicas", diesem trefflichen Werk, welches mit lebendigem Vortrag und schlagender Wahrheit die reizvollsten Bilder aus den Adelskreisen einer noch nicht lange entschwundenen Epoche zeichnet. Ein späterer Abschnitt unseres Buches wird eine Probe daraus bringen. Diese Denkwürdigkeiten machten auf Mickiewicz grossen Eindruck und liessen in ihm die Idee zu seinem „Herr Thaddäus" reifen, zu welchem sie ihm, wie er selbst sagt, das ganze historische Kolorit, ja den Namen Soplica lieferten.

Eigentlich ist der Held dieses Mickiewiczschen Epos nicht Thaddäus, sondern Jacek Soplica, dessen Gestalt uns den Charakter des ganzen Volks vor Augen führt. Neben den Schicksalen des Helden, welche die der polnischen Nation sind, eröffnet sich uns, wie in der Odyssee, ein weiter Blick auf alles, was er auf seinem Lebenswege antrifft, auf häusliches und soziales Leben, auf einzelne Individualitäten und auf das, was die damalige Generation im tiefsten Innern bewegte.

i. Von Paris bis Stambul.

Auf der Reise nach Frankreich begleitete Anton Górecki unsern Dichter. Mickiewicz suchte sich in Paris eine Erwerbsquelle zu schaffen und soll sich sogar — wie damals so viele polnische Emigranten — zeitweise mit technischen Erfindungen beschäftigt haben, um dadurch sein Glück zu begründen. Da aber alle Hoffnungen fehlschlugen, trug er sich mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Um dies zu verhindern, beschlossen seine Freunde, ihn zu einer Heirat zu bewegen. Ein Bekannter aus Petersburg besuchte ihn in Paris und erzählte ihm, dass Celina Szymanowska, die er als vierzehnjähriges Mädchen verlassen, zur blühenden Jungfrau herangewachsen sei.

„Ich wäre geneigt, sie zu heiraten, wenn sie hier wäre,"

sagte Mickiewicz, indem er eine Rauchwolke aus seinem Tschibuk blies.

Dieses Wort trug Früchte. Die Freunde liessen Celina nach Paris kommen, und er vermählte sich im Jahre 1834 mit der, welcher er fünf Jahre früher die scherzhaft prophetischen Verse ins Album geschrieben hatte:

Die Freiwerbung beginnt: man sieht in Scharen
Ulanen nahen, Fussvolk und Husaren,
Die ihres Banners Namenszug entfalten;
Nun wohl! ich ward ein Held mit grauem Haare
Und sage, denkend meiner jungen Jahre:
Der rechte Flügel blieb doch immer mir,
Ich war des Heeres erster Grenadier!

Celina war von mittlerem Wuchs, hatte scharfe aber regelmässige Züge, schwarze Augen und schwarzes Haar und liebte einst die Welt, Putz und Vergnügungen. Aber bald nach ihrer Verheiratung verlor dies alles seinen Reiz für sie. Ihre einzige Freude war es, dem geliebten Gatten zu dienen, dessen Willen und Gedanken, dessen hoher moralischer Gewalt sie sich durchaus unterordnete. Sie war glücklich, wenn sie ihm seine litauischen Lieblingsspeisen bereiten, die Pfeife stopfen und andere Liebesdienste erweisen konnte. Mickiewicz war nämlich in seiner einfachen Art doch gewissermassen ein Feinschmecker. Oft brachte er selbst vom Markt Obst und Gemüse in den Taschen nach Hause, vergass es aber dann und setzte sich auf alles nieder.

Seit der Verheiratung verstummte seine Leier für immer. Bald zog die Sorge in sein Haus — er sehnte sich fort aus Paris. Endlich erhielt er 1839 einen Ruf nach Lausanne als Professor der alten Litteratur. Dort blieb er indes nicht ein volles Jahr, denn die französische Regierung übertrug ihm die Vorlesungen über slawische Litteratur am Collége de France zu Paris. Seine Vorträge fanden anfangs mit Recht grossen Beifall, sie wurden von den Zuhörern nachgeschrieben und nach diesen Manuskripten zuerst in polnischer Übersetzung, Paris 1841—43, sodann deutsch, Leipzig 1843—44, herausgegeben.

In diese Zeit fällt indes der Rückgang des Genius unseres Dichters. Ein polnischer Edelmann, Andreas Towiański, tauchte 1841 in Paris auf und gab vor, er sei von Gott gesandt, ein neues Evangelium zu predigen. Dieser Apostel versprach auch Mickiewicz die Wiederherstellung seiner Frau, deren Geist damals zeitweise umnachtet war. Towiański, der mit seinen exaltierten Schwärmereien — oder Betrügereien — in der Heimat keinen Anklang gefunden hatte, verstand es nun auf Mickiewicz zu wirken, in dessen Seele eine solche Richtung bereits Wurzel gefasst und der schon in seiner „Totenfeier" fast dieselben mystischen Ansichten entwickelt hatte. Unter Mystizismus — der schwachen Seite noch mehrerer anderer polnischer Dichter der Mickiewiczschen Schule — verstehen wir hier das Bestreben, das Geheimnisvolle des Ewigen mit der Kraft der Phantasie zu erforschen, den schwärmerischen Glauben, dass es ausser Vernunft und Erfahrung noch andere geheime und übersinnliche Quellen der Gotteserkenntnis gebe. Es ist ein Phosphorlicht, dessen Schimmer etwas Zweideutiges und Ungewisses hat und nur halbdunkle Gefühle, aber kein klares Schauen zulässt.

Die gute und nützliche Seite des sogenannten „Messianismus" Towiańskis bestand darin, die Würde des Volksgeistes zu erhalten, aber es war schädlich, ihn auch auf die Politik anzuwenden, die Vergangenheit durchweg als vollkommen zu preisen und dadurch das Volk zum Verharren in Irrtümern und zur Selbstvergötterung zu verleiten. Erst im Laufe der Jahre verlor Towiańkis Zauber seine Macht. Seine fanatischen Bekenner hatten die Sache sehr ernst genommen und begannen lauer zu werden, als keiner der vom Messianismus erhofften Einflüsse auf die Regeneration der Menschheit und des Vaterlandes sich zeigen wollte. Die Mickiewiczschen Vorlesungen waren aber allmählich in eine Apotheose dieser Lehre ausgeartet. Mit der „Idee" und dem „Glauben" — sagte er — kann man Throne umstürzen und wieder aufrichten. In Napoleon I. sah er den Vorläufer des neuen Messias, welcher Polen und alle Sławen befreien und beglücken solle. Diese Theorien nötigten endlich die französische Regierung, Mickiewicz von dem Lehrstuhl der sławischen Litteraturen zu entfernen. Nah-

rungssorgen und die Krankheit seiner Gattin trübten das Glück des unvergesslichen Sängers. Erst 1848 sagte er sich ganz von Towiański los; im folgenden Jahre redigierte er die „Tribune des peuples“ und erhielt endlich 1852 eine Anstellung als Bibliothekar des Pariser Arsenals. Anfangs 1855 starb seine Gattin, ihn mit sechs Kindern zurücklassend. Noch in demselben Jahre — während des Krimkrieges — reiste er im Auftrage der französischen Regierung nach der Türkei, um die Verhältnisse der dort lebenden Sławen zu erforschen, und langte im Oktober in Konstantinopel an. Die dort weilenden Gesandten empfingen ihn zuvorkommend und boten ihm Wohnungen in ihren Palais an, Mickiewicz aber zog ein dunkles und feuchtes Gemach in einem Privathause vor, das nicht besser als eine ländliche Krugstube eingerichtet war. Bald eilte er dann nach Burgas in Rumelien und brachte mehrere Wochen unter einem Zelt zu. Er gefiel sich in dem Lagerleben, ritt auf die Jagd und genoss die Speise des gemeinen Soldaten, aber dieser Übergang aus der Pariser Zimmerluft zum Bivouac war zu plötzlich und unvorsichtig. Er wähnte sich noch so frisch und rüstig, wie einst in den taurischen Gebirgen — aber Jahre, geistige Anstrengungen und Erregungen hatten ihn geschwächt; er erkrankte an einem Choleraanfall und musste nach Konstantinopel zurückkehren. Am 26. November wurde sein Zustand gefährlich. Die Ärzte gaben ihm wiederholentlich Laudanum und liessen seinen Körper gewaltsam frottieren, was ihm viel Qual machte. „Sie wissen nicht, was mir fehlt,“ sagte er, „sie wollen mich erhitzen und es brennt in mir wie Feuer!“ Doch bat er seinen Freund Służalski, ihm ohne Rückhalt das Urteil der Ärzte kundzuthun, und dieser antwortete unter Thränen: „sie meinen, du könntest sterben.“ Darauf sprach der Kranke, dessen Kräfte schnell abnahmen: „sage meinen Kindern, dass sie sich untereinander lieben.“ Dann empfing er die letzte Ölung, und der unsterbliche Geist entrang sich den Schranken der Endlichkeit. Seine irdische Hülle wurde dem Wunsch des Sterbenden gemäss nach Frankreich übergeführt und dort auf dem Friedhofe zu Montmorency neben der Gattin zur ewigen Ruhe bestattet.

Wieviel schon über Mickiewicz geschrieben sein mag, der

Gegenstand ist noch keineswegs erschöpft, denn er war in psychologischer Hinsicht ein Rätsel und vereinigte in sich die seltsamsten Widersprüche. Deshalb erscheint seine moralische Physiognomie, je nach dem Gesichtspunkt des Beurteilers, jedesmal verschieden. Sein Äusseres war im ganzen gefällig, die Gestalt zeugte von Kraft und Gesundheit, aber schon im fünfzigsten Lebensjahre war sein Haupt das eines Greises, er trug das beinahe weisse Haar nachlässig zurückgeworfen, die Stirn war gefurcht, aber es sprach aus dem Antlitz eine solche Macht des Gedankens, dass, wer dasselbe gesehn, es nie wieder vergass. Man musste lange mit ihm umgehn, um einen von den Augenblicken zu erhaschen, wo sein innerer Mensch sich ganz offenbarte. Im gewöhnlichen Leben war er der Litauer aus Nowogrodek mit allen Lieblingsneigungen und Gewohnheiten der Jugendzeit. Die Formen der höheren Gesellschaft waren ihm später ganz verhasst, und dies erstreckte sich sogar auf die Glacéhandschuhe. Als ihn einst in Paris ein Freund besuchte, sah er bei der Begrüssung auf dessen Hände und sagte:

„Wissen Sie, dass uns die Glacéhandschuhe ins Verderben geführt haben — ja, die Glacéhandschuhe, denn dadurch erhoben wir uns als stolze Gecken über das Volk, welches sich nicht schämt, seine schwieligen Hände zu zeigen.“

Mickiewicz besass ein edles Herz, er war aufrichtig und geradsinnig bis zur Naivität, und niemand konnte treuer in der Freundschaft sein. Frau und Kinder liebte er innig, und, um Bedürftige zu unterstützen, entzog er sich oft das Notwendigste. Dabei hielt sich sein Ehrgeiz in äusserst bescheidenen Grenzen. Von seinen Werken sprach er nur selten und dann ohne jede Anmassung, ja, er bewies oft den geringen Wert mancher Stellen, welche das Publikum am meisten entzückt hatten, und hielt sich selbst nicht für den einzigen grossen Dichter seines Landes. Und doch besass er einen gewissen angeborenen Stolz, der ihn selten die betretenen Pfade, sondern meist neue ungewohnte Bahnen einschlagen liess. Widerspruch konnte er nicht ertragen, am wenigsten, wenn ein Skeptiker es wagte, die Dogmen seines besondern Glaubens zu bemängeln.

Man hat Mickiewicz oft mit Byron verglichen, dessen Name

zu seiner Zeit die Parole aller Romantiker Europas war, und gewiss giebt es manche Punkte, in denen beide sich berühren und der Einfluss des britischen Barden auf den sławischen zu erkennen ist, aber man darf nie vergessen, dass in Mickiewicz, dem allgeliebten, der Geist seines Volkes zum reinsten, durch die Religion geläuterten, Ausdruck gelangte, während in dem Dichter des Don Juan neben den Tugenden auch die Fehler seiner Nation mit wild stürmender Kraft kulminierten und bei aller Zusammengehörigkeit doch Byron und England sich im Grunde gegenseitig — verachteten. Mickiewicz hatte, wie die Mehrzahl der polnischen Dichter dieses Jahrhunderts, ein Ideal — das manchen berühmten Dichtern, z. B. Byron, Heine etc. fehlte — und dieses Ideal war das Vaterland. Die Vaterlandsidee war und ist auch noch gegenwärtig die Triebfeder nicht nur zu dichterischen sondern auch zu den meisten wissenschaftlichen Bestrebungen der Polen. In der Vorrede zu seiner Übersetzung des „Giaur" — die er in Dresden vollendet und nach Verlust des Manuskripts mit vieler Mühe in Paris von neuem ausgeführt hatte — verteidigt indes Mickiewicz Englands kühn dämonischen Feuergeist warm gegen seine Verleumder und sucht zu zeigen, dass Byron in einer für einen Dichter höchst kläglichen Epoche geboren sei, einer Epoche, die ihn nicht verstehen konnte. „Der junge Autor," heisst es dort, „verfolgt von den Kritikern, bekämpfte sie nun seinerseits und indem er die Leser nach denen beurteilte, die ihn kritisierten, achtete er auch das Publikum nur gering." Wie Mickiewicz noch in gereifteren Jahren über den Poeten des Weltschmerzes dachte, erhellt aus folgender Stelle seiner Vorlesungen am Collège de France:

Lord Byron bezeichnet die Ära der neueren Dichtkunst. Er zuerst liess die Menschen den ganzen Ernst der Poesie fühlen; man sah diesen Dichter, reich und in einem aristokratischen Lande erzogen, das Parlament und sein Vaterland verlassen, um der Sache der Griechen zu dienen. Diese tief gefühlte Notwendigkeit, das Leben poetisch zu gestalten und so das Ideale dem Realen zu nähern, macht das ganze dichterische Verdienst Byrons aus. Und alle grossen Dichter der Sławen haben diesen Pfad verfolgt. Byron! das ist der geheimnisvolle Ring, welcher die grosse slawische Litteratur mit der des Occidents verbindet.

Aristokratisch-christliche Zukunftsdichtung und demokratisch-materialistische Aktionspoesie.

Hatte Mickiewicz vor allem auf dem Felde der epischen Dichtung unvergängliche Lorbeeren geerntet, so waren seine zwei, nächst ihm in Polen zu hoher Berühmtheit gelangten Zeitgenossen, Krasiński und Słowacki, der erste vorzugsweise Lyriker, während der zweite neben dem Epos hauptsächlich dem Drama sich zuwandte.

Sigmund Graf Krasiński wurde am 19. Februar 1812 in Paris geboren. Sein reichbegüterter Vater stand damals als Adjutant Napoleons mit seiner Division in Frankreich und wurde später als General der polnischen Armee nach Warschau berufen. Dort erhielt Sigmund seine erste Erziehung im elterlichen Hause unter Leitung des als Schriftsteller rühmlich bekannten Joseph Korzeniowski. Nach weiterer Vorbildung auf dem Warschauer Lyceum begann er seine Studien an der dortigen Universität.

Früh regte sich in ihm der Drang zur schriftstellerischen Thätigkeit, denn schon im sechsten Lebensjahre schrieb er für seine Bonne ein Märchen, „La bonne fée Marie“. Fünfzehn Jahre alt verfasste er die Erzählung „Das Grab der Familie Reichsthal“ und liess zwei Jahre später, durch Walter Scotts Schöpfungen angeregt, den Roman „Władysław Hermann und sein Hof“ (Warschau 1829) folgen. Das Haus seines Vaters, der zugleich Senator und Wojwode war, bot längere Zeit den Sammelplatz für alle hervorragenden Geisters Warschaus, an seinen Empfangsabenden nahm auch der Streit zwischen Klassizismus und Romantismus seinen ersten Anfang. Gewisse für Sigmund unliebsame, durch die politische Stellung des seinem Eide als Soldat treuen Vaters hervorgerufene Ereignisse bewogen den Jüngling, Warschau zu verlassen und sich nach der Schweiz zu begeben. Dort lernte er den Dichter Odyniec kennen, der ihn Mickiewicz vorstellte. Dieser benahm sich anfangs kalt gegen ihn, bald aber fand eine Annäherung statt, und eine Freundschaft entspann sich, welche auf Krasińskis schriftstellerische Richtung von nachhaltigem Einfluss

war. Obgleich Mickiewicz bereits den Dichterlorbeer errungen hatte, Krasiński aber erst im Beginn seiner Laufbahn stand, wusste dieser doch durch imponierende Geisteskraft und geniale Anschauung den Dichterfürsten für sich einzunehmen. Später, im Jahre 1847, sahen sich beide noch einmal in Rom.

Nach Petersburg im Jahre 1832 berufen, brachte Krasiński dort an den Augen leidend den Winter im Zimmer zu. Endlich im Besitz eines Reisepasses, begab er sich nach Wien und von dort 1836 nach Italien. Die Schöpfungen, welche von nun an in ihm reiften, sind als ein Abbild seines Seelenlebens zu betrachten, in dem sich tiefes religiöses Gefühl, eine durch physische Leiden und schmerzliche Erfahrungen genährte Melancholie und eine während der dauernden Abwesenheit vom Vaterlande mehr und mehr gesteigerte Sehnsucht vereinigten. Sein träumerischer Geist weilt mit Vorliebe in überirdischen Sphären und erhebt sich oft bis zu jener Divination, welche — wie beispielsweise in dem Gedicht „Die Morgendämmerung“ — in Qual und Schmerzen den einzigen Weg zur Wiedergeburt sieht. Dieser hohe Flug der Phantasie macht einen Teil seiner Schriften für grössere Leserkreise unzugänglich und beeinträchtigt ihre Popularität. Denn nicht jedem ist es gegeben, fern liegende, symbolisch eingekleidete Ideen zu deuten. Ein anderes ist es mit Mickiewicz, der allen gleich verständlich ist. Auch wusste Krasiński nicht wie dieser die Gegensätze zwischen Ideal und Leben zu versöhnen und verzehrte sich in Überfülle der Empfindung in einer Beseligung für das Unendliche. Schon während Krasiński in Wien sich aufhielt, entstand seine in Prosa geschriebene „Ungöttliche Komödie“, ein prophetisches Drama, dessen Personen der fernen Zukunft angehören. In dem zu Rom verfassten Drama „Irydion“ schildert er die heidnische Kaiserstadt in ihrer scheinbaren Grösse, aber innerlich zerfallend, und lässt das Christentum als Schöpfer einer neuen Welt aus dem Grabdunkel der Katakomben hervorgehen und den Sieg erringen, welchen der Grieche Irydion als Rächer seines unterdrückten Volks vergebens durch List und Falschheit erstrebt hatte.

Im Jahre 1843 vermählte sich Krasiński mit Elsbeth Gräfin Branicka und weilte zwei Jahre in Polen, sah sich aber durch die

Wiederkehr seiner Augenkrankheit und andere Körperleiden genötigt, nach Italien zurückzugehen. Tief ergriffen von dem edlen Schwunge in den Schriften der heilig gesprochenen Spanierin Theresa de Cepeda unternahm er es, ein Werk zu schaffen, das als eine Nachahmung ihrer Gefühlsäusserungen ihren innersten Seelenzustand abspiegeln sollte. Dies ist ihm in der, allerdings nur Fragment gebliebenen, aber von höchster religiöser Begeisterung getragenen Dichtung „Aus der Zelle (eigentlich „aus der Glosse") der heiligen Theresa" gelungen. Nachdem verschiedene zur Befestigung seiner wankenden Gesundheit unternommene Badereisen ohne Erfolg geblieben waren, erlag er am 14. Februar 1859 zu Paris einem Brustleiden.

Einige wollen in der Dichtung „Aus der Zelle der heiligen Theresa" nur die himmlische Liebe, den höchsten Gipfel religiöser Poesie finden, andere hingegen meinen, es mische sich eine fanatisch gesteigerte irdische Liebe in diese leidenschaftlichen Ausrufe des Mystizismus. Der Leser möge selbst nach dem hier folgenden Auszuge urteilen; das ganze Gedicht ist in „Iris, Dichterstimmen aus Polen" verdeutscht. Theresa spricht anbetend zu Christus:

Du glaubst vielleicht, du, der du ewig thronst,
Ich liebe dich, weil du es künftig lohnst
Mit Freuden lohnst in deines Reiches Hallen,
Mit Palmen — Harfen — und den Wundern allen,
Weil das, wozu du droben mich erkoren,
Mir alles heimzahlt, was ich hier verloren?
Ich liebe dich, weil du den Schmerz gekannt,
Den Schmerz, wie ihn nur je die Welt erfand,
Weil du, der Gott, Erniedrigung ertragen,
Weil du, der Gott, von roher Henkerhand
Gefesselt wurdest und ans Kreuz geschlagen.
Ich liebe dich, weil dir kein Trost genaht
Vom Himmel selbst — von Menschen nur Verrat.
Ich liebe dich, weil du aus tiefster Not
Zum Vater als Verlassner musstest flehen,
Ich liebe dich, o Herr, für deinen Tod
Und mehr für ihn als für dein Auferstehen.

Es können ja, seitdem du auferstanden,
Der Schwachen Dienste wenig dir bedeuten:
Dir dient die Welt bis zu den fernsten Landen,
Und leicht durcheilt dein Fuss des Äthers Weiten! —
Doch ewig scheint es mir bei deinem Tod,
Als kehrt' ich wieder zu bekannten Gauen,
Als durft' ich vormals schon den Hügel schauen,
Darauf das Kreuz, von deinem Blute rot, —
Als sei ich selbst die heil'ge Magdalene
Die Jammernde, die so von dir geliebt!
Ihr Herz ist ja in meinem tief betrübt,
Im Auge blinkt mir ihres Auges Thräne,
Und schreckliche Verzweiflung fasst mich an,
So tief, wie keine zweite dringen kann.
Nicht heisser konnte ihre Liebe sein, —
Ich weiss zwar, sie war gross — ich bin nur klein,
Geringer ist ja mein Verdienst um dich,
Doch mehr geliebt hat sie dich nicht als ich!
Wie wird mein Herr einst über uns befehlen,
Welch Urteil fällen Salomos Gericht,
Wie eine Liebe teilen für zwei Seelen?
Denn zwiefach giebt es solche Liebe nicht!

Betrachten wir jetzt näher das bedeutsamste Werk Krasińskis, „Die ungöttliche Komödie". Der Titel desselben ist eine kontradiktatorische Anspielung auf Dante, weil darin das politische Element, statt des religösen bei Dante, in den Vordergrund tritt. „Die ungöttliche Komödie" ist ein Resultat der Reflexion über den neueren Zustand Europas, den Krasiński näher kennen gelernt hatte. Mit genialer Sorglosigkeit ist darin die gewöhnliche dramatische Disposition, das Erwägen der Bühnengerechtigkeit, und die lebenswahre Zeichnung der Personen verschmäht. Nur ein ganz lockeres Band hält die vier Abteilungen des Dramas zusammen. Der Held des Stückes, Graf Heinrich, der letzte Aristokrat, führt hier sehr bedeutsam nur den Namen „Mann", den er durch ritterliche Tapferkeit verdient. Es scheint, als wollte der Dichter in diesem „Manne", einer Vereinigung von vergebichem dichterischen Ringen und untergehendem Aristokratismus, sich selbst schildern. Das Pathos unbefriedigter Dichternatur giebt dem ersten Teil des Dramas einen grossen Schmelz der Gefühle

und einen ergreifenden Ausdruck des Schmerzes. Doch das „Weib“ versteht nicht den Mann; Treue, Pflichterfüllung, liebevolle Hingebung genügen ihm nicht, sein weibliches Ideal ist ein anderes. Aber ein Sohn, Georg, ist der tragischen Ehe entsprossen. Ihn segnet die verzweifelte, verlassene Mutter vor Gott zum Dichter, aber der Segen ist ein Fluch, der von nun an als Rachegeist den Mann von Sturz zu Sturz jagt. Die Frau wird dann wahnsinnig und stirbt, der Sohn wird Dichter, er erblindet — Blindheit gehört ja seit Homer zum Sänger — und auch er wird, um der Mutter zu gleichen, wahnsinnig und stirbt. Die zweite Hälfte des Dramas schildert den untergehenden Aristokratismus. Der „Mann“, welcher als Dichter und Edelmann die einfache Arbeit des Tages verschmähte und sich zum Schwelgen im Genuss hinreissen liess, muss jetzt auf die härtere Arbeit und Pflicht seines Jahrhunderts eingehen, um den Kampf mit der neuen Zeit zu übernehmen. Graf Heinrich steht an der Spitze der Aristokraten, glaubt aber nicht an die Treue ihrer Grundsätze. Die Revolution flammt auf, ein einziger lenkt sie und bändigt das Volk, der Demokrat Pankratius, aber da er sich selbst nicht bändigt, erliegt er einer Macht, die stärker als die seinige ist, der Religion. Denn nur aus dieser — das ist der tiefe Sinn des Gedichts — kommt alles Heil und alle gesunde Freiheit. Das Volk soll durch den Kampf um diese nicht Orgien des Genusses, nicht Befriedigung der Selbstliebe, nicht Materialismus und Gottlosigkeit anstreben, sondern Treue unter sich und gegen den Fürsten und seine Gemeinschaft im Geiste des Christentums, das den Staaten die Freiheit und eine neue Verfassung bringen soll. Eine neue Welt, mit dem Gottesgedanken, mit der Liebe und Erhebung der Menschheit, wird sich dann auftun. Ein Zeichen, für Pankratius allein sichtbar, erscheint am Himmel, und dasselbe erkennend, sinkt er nieder, im Hinscheiden die Worte wiederholend, welche jener römische Kaiser nach vergeblichen Bemühungen, das Christentum zu stürzen, ausrief: „Galiläer, du hast gesiegt!“

Glühend ist die Phantasie, wunderbar schön und erhaben, voll neuer Ausdrücke, oft allerdings auch schwer verständlich ist die Sprache in diesem prophetischen Drama. Krasiński hatte

darin zwar die ganze europäische Welt vor Augen, aber den meisten Anklang mussten seine religiös-philosophischen und politischen Zukunftsideen in Polen finden, wo alles neu zu bauen war.

Auf die von Krasiński in Nizza gedichteten „Psalmen der ukunft", in welchen Glaube, Liebe und Hoffnung einen schönen Akkord bilden, die aber von der Demokratie als eine Apologie des Adels aufgefasst wurden, erliess **Słowacki**, der längere Zeit sein intimster Freund gewesen war, eine ironische und herausfordernde Antwort mit dem Refrain „Und du hast Furcht, Sohn eines Edlen!"

Krasiński schrieb anonym, weil sein Name durch seinen Vater bei den polnischen Patrioten keinen guten Klang hatte. Sogar seine nächsten Bekannten wussten lange nicht, dass er der Verfasser dieser von ihnen so bewunderten Dichtungen sei.

Julius Słowacki wurde am 23. August 1809 in Krzemieniec geboren. Nach vollendeter Ausbildung an der Wilnaer Akademie erhielt er eine Anstellung im Warschauer Ministerium. Dort entstand seine erste Dichtung „Mindowe"", eine Tragödie in fünf Akten.

Dem Aufstande von 1830 widmete er als Anhänger der demokratischen Partei einige feurige Lieder und teilte dann das Los der polnischen Emigranten in Paris. Im Jahre 1832 erschienen dort zwei Bände seiner Poesieen, unter denen das ukrainische Phantasiegemälde „Žmija", das allerdings nur teilweise gelungene Drama „Maria Stuart", vor allem aber seine beste damalige Schöpfung, das Epos „Johann Bielecki" (vollständig übersetzt in meinem Werk „Iris") hervorzuheben sind. In Mickiewicz, der, bereits im Glanze seines Dichterruhms stehend, ebenfalls nach Paris kam, sah sein reizbares Gemüt bald einen feindlichen Rivalen, und eine ihm hinterbrachte Äusserung desselben über seine Dichtungen vermehrte die Abneigung gegen ihn. Dazu kam, dass Mickiewicz im dritten Bande seiner „Totenfeier" den schon 1824 verstorbenen Stiefvater Słowackis, Dr. Beku, unverkennbar treu kopiert, aber auch ungerechterweise in ein sehr unvorteilhaftes Licht gestellt hatte. Von Unmut erfüllt, begab sich Słowacki nach Genf, wo er in dreijähriger Zurückgezogenheit u. a. die Dramen „Kordyan", „Mazeppa", „Balladyna" — eine Nachahmung Shake-

speares —, und „Horstyński“ verfasste. In dem letztgenannten, von Małecki im Nachlasse des Dichters ohne Titel vorgefundenen und erst von ihm so getauften unvollendeten Drama zeichnet der Dichter den granitnen Typus des hochfahrenden Magnaten, den er in dem, fast ganz der historischen Grundlage entbehrenden „Mazeppa“ mit bis zur Unmöglichkeit grellen Farben malt. Von Genf reiste er dann über Neapel nach Griechenland und besuchte Ägypten und Palästina, überall neue Eindrücke in sich aufnehmend. Arabische Lieder des Dragoman der Karawane und die Erzählungen eines Arztes während der Quarantäne, welcher er sich bei dem Städtchen El-Arish unterziehen musste, gaben ihm den Stoff zu dem erschütternden Laokoon-Gemälde „Der Vater der Pesterkrankten in El-Arish“, in welchem dieser seine aus acht Häuptern bestehende Familie während der stets von neuem verlängerten Wüsten-Quarantäne nach und nach dahinsterben sieht. Wir entnehmen dieser (in dem Werk „Iris“ ganz wiedergegebenen) Dichtung hier einzelne Abschnitte. Der Dichter führt darin den hartgeprüften Familienvater selbst erzählend ein:

Ich kam hier an und schlug auf diesem Sand
Mein Zelt auf; die Kamele ruhten stille,
Das Kind, ein Englein in der Erdenhülle,
Es fütterte die Vöglein mit der Hand,
Aus deren Brust die Menschenfurcht entschwand.
Das kleine Flüsschen dort erschaut dein Blick,
Das jüngste Mädchen kam von ihm zurück,
Die Kanne tragend — wie ein Rohr so schlank.
Sie trat zum Feuer und im heitern Drang
Bespritzte sie ein wenig ihre Brüder;
Der älteste — das Auge heiss entbrannt —
Nahm das Gefäss — ihm zitterte die Hand —
Und sprach: „Gott senke Segen auf dich nieder
Für diesen Trank, es glüht mir in der Brust.“
Er trank das Wasser aus mit wilder Lust,
Und wie ein Baum, vom Sturmwind umgerissen,
Fiel er zu Boden — keine Rettung mehr.
Die Schwestern wollten seine Leiche küssen,
Ich schrie entsetzt: „Das waget nimmermehr!“
Ich schleppte ihn hinaus, damit die Wache

Auf eisernem Gerät ihn weiter trage
Und ihn begrabe unterm Kuppeldache.
Seit jener Nacht entsetzlich schwerem Schlage
Bestimmte man mir neue vierzig Tage.

Zwei meiner Töchter, die ihr Bett geteilt,
Hat in derselben Nacht der Tod ereilt.
Ach! Hafne und Amina waren leise —
Obgleich, seit mir der Sohn dahingegangen,
Kein Schlummer meiner Augen Licht umfangen —
So unbemerkt entrissen unserm Kreise,
Dass selbst die eigne Mutter nichts gehört,
Die jene Nacht doch auch des Schlafs entbehrt.
Am Morgen waren beide grau, entstellt,
Die Töchterchen, die uns die Pest genommen,
Die Wache schleifte sie aus unserm Zelt,
So schieden sie! — um nie zurückzukommen!
Und weil sie wohlerzogne Mädchen waren,
So fegten sie den Boden — mit den Haaren!
Siehst du die Sonne in des Azurs Blau?
Stets geht sie auf dort überm Palmenhaine
Und scheidet hinterm Berg in gleicher Reine.
Nie deckt den Himmel eines Wölkchens Grau,
Und doch schien damals mir der Sonne Licht
Nicht in der goldnen Sonne Glanz zu prangen,
Sie war das Taggestirn von gestern nicht,
Wie ein Gespenst erschaut' ich sie mit Bangen.
Der Himmel auch, der auf mein Unglück sah,
Auf den Verlust der drei geliebten Wesen,
Lag, wie mir schien, in tiefem Nebel da,
Vom Erdreich schienen Dünste sich zu lösen,
Ich wusste nicht, ob des Gebetes Klänge
Zu Gott gelangten durch der Wolken Menge.

Der Araber schildert darauf dem Reisenden, wie allmählich alle seine Lieben hingerafft wurden, und schliesst mit den Worten:

So schwanden vierzig trübe Tage hin.
Die Menschen kamen endlich mich erlösen;
O bittre Freiheit, trauriger Gewinn!
Fast war das dunkle Zelt mir lieb gewesen,
Das über mir in meinen Schmerzen stand.
Entfernen soll ich alle Stricke, Pfähle,

Die — Ewiger, sei gnädig meiner Seele! —
Ich mit den Kindern eingrub in den Sand.
Ach, hilf sie ausziehn mir — ich bin allein!
Vielleicht vermagst du aus der Leinwand Rauschen
Noch mehr von meinem Jammer zu erlauschen,
Die alles sah, was mir vergällt das Sein.
Und ist sie nicht das Abbild meiner Qual?
Schau hin, berühre sie! Du darfst nicht wähnen,
Dass du vermehren sollst der Opfer Zahl,
O Sohn, du zählst ja nicht zu meinen Söhnen!
Doch nein — entfliehe! — wahrlich, dieses Leinen
Muss fremden Menschen grauenhaft erscheinen.
Zu sterben an der Pest! ach welch ein Sterben!
Da man die eignen Brüder nicht mehr kennt, —
Ein Feuer glüht in dir, die Brust verbrennt —
Ja, acht der Meinen sah ich so verderben!
Entschwinden sah ich ihrer aller Seele.
Drei volle Monde hab' ich so verbracht,
Und heute, — siehe dort die neun Kamele,
Ihr Rücken trägt der leeren Sättel acht!
Sonst ist mir nichts mehr — ausser Gott — geblieben,
Doch ja, mir blieb noch eins: mein Kirchhof drüben!

Im Juni 1837 landete Słowacki in Livorno, weilte darauf ein Jahr in Florenz und gab seinen „Anhelli" heraus, eine Dichtung in prosaischer Form, aber in biblisch erhabener Sprache, in welcher er die Einöden Sibiriens einerseits mit wunderbarem Reiz zu umkleiden, andererseits aber die Schrecken der Verbannung mit ergreifenden, wenn auch oft durch rätselhaftes Dunkel getrübten Farben zu schildern weiss. Im Jahre 1839 finden wir ihn wieder in Paris, wo jetzt eine Annäherung zwischen ihm und Mickiewicz stattfand.

Es gab eine Epoche, in welcher Słowacki, nachdem er in Paris längere Zeit unbefriedigt gleichsam als Einsiedler gelebt hatte, sich wieder glücklicher zu fühlen begann. Er kleidete sich mit höchster Eleganz und weilte mehr ausser als in dem Hause. Als dann Towiański mit seiner Propaganda auftrat, verhielt sich Słowacki anfangs kalt ablehnend, trat aber dann in des „Meisters" Gemeinde ein, und nun vollzog sich in seinem ganzen Wesen eine durchgreifende Reaktion. Er wurde ein in sich gekehrter

Mensch, der allein für sich grübelte. Nur ein Jahr lang gehörte er Towiańskis Sekte an, aber der Einfluss dieses Mannes war bleibend. Der Dichter lebte nur noch „im Geiste“, er fühlte seine Seele „voll göttlicher Schätze“ und schuf auf der Basis der heiligen Schrift seine mystisch-spiritualistischen Doktrinen.

Das bewegte Jahr 1848 rief ihn nach Posen, von dort begab er sich nach Breslau, um seine geliebte Mutter noch einmal ans Herz zu drücken. Nach Paris zurückgekehrt, erkrankte er schwer und verschied am 3. April 1849.

Früh war die geistige Entwickelung Słowackis der körperlichen vorangeeilt, denn schon im Alter von 8 Jahren fand er an der Ilias Geschmack und fragte seine Mutter, ob es nicht noch ein ähnliches Buch gebe. Er erhielt die Äneide, die ihn aber sehr langweilte. Als er etwa 20 Jahre alt war, lernte er Englisch mit solchem Fleiss, dass er nach 3 Monaten schon Byron verstehn konnte. Er selbst gesteht den Einfluss dieses Dichters auf seine schöpferische Richtung zu. Beiden ist die düstere Leidenschaft, die Klage des Zweifels und die launenhafte Art der Komposition eigen. Słowacki besass eine überaus reiche Phantasie und beherrschte die Sprache mit seltener Meisterschaft, aber indem er mit Vorliebe die negative Seite des Lebens, den grausamen Hohn des Schicksals zur Darstellung bringt, lässt ihn der Drang seiner Leidenschaft oft die dem Kunstwerk gesteckten Grenzen überschreiten. Das offenbart sich beispielsweise in den poetischen Erzählungen „Lambro“ (1835), „Wacław“ (1839), „Beniowski“ (1841) und in den Dramen „Beatrice Cenci“ (aus dem Nachlass) und „Lilla Weneda“ (1840). Liegt in „Balladyna“ mit der Lady Macbeth ähnlichen Heldin eine grausige Tragik, in welcher menschliche Charaktere ausgeprägt sind, so können die Gestalten in „Lilla Weneda“ nur als Ideale aufgefasst werden, und die Schmerzen, der Zweifel und der Missglaube Słowackis selbst erscheinen darin inkarniert. Im Ganzen fand und findet er, den Mickiewicz den „Satan der Poesie“ nannte, noch heute keinen rechten Widerhall in den Herzen seines Volkes. Eine schwärmerische Phantastik, wie sie ihm und, nach einer andern Richtung hin, Krasiński eigen ist, entbehrt zu sehr der Freude an

der Gegenwart, als dass sie allgemeine Sympathieen erwecken könnte. Aus vielen wie Bibelsprüche lautenden Aufzeichnungen erhellt die krankhafte Geistesrichtung des Dichters, den sein Mystizismus oder vielmehr sein Aberglaube so anmassend machte, sich selbst zu überreden, die Bibel sei nur ein Anfang, ein Versuch, die ewigen Wahrheiten aufzuzeichnen, er aber der zur Vollendung des Werkes Berufene. Es erweckt ein schmerzliches Gefühl, ein Talent wie Słowacki so enden zu sehn. Słowackis Mutter, die der Sohn sehr verehrte — wenn er auch zu seinen vielen planlosen Reisen und sogar zur Drucklegung seiner Werke unaufhörlich pekuniäre Opfer von ihr verlangte — diese seine treueste Freundin muss wohl von seinen schriftstellerischen Erfolgen wenig befriedigt gewesen sein, denn sie schrieb noch kurz vor seinem Tode einen Brief an ihn, in welchem sie ihm Vorwürfe machte, dass er seine Fähigkeiten unnütz vergeudet habe: „er hätte zu Ruhm gelangen und gross werden können, gleich Chopin, wenn er sein Talent zur — Musik nicht vernachlässigt hätte!

Politische und Kriegs-Lyrik.

> Whether 'tis nobler in the mind to suffer
> The slings and arrows of outrageous fortune;
> Or to take arms against a sea of troubles,
> And, by opposing, end them?
>
> Hamlet.

Wenngleich die Erörterung völkerrechtlicher Fragen unserm Gegenstande fern liegt, können wir doch an dieser Stelle eine kurze Abschweifung auf dieses Gebiet nicht umgehen. Den Polen schien ihr Land ausersehen, die antike Republik in Europa zu bewahren, aber diese erhabene Sendung stand in zu grossem Kontrast mit der einseitigen und schroffen Scheidung der Stände. Der Sieger hatte dem „Königreich Polen“ eine recht freisinnige

Verfassung gegeben; die Verheissung noch grösserer Wohlthaten zu erfüllen lag nicht in seiner Macht. Man verlangte indes mehr, als das Gewährte — die Wiederherstellung des Reichs in den alten Grenzen. Zwar hatte sich der Wohlstand seit 1788 beträchtlich gehoben; nach Tilgung sämtlicher Staatsschulden besass jetzt Polen einen Schatz von 10 Millionen Silberrubeln, die Bevölkerung stieg, und gleichzeitig mit dem materiellen Gedeihen schritt auch die geistige Entwickelung kräftig vor. Dennoch griffen die Polen gegen Ende des Jahres 1830, unterstützt durch ein Nationalheer, von neuem zu den Waffen. Der Krieg, das Gottesurteil sollte entscheiden. Und die Entscheidung fiel wieder zu ihrem Nachteil aus. Zwar weckte manche an alte Heldenzeiten erinnernde That das natürliche Mitgefühl der Völker, aber der Mangel der zu so grossen Unternehmungen erforderlichen Einheit, eine Menge von Fehlern, die im Felde wie im Rat begangen wurden, und das Ausbleiben der erhofften Hilfe Englands, Frankreichs und der Türkei waren ihr Verderben. Statt die Streitkräfte in einem Punkt zu sammeln, um einem an Hilfsmitteln weit überlegenen Gegner die Spitze bieten zu können, sandten sie hierhin und dorthin einzelne Streifheere, die bald an die Grenze gedrängt wurden und sich dort entwaffnen liessen.

Die Revolution regte die politische und kriegerische Dichtung an. Allerdings zieht sich auch durch viele dieser Schöpfungen ein religiöser Gedanke. Christus, der Gott, hat alles, was Menschen leiden können, selbst erduldet, wer darf daher noch über Trübsal klagen, wer noch der Menschenfurcht Raum geben! Und es ist kein Übel, in der Hoffnung auf ein besseres Jenseits zu sterben. Aber im ganzen ist diese Lyrik doch mehr die des Zornes als der Liebe und darf in anderen Ländern kaum auf Sympathieen rechnen. Wenn Homer den „Zorn“ des Peliden singt, ist doch sein eigenes Gemüt nicht von Bitterkeit erfüllt.

Wer diese Erzeugnisse der polnischen Muse indes näher kennen zu lernen wünscht, findet eine sehr reiche Auswahl in den, im zweiten Bande fast nur diese Poesiegattung behandelnden „Vorlesungen über die Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ von Adalbert Cy-

bulski, weiland Professor an der Breslauer Universität (geb. 1808, gest. 1867). Diese in deutscher Sprache gehaltenen Vorlesungen wurden zuerst 1870 in polnischer Übersetzung von Franz Dobrowolski herausgegeben und erschienen dann 1880 zu Posen im deutschen Originaltext.

Unter den Sängern, die in flammenden Worten zur That aufriefen, zeichneten sich besonders drei durch eine reiche Begabung aus, welche sie zum Teil auch in anderen Litteratursphären eine hohe Stufe der Kunst erreichen liess.

Stephan Garczyński (1806—1833), der Nachahmer und Freund des Mickiewicz, von welchem er in dessen „Vorlesungen" sogar an die Spitze der polnischen Dichter gestellt wird, nahm an der nationalen Bewegung von 1830 thätigen Anteil und schuf kriegerische Lieder, die in ihrer offensiven Weise mit dem Schwerte geschrieben zu sein scheinen. Seinen feurigen „Kriegssonetten" muss Schönheit der Form und lebendige Zeichnung der Situationen zuerkannt werden. Weniger gelungen ist seine grossartig angelegte episch-philosophische Dichtung „Wacławs Thaten". Einen echt lyrischen Ton schlägt Garczyński in der hier folgenden „Elegie auf den Tod Grabowskis" an:

Als ich zuletzt von dir gegangen bin,
Auf Wiedersehen! sagten da wir beide.
Jetzt ruf' ich es allein mit tiefem Leide —
Du gingst ja heut auf länger, länger hin:
Auf Wiedersehn einst, wenn wir auferstehen,
Vor Gottes Thron, in lichten Himmelshöhen!

Mich traf im Leben, ach, so mancher Schlag,
Die Thränen stockten ob des Schmerzes Dauer,
Mein täglich Kleid, es ist das Kleid der Trauer,
Und stets ist mir der Gram im Herzen wach!
Und dennoch, heute ist mein Antlitz bleicher,
Das Kleid ist schwärzer, und das Nass fliesst reicher.

Das hoffnungslose Wort: er ist nicht mehr!
Wie klingt es dumpf im Freundesherzen wieder!
Dir gilt es nichts, im Chor verklärter Brüder
Wallst du beglückt im Feierkleid einher,

Hast deinen Leib der Erde heimgegeben —
Wir müssen bleiben, müssen trauernd leben.

Drum lass uns weinen! Du in deinen Höhn
Magst im Gebet des Freundes hier gedenken!
Gewiss, der Vater wird Erhörung schenken
Des ritterlichen Engels heissem Flehn.
Mein Blick ist sehnsuchtsvoll emporgewendet,
Erst dort ist Leben, wo das Leben endet.

Auf Wiedersehn! Einst kommt, einst kommt die Zeit,
Die uns auf ewig wieder wird vereinen.
Vielleicht harrt mein ein Ende gleich dem deinen
Von Feindeshand — wohlan, ich bin bereit.
Du wirst, was ich ersehne, mir erflehen,
Mein Stanisław; leb' wohl! auf Wiedersehen!

Beim Übertritt der entwaffneten polnischen Armee über die Grenze weint Garczyński ihr die Klage nach:

Kranichzüge stiegen hoch empor,
Aufwärts schwebend sangen sie im Chor,
Und durch Wald und Fluren zogen Mannen
Schweigend ohne Sang und Klang von dannen,
Schritten staubbedeckt und traurig vor.
„Wohin geht ihr?" fragt der Vögel Sang,
„Hört man gleich der blanken Waffen Klang,
Wandelt ihr doch weinend wie zum Grabe!" —
„Klirrt die Waffe auch — das Lied verklang,
Heute nimmt der Deutsche uns die Wehr,
Weithin wandern wir — die Hände leer,
Fern um Brot zu flehn, um fremde Gabe,
Bittres Brot, das wir so schwer erwarben
Für des Landes Ruhm durch unsre Narben.
Fliegt, ihr Kraniche, nach unsern Auen,
Schwebt zu unsern Teuern dort im Land,
Kriegerthränen sind euch mitgesandt,
Bringt sie unsern Müttern, Schwestern, Frauen!
Weinend mögen sie zum Vater flehen,
Dass wir bald die Heimat wiedersehen.
Trinkt die Weichsel — mit des Blutes Zeichen,
Nährt euch von dem Feld, bedeckt mit Leichen.
Uns wird dies Gefild sobald nicht nähren,
Und nicht alle werden wiederkehren.

Fliegt nach Polen, fliegt — wir ziehn von hinnen,
Einst ein ewig Glück ihm zu gewinnen.

Vincenz Pol wurde 1807 in Galizien geboren. Die Familie Pol stammte ursprünglich aus England, von wo sie religiöser Verfolgungen wegen nach dem Bistum Ermeland geflüchtet war. Vincenz' Vater, mit einer geborenen Longchamp vermählt, nahm eine höhere amtliche Stellung in Österreich ein. Der erste Unterricht ward dem Sohn in Lemberg zuteil; dann wurde er in das Jesuitenkonvikt zu Tarnopol gesandt. Seine tiefwurzelnde Religiosität liess in ihm den Wunsch rege werden, sich dem Priesterstande zu widmen, da er aber in seiner Familie Widerstand fand, bezog er die damals deutsche Universität Lemberg, wo bereits die Regeln der französischen Ästhetik bei Seite gelegt waren. Schelling und der jüngere Schlegel beherrschten die Katheder der Litteratur. Vincenz Pol wurde einer der konsequentesten Romantiker Polens. Im Jahre 1828 verliess er Lemberg, um nach Wilna zu wandern, wobei er seinen Weg durch Volhynien, Podolien und die Ukraine nahm, überall Land und Leute studierend. Es war, als fühlte er voraus, dass er einst ganz Polen im Gesange beschreiben werde. Kaum hatte er in Wilna das Professor-Examen bestanden, als sich in den polnischen Kreisen Symptome der bald eintretenden Bewegung zu zeigen begannen. Die Ereignisse des Jahres 1830 weckten in Pol zuerst die dichterische Begeisterung. Nachdem er 1831 im litauischen Aufstande, dem er manches kriegerische Lied widmete, mitgekämpft hatte, verliess er sein Vaterland, besuchte Goethe in Weimar und hielt sich einige Zeit im Elsass auf. Er ist der letzte Pole, welcher dem deutschen Dichterfürsten gegenübergestanden hat. Pol trat bei Goethe in kriegerischer Uniform ein, geschmückt mit dem Orden „virtuti militari". Goethe schien seine Anwesenheit nicht zu bemerken und schrieb ohne aufzublicken an seinem Pulte. Nachdem Pol eine Viertelstunde gewartet hatte, wandte er sich heftig um, so dass sein Säbel am Erdboden rasselte. Goethe fixierte ihn, erhob sich von seinem Sessel und sagte freundlich: „Sie sind sehr hitzig." „Ich komme eben aus dem Feuer, Exzellenz," erwiderte Jener, und nun unter-

hielt sich Goethe mit ihm eine volle Stunde über Volkspoesie und über die neue Richtung der polnischen Lyrik.

In Strassburg dichtete Pol, durch Bérangers Chansons angeregt, seine in volkstümlichem Tone gehaltenen, die verschiedenartigsten vaterländischen Stoffe behandelnden „Lieder des Janusz", von denen wir eines hier wiedergeben:

Hetmann's Guldia.

Über Czarnomorze's Auen
Sah ich hoch den Vogel eilen,
Sah die schönste aller Frauen
Im Serail des Pascha weilen.

In des alten Khanes Stalle
Stand manch Ross von edlem Blute,
Dennoch übertraf sie alle
Guldia, des Hetmans Stute.

Welch ein Köpfchen! welch Geäder!
Seidenweich der Mähne Zöpfe,
Und ihr Füsschen leicht wie Feder
Streifte kaum der Blüten Köpfe.

Wenn sie der Kosak gestreichelt,
Glänzte sie wie Mägdleins Wange,
Wenn der Hetman ihr geschmeichelt,
Kniete sie im Säulengange.

Trug sie ihn von Zaporoze,
Sank erbleicht das Frühlicht nieder,
Legte sich des Sturms Getose,
Und drei Meere rauschten Lieder.

Dnieper! schwand dein Ruhmesschimmer?
Der du Adlers Forst entsprungen,
Ach, du bist der Stolze nimmer,
Wie ihn Barden einst besungen.

Die Ukraine liegt verwaiset, —
Hetmansgräber sieht man ragen
Dort, wo Falken einst gekreiset,
Um mit Guldia wettzujagen.

Pols Lyrik ist selten erotisch, nur ausnahmsweise vertraute er der Harfe die Geheimnisse seines Herzens, in seinen „Kleinen Poesieen“ besingt er Gott und die Schöpfung und gemäss seinem tiefen Verständnis der Natur weiht er der ästhetischen Erhebung derselben zu den Höhen der Kunst die erste und letzte Note. Hier zwei seiner kleineren Gedichte:

Die Hausgötter.

O Vaterhaus, o Kirchlein ländlich schlicht,
Wen zögen nicht zu euch des Herzens Triebe!
Stets kehrt ihr wieder vor das Angesicht,
Und weckt im kalten Busen neue Liebe.

Und ewig, ewig, wie der Lerche Schlag,
Erhebt in jedem Frühling sich ein Bangen
Nach jenem Kirchlein, jenes Hauses Dach,
Wo uns des Lebens Morgenrot umfangen.

Mag Glück uns lächeln, Unheil uns bedräun,
Am kühlsten ist der Vaterlinde Schatten,
Des Hauses Quelle nur ist silberrein,
Und nichts grünt schöner, als der Heimat Matten.

Denn tröstend, schützend, nach der Engel Art
Schwebt unsrer Eltern Geist dort in den Höhen,
Um, wie sie einst vor Sünde uns bewahrt,
Uns jetzt der Himmels Gnade zu erflehen.

Die Lerche.

Hört ihr wohl die Lerche singen
Und die Flüglein rauschend schwingen?
Lieder aus der Erdenwelt
Sendet sie zum Himmelszelt.

Lerche, warum bittest du?
Um des eignen Nestleins Ruh?
Um das Körnchen winzig klein?
Um das Wasser kühl und rein?

Mutter Gottes Sänger bin ich,
Bete für das Dörfchen innig,

Wenn ich gut bin zu den Leuten,
Werden sie mir Schutz bereiten.

Darum flieg ich zu den Höhen,
Tau vom Himmel zu erflehen
Und der Wolke Segenkraft,
Die der Flur Gedeihen schafft:
Frieden, Wärme, Sonnenlicht,
Das erbitt ich, andres nicht!

Im Jahre 1832 unternahm Pol mit Mickiewicz von Dresden aus einen Ausflug in die sächsische Schweiz; Pol sprach dabei mit Begeisterung von den Schönheiten seines polnischen Vaterlandes. Mickiewicz hörte ihm lange schweigend zu, — endlich ergiff er seine Hand und sagte:

„Schreiben Sie dies Alles in Versen nieder, aber einfach, wie Sie es hier erzählt haben, und Sie werden ein Poem schaffen, wie wir es noch nicht besitzen."

Pol verfasste darauf sein „Lied von unserm Lande", welches vielleicht in der Einfachheit und Nüchternheit der Schilderungen weiter geht, als es einer Dichtung zukommt, dem aber eine gewisse Plastik in den charakteristischen Umrissen der Örtlichkeiten und ihrer Bewohner und eine eingehende Beachtung der nationalen Erinnerungen nicht abzusprechen ist. Musikdirektor Dembiński in Posen hat dasselbe 1875 als Kantate komponiert. Höher müssen wir gleichwohl Pols echt poetisches „Lied von unserm Hause" stellen, in welchem der Dichter es verstanden hat, das häusliche Leben in seinen Geheimnissen zu überraschen und ihm die feinsten Züge für sein Gemälde abzulauschen. Lebenswahr und tief empfunden sind z. B. Schilderungen wie:

Lass uns, Sohn, das Land durchwallen,
Auf den Dörfern, Höfen allen
Nach den Sitten Umschau halten,
Wie sie noch bei denen walten,
Die in ihrer Feldmark Zonen
Schon seit ihren Vätern wohnen,
— — — — — — — — — — —

Siehst du das bemooste Dach
In der alten Eiche Schatten?
Stilles Glück wohnt im Gemach:
Solche Friedenszeichen gatten
Meist mit Herzensreinheit sich.
Sieh, des Wirten Haupt erblich —
Würdig sitzt er wie Piast,
Von Gedanken tief erfasst.
Ob er Kommendes ermisst?
Doch — die Zukunft scheint nicht helle.

Hier, mein Sohn, sprich auf der Schwelle:
„Lob und Preis sei Jesu Christ!"
Darauf wird er sich erheben
Und dem Gast die Ehre geben,
Wird ihn in das Haus geleiten,
Ihm am Tische Platz bereiten;
Denn, mit Gott ihn zu begrüssen,
Heisst das Friedensbündnis schliessen,
Treu der Sitte des Piast
Beut er Willkomm seinem Gast.
— — — — — — — — — —

O, gemeinsames Gebet,
Das dem Hause Schutz erfleht,
Du entfernest Schmach und Leid,
Deine Kraft, sie reicht so weit!

Bist der Urquell aller Tugend,
Mit der Sprache im Verein
Lehrt die Mutter dich der Jugend
In des Lebens Morgenschein.

Du gemeinsames Gebet
Bist die Burg, die sicher steht,
Bist der reichsten Gnade Quelle,
Hütest wachsam unsre Schwelle,
Wahrest Achtung dem Gebot,
Giebst zur Sättigung das Brot,
Weil die Arbeit Segen spendet
Die in Gottesfurcht vollendet.
— — — — — — — — —

Sohn, der unter Polens Dach
Auferwuchs! Wie schöne Freuden
Beut es denen, mannigfach,
Die das Land nicht selber meiden!
Folge seinen Grundgesetzen
Und es macht dich reich an Schätzen.
Schwatzend, in der Strassen Mitte
Schuf das Volk nicht seine Sitte:
Nein, es bot sein Herz der Kirche,
Bot die Stirn dem Feinde dar;
Pflügte in der Zeiten Lauf
Schätze aus der Erde auf, —
Schätze, die nur dem gewährt,
Der sein Vaterland verehrt,
Der in biedrer, schlichter Art
Landmanns Sitte treu bewahrt.

Schlug in schweren Lebensstunden
Dir die Welt so manche Wunden, —
Tritt in Dorfes Kirchlein ein,
Oder geh' in Feld und Hain, —
Dort in ländlich stiller Flur
Suche Menschen! Diese Quelle
Wäscht hinweg der Stadtluft Spur;
Was die böse Welt verdorben,
Wird im Weiler neu erworben.
Darum bleibe an der Stelle,
Wo dir Gottes milde Hände
Stets gereicht des Brotes Spende.
Wehe! wehe dem Geschlecht,
Dem die Scholle nicht mehr recht,
Das des Lebens wirre Wogen
Rastlos in die Ferne zogen.

Noch eine andere Gattung, die poetische Erzählung, wurde von Vincenz Pol nicht ohne Glück angebaut. Davon zeugen die in die Form einer Volkserzählung gefassten „Schicksale Winnicki's“, die ritterliche Rhapsodie „Mohort“, das fast zu reich mit historischen Episoden durchwebte Poem „Der Hetmanspage“ und „Wit-Stwosz“, Erlebnisse eines erblindeten Bildhauers. Nachdem Pol die Früchte seiner mit Vorliebe betriebenen geographischen Forschungen auch in wissenschaftlichen Abhandlungen niedergelegt hatte,

wurde er 1848 auf den Lehrstuhl der Geographie in Krakau berufen, musste diese Stellung jedoch nach Einführung der deutschen Sprache an der dortigen Akademie wieder aufgeben. Im Jahre 1870 erschien sein an Schönheiten in der Beschreibung reiches „Jahr des Jägers“ und nach dem 1872 erfolgten Tode des zuletzt Erblindeten das höchst eigenartige Jagdepos „Der Starost von Kiźla“ (deutsch in meinem Werk „Iris“), in welchem die Geschicke eines Favoritjagdhundes mit denen seines Herrn verwebt sind und das durch seine der Wirklichkeit entnommenen Zeichnungen polnischer Sitte, sowie durch Jagdepisoden und fachkundige Beherrschung der Waidmannssprache ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Eine gewisse Einseitigkeit ist indes Pols Erzeugnissen der späteren Epoche, die ihn als „Adelspoeten“ kennzeichnen, nicht abzusprechen; seine litterarhistorischen Kundgebungen sind höchst fragmentarisch und, gleich denen des Mickiewicz, voll von Vorurteilen.

Konstantin Gaszyński, geb. am 30. März 1809 in Jeziorno, zwei Meilen von Warschau, besuchte die Universität dieser Hauptstadt zugleich mit seinem Freunde Sigmund Krasiński. Als dieser infolge seiner Zerwürfnisse mit den anderen Studenten wegen der von seinem Vater ihm gebotenen Nichtteilnahme an der Beerdigungsfeier des Senators Bieliński Warschau verliess, blieb Gaszyński zwar noch dort zurück, sah sich aber wegen seiner Parteinahme für den Freund so hämischen Angriffen ausgesetzt, dass er sich mit Selbstmordgedanken trug und nur durch Malczeskis Zureden von diesem verzweifelten Schritt abgehalten wurde. Im Jahre 1829 übernahm er die Redaktion einer „dem schönen Geschlecht“ gewidmeten Zeitschrift, in der er seine leichten, anmutigen Dichtungen veröffentlichte. Die Revolution von 1830 rief ihn ins Feld. Dort entstanden beim Lagerfeuer neue Lieder, die er mit den später im Auslande verfassten in Paris herausgab. Er hat zwar kein grösseres Werk hervorgebracht, aber seine kleinen Idyllen, Lieder und Elegieen zeichnen sich durch lauteres, edles Gefühl und schöne Sprache aus. Später versuchte er sich auch mit Erfolg in der Satire. Nachdem er schon längere Zeit gekränkelt, schied er am 8. Oktober 1866 aus diesem Leben. Innige

Vaterlandsliebe durchweht seine „Sehnsucht“ betitelte Paraphrase des Goetheschen Mignonliedes; hier zwei Strophen:

Kennst du das Land, um dessen Flussgestade
Holunder blühet und Vergissmeinnicht;
Wo reiche Felder künden Gottes Gnade,
Die Wälder nie durchdringt der Sonne Licht;
Wo, alter Erlen moos'gen Stamm umkränzend,
Der goldne Hopfen schlingt sein festlich Band,
Wo hoch die Birke silberweiss erglänzend,
Und Ahorn ragen an der Wiese Rand?
Ach! mit bangem Sehnen
Und mit heissen Thränen
Denk ich an das Land zurück;
Nur noch einmal möcht' ich schauen
Jene Wälder, jene Auen,
Wo ich liess mein ganzes Glück!

Kennst du das Land, wo auf gebahnten Wegen,
Die von den Pappeln kühlen Schatten leihn,
Die Wandrer fromm sich zu begrüssen pflegen:
Gelobt soll ewig Jesus Christus sein!
Wo sich der treue Storch auf Haus und Scheune
Sein Nest baut bei des Frühlings Wiederkehr,
Ein hölzern Kreuz, ein heilig Bild von Steine
Vor jedem Dorfe steht zu Wacht und Wehr?
Ach! mit bangem Sehnen
Und mit heissen Thränen
Denk ich an das Land zurück;
Nur noch einmal möcht' ich schauen
Jene Weiler, jene Auen,
Wo ich liess mein ganzes Glück!

— — — — — — — — — — —

Das „Sonett“ besingt Gaszyński, wie folgt:

Kleines Veilchen, Lieblingskind der Haine,
Schmetterling mit goldnem Flügelrand,
Kolibri im Glanz der Edelsteine,
Leuchtend Käferlein — Sonett genannt!

Schon in Mittelalters Dämm'rungscheine,
Als Europa kaum aus Nacht erstand,

Nannte dich der Troubadour das Seine,
Späte Barden haben dich gekannt.

In Petrarkas Strophen klangst du höher,
Als dem Sorguethale seine Leier
Dich entsendete zu Lauras Feier.

Shakespeare pflegte dein, der weise Seher,
Und Mickiewicz liess auf Tauriens Trümmern
In Sonetten Diamanten schimmern.

Eine der polnischen Litteratur eigentümliche Erscheinung ist die Messiasidee, von der mehrere Schriftsteller erfüllt sind, indem ihre feurige Phantasie ihnen eingiebt: Polen ist unter allen andern das auserwählte Volk, sein Schicksal ist die Fleischwerdung der providentiellen Bestimmung, es ist der „Nation-Mensch", welcher von Gott geheimnisvollen Zwecken vorbehalten ist. Diese Beanspruchung eines Vorzugs vor den übrigen Völkern ist in Polen nicht neu. Schon Skarga sah auf der Erde nur zwei Völker, welche eine göttliche Mission empfangen haben, das jüdische und das polnische. Die Konföderierten von Bar identifizierten die Schicksale Polens mit denen des Erlösers, mit dessen Blut sich ihr, zur Erhebung des Vaterlandes fliessendes Blut mischen werde. Mickiewicz und Brodziński sagten: Polen sei der moralische Kopernikus der Nationen, Słowacki nennt in dem revolutionären Drama „Kordyan", mit welchem er Mickiewicz zu verdunkeln hoffte, Polen den Winkelried der Welt, Krasiński vergleicht sein Vaterland mit Christus dem Messias, der den Völkern Frieden und Glück bringen wird. Garczyński singt beim Kriegsgetöse die Passion Polens, welches er dem Erlöser gleichstellt. Die nämlichen Ideen verfolgt der zuerst von dem böhmischen Dichter Kollár (1793—1852) ins Leben gerufene Panslawismus in bezug auf die einst zu erhoffende Hegemonie sämtlicher slawischen Völker in Europa. Kollár, ein protestantischer Pastor, besang in seiner Dichtung „Die Tochter des Ruhmes", welche aus 600 Sonetten besteht, nicht nur sein eigenes Vaterland, sondern die ganze slawische Welt. Die Verschiedenheit der geschichtlichen Entwickelung macht es indes

unmöglich, ein Ideal zu bilden, in dessen Erstreben alle sławischen Stämme sich einigen könnten.

Der höchst leichtsinnig unternommene Aufstand von 1863 hat Polen leider noch mehr geschadet, als die vorhergehenden, obgleich alle nur eine immer grössere Beschränkung der Rechte und Freiheiten im Gefolge hatten. Markgraf Alexander Wielopolski († 1877), welcher die Aussöhnung mit Russland für Polen notwendig hielt, hatte bereits eine selbständige Verwaltung Polens — unter dem Grossfürsten-Statthalter und ihm selbst — ins Leben gerufen, als die Ungeduld einiger Heissporne durch die Insurrektion von 1863 Alles über den Haufen warf. Bemerkenswerte Erscheinungen der Kriegslyrik hat dieselbe nicht zu Tage gefördert. Seitdem ist es unter den drei Teilungsmächten vorläufig nur Österreich, welches die Polen in Galizien als Nation anerkannt, und diese machen sich dessen durchaus würdig.

Die anderen Lyriker.

Der lyrische Dichter misst die Dinge nach sich selber, er hat es nicht mit Vergangenem oder Zukünftigen zu thun, sein Lied ist der Widerhall, den gegenwärtige Erscheinungen in seinem Herzen hervorrufen, im Ringen wie im Genuss der unmittelbare Ausdruck, gleichsam das Augenblicksbild dessen, was sein Gemüt bewegt. Sind die Ideen des Lyrikers nicht gross, so sind sie doch zart und edel, lieblich wie der Duft der Frühlingsblumen. Fast alle Dichter, auch wenn ihre Eigenart sie in eine andere Sphäre der Poesie wies, haben von Zeit zu Zeit in den duftenden Garten der Lyrik einen Streifzug unternommen. Wir haben es indes hier zunächst mit denen zu thun, deren Schaffenstrieb sie vorzugsweise in dieses Gebiet führte und Blüten jenes Enthusiasmus zeitigte, den Lessing die ἀκμή aller Kunstbegabung nennt. Unter ihnen nennen wir zuerst den noch an die vorhergehende Epoche

sich anlehnenden sympathischen Vermittler zwischen den Feldlagern der Romantik und des Klassizismus, welcher, zugleich mit den Lorbeeren des Mars und des Apollo geschmückt, die Gedanken seiner reinen und schönen Seele in einfach-anmutige Lieder hauchte.

Franz Morawski wurde 1785 zu Pudliszki im Posenschen geboren, bezog dann die Universität zu Frankfurt a. O. und war nach absolviertem Rechtsstudium am dortigen Gericht thätig. Im Jahre 1806 nahm er an den Feldzügen des Napoleonischen Heeres Teil und wurde zum Stabschef befördert. Eine durch Schönheit des Stils und Erhabenheit der Gedanken ausgezeichnete Rede, welche er nach dem Hingange des Fürsten Joseph Poniatowski am 28. Dezember 1813 zu Sedan hielt, lenkte zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Auch im neuen „Königreich“ Polen verblieb er in der Armee und rückte 1819 zum Brigadegeneral auf. Während der Revolution als Kriegsminister thätig, wurde er nach Beendigung derselben ins Innere von Russland verbannt, kehrte aber nach dem Jahre 1831 in das Grossherzogtum Posen zurück und bewohnte von nun an sein Landgut Lubonia. Von dort aus veröffentlichte er seine meisten Dichtungen in dem zu Lissa erscheinenden „Volksfreund“ und gab sie dann gesammelt in Breslau 1841, in Lissa 1851 und in dem Wolfschen Skarbczyk, Petersburg 1855, heraus. Mit grossem Geschick wusste er sich ausserdem in die Byronsche Gefühlswelt zu versenken, und die Dichtungen: Manfred, Mazeppa, Belagerung von Korinth, Parisina und der Gefangene von Chillon sind durch seine Übersetzung, 1853, zum Eigentum der polnischen Nation geworden. Niemals ist wohl der geheimnisvolle Tropfen, der in Leid wie in Freude die Wimper des fühlenden Sterblichen feuchtet, schöner besungen worden, als von Morawski:

Die Thräne.

Ein Göttertropfen kamst du engelsmild
Zu uns hernieder aus den lichten Auen;
Du Wehmutsnass, das aus der Seele quillt,
Wer könnte ungerührt dich schauen!

Zum Trost hat dich der Himmel uns geschenkt
Und legte tief ins Herz uns deine Quelle;
Von dort auf heimlich stillem Pfade lenkt
Er dich empor zur Tageshelle.

Und rein und schön wallst du dem Leben zu
In der Geliebten holdverklärten Blicken,
Der Güte Lächeln selbst durchschimmerst du,
Um süss die Herzen zu bestricken.

Und alles Fühlen machst du offenbar,
Barmherzigkeit und Liebe, Leid und Wonne;
Was nur das Herz bewegt, du zeigst es klar,
Es strahlt durch dich der Tugend Sonne.

Wie auf der Rose in des Morgens Licht
Des Taues zarte Perlen schimmernd hängen,
So sieht auf schamerglühtem Angesicht
Man zitternd dich hervor sich drängen,

Du bist ja auch der Unschuld letzte Wehr.
Dir gilt kein Rang, dich kümmert keine Stunde;
Kein Auge wol blieb immer thränenleer,
Denn welches Herz ist ohne Wunde!

Wie ist, wenn dieses Daseins schwere Last
Uns niederdrückt, so seltsam süss dein Kommen;
Kaum sprudelst du in fesselloser Hast,
Scheint schon die Last hinweggenommen,

Und wieder kehrt der Mut, die Brust wird weit,
Die reinste Freude breitet ihre Schwingen,
Und höher schlägt des Edeln Herz, bereit,
Die schwersten Opfer zu vollbringen.

Dem Menschen nur ward es vergönnt, dass er
Dem Himmel dich, Geheiligte, entlehne:
Um aufzuwiegen alle Schuld so schwer,
Bedarfs nur einer, einer Thräne.

Dich fügte Gott in unser Schicksal ein,
Dass er durch dich zu unserm Herzen dringe;
Er knüpfte an das wandelbare Sein
Des Menschen dich mit fester Schlinge.

Die Welt betritt er unter deinem Gruss,
Und geht er heim, dann darfst du nimmer fehlen,
Mit dir besiegelt er den Friedenskuss,
Verzeiht er reuevollen Seelen.

Dich ruft er in des Schmerzes Schreckensnacht
In Freundes Auge, wenn er sich bereitet
Zum Scheiden. — Als man ihn zur Ruh gebracht,
Hast du ihn treu zu Grab geleitet.

Morawski war ein gemütvoller Familienvater und waltete mit mildem Ernst im Kreise der Seinen. In der heiteren von Witz belebten Unterhaltung war er unerschöpflich. Dabei entstanden manche kleinen Gedichte, die nicht in weitere Kreise gedrungen sind. Wir teilen eines derselben, eine Fabel mit, welche zeigt, auf welche Grenzen sich das litterarische Schaffen der Frau beschränken soll, die in erster Linie ihre Pflichten als Frau und Mutter zu erfüllen hat. Der General schrieb sie für seine Tochter, Frau Maria Jezierska, welche von ihm mit dem Erbe einer grossen Leichtigkeit im Reimen und vielem Witz begabt, zu schreiben aufhörte, als sie die Dichtungen Deotymas (siehe dort) gelesen hatte. Zu ihrer Beruhigung ersann der Vater diese Fabel:

Sitz' still und ärgre nicht die Vögel im Gezweige,
Sing' wie die Nachtigall so lieblich oder schweige!
Sprach der schwarzgefiederte
Rabe zu des Sperlings Frau
Die, im Kleidchen schlicht und grau,
Zirpend ihm erwiderte:
Der Nachtigall zu gleichen — das ist vergebnes Hoffen!
Nur ihrem Sange stehen die Waldesräume offen,
Für sie nur duften Flur und Hain.
An solchen Ruhmesschimmer
Darf sich der Sperling nimmer,
Zumal sein Weibchen nicht erfreun;
Doch weil auch ihr und ihrer Art
Vom Los ein wenig Stimme ward,
So darf doch wohl im Singen
Ihr Leid, ihr Glück erklingen?
Wem kann ihr Zwitschern Schaden bringen,
Das sich bei Hause nur ergiesst
Und ihr den langen Tag versüsst,

Das ihrem Gatten Willkomm beut
Und in dem Nest die Kindlein freut.
Verschiedne Bäume bringen
Verschiedne Frucht hervor —
So mag auch die Nachtigall singen,
Und zwitschern der Sperlinge Chor.

Unter Morawskis grösseren Dichtungen heben wir die mit überaus anmutiger Behaglichkeit und künstlerischer Feinheit ausgeführten gemüt- und humorvollen Sittengemälde aus den letzten polnischen Zeiten: „Der Edelhof meines Grossvaters“ und die „Visite in der Nachbarschaft“ (deutsch in „Iris“) hervor. Bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens bewahrte sich Morawski den Frieden der Seele und die Klarheit des Gedankens, welche ihn auf seiner ganzen irdischen Laufbahn begleitet hatten. Er schied am 12. Dezember 1861 aus diesem Leben.

Unter den Dichtungen des in Wilna gebildeten Anton Górecki (1787—1861) zeichnen sich die „Poesieen eines Litauers“ durch nationales Kolorit aus. Sein Gedicht, „Der Tod des Vaterlandsverräters“ (deutsch im „Polnischen Parnass“) lebt in aller Munde. Ein schlagender Witz offenbart sich in seinen Fabeln, während in den späteren Schöpfungen eine Abnahme des Talentes bemerkbar wird.

Als Jugendschriftsteller nimmt Stanisław Jachowicz, geb. 1796, ein Zögling der Lemberger Universität, eine hervorragende Stelle ein. Seine Fabeln und moralischen Schriften sind ein Ausfluss seines reinen und edlen Herzens, welches sich so innig zu der kindlichen Welt hingezogen fühlte, dass er sein ganzes Leben der Erziehung der Jugend widmete und ein wahrer Schutzengel der ärmeren Kinder war. Einige Jahre vor seinem Tode erlosch sein Augenlicht. Die allgemeine Liebe, welche dieser seltene Mann bei Alt und Jung, bei Hoch und Niedrig sich erworben hatte, gab sich auch bei seiner Beerdigung am 26. Dezember 1857 kund; unzählige Leidtragende folgten ihm an das Grab und netzten die Erde, die seine irdische Hülle decken sollte, mit Thränen der Dankbarkeit und des Schmerzes. Wir geben hier zunächst eine seiner Fabeln:

Stasch.

Stasch befleckte sich sein Jäckchen.
„Mutter“, fleht er, „zürne nicht!“
Und die kluge Mutter spricht:
„Leicht vertilgt man wohl solch Fleckchen,
Aber ernstlich musst du streben,
Nicht durch schlechte That dein Leben
Zu besudeln: solch ein Fleck
Wäscht sich nimmer wieder weg.“

Leicht hingehaucht erscheint das ländliche Gemälde „Das Dörfchen“, aus welchem wir einige Verse hier herausheben:

Fernes erspäht ihr,
Nahes verschmäht ihr;
Was euch gehört,
Scheint euch nichts wert.
Blickt auf die stille
Vaterlandsflur
Und auf die Fülle
Ihrer Natur;
Fruchtbare Felder,
Schattige Wälder,
Rings auf den Auen
Herden zu schauen,
Rinder und Schäfchen:
Hoch liegt das Höfchen
Pappelumkränzt,
Thalwärts erglänzt
Blinkend und hell
Wiesenbachs Quell.
Dort vor den Thüren
Kinder zu Hauf,
Seht nur, sie führen
Festspiele auf.
— — — — —
— — — — —
Strebt nicht hinaus,
Bleibt hübsch zu Haus,
Gutes in Fülle
Ist der Gewinn.
Hier diese Stille

Sänftigt den Sinn,
Läutert das Streben,
Bessert das Leben!

Ein vornehmlich durch Mickiewicz' Dichtungen angeregter Romantiker, welcher nach dessen Vorgange mit „Balladen und Romanzen“ begann, dann aber besonders in „ländlichen Liedern“, die zum Teil von Chopin in Musik gesetzt sind, ein grosses Talent für populäre Gestaltung an den Tag legte, war Stephan Witwicki (1800—1847). Wie aus dem Leben gegriffen erscheint in dem Gedicht „Der Soldat“ der flotte Krieger, der seinen Stand vor dem der Dörfler mächtig herausstreicht:

Bei der Herde müssig ruhn,
Wasser aus dem Brunnen tragen,
Kann das nicht der Alte thun?
Jungem Blut will's nicht behagen.

Nein, so kann's nicht länger gehn,
Mich verlangt nach andern Thaten;
In der Stadt, da ist es schön:
Auf denn, unter die Soldaten!

Trag den Eimer, wem's gefällt,
Ich will einen Säbel haben.
Herden hüten? Nein, zu Feld
Will mit Sang und Klang ich traben.

Mag in Wiesen, Feld und Wald
Wimmern die betrübte Flöte;
Mutiger und schöner schallt
Schlachtenruf und Kriegstrompete.

Sieht mich auf dem stolzen Pferd
Dort die allerliebste Kleine,
Klirrt der Sporn und klingt das Schwert:
Nur ein Blick und sie ist meine.

Alter, schrei nicht Ach und Weh,
Mädel wird nicht gleich verderben,
Wenn ich ihr ins Auge seh'!
Besser Lieb' als Geld erwerben.

Munter zieh' ich mit dem Heer
Hierhin, dorthin, immer weiter
Durch die Länder kreuz und quer,
Kehr' dann heim gesund und heiter.

Kommt der Reitersmann nach Haus
In dem Rock mit goldner Borte,
Strömt das ganze Dorf heraus,
Führt ihn zu des Vaters Pforte.

Freundlichen Willkomm verheisst
Schon von fern der Seinen Winken.
„Seid gegrüsst! Bin weit gereist;
Doch nun lasst uns schnell eins trinken!"

Witwicki hat, wie mit Grund angenommen wird, dem Dichter des „Pan Thaddäus" bei der Beschreibung des litauischen Urwaldes hilfreiche Hand geleistet. Auch in der humoristischen Prosa versuchte er sich mit Glück in seinen „Gadu gadu" benannten kleinen Erzählungen.

Ein reiches poetisches Talent, welches jedoch, weil der Dichter zu früh von der ferneren Produktion abstand, nicht genug gewürdigt worden ist, bekundete Johann Nepomuk Jaśkowski, geb. 1812 in Wąchocko. Nachdem er die Warschauer Universität besucht hatte, widmete er sich dem Amt eines Hauslehrers und gleichzeitig der dichterischen Produktion, indem er manche kleine poetische Gabe in verschiedenen Zeitschriften niederlegte. Endlich wandte er sich der Landwirtschaft zu und liess die Feder gänzlich ruhen. Zur Beurteilung seiner Begabung legen wir das Gedicht „Winters Anfang" hier vor.

Blütenduft!
Waldesruh!
Abschied ruft
Ihr uns zu!
Denn es schaut aus nächtlich dunklem Thor
Der Vernichtungsengel schon hervor.
Unerbittlich streng gebeut er,
Dass verwelken Gras und Kräuter,
Und das Antlitz der Natur
Trage der Verwesung Spur.

Schnell verklang
Lerchensang,
Liedertraum
In dem Raum.
Habet Acht!
Schärft das Ohr,
Schaut empor, —
Näher kommt des Nebels Nacht
Auf die nackte Flur geschwind;
Seinen Fersen folgt der Wind.
Durch den Sturm mit stolzem Schritte
Naht in losen Schneegewändern
Jetzt der neue Herr den Ländern;
Was er schaut aus Nebels Mitte,
Wird ihm unterthänig,
So beginnt er —
Der König
Winter.
Weh, in dunkles Nichts
Sinkst du, Blütenwonne,
Du auch, Lust der Auen!
Denn es hat der Dämm'rung Grauen
Schon gebleicht die Stirn der Sonne;
Weh' auch dir, du Sohn des Lichts!
Trübe Chaosnacht
Deckt der Erde Pracht,
Ihres Pulses Schläge stocken;
Dumpf ertönen Grabesglocken,
Und durch ihren Klang
Rufen bang
Rab' und Krähe
„Wehe!“
Wohinaus
Eilen wir jetzt durch Graus,
Nacht und Sturmgebraus,
Um zum Kranze Rosen,
Grosse Väter, euch, zu pflücken,
Eure Gräber auszuschmücken? —
Mag der Nord denn draussen tosen!
Wir hier setzen am Kamin uns nieder,
Und die Schale gehet in die Runde,
Und im traulichfrohen Freundschaftsbunde

Tönen altem Ruhme unsre Lieder;
Bis der Frühling wieder
Holde Blumenpracht
Auferstehen macht.

Durch Schicksalsschläge an den Rand des Verderbens gebracht, schüttete Edmund Wasilewski (1814—1846) sein verwundetes Herz in der poetischen Phantasie „Das Kind des Wahnes" aus, zu welcher Werther und Child-Harold ihm als Vorbilder gedient hatten. Seine Krakowiaks sind indes echt volkstümlich und gleichen den in den Dorfhütten gesungenen. Zu seinen beliebtesten Dichtungen gehören: das der Religion geweihte gefühlvolle Poem „Die Kathedrale auf dem Wawel", „Anti-Ironie des Lebens" und das von der Jugend viel gesungene (im Polnischen Parnass vollständig übersetzte) „Schifferlied":

Lasst uns schiffen wohlgemut
Durch des Lebens Sturmesflut
Wie der Aar im Reich der Schlossen
Rings von Sturm und Blitz umflossen,
Lasst uns schiffen wohlgemut.
— — — — — — — — —

Ein Stück Weltschmerz, der sich aber in stille Resignation auflöst, liegt in den „Zwei Augenblicken":

Gesegnet strahlte mir der Augenblick,
Da sich der Laute erster Klang ergossen,
Und die Gedanken in des Frühlings Glück
So frisch und unschuldvoll im Lied zerflossen.

O! Da war mir das Lied die ganze Welt,
Ein Hochgesang, ein voller Klang der Feier,
Wie er die friedlich sanften Seelen schwellt,
Wenn Gott sie gürtet mit der Iris Feuer.

Die Erde schien nur eine Harfe mir,
Die Flüsse spannten sich darauf als Saiten,
Es sang der Sturm im wilden Waldrevier,
Des Donners Hymne schwoll durch Abgrunds Weiten.

O! damals war das Auge thränenvoll,
Der Busen klopfte hoch in heissem Sehnen,

Was bebend mir durch Herz und Pulse quoll,
Verdoppelt liess ich es im Liede tönen.

Für alles war ich liebevoll entbrannt,
Ich wähnte, Liebe rege wieder Liebe!
Nicht eitel schien mir noch der Weltentand,
An Träumen nährten sich des Herzens Triebe.

Die Glut, die durch der Jugend Adern rinnt,
Schafft, dass der Fels, die Wüste Reiz gewinnt, —
Das ist die Zeit, wo Menschen Engel sind.

* * *

Und sieh, der zweite Augenblick erschien:
Ich rieb das Auge, das vom Traume trunken,
Und sah die Welt der Phantasie entfliehn,
Die Wahrheit leuchten von des Denkens Funken.

Verödet lag die Welt und liederlos,
Nur in Gedanken, wie im Spiegel, schaute
Ich alter Zeit Gespenster, riesengross,
Die Luftgebilde, die mein Traum einst baute.

Die Erde schien ein grosses Feld zum Spiel,
Darauf Millionen vielbetretner Stege,
Getränkt mit Blut und Schweiss bis an das Ziel,
Ein Name glänzte nur auf jedem Wege.

Da ward mein Blick nicht mehr von Rührung nass,
Ich fühlte Spottlust meinen Mund umziehen,
Denn falsche Töne ohne Unterlass
Verwischten die geträumten Harmonieen.

Ich lachte höhnisch über diese Welt —
Da klang von ihr mir gleicher Hohn entgegen:
Sie schämte sich, dass sie mein Traum entstellt,
Auch ich ward schamrot meines Traumes wegen.

Doch fühl' ich, dass ich nicht erkaltet bin,
Noch schlägt das Herz, und heiter ist mein Sinn,
Ist gleich des Menschen-Engels Zeit dahin.

Wenn Mickiewicz zwar das Herrlichste geleistet und von der Höhe des ausgebildeten Geschmacks unvergängliche Werke geschaffen hatte, so konnte man doch weder wünschen noch erwarten, dass nach ihm jede dichterische Produktion aufhöre. Der Dichter

gehört doch mehr oder weniger seiner Zeit an, und die Zahl derjenigen Auserwählten, die für alle Zeiten Dauerndes hervorbrachten, ist gering. Auch verlangt die Welt nach Neuem. Wie in Deutschland nach Goethe und Schiller, erwachten nach Polens Dichterfürsten noch viele hochbegabte Geister, die, erwärmt von seinen Strahlen, den begonnenen Ausbau des Gebäudes zu vollenden strebten und den Blütenstaub der neuen Ära weiter trugen, bezeichnende Erscheinungen ihrer Epoche, in denen sich der innere Kampf der Geister ihres Volkes abspiegelt. Die meisten Barden sangen freilich in der Fremde. In den polnischen Landen selbst trat nach 1831 eine Apathie, eine Ermüdung ein, welche nicht über die Litteratur einiger wenig bedeutenden Zeitschriften, wie „Häusliches Museum", „Der Stern", „Der Pilgrim" hinausgehen liess. Selbst von dem Antagonismus zwischen Aristokratie und Demokratie, der im Auslande so entschieden zu Tage trat, war in Polen wenig oder nichts zu bemerken. Erst später, im Jahre 1841 gründete Wojcicki die „Biblioteka Warszawska", rief Krassewski das Wilnaer „Athenäum" ins Leben.

Fern von dem Treiben der Welt dichtete Ignaz Hołowiński, Erzbischof von Mohilew, (1807—1855) seine auf Traditionen der Nationalkirche fussenden, in volkstümlichem Tone gehaltenen Legenden.

Einer der ersten lyrischen Dichter, welche nach Mickiewicz von Geschmack und Gefühl geleitet ihre Stimme erhoben, war sein Schwager Theophil Lenartowicz. Am 27. Februar 1822 in Warschau geboren, bildete er sich nach genossenem Unterricht in der Kreisschule durch Selbststudium weiter fort. Ein Amt beim Archiv der Krone legte er 1848 nieder, um Krakau, Breslau und Posen zu besuchen. Im Jahre 1851 finden wir ihn in Paris, von dort reiste er nach Rom und endlich nach Florenz, wo er noch jetzt als Gatte der berühmten Malerin Szymanowska, Schwester der Gemahlin des Mickiewicz, lebt. Und, wie ein Talent oft im Geleite anderer auftritt, indem sie alle in innerer Verwandtschaft zu einander stehen, so ist auch Lenartowicz, der Sänger der „Lirenka", zugleich ein geschickter Bildhauer. Einer seiner ersten und besten Werke in dieser Kunst ist sein „Einzug der Israeliten in das ge-

lobte Land“. Dieses Basrelief erlangte grossen Ruf und wurde mit 5000 Francs bezahlt. Lenartowicz hatte bei diesem Bilde seine eigene Lage und die von tausenden Verbannten im Auge, welche alle von dem Wunsche beseelt waren, in ihr Heimatsland zurückzukehren. Wer erinnerte sich dabei nicht der Verse an die Verbannten, die Niemcewicz kurz vor seinem Hinscheiden schrieb (siehe Seite 159).

In der dichterischen Produktion sucht Lenartowicz am liebsten die Natur auf und schöpft aus dem Volksleben seine Motive. So beispielsweise in den Dichtungen:

Gespräch mit der Nachtigall.

Erzähle, Nachtigall, erzähle, Kleine,
Ich flehe dich um alles in der Welt,
Was, wenn du bei des Abends Dämm'rungsscheine
In unserm Garten singst, dein Lied enthält.

Vertrauest du vielleicht der Töne Wogen,
Was du gethan, was du erfahren hast,
Durch welche duft'gen Büsche du geflogen
Und welchen Baum du dir erwählt zur Rast?

Wie du dich hältst im Blättergrün verborgen
So lang die Sonne thront in ihrer Macht,
Wie du den Tau vom Fittich stäubst am Morgen,
Wenn die Natur in stillem Frieden lacht?

Besingst du, wie die kleinen Sterne flimmern
Am klaren Himmel, wenn der Tag entwich,
Wie jene stillen Wasserfluten schimmern?
Erzähle mir, erzähl', ich bitte dich! —

Ich will dir's, holdes Mädchen, gern erzählen:
So wisse denn, ich sing' dein eigen Lied,
Wenn Sehnsuchtstriebe deine Brust beseelen
Und eine Thräne dir den Blick umzieht.

Wenn dir entschwand das Lächeln von der Wange
Und blasse Trauer dich umfangen hält,
Wenn Blum' um Blume dir im Schwermutsdrange
Aus den verzweiflungsmatten Händen fällt.

Der Tag im Dorfe.

Wenn sich roth die Wolken säumen,
Klingen schon der Vöglein Lieder,
Lerche pflügt in Äthers Räumen,
Wachteln flattern auf und nieder.

Freude bringt das Tagwerk allen:
Tappend stelzt der Storch im Moore,
Lieblich flöten Nachtigallen.
Andre zirpen mit im Chore.

Amsel schlägt in Wald und Wiese
Mit dem Fink im Liedverbande;
Weilen wir im Paradiese?
Nein — wir sind im Vaterlande!

Heiter ist die Luft und stille,
Und der Himmel lächelt Frieden —
Wäre doch des Segens Fülle
Allen gleich von Gott beschieden!

Und sie kommen heimgezogen,
Eilig treibt der Bursch die Pferde,
Und der Geiger nimmt den Bogen,
Dass das Fest ein frohes werde.

Wald, o Wald, es scheint dein Klingen
Sich dem Bass im Krug zu einen;
Hei, wenn springen, lustig springen,
Doch, wenn weinen, nun dann weinen!

Hört ihr jetzt die Glocken läuten
Von des Dörfchens Turm, dem schlanken?
Lasst uns zum Gebete schreiten,
Gott für diesen Festtag danken

Und für alle Freudengaben,
Aber auch für alle Schmerzen:
Dass wir Kraft zur Arbeit haben
Und im Unglück starke Herzen!

Das väterliche Heim.

Wie freut mich doch alles, was heimisch, was mein,
Wo find' ich doch Menschen desgleichen?

Kann je etwas schöner als Vaters Haus sein,
 Als Vögleins Gesang in Gesträuchen?
Das Mütterchen, spinnend im Stübchen den Lein,
 Die Äcker, die Garben uns reichen,
Der Stern, der sich spiegelt im Borne so rein,
 Der Mond in dem Wipfel der Eichen!
Und was übertrifft wohl der Freunde Verein,
 Die Klarheit der Wasser in Teichen,
Das warme Gedenken, das Teure uns weihn?
 Ach, nichts kann dem Heimatsort gleichen!

Der Ulane.

Horch, mein Falber wiehert drüben,
Sehnt sich in den Streit.
Vater, Mutter, all ihr Lieben,
Lasst mich — es ist Zeit!

Hört ihr fern Trompeten klingen,
Trommeln dumpf und hohl?
Muss mich in den Sattel schwingen,
Lebt denn wohl, lebt wohl!

Bringe mir den Falben, Knabe! —
Mutter, weine nicht;
Wolltest du als Abschiedsgabe,
Dass das Herz mir bricht?

Schamrot würde meine Wange,
Blieb ich feig zu Haus;
Mich, der hier geträumt so lange,
Ruft es jetzt hinaus.

Ha, schon donnern die Geschütze
Und die Erde kracht —
Seht ihr jene Feuerblitze?
Vorwärts, Ross, zur Schlacht!

Die in seiner „Lirenka“, Posen 1855, und in der „neuen Lirenka“ gesammelten Gedichte repräsentieren die anziehendste Seite der Nationalität und des Katholizismus und verraten einen nach Kämpfen errungenen Seelenfrieden und eine tiefe, mit Menschenliebe gepaarte Gottesfurcht. Zwei grössere Dichtungen:

„Die Gebenedeite“ und „Die Entzückung“ zeigen das seltene Beispiel der Einführung von Bewohnern einer anderen Welt — allerdings zum Teil nur schattenhaft skizziert — in die Idylle. „Entzückung“ nennt das Volk in Polen die Lethargie oder besser den Scheintod und glaubt, dass in diesem Zustande die Seele des Menschen das Fegefeuer, die Hölle und den Himmel schaue, die Zukunft und Tag und Stunde ihrer Auferstehung mit dem Körper erfahre. Auf Grund dieses Glaubens schuf nun Lenartowicz eine Dichtung, in welcher eine Frau, die aus dem Scheintode erwacht, ihrem Kinde erzählt, was sie in jener Welt geschaut hat. Manches in dem Gedicht ist affektiert und zu erhaben für die Begriffe einer schlichten Frau aus dem Volke und des ihr zuhörenden Kindes.

Lenartowicz' Dichtung „Eine Beere aus Masoviens Wäldern (1880)“ vermochte, weil maniriert und ohne rechtes Leben, seinen Lorbeerkranz um kein Blatt zu vermehren. Die in Rom Anfangs Juli 1881 zu Ehren der beiden Sławenapostel, der salonichischen Brüder Cyrill und Method begangene Feier erweckte seine Muse zu einem dem gesamten Sławentum dargebrachten Päan.

Einer der berufensten Epigonen des Mickiewicz, Cornelius Ujejski, geb. 1823 auf dem Landgute Boremniany im galizischen Kreise Czortkow, dankte die fruchtbringende Entfaltung der ihm verliehenen Himmelsgabe der Aufmunterung des Dichters Słowacki, mit welchem er 1847 in Paris in nahe Beziehungen trat. War auch die Charakteranlage der Freunde eine sehr verschiedene, so erfüllte beide doch ein Feuer der Leidenschaft, welches in ungewöhnlich schöne Form zu giessen beiden gegeben war. Nachdem Ujejski bereits 1846 mit „Liedern Salomos“ hervorgetreten war, liess er denselben 1847 das Poem „Marathon“, 1848 die an Sentimentalität und Übertreibung leidenden „Blumen ohne Duft“ und 1859 „Verwelkte Blätter“ folgen. Den Vorzug vor allen seinen Schöpfungen verdienen jedenfalls die 1852 erschienenen „Biblischen Melodien“, die in Geist und Sprache, mit geringen Ausnahmen, einfach erhaben und kernkräftig den Charakter des hebräischen Urtextes getreu bewahren. Wir wählen daraus:

Jeremias.

Dem Tiger gleich zog der Chaldäer her,
Gen Babylon zu schleppen Judas Söhne,
Nachdem Jerusalem zerstört, verbrannt.
Auf Zions Trümmerrest gedankenschwer
Sass der Prophet, ein Bogen ohne Sehne,
Und seufzte tief, von Kummer übermannt.

Er nahm vom Aug' die Hand, die es bedeckt:
„Mein Volk, mein Volk — so musstest du erliegen!
Welch tiefer Abgrund that sich vor dir auf!“
Da krächzt der Aar des Libanon erschreckt;
Er war zum Menschenfleisch hinabgestiegen
Und schwang sich jetzt von Blute triefend auf.

Und Jeremias sprach: „Wo ist der Quell
Von Hesbon, den am Abend sonst umhüpften
Die Töchter Israels, Gazellen gleich?“
Und sieh, zu seinen Füssen leicht und schnell
Aus der Ruinen Schutt und Asche schlüpften
Zwei Eidechsen zum Tanz im Lichtbereich.

Und klagend schaute der Prophet empor:
„Gepriesen seist du, Herr, an den ich glaube,
Doch wo ist deine Kirche und ihr Sang?“
Und aus den Tempeltrümmern sprang hervor
Ein Schakal, setzte sich im Aschenstaube
Auf den Altar und heulte graus und bang.

Und Jeremias sprach: „Wo ist das Heer?
Wo bist du, König? wo die Führer alle?
Des Feindes Speer, durchbohrte er auch dich?“
Da schwebte eine Fledermaus daher,
Flog pfeifend gegen die geschwärzte Halle,
Verstrickte blind wie Juda's Söhne sich.

Zur Erde warf sich der Prophet im Schmerz,
An Körper und an Seele ganz vernichtet;
Er wagte keine Frage mehr an Gott,
Ein grauser Ton durchschnitt sein blutend Herz,
Verzagend sah er gegen sich gerichtet
Des Satans Giftgeschosse, Hohn und Spott.

Die Demut wich aus seines Busens Raum,
Und drohend rief er: „Du, an den ich glaubte,
Jehovah, hast dein Volk hinweggerafft!“
Er sah empor, ein Sykomorenbaum,
Der Rinde bar und mit zerstörtem Haupte,
Stand da, verkohlt und ohne Lebenskraft.

Doch aus der Wurzel sprossten Triebe nach
Und wuchsen reich an Kraft im Sonnenglanze,
Um über die versengten Fluren hin
Zu breiten ihres Laubes schattig Dach,
Sie schmückend mit der Hoffnung grünem Kranze,
Und der Prophet erkannte Gottes Sinn.

Von hohem Wert sind auch Ujejskis Interpretationen Chopinscher Tonschöpfungen, z. B. des Trauermarsches und des Finales aus der Sonate Op 35, dreier Préludes und mehrerer Mazureks. Als Beispiel möge hier das Prélude 7, Op. 28 eine Stelle finden:

Himmelfahrt.

Auf dem Wolkensaume
Ruhend in den Höhen,
Stört mich in dem Traume
Keines Hauches Wehen.
Meeresgleich umgeben
Mich der Veilchen Düfte;
Herrlich, so zu schweben
Faltend Hand in Hand!

Ward ich denn ein andrer,
Gleich den Engeln droben
Als des Himmels Wandrer
Sanft emporgehoben?
Lass, o Gott, mir währen
Diesen Traum der Lüfte
Und mich nimmer kehren
Aus dem schönen Land!

Aus seinen anderen lyrischen Dichtungen sei hier noch mitgeteilt:

Der Mond und Sie.

1.

Auf dem Meere, auf dem Meere
Schiff' ich pfadlos in die Leere.

Wenn sich legt des Sturms Getose,
Scheint der Mond herabzusteigen,
Schwimmend gleich der Wasserrose
Hängt er an Korallenzweigen.

Und die Meerflut, stillestehend,
Gleicht dem Wein in Bechers Raume;
Vom Verdecke niedersehend,
Steh' ich da in süssem Traume.

Doch wie sich der Sturm erneuert,
Reisst der Zweig sich von der Rose;
Wie mein Schiff ins Trübe steuert,
Schwimmt der Mond ins Bodenlose.

2.

So steht sie vor meinen Blicken,
Wenn des Lebens Wogen steigen,
Nachtgedanken mich berücken, —
Winkt mir mit der Hoffnung Zweigen.

Still wirds in des Herzens Raume,
Und von ihr umfächelt linde
Neigt es sich zum süssen Traume
Gleich dem müden Engelskinde.

Aber wieder wird es rege:
Aus der Nähe seiner Lieben
Eilt das Herz auf böse Wege,
Und ihr Bild verschwimmt im Trüben.

3.

Auf dem Meere, auf dem Meere
Schiff' ich pfadlos in die Leere.

Ach wann darf ich — neues Leben
Athmend auf des Ufers Hügel —

Zu dem Aug' den Blick erheben,
Das hier schwimmt auf glattem Spiegel?

Wann aus Sturm und Felsenriffen,
Die an Wrack und Segeln rütteln,
Endlich in den Hafen schiffen,
Um den Meerschaum abzuschütteln?

Nach dem Lande steht mein Sehnen!
Möchte matt von Müh' und Kummer,
Bald an ihre Brust mich lehnen,
Sei es auch zum ew'gen Schlummer!

Man nennt oft die gottbegnadeten Dichter „Seher", gleichsam als enthüllten sich ihrem den Fesseln des Irdischen entrückten Geist die Geheimnisse der Zukunft. Wenn je, so bewahrheitet sich dies bei jenem Sänger, welcher während seiner leider allzukurzen Erdenpilgerschaft den eignen frühen Tod vorausfühlte, und in Jugendträumen wie in schwungvollen Liedern stets von neuem auf diese Ahnung zurückkam, bei dem durch edlen Charakter und reiche Begabung ausgezeichneten Mieczysław Romanowski. Geboren 1834 in Zukow, studierte er in Lemberg und erhielt dann eine Anstellung in der Ossolińskischen Bibliothek. Seine ersten lyrischen Ergüsse erschienen in Lemberger Zeitschriften, und der Verfasser des vorliegenden Werkes erinnert sich noch des ergreifenden Eindrucks, den auf ihn Romanowskis Gedicht „Der neue Freund" (Lemberger litterarisches Tageblatt 1858) machte, in welchem er von Weissagungsgeist ergriffen seinen Tod auf dem Felde der Ehre vorherverkündete. Und er hat ihn gefunden, diesen Tod, zu früh für Jeden, der seine für alles Hohe und Edle erglühende Seele ihrem Wert nach zu schätzen wusste. Während des Aufstandes von 1863 fiel er, 29 Jahre alt, in dem unglücklichen Treffen bei Josephowo an der Spitze von 80 Streitern, sein Leben einem überlegenen Feinde teuer verkaufend. Das Gedicht „Der neue Freund" lautet wie folgt:

Schweigend stand ich da in stillen Träumen.
Nebel gleich des Herbstes Spinngeweben,
Stiegen zu den fernen grauen Räumen,
Denn das Sonnenlicht erlosch so eben;

Um das Abendrot des Himmels schien,
Wie um meine Stirn, ein Traum zu ziehn.

Weihestunden hat des Menschen Leben,
Wo der Geist im All sich wiederfindet,
Seine Träume aus den Blüten schweben,
Wo der Wald ihm, was er sinnt, verkündet:
Und das ist, wenn Leid sein Herz umgiebt,
Wenn er hofft, und wenn er innig liebt.

Lange sah ich nach dem Sternenheere,
Irrte durch des Himmels ferne Kreise:
Also blickt der Pilger nach dem Meere,
Ehe noch das Schiff zur weiten Reise
Von dem Heimatstrand die Segel spannt
Drüben nach dem unbekannten Land.

Und ein zarter Jüngling kam gegangen,
Eingehüllt in weissen Kleides Falten,
Ernstes Sinnen hielt sein Haupt umfangen:
Also blicken Hellas Steingestalten.
Eh' ich meinem Staunen noch gebot,
Sprach er sanft zu mir: „Ich bin dein Tod!"

„Meine Linke wird das Herz dir stillen,
Schlummer wie dem Kind die Mutter bringen
Meine Rechte deinen Blick umhüllen;
Deine Seele eilt auf meinen Schwingen,
Von den Fesseln dieser Welt befreit,
Wie ein Strahl zum Licht der Ewigkeit." —

„Anders", sprach ich, „ward mir einst verkündet:
Fallen soll ich auf dem Feld der Ehre;
Noch ist nicht des Himmels Blitz entzündet.
Hehres Bild, dem ich noch nicht gehöre,
Dort auf jenem Feld erwart' ich dich
Heute, neuer Freund, verlasse mich!"

Und er schwieg; und aus dem Wolkenschleier
Grüsste uns des Nachtgestirnes Blinken,
Thränenstrahlen liess sein sanftes Feuer
Auf den zarten Jüngling niedersinken,
Auf sein Antlitz träumerisch und schön,
Und er ging und sprach: „Auf Wiedersehn!"

Romanowskis bedeutungsvollstes Werk, nach Umfang und künstlerischem Ausbau, ist die nach Legenden der polnischen Vorzeit gedichtete Tragödie „Popiel und Piast". Mit dem Feuer poetischer Intuition weiss er darin das Dunkel jener sagenhaften Jahrhunderte zu erhellen.

Władysław Bełza gab 1868 in Warschau „Lyrische Gesänge" heraus. Er liess denselben später andere poetische Werke folgen, darunter das historische Drama „Kaspar Karliński", dessen Held bei der Belagerung Olsztyns 1587 in patriotischem Hochgefühl lieber seinen jüngsten Sohn, einen Säugling, der in die Hände der Belagerer gefallen war, dem Tode anheimfallen sah, als dass er das dem Feuer aus der Festung ausgesetzte Kind durch Einstellung der Verteidigung gerettet hätte. In Prosa verfasste Bełza ausser mehreren Jugendschriften eine „Populäre und anekdotische Chronik aus Mickiewicz' Leben", 1884, nach Aufzeichnungen und Angaben Verschiedener. Auch sein Werkchen „Maryla und ihr Verhältnis zu Mickiewicz", 1887, liefert einen schätzenswerten Beitrag zur Charakteristik des unvergesslichen Sängers. Von Bełzas lyrischer Begabung möge folgendes Gedicht eine Vorstellung geben:

In der Nacht.

Es ruht das All: Der Lilie Kelche neigen
Sich tief hinab, der Vögel Lied verklang,
Der Mond beginnt den nächtlich stillen Gang,
Und auf die Erde legt sich tiefes Schweigen.

Ich lausche in der stillen Zauberstunde
Auf einen Ruf, auf einer Stimme Ton;
Geräuschlos kreist der Sterne Legion,
Und schweigend macht der Mond die Himmelsrunde.

Und dennoch, einer süssen Stimme Beben
Berührt geheimnisvoll mein horchend Ohr:
Ich sandte leise mein Gebet empor —
Und höre Gottes Wort mir Antwort geben!

In seiner, weniger durch das Gerät, den Vers, als durch den Inhalt anziehenden „Sulamith" flattert Bogumił Aspis, geb. 1845, um die Blüten im Eden der Liebe. Die 1880 im

„Athenäum" erschienene Dichtung „In der Walhalla" bezeichnet den Höhepunkt seines bisherigen Strebens.

Der Lyriker und Epiker Karl Brzozowski gab zuerst im Jahre 1844 „Volkslieder vom Niemenstrande aus der Gegend von Alexota" in polnischer Übersetzung heraus und schmückte dann den poetischen Teil des Lemberger „Litterarischen Tageblatts" mit mehreren seiner zartempfundenen Lieder, wie:

Gute Nacht.

Sonnengolden schimmern alle Hügel
Mit dem Schmuck des Lenzes angethan,
Friedlich auf des Himmels lichter Bahn
Schwingen Wölkchen ihre Rosenflügel.

Die beredten Wachteln werden stille,
Und die Lerche schwebt zur Erde schon:
Ein Gebet, ein letztes — und entflohn
Ist der Tag mit seiner Glanzesfülle.

Nur ich Wandrer, schwergebeugt von Kummer,
Finde nirgend gastlich stille Ruh;
So gewähre, grüne Eiche, du
Unter deinem Dach dem Müden Schlummer.

Gute Nacht euch duft'gen Gräsern allen,
Grille dir, die zirpend hält die Wacht,
Dir auch, dunkler Eichwald, gute Nacht,
Und euch Lerchen und euch Nachtigallen!

Gute Nacht dir, Veilchen, das bescheiden
Blüht im Teppich unter meinem Fuss!
Und auch dir, Geliebte, gilt mein Gruss,
Dir, von der mich Berge, Flüsse scheiden;

Möge nicht, wenn du erwachst, du Liebe,
Ernst und trübe sein dein Augenpaar,
Wie es mir, o Engel, immerdar
Fern von dir so ernst ist und so trübe!

Seine tscherkessische Erzählung „Der feurige Löwe" fällt in die Zeit der Schamylschen Kämpfe. Ausserdem verdient sein Poem „Die Nacht der Schützen in Anatolien" Beachtung.

Der Verfasser der „Zwei Grabhügel“ und der in Prosa geschriebenen „Ukrainischen Erzählungen“, Stanisław Grudziński, geb. 1851, gest. 1884, trat ein Jahr vor seinem Tode mit seinen kleinen, teils melancholischen, teils heiteren „Gedichten“ hervor. Durch viele weht ein poetischer Hauch, in anderen stört eine längst verbrauchte mythologische Ornamentik. Ein mit Ironie gepaarter Weltschmerz zieht sich durch Czesławs (Pseudonym für C. Jankowski) sehr ungleiche Dichtungen (1879—1884). In der symbolischen „Ballade“, in welcher ein junger König einer Lorelei ewige Treue gelobt und plötzlich ein greises Scheusal in den Armen hält, wird vor dem zu weit getriebenen Idealismus gewarnt, welcher Sterne vom Himmel herabholen möchte. Das Gedicht „Die Nachtigall“ sei hier als Probe der Czesławschen Beatus-ille-Manier übersetzt:

Die Luft war rings von Blütenduft durchweht,
Die Nachtigall sang Abends in dem Haine,
Und vom Spaziergang kehrten im Vereine
Ein Meister der Musik und ein Poet.

„Ich fühle wohl“, sprach dieser, „oft den Drang,
Im Lied der Sängerin des Hains zu gleichen —
Um ihres Ruhmes Stufe zu erreichen,
Doch welches Wort entspräche solchem Sang!“

„Ganz gut,“ rief Jener, „singt sie in den Wald,
Doch sicher ist, dass sie viel weiter käme,
Wenn sich die Diva bessre Muster nähme,
Denn die Methode ist doch gar zu alt.“

In ähnliche Antitheta laufen „Am Fensterlein“, „Vom Helikon“ aus. Dichtungen wie die barocke „Fabel“, in welcher Amor einem Mädchen zuerst mit Bogen und Pfeil, dann mit einer Wiege erscheint, hätten füglich fortbleiben können. Der Cyklus „Aus den Zeiten der Cäsaren“ enthält nur wenig anregend Zugespitztes; wir erblicken eben nur gewandt hingeworfene Stimmungsbilder in klassisch gefärbtem Beleuchtungsreflex. Den besseren Teil von Mirons (Alexander Michaux) Poesieen, Warschau 1884, bilden seine Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen. Die eigenen Produkte

verraten die bei vielen Zeitgenossen — Dichtern wie musikalischen Harmonikern — wahrnehmbare Anstrengung, dasjenige, was ihnen an Neuheit der Gedanken abgeht, durch auffallende Heuschreckensprünge, durch forcirte Ausweichungen und Herbheiten zu ersetzen. Hier sehen wir Reim und Rhythmus zwar geschickt gehandhabt, doch im Ganzen hat dieser durch seine Erstlingslieder (1867) namhaft gewordene Dichter die von ihm gehegten Erwartungen nicht erfüllt. Mehr aus dem inneren Born schöpft Stanisław Rossowski in seinen „Gedichten", 1886; er fühlt sich nicht als himmelstürmender Titane, sondern vor seinem Seherauge schwebt das Bild des Ikaros. „Zu spät", ruft er, „trat ich in diese Welt, denn meine Seele stammt aus andern Zeiten". Eine herzliche und stille Liebe und eine ethischen Idealen zugewandte Naivetät treten hier in anmutiger Form vor uns hin. Der als politischer Satiriker unter dem Pseudonym Chochlik vielgenannte Władimir Zagórski zeigt sich auch als begabter Lyriker in der aus drei Gesängen bestehenden Dichtung „König Salomo" (1887). Er ist bestrebt, die drei charakteristischen Eigenschaften des nach heutiger Anschauung positivistischen königlichen Weisen, die eines Faust, Manfred und Béranger (in katakombischem Gewande) harmonisch und logisch zu vereinigen, und benutzte dazu einerseits die Bücher Salomos und des ihm geistesverwandten Hiob, andererseits die Ergebnisse der neusten Forschungen von Hebraisten und historischen Kritikern. Er singt z. B. nach „Prediger Salomo":

Es ist der Fluch des Seins, das alles eitel.
Was hat der Mensch von seinen Mühen allen?
Die Werke, die im Sonnenlicht begonnen,
Sie müssen der Vergänglichkeit verfallen,
Sein Leben ist im Augenblick zerronnen.

Und Schmerz und Freude, die das Herz uns schwellen,
Verschwinden wie ein Kahn im weiten Meer,
Kaum zittert seine Spur noch auf den Wellen,
Dann fliehn auch sie dahin und sind nicht mehr.

Der dritte, „Sulamith" genannte Gesang, ist eine ganz freie

Paraphrase des „Hohen Liedes“ nach Michelets commentierender „Bible de l’humanité“.

Victor Gomulicki, geb. 1850, führte sich zuerst durch „Poesieen“ von seltener Kraft und Tiefe vorteilhaft ein und versuchte sich dann auch mit Glück im Lustspiel und in der erzählenden Prosa. In seinen „Wahrhaftigen Bildern“, 1886, kleinen Skizzen und Novellen aus dem Leben ist zwar das studium veritatis oft weit getrieben, aber mit leichter weicher Hand in eleganter Form ein reiches psychologisches Material aufgehäuft. Gestalten wie die der Tante in „Aus fremdem Bienenstock“, der armen Magd in „Marianne“, des zwischen Elend, betrogener Liebe, Ruhm und Enttäuschung hin und her geworfenen jungen Poeten „Coelio“ sind frisch aus der Wirklichkeit herausgegriffen. Gomulickis glücklich erfundener Einakter „Das geheime Fach“ zeigt uns ein junges Ehepaar, dessen Wohlergehn den Neid einer einst Verschmähten erregt, die schliesslich als Intrigantin entlarvt wird. Die neueste Ausgabe seiner „Poesieen“ erschien 1887; eines der bedeutenderen Gedichte der Sammlung, „El mole rachmim“ (ein jüdisches, bei Hochzeiten den vorstorbenen Anghörigen gewidmetes Gebet), in welchem sich Phantasie und Realismus zu einem schönen Ganzen vereinigen, lautet in Übersetzung:

Ein Sommerabend war’s, das Dunkel nahte,
Ich stand im Hofe einer Judenkathe,
In welchen ich gewusst mich einzustehlen;
Der Glaube eint ja nicht — er trennt die Seelen!
Dort regte sich der schwarzen Häupter Zahl:
Hausierer Itzig sollte sich vermählen,
Auf eines Trödlers Tochter fiel die Wahl.
Der Ort war hässlich wie die Gäste alle;
Erwachte Gänse schnatterten im Stalle,
Zum Lüften hing ein Bett auf dem Gelände,
Und Bratfischdunst verhiess der Küche Spende,
Zwei Bäumen drohte Schwindsucht mit dem Ende.
Die Sterne glänaten durch die hehre Nacht,
Wie Sabbatkerzen in des Goldes Pracht.
Im Festkleid unter rotem Baldachin
Stand Itzig, Kerzenqualm umwallte ihn,

Ein Bürschchen, halb ein Knabe, halb ein Mann:
Den Juden fällt die Liebe meuchlings an,
Er lässt geschlossnen Aug's das Schicksal walten,
Um unverhofft ein Weib im Arm zu halten.
Da drängten sich gewöhnliche Gestalten,
Wie sie alltäglich feilschen um die Waare,
Da sah man Trödler, Mäkler, Antiquare,
Man sah die von der Sonne braunen Wangen
Im goldnen Licht der Wachs-Hawdulen prangen,
In denen Flamme sich an Flamme nährt
Wie in Erzengels blitzgeflochtnem Schwert.
Die Häupter beugten nickend sich wie Aehren,
Ein unverständlich Plappern war zu hören.
Doch schien die Andacht keinem der Genossen
Wie Beaumarchais nur „feierliche Possen".

Der Bräutigam verhüllte sein Gesicht,
Und einer aus dem Volk — ein Priester nicht —
Ein schlichter Mensch, noch bleicher als die andern
Und trauriger, liess rings die Blicke wandern
Und sang — ein Hochzeitlied, doch keins der Lust;
Zwei Buben kreischten mit aus voller Brust,
Der Haufe brummte, halb gerührt, halb wild.

Ich sah mit Neugier aber kalt dies Bild.
Und Itzig, ernst bei Schacher wie Altar,
War mir nur Itzig — arm und ein Hausierer,
Auch in den übrigen, wie viel auch ihrer,
Ward ich nur Menschen niedern Schlags gewahr,
Für die Prozent und Bart und Glauben eins,
Denn trotz des Mondlichts und des Kerzenscheins,
Die sie umflossen in der Weihestunde,
Gab kein Gesicht von edlem Aufschwung Kunde.

Da plötzlich schwieg der Sang — in stiller Pause
That sich ein Fenster auf im Hochzeithause,
Daran die Braut gemäss der alten Sitte
Mit Thränen sass in vieler Frauen Mitte.
Der Kantor hob die Arme hoch empor
(Ein Mann mit langem Bart, den Blick voll Feuer)
Er sprach vom Vater ihr, der ihr so teuer,
Und den sie schon in früher Zeit verlor,
Der heute fehle bei dem Fest der Seinen!
Da klagten alle laut, und bei dem Weinen,

Dem Weiberschluchzen und dem Händeringen
Begann er das Begräbnislied zu singen:
„El mole rachmim" . . . .
Anfangs unter Thränen,
Stieg der Gesang nur leise himmelwärts,
Noch hemmte seine Kraft der tiefe Schmerz,
Es war ein zitternd Jammern nur, ein Sehnen;
Doch dann, von heissem Fühlen angefacht,
Erwuchs zur Leidenschaft des Sanges Macht,
Denn nicht um eine — um Millionen Grüfte
Erhob der Klageruf sich in die Lüfte,
Er schwebte zu den Gräbern aller Lande,
Wo Israels Gebein gesät umher,
Verstreuet liegt gleich unfruchtbarem Sande.
Die Saat — so klang es — keime nimmermehr,
Nur taubes Unkraut wuchre auf den Stätten,
Zu Zwergen ward das Volk im Ungemach,
Wie schwer, wie lange drückten es die Ketten!

Der Sang entströmte mächtiger — ein Bach,
Der von dem Sturm geschwellt zur Ferne strebte,
Des Sängers Augen funkelten, es bebte
Die Brust ihm, und der Stirn, der unbedeckten,
Entperlte Schweiss. Ich sah ein Mütterlein
Gelähmt und regungslos wie Felsgestein,
Wie sie die Töne neu zum Leben weckten.
Im Zimmer flossen Thränen, ach, so heiss, —
Und als das Lied Jerusalems gedachte,
Der heil'gen Mutter fern im lichten Weiss,
Die ihren Söhnen sich zum Opfer brachte, —
Als es erinnerte an alle Not,
Verfolgung, Schmach und Bann und Martertod,
Und dass das Glück auf ewig hingeschwunden,
Da bluteten die aufgerissnen Wunden,
Der hoffnungslose Seelenkummer schwoll
Zum Aufschrei an, wild und verzweiflungsvoll.

Das rang sich aus des Busens tiefsten Falten, —
Ich hörte Menschen, klagend vor dem Herrn
Im Stolz auf jene Grösse, die nun fern,
Und kühn gemacht durch bittern Leids Gewalten.
Und wunderbar jetzt wuchsen die Gestalten,
Sie standen gross, geadelt vor mir da.

Und edler schien mir alles, was ich sah:
Nicht stiess mich Itzigs Kleidung ab und Stand,
Der bärt'gen Männer Alltagsmiene schwand, —
Mir war zu Sinn, als ob ich wachend träume.

Der Hof . . . er ward zum Thale, blühend, schön,
Am Fuss des Libanon, und Cedernbäume
Umrauschten mich wie Sang aus Himmelshöhn.
Das Thal war zauberisch vom Mond erhellt,
Krystallen wölbte sich das Himmelszelt,
Den Glutenhauch der Wüste dämpfte mild
Der Palmenblätter kühlend sanftes Fächeln,
Der Himmel schien geeint mit dem Gefild,
Jehovas Antlitz sah herab mit Lächeln,
Er segnete das Thal und was da lebt,
Und alle beugten sich vor seiner Macht.
Von Nardendüften war die Luft durchwebt,
Die Sterne glänzten durch die hehre Nacht
Wie Sabbatkerzen in des Goldes Pracht.

Epische Dichter.

Nachdem durch die allgemeiner werdende Bildung und den steigenden Verkehr eine genaue Kenntnis von Land und Volk begründet war, erwachte alsbald das Streben, auf die geschichtliche Entwickelung zurückzugehn und gegenüber der unbefriedigenden Gegenwart die ruhmvolle Vergangenheit zu erforschen. Dieses Streben äusserte sich auch in der Dichtkunst; der mehr und mehr erschlossene Schatz grosser historischer Erinnerungen bot den Epikern und Dramatikern eine reiche Fundgrube für ihre Gestaltungen. Giebt es doch kein edleres Ziel für den patriotischen Dichter, als die poetische Wiedergeburt seines Vaterlandes und die Verherrlichung desselben in wahren und seelenvollen Grundtönen.

Im nationalen Epos versuchten sich fortan mit mehr oder weniger Geschick auch viele Autoren, denen man, weil der eigent-

liche Schwerpunkt ihres Schaffens nicht in dieser Sphäre liegt, auf anderen Blättern unserer Litteraturgeschichte begegnen wird. Hier nennen wir als vorwiegend epischen Dichter vor Allen den genialen Ludwig Kondratowicz, pseudonym Władysław Syrokomla. Er wurde 1823 auf einem Gute im Gouvernement Minsk von adeligen Eltern geboren. Nachdem er eine zeitlang die Dominikanerschule in Nieświž besucht hatte, wurde er von seinem wissenschaftlich gebildeten Vater weiter unterrichtet. Hauptsächlich aber durch fleissiges Selbststudium erwarb er reiche Kenntnisse und bereitete sich ausserdem durch die Lektüre Krasickis, Eusebius Słowackis und W. Scotts auf den künftigen Dichterberuf vor. Von 1842—1844 arbeitete er in der Administration der fürstlich Wittgensteinschen Güter in Nieświž, welche einst der Familie Radziwiłł angehört hatten. Dort fand er neben den mechanischen Büreaugeschäften noch Musse, in dem Radziwiłłschen Archiv die geschichtlichen Dokumente zu durchforschen und ihnen die Vorbilder zu seinen Gemälden entschwundener Zeiten zu entnehmen. Im 21. Lebensjahre verheiratete er sich und wurde Landwirt. Leider hatte er nicht nur mit viel körperlichen Leiden, sondern auch mit Nahrungssorgen zu kämpfen, denn Haushalten und Rechnen war nicht seine Sache. Er starb schon 1862, zu einer Zeit, als sein Talent die volle Reife erlangt hatte. Seine ersten Geistesblüten erschienen in J. I. Kraszewskis Athenäum unter dem aus Furcht vor der scharfen Kritik angenommenen Schriftstellernamen Syrokomla. Aber diese Besorgnis war ungegründet, denn gleich beim Beginn seiner Laufbahn erregte er grosses Aufsehen, zunächst durch seine Gawęden (Plaudereien).

Als Epiker übertrifft er alle seine Zeitgenossen. Eine grosse Kraft wohnt ihm inne, und dazu gesellt sich tiefes Gefühl, eine oft satirische Färbung und eine Vorliebe für die niederen Volksklassen, die er mit demselben Optimismus schildert wie Vincenz Pol die Aristokratie. Die fast unzähligen Werke des fruchtbaren Dichters eingehend zu würdigen, dazu gebricht es hier an Raum. Wir heben deshalb nur einige der bedeutendsten hervor. „Johann Dęboróg" ist eine poetische Erzählung mit historischem Kolorit, das zwar oft zu grell erscheint, aber stets die Innigkeit des

Dichters durchblicken lässt. „Die Tochter der Piasten", „Der Karfreitag" und mehrere andere Volkspoeme leiden an zu grosser Sentimentalität. Ein rührendes Gemälde von erschütternder Wahrheit entwirft der Dichter dagegen in dem „Hingang des Acernus (Sebastian Klonowicz)"; in dem „Stückchen Brot" steht er ganz auf seinem eigensten Grund und Boden, unter seinem Himmel, an den Ufern des Niemen. Es ist ein ländliches Bild, zum Teil wohl ein tiefempfundener Gesang seines eigenen Lebens, der mit der ganzen Gewalt des Leidens, des Sehnens und der Liebe austönt. In dem in Sprache und Form vollendeten grossartig angelegten Epos „Margier" schildert der Dichter eine entsetzliche Episode aus den Kämpfen des deutschen Ordens mit den Litauern. Im Jahre 1336, als diese unter Anführung Margiers in der Feste Pullen sich den dieselbe belagernden Kreuzrittern nicht ergeben wollten, mordeten sie sich selbst auf einem Scheiterhaufen. Hier die Katastrophe:

Von Litaun's Dächern tönte des Uhu's Unglücksschrei,
Schon zog bis an den Niemen das Ordensheer herbei, —
Gewiss, des Todes Ernte fällt reich in dieser Schlacht,
Es sammelten die Deutschen nur selten solche Macht:
Zehn grosse Heeressäulen, die mit Vernichtung dräun,
Zehn stolze Fahnen wehen hoch über ihren Reihn.

Schon eine Meile Weges erstrahlt der Panzer Schimmer,
Am Funkeln ihrer Lanzen erblasst des Blitzes Flimmer,
Indes der Renner Hufe im Feld wie Donner dröhnen,
Und wie Geschrei der Hölle die Kriegstrompeten tönen! —
Als die Trompeten schweigen, erschallen bald Gesänge
Aus zügellosem Munde, bald Davids Psalmenklänge.

Mit Zornesblick späht Margier vom hohen Festungswalle,
Er schätzt des Feindes Stärke, er zählt die Fahnen alle,
Am Niemen sind die Rotten weit aufgerollt zu schaun,
Sie hauen Stangen, Pfähle, sich Flösse zu erbaun,
Die statt der Brücke dienen, den Fluss zu überschreiten,
Als ungeladne Gäste gen Pullen dann zu reiten.

Die feierliche Stille durchbrechend plötzlich schallt
Die eherne Trompete des Kreuzheers aus dem Wald,

Dann tönt die zweite Stimme, noch hundert folgen nach,
Ihr Schmettern ruft das Echo der fernen Lüfte wach.
Und zahllos an dem Niemen der Krieger Haufen schwellen,
Sie lassen jetzt die Flösse, die Traften in die Wellen —
Das drängt sich auf die Fähre, dass fast das Holzwerk sinkt.
Und eine stolze Fahne von jedem Flosse winkt;
Des Niemens Fläche zittert — die Ruder sind zur Hand,
Schon naht die eine Hälfte des Heers dem andern Strand,
Doch Margier winkt den Seinen, sie zielen, und das Blut
Der Mannen auf den Flössen färbt rot des Nimens Flut,
Das war ein lautes Stöhnen, als sie den Geist enthauchten
Und hunderte zum Tode in Wassers Tiefen tauchten!
Die Ruderer vermehren die Kraft zu grösster Schnelle,
Doch manches Floss begräbt noch die aufgewühlte Welle.
Der Ritter Schützen senden Geschosse — Flüche gellen,
Ein wilder Schrei erhebt sich auf Pullens Festungswällen.

— — — — — — — — — — — — —

Schon hat die Macht der Deutschen im Sturm den Wall berannt,
Die Mauerbrecher krachen schon an der Festungswand;
Das ist ein grauses Tosen, dass Berg und Thal erdröhnt, —
Noch schirmt die Mauern Margier — sein Feldherrnwort ertönt
Und macht vom Heer des Ordens die Zuversicht entweichen;
Doch nicht zu allen Seinen kann Margiers Stimme reichen.
Der kriegsgeübten Streiter hat Litau'n nicht genug,
Der Rest ein wirrer Haufe, gerufen von dem Pflug, —
In solchen Händen können die Waffen wenig nützen,
Zwar deckt die Brust die Mauer, doch ohne sie zu schützen.
Wenn sie nicht bald die Deutschen im starken Stoss besiegen,
Verfallen ihrer Mordlust die Kindlein in den Wiegen.
Und siehe! Die Verzweiflung und Margiers Ruf entfacht
Die Mannheit, fast erstorben, und neuer Mut erwacht;
Die Mauern sind zertrümmert, die Steine rings zerstreut,
Noch steht die Brust als Mauer, die sich dem Feinde beut,
Noch stärker als die Ziegel, noch härter als der Stein.

— — — — — — — — — — — — —

Die Sonne schied so blutig — der letzte Strahl entschwand,
Ach, rings ist Blut zu schauen: an Himmel, Fluss und Land,
Am Angesicht der Streiter, an ihren Kriegsgewanden
Und an den scharfen Waffen, die frische Atzung fanden.
Das Ordensheer begann nun vom Wall zurückzugehn,
Es blieb nur Litaun's Häuflein in fester Haltung stehn,
An seiner Spitze Margier, gelehnt auf seinen Speer,
Lässt Wachtfeuer entzünden, stellt Posten ringsumher.

Sein Kleid und seine Waffen bedeckt geronnen Blut,
Aus bleichem Antlitz senden die Augen düstre Glut.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Der Erntetag kommt morgen!“
Sprach Margier bei sich selber und hob mit frommem Sinn
Das Heldenauge aufwärts zur Abendröte hin:
„O heil'ge Auska! Gottheit, aus der das Himmelslicht
In hoher Glut erschimmernd so mächtig zu uns spricht,
Dank dir, die seinen Funken in unsre Brust gesenkt!
Und — wenn der Feind von neuem den Schritt zum Angriff lenkt,
Du hehre Himmelsröte, mag uns dein Strahl beschützen!“

Und wieder dringt vom Niemen jetzt Schar auf Schar heran,
Es schreiten über Haufen von Leichen Ross und Mann,
Und neue Truppen mehren des Hochmeisters Gewalt,
Die Rotten, die ermatten, ersetzen andre bald.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Und Margier sieht die Kräfte in seinen Reihen schwinden,
Er sieht des Kreuzes Zeichen des Feindes Sieg verkünden;
Da ruft er Litaun's Mannen und hebt zu sprechen an:
„Lasst alle Hoffnung fahren, die Feste steht in Brand!
Nicht frommten uns Gebete, nicht half die tapfre Hand.
Entflammt den Scheiterhaufen! Doch strebt euch noch zu wehren,
Werft Steine auf die Häupter — nicht lange soll es währen —
Es gilt, dass nicht zu zeitig der Feind den Platz gewinnt,
Uns hindernd, zu erfüllen, was wir uns schuldig sind.“

Die Feste brennt — noch wütet der Kampf — mit heitern Sinnen
Errichten Litaun's Mannen den Holzstoss mitten innen.
Und unterm Opfermesser sinkt Mann für Mann dahin,
Die Opfer trägt zum Holzstoss der Heiden Priesterin,
Und Litaun's Söhne alle, berauscht von Wahn und Wut,
Ermorden jetzt einander und sinken in die Glut.
Der Vater eilt zur Wiege und wirft den eignen Sohn
Dahin, wo schnell verzehrend die Flammen ihn umlohn,
Die Mutter drückt des Kindleins verbrannten Leib ans Herz —
Bevor man sie getötet — verendet sie vor Schmerz.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von Syrokomlas dramatischen Erzeugnissen, die indes mit den anderen nicht auf gleicher Höhe stehen, erwähnen wir „Kaspar Karliński“, „Das Urteil Johann Kasimirs“ und den Dialog „Das Hüttchen im Walde“. Ausserdem verfasste er eine „Ge-

schichte der Litteratur in Polen" in zwei Bänden, 1852, welcher er die Schöpfungen der klassischen polnisch-lateinischen Dichter: Kochanowski, Janicki, Sarbiewski, Szymonowicz u. A. in trefflicher polnischer Übersetzung einfügte. Tief ergreifend und zugleich voll Sarkasmus ist sein Schwanengesang „Poesieen der letzten Stunde", Warschau 1862. Kondratowicz war ein thätiges Mitglied der „Wilnaer Archäologischen Gesellschaft". Wir schliessen diese ihm gewidmeten Zeilen mit einer Dichtung, in welcher er gleichsam symbolisch seinen eigenen frühen Tod vorausverkündet:

Der Tod der Nachtigall.

O Nachtigall, die man im Lärm der Stadt
Im Drahtgeheg verschlossen!
Selbst hier ward deine Sangeslust nicht matt,
Hat wachsend sich ergossen.
Ach, kein Gebüsch giebt Schatten hier, kein Wald,
Dein Köpfchen zu verbergen!
Dein Lied begleitet nichts, kein Bächlein wallt
Sanft rauschend von den Bergen!
Kein Teurer naht, für den zu sterben wert
Beim süssen Klang der Lieder,
Kein Pfad ist, der den Flug ins Grün gewährt,
Beengt ist dein Gefieder.
Und draussen rollen Räder, stampfen Rosse,
Dass rings die Wände zittern,
Den Staub der Strasse schickt dir die Karosse
Des Herrn in Gold und Flittern.
Vorbei dem Fenster strömt es wirr und bunt,
Laut schwatzt des Volkes Menge,
Kein stilles Plätzchen, das dem Dichtermund
Entlockte holde Klänge!
Das Köpfchen ist betäubt, die Brust erstarrt,
Und Staub bedeckt die Schwingen, —
Doch wer zur Nachtigall geschaffen ward,
Muss dennoch, dennoch singen!

Und sie beginnt ihr Lied, die Töne schwellen,
Ihr Sehnen zu erzählen,
Ob draussen laut der Menschen Stimmen gellen,
Den Geldgewinn zu zählen.

Und höher, heller tönen ihre Lieder
Aus jugendlicher Kehle,
Die alte freie Zeit erscheint ihr wieder,
Da froh war ihre Seele.
Der Fittich strebt noch einmal himmelwärts,
Erlahmt an Käfigs Wänden,
Noch einmal klopft das hocherglühte Herz,
Um dann — im Tod zu enden.

Einen bedeutenden Ruf erwarb sich auch Gustav Zieliński, geb. am 1. Januar 1809 bei Inowracław, gest. am 23. November 1881, durch seine Epopöe „Der Kirgise", eine Frucht seiner siebzehnjährigen Verbannung nach Sibirien, in welcher alles, von der Schilderung der Steppennatur in Sonnenfrieden und Nachtsturm, dem freien Leben der Kirgisen bis zu dem furchtbaren Steppenbrande am Schluss, in welchem die beiden Liebenden untergehen, den Stempel der Echtheit und Originalität trägt.

Von einem zwiefachen Standpunkt — als originaler Lyriker und Epiker und als Übersetzer ist Roman Zmorski zu beurteilen. Geboren 1824 in Warschau, verlebte er seine Kindheit bei Verwandten in Masowien, und dort, den schönen Volkssagen jener Gegend lauschend, nahm er die Eindrücke in sich auf, welche keine Zeit wieder verwischen konnte. Er selbst sagt im Vorwort zu seinem „Thurm der sieben Heerführer": „So oft in der stillen Einsamkeit der Nacht mein Blick auf dem von tausend Sternen funkelnden Himmel ruhte, kehrte meine Einbildungskraft mit Vorliebe zu jenen Jahren der Kindheit zurück und frischte die Farben wieder auf." Später besuchte Zmorski die Schulen in Warschau und reiste von dort aus öfter zu seinem Vater, einem pensionirten Beamten, der im Kreise Biała auf dem Lande lebte. Dort lernte er noch manche Volksüberlieferungen kennen, atmete in vollen Zügen den Duft der Wiesen am Bug ein und erzählte den Menschen, die ihn nicht verstanden und über ihn lächelten, Wunderdinge von den die Wälder durchschwebenden Russałken und den feenhaften Mittags- und Abendgenien. Nachdem er später kurze Zeit die Breslauer Universität besucht hatte, bereiste er fast den ganzen Westen Europas und hielt sich 1848 längere Zeit in

der Lausitz auf. Als Freund der Sagen und Dichtungen des Volkes sah er sich hier ganz in seinem Element, er hörte die Lieder des Landmannes, erforschte die Sitten desselben, verglich sie mit den polnischen und legte das Ergebnis in verschiedenen Zeitungsartikeln nieder. Im Jahre 1850 siedelte er nach Serbien über und übersetzte dort die serbischen Nationalepen „Lazarica“ und den ganzen Cyklus der den „Königssohn Marko“ feiernden Gesänge. Die andern serbischen Volkslieder gab er 1852 in Warschau unter dem Namen Roman Zamarski heraus. Er übertrifft die drei anderen Übersetzer dieser Lieder: Brodziński, Siemieński und Zaleski an Natürlichkeit.

Im Jahre 1859 kehrte er nach Warschau zurück; da er jedoch nicht lange an einem Orte ausharren konnte, verliess er bereits 1863 wieder sein Vaterland und weilte zuletzt in Dresden, wo er am 18. Februar 1867 verschied.

Zmorski begann seine litterarische Thätigkeit sehr früh und liess, ehe noch der Geist durch Studien gereift war, schon dichterische Kraft, Gefühl und Gedankentiefe gewahren. Im 17. Lebensjahre, also fast noch als Kind, singt er in seinem Gedicht „Die Phantasie“:

Mit erhabenen Gedanken
Trat ich in des Lebens Schranken,
An der Wiege schon erklang
Meinem Ohr der Dichter Sang,
Ihre Wundermelodien
Liess ich in die Seele ziehn,
— — — — — — — —
Leichten Mutes, unbefangen
Bin ich in die Welt gegangen;
Glaubensstark und unschuldsrein
Trat ich festen Schrittes ein.
Jeden Traum der Jugendzeit
Sah ich schon als Wirklichkeit:
Nach dem Ruhme stand mein Sinnen,
Hoffte Liebe zu gewinnen,
Ja ich wollte für dies Streben
Gern des Herzens Ruhe geben.
Frischen Mutes, unbefangen
Bin ich in die Welt gegangen.

Schon in so jugendlichem Alter lernte er Enttäuschungen kennen, die kalte Welt zerstörte allen Zauber:

Bald genas ich von der Blindheit;
Die Phantome meiner Kindheit:
Freundschaft — Liebe — nie, ach nie
Fand mein spähend Auge sie,
Sie, die einst mit Wonneduft
Wie des Paradieses Luft
Dem entzückten Busen nahten,
Mich begeisterten zu Thaten!
Sagt, wo giebt es sanfte Frauen,
Männerehre und Vertrauen?
Jedes Ideal der Kindheit
Schwand dahin mit meiner Blindheit.

Ruhm, wo winkt mir deine Krone?
Solltest zu des Dichters Lohne
Deinen stolzen Götterschein
Meiner blassen Stirne leihn.
Weckt denn meines Liedes Schall
Keines Busens Wiederhall?
Lachend hört die kalte Menge
Meiner tiefen Wehmut Klänge.
Ruhm, wann wirst du mich belohnen,
Dessen goldne Strahlenkronen
Jene Sänger alter Zeiten
Ewigem Gedächtnis weihten!

Nichtig sind des Geistes Triebe,
Nichtig Tugend, Glaube, Liebe,
Alles, alles eitler Wahn,
Goldnem Götzen unterthan. —
„Und in solche Welt von Erz
Trugst du dein begeistert Herz,
Deine Hoffnung und dein Streben!
Lass den Jugendtraum entschweben,
Dass der Trank aus bittrer Quelle
Dir die Seele nicht vergälle!
Dich erfüllen edle Triebe,
Andere — des Goldes Liebe.“

Er verliert jedoch nicht den Mut, seine Kraft stählt sich, und

er beschliesst, mit männlicher Tugend seine Pflichten als Mensch zu erfüllen, mag auch die Welt seine edlen Gefühle weder anerkennen noch begehren. Die dichterische Begeisterung soll ihm eine Leuchte sein:

Hehrer Funke, strahle, strahle
Mir voran im dunklen Thale,
Dass mein Herz, von dir erfüllt,
Flammend leuchte unverhüllt!
Sei mir treu, du Dichtersinn,
Sind auch Dornen mein Gewinn;
Selbst noch unter Todesschleiern
Wird dich meine Seele feiern,
Und an deinen Himmelswonnen
Sich mein fühlend Innres sonnen.
O, dass ich bis an mein Ende
Dich auf meinem Pfade fände!

Auf das jugendlich phantastische Poem „Lesław", das bei aller Überschwänglichkeit doch auch einzelne Schönheiten enthält, folgte Zmorskis bedeutendste Originaldichtung „Der Thurm der sieben Heerführer", deren Inhalt aus einer skandinavischen Sage geschöpft ist. Sieben kriegerische Helden beschliessen von ihren langjährigen tapfern Thaten auszuruhn:

— — — — — — — — — — — — —

Doch wollen sie, eh sie zur Ruhe nun gehn,
Sich erst eine Stätte bereiten,
Dass staunend die späten Geschlechter sie sehn,
Ein Denkmal für ewige Zeiten,
Das, würdig der Männer, für die es erbaut,
In Pracht und in Herrlichkeit stehe,
Ein Denkmal so hoch, wie der Himmelsdom blaut,
Den Fels überragend an Höhe.

Solch Bauwerk befahlen die Führer sofort,
Von Weissagungsgeist überkommen;
Die Mannen gehorchten der Feldherren Wort,
Alsbald ward das Werk unternommen.
Und früh schon erbebten beim Morgenrotschein
Die Ufer der Weichsel von Streichen

Der Äxte und Beile aus Feuergestein,
Beim Fällen der riesigen Eichen.
Die Tiere, entschlummert im bergenden Hain,
Begannen erschreckt zu entweichen.

— — — — — — — — — — — — — —

Nicht wächst so im Frühling beim sonnigen Strahl
Die Saat nach befruchtendem Regen,
Wie unter der rüstigen Bauleute Zahl
Die Steine zum Thurme sich legen.
Vom Frühlicht, bis Abends die Sonne entflohn,
Erhebt er sich anderthalb Mannes hoch schon.

Dann ruhen die Müden zur Erde gestreckt,
Von nächtlichem Schlummer umfangen,
Bis wieder die Röte des Tages sie weckt, —
Und schnell wird zur Arbeit gegangen.
Zum emsigen Schaffen sind alle bereit,
Dass bald zur Vollendung das Bauwerk gedeiht.

Doch als sie nun kommen zum sandigen Strand,
Wo gestern so fleissig sie bauten,
Da stehen die Krieger von Staunen gebannt; —
Obwohl sie manch Wunder schon schauten,
Bei diesem misstrauen sie fast dem Gesicht,
Sie forschen ringsum an der Stelle,
Doch das, was sie suchen, gewahren sie nicht —
That Gott dies? Ist's Spielwerk der Hölle?
Zerfloss denn das Bauwerk, das gestern vollbracht,
Am Lichte der Sonne wie Nebel der Nacht?

Bei Nacht hat die Erde geöffnet den Schoss,
Verschlungen mit gierigem Schlunde
Die Arbeit der Männer so fest und so gross,
Noch giebt eine Spur davon Kunde:
Wo gestern die Grundwand des Thurmes schon stand,
Blinkt's jetzt kaum wie Zähne von Stein aus dem Sand.
Noch stehen sie lange mit staunendem Blick
In sinnendem Schweigen daneben,
Dann senden sie Boten zum Zelte zurück,
Den Heerführern Kunde zu geben.

Die sieben greisen Helden sitzen beim Klange der silbernen Zithern und bei schneeweissen Schalen schäumenden Metes im

schwanenzarten Gezelt und vernehmen die seltene Mär. Dann bescheiden sie die Abgesandten also:

„Geht hin zu den Brüdern und sagt ihnen an,
Das Werk immer weiter zu führen,
Denn nimmer geziemt es dem wackeren Mann,
Darum schon den Mut zu verlieren.“ —
Drauf ging die Gesandtschaft, sich neigend, hinaus,
Den Spruch zu verkünden den Mannen,
Die willig die fernere Arbeit des Bau's
Mit mutigen Kräften begannen.

— — — — — — — — — — —

Die Nacht folgt dem Tage, der Tag folgt der Nacht,
(That Gott dies? Ist's Spielwerk der Hölle?)
Das Werk, das bei Tage zu Stande gebracht,
Versinkt in der Nacht auf der Stelle. —

Dahin ging der Frühling, der Sommer entschwand,
Der Herbstwind entfärbte die Felder,
Er hüllte die Welt in ein Trauergewand,
Entlaubte die schattigen Wälder.
Die Erde, die gierig des Raubes sich freut,
Die Mannschaft nicht ruhend im Werke —
Bekämpfen einander — wer siegt in dem Streit?
Der Spuk oder mannhafte Stärke?

Eines Tages jedoch rufen die Führer ihre Mannschaft zusammen und ordnen die Vorbereitungen zu einem Feste an. Holzstösse werden errichtet, Tiere geschlachtet, der Met fliesst in Strömen, aber am Ende des Mahles fordern die Gebieter ihre Krieger auf, ihnen zur Stätte des Baues zu folgen; die sieben Heerführer stellen sich auf die, kaum aus der Erde ragende Mauer des Thurmes.

Die sieben Gebieter inmitten der Schar,
Die — greisig — doch Jünglingen gleichen,
Die goldnen Helme bedecken das Haar,
Und Kränze vom Laube der Eichen.
Zur Seite das Schlachtschwert, das schimmernde, blinkt,
Die silberne Zither zur andern;
Und wie zu dem Liede die Zither erklingt,
Beginnt auch das Methorn zu wandern.

— — — — — — — — — — — —

Sie schlagen die silbernen Zithern zugleich,
Das bebt von den Saiten in Fülle,
Die Klänge der Feier, gewaltig und reich,
Durchwallen die nächtliche Stille.
Doch lauten die Worte, den Tönen gesellt,
So fremd, als entstammten sie nicht dieser Welt.

— — — — — — — — — — — —

Da rollt es wie Donner, die Erde erbebt,
Die Krieger, geschart in der Runde,
Gewahren erschreckt, wie die Mauer sich hebt,
Der Turm sich entwindet dem Grunde.

Und über die Häupter der Staunenden steigt
Das Bauwerk im Gleichmass der Teile,
Die Wipfel des Waldes schon hat es erreicht,
Bald naht den Gestirnen die Säule.
Und hoch auf der Zinne im schönen Verein
Die Helme im Strahlenlicht spielen,
Es gleichen die Sieben im goldigen Schein
Der Vollmonde ebensovielen.
Doch höher noch trägt sie die seltsame Macht
Hinauf zu den himmlischen Fernen,
Bis endlich, inmitten der Sterne der Nacht
Die Führer sich wandeln zu Sternen.

Aber nach tausend Jahren, wenn die Welt in Sünde versunken ist, werden die Führer wiederkehren, ihre in den Gräbern schlummernden Mannen wecken und der verweichlichten Welt neue Wunder der Tapferkeit zeigen.

Zmorski besass auch ein ungewöhnliches improvisatorisches Talent, und oft, wenn im Kreise von Freunden sich eine Gelegenheit bot, sprach er unter dem Einfluss augenblicklicher Eingebung mit Leichtigkeit in Versen. Auch als Übersetzer deutscher Dichtungen von Tiedge, Öhlenschläger, Schiller und Goethe hat sich Zmorski Verdienste erworben. Er hätte vielleicht noch Bedeutsameres leisten können, wenn er nicht durch zu früh erwachten Schaffenstrieb und später durch ein unstätes Wanderleben von dauernder ernster Arbeit abgezogen wäre. Stets von jugendlichem

Feuer durchglüht, erwuchs er, wie Kraszewski treffend sagt, niemals zum Manne.

Den Geist, den Ton und die Sprache vergangener Jahrhunderte zu treffen zeigte sich in seltenem Grade August Bielowski (1806—1877) befähigt. Sein „Lied von Heinrich dem Frommen“ (deutsch in „Iris, Dichterstimmen aus Polen“) beschreibt die berühmte Tatarenschlacht bei Liegnitz, 1241, in welcher Heinrich der Fromme, Herzog von Liegnitz, den Heldentod fand. Manche gewagte Hypothese in Bielowskis „Kritischer Einleitung zur polnischen Geschichte“, 1850, namentlich die Verlegung der Wiege des polnischen Volkes nach Dacien rief heftige Entgegnungen von Seiten Lelewels, Szajnochas und anderer hervor. Ausserdem gab er die „Monumenta historica Poloniae vetustissima“ heraus, ein Riesenwerk, dessen vierter Band, an 1000 Druckseiten stark, zehn Jahre nach seinem Tode erschien und, von sechs berufenen Historiographen bearbeitet, Legenden und Wunder der polnischen Heiligen enthält, welche, die trockenen gleichzeitigen Chroniken, Jahrbücher und Dokumente ergänzend, in das Leben, die Gewohnheiten und gegenseitigen Beziehungen aller Gesellschaftsschichten der Piasten- und Jagiellonenzeit neue und tiefe Einblicke gewähren. Bielowski übertrug auch Goethes Faust und Schillersche Dichtungen ins Polnische.

Felix Faleński (pseud. Floryan), 1825 in Warschau geboren, zwingt die Sprache zu kühnen Modulationen und entwickelt in seinen „Blüten und Dornen“, sowie in „Termopylen“ und „bei Cannae“ neben mancher Unbestimmtheit des Ausdruckes oft einen melodiereichen Tonfall. Auch als Dramatiker erhebt er sich durch Wohllaut der Sprache über das Gewöhnliche, ingleichen als Übersetzer altklassischer Dichter (1878), Petrarcas (1880) und des Byronschen „Manfred“ (1885).

Den Epikern schliesst sich Anton Eduard Odyniec, geb. 1804, der Freund und Reisegefährte des Mickiewicz, durch seine Balladen an. Dieser Dichter, durch eine ideale Zuneigung an Mickiewicz gefesselt, wie der Planet durch mächtige Anziehung an die Sonne, war nach seinem Vorbilde einer der ersten und eifrigsten Partisane des Romantismus. Nachdem er von 1820 bis 1823 den Universitätsstudien in Wilna obgelegen hatte, über-

nahm er in Warschau die Redaktion der „Allgemeinen Encyklopädie“ und durchreiste dann 1829 mit Mickiewicz Deutschland, Italien und die Schweiz. Dort trennten sich die Freunde. Mickiewicz wandte sich von Genf noch einmal nach Rom, Odyniec aber begab sich nach Paris und London und weilte darauf von 1831—1837 in Dresden. Nach Wilna zurückgekehrt, leitete er bis 1859 die Redaktion des dort erscheinenden „Courier“, eines amtlichen Blattes, was ihm von vielen seiner Landsleute verdacht wurde. Von der deutschen Romantik zeigt er sich vornehmlich in seinen Balladen beeinflusst, die mit gediegener Form Schönheit der Bilder und historische Charakteristik vereinigen, wie z. B. „Die Kriegsgefangene des Litauers“:

Still nur, still du Polenmaid,
Jammre nicht so zum Erbarmen!
Alle sind schon fort so weit
Mit Gefangnen in den Armen;
Wart' ich hier noch länger dein,
Holen wir sie nimmer ein.
Will dein Leben nicht versehren
Und nicht leer nach Hause kehren.

Steige jetzt zu Pferd mit mir —
Denn vergeblich ist dein Flehen —
Schwing dich auf den Strohsitz hier,
Musst lebendig mit mir gehen.
Wiegend trägt zum Heimatsort
Samogitiens Ross uns fort;
Vor des kalten Sturmwinds Wüten
Wird mein Wolfspelz dich behüten.

Vorwärts, Mädchen, unverzagt!
Ei, was soll nun noch die Zähre!
Sieh, dein Schloss, das weithin ragt,
Steht im hellen Flammenmeere.
Und dein junger Pole, der
Gerne mir zuvorgekommen
Und vor mir dich mitgenommen,
Setzte sich umsonst zur Wehr:
Jetzt vom kalten Grab umfangen
Wird er nicht nach dir verlangen.

Seht nur, seht! die Maid erblasst,
Gleich als ob's zum Tode ginge;
Ja — mein Herz empfindet fast
Mitleid mit dem holden Dinge.
Nun, ermuntre dich, mein Kind!
Freundlich bin dir gesinnt.
Drüben an des Zejmian Strande
Steht mein Holzhaus hoch und licht,
Ringsum liegen meine Lande,
Garn und Wolle mangeln nicht.

Deine Trauer währt nicht lang,
Dort am Tage webst du Linnen,
Lauschest auf der Mägde Sang,
Wenn sie abends mit dir spinnen.
Kehrt mein einz'ger Sohn alsdann
Wieder aus dem Preussenlande,
Sieht er dich wohl liebend an,
Schliesst mit dir der Ehe Bande.

Seines Gleichen giebt es nicht
In der Schlacht wie bei dem Schmause,
Ist nicht so ein Milchgesicht,
Wie dein Polenheld zu Hause.
Eine Eiche an Gestalt,
Wuchs ihm Haar und Bart zusammen;
Mit Perkunos' Allgewalt
Sprüht sein Auge Blitz und Flammen.
Sterben will ich, wenn er nicht
Eisen mit der Hand zerbricht.

Keine Thräne mehr zu sehn? —
Glühend ist ihr Blick erhoben;
Ist es Freude, ist es Flehn,
Dass du also schaust nach oben?
Sieh! nun kannst du plötzlich dich
Lächelnd in den Sattel schwingen!
Schmiege dich nur fest an mich,
Magst die Arme um mich schlingen,
So — nun lass uns ohne Weilen
Vogelschnell von dannen eilen.

Warum schrickst du jetzt zusammen,
Starrest in die nahen Flammen?

Mädchen, musst nicht furchtsam sein,
Ei, ich reite nicht hinein.

Ha, ein Trotzkopf ohne Gleichen!
Von dem Pferde sprang die Maid;
Halt! du fliehst ja doch nicht weit,
Mein Geschoss wird dich erreichen.

Doch wohin enteilest du?
Treibt die Angst dich in die Flammen?
Mag Perkunos mich verdammen,
Wenn ich ihr ein Leides thu'!

Ach, sie hört nicht, was ich sage!
Wie sie hoch die Arme schwingt,
Vorwärts, dass ich sie erjage,
Eh' sie in das Feuer springt.

Eile, Ross! die Maid verschwand;
Ha! dort weht ihr weiss Gewand,
Mitten unter Schutt und Trümmern
Sieht man es im Glutmeer schimmern.

Traun! sie wäre wert gewesen,
Dass ein Litwa-Sohn sie freite!
Schade, dass solch schönes Wesen
Sich dem Flammentode weihte!

Auch der Humor fand in des Dichters Balladen eine Stätte, so in den nach einem Gellertschen Stoffe bearbeiteten „Gespenstern“ (deutsch in meinem „Polnischen Parnass“). Odyniec' „Legenden“ sind reine anmutige Darstellungen, welche fern von Leidenschaftlichkeit, ja von erhabenen Ideen, doch in ihrer einfachen Ruhe einen milden Glanz ausstrahlen. Als Übersetzer englischer Dichtungen, Bürgerscher Balladen und der Jungfrau von Orleans von Schiller bekundet er nicht nur umfassende Sprachkenntnis und Formgewandtheit, sondern auch ein tiefes Eindringen in den Geist der Originale. Gerade die bedeutendsten polnischen Dichter haben auch als Übersetzer, namentlich aus dem Deutschen, ihre Kraft erprobt, und es ist anzuerkennen, dass sich dort eben nur poetische Talente an die Wiedergabe fremder Dichter wagen.

Umgekehrt liegt die Sache nicht ganz so günstig. Und doch wird die Litteratur eines Volkes einem andern Volke durch flügellahme Übersetzungen unzweifelhaft verleidet, denn die wenigsten Leser vermögen Inhalt und Form unabhängig von einander zu beurteilen. Der geistige Inhalt steht mit der sprachlichen Form, in der er sich darlegt, in lebendigem, organischem Zusammenhang. Beide sind als ein Ganzes aus dem Schöpfungsakte des Geistes hervorgegangen und bezeugen ihren gemeinsamen Ursprung durch die Harmonie ihres Daseins. Fehlt in der nicht nachempfundenen Wörterübersetzung diese Harmonie, so wird dem Kunstwerk die Grundbedingung seines Lebens geraubt.

Odyniec' Briefe an Ignaz Chodźko und Julian Korsak sind unter dem frischen Eindruck der Gegenden, Menschen und Ereignisse geschrieben und bringen wertvolle Einzelheiten über Mickiewicz. Odyniec erfreute sich in Warschau eines rüstigen Alters. Zur Jahresfeier von Mickiewicz' Tode 1881 verfasste er einen schwungvollen Prolog und veröffentlichte 1882 in den „Kłosy“ Erinnerungen an Witwicki, Garczyński etc., mit denen er zusammen gelebt und gestrebt hatte. Seine Dramen gehören durch Stil und Inhalt weniger der romantischen als der klassischen Schule an; „Felicita“ versetzt uns in die Zeit der ersten christlichen Märtyrer, „Barbara Radziwiłł“ zeugt zwar von tiefen historischen Studien, aber die Personen aus den Zeiten Sigmund Augusts sind in Denk- und Sprechweise zu modern. Odyniec starb am 17. Januar 1885.

Unter den wenigen späteren Epikern verdient Władimir Wysocki in erster Reihe genannt zu werden. Seine ukrainische Dichtung „Die Lachin“, 2. Auflage 1885, erinnert zwar oft an Malczeskis „Maria“, zeugt aber von bedeutender selbstschöpferischer Kraft und wirkt fesselnd und anregend durch gefühlvolle Darstellung und mannigfaltige, den Stempel der Wahrheit tragende Schilderungen der Steppennatur, der Kämpfe mit den Tataren u. s. w. Eine originelle Form wählte der Autor für sein lyrisch-episches Poem „Der Wald“, 1885, welches aus sechsundzwanzig Sonetten besteht. Dann wandte sich Wysocki der Satire zu. Eigentümlich schwermütig ist der Reiz, welcher über der in der Tatra sich ab-

spielenden poetischen Erzählung „Halina“ von Thaddäus Otawa (1885) ausgebreitet liegt. Der junge Gorale Janosz hat dem Mörder seines Vaters Rache geschworen. Ohne denselben zu kennen, verliebt er sich in seine Tochter Halina, die, schön und sanft wie ein Engel, die Königin der Tatra genannt wird. Herz findet sich zum Herzen, aber der Vater, als er sie eines Abends in den Bergen beisammen trifft, versagt ihrem Bunde seine Zustimmung. Janosz, der aus einem jähen Ausruf bei Nennung seines Vaternamens die Überzeugung gewinnt, dass er der gesuchte Mörder sei, flieht in die Berge und wird Räuber. An der Spitze einer Bande dringt er dann in Halinas Vaterhaus, erschlägt den Alten, der einst aus Notwehr seinen Vater getötet hat, wird aber mit Halina, die er aus der flammenden Hütte hinwegtragen will, von dem einstürzenden Dach begraben. In das Gewebe der Dichtung sind prächtige Naturschilderungen eingefügt. Eine neue Theodicee der Romantik versuchte Korczak, der in seinem „Märchen“, 1886, den Helden Kinril, halb Werther halb byronisierter Faust, erhabene Probleme lösen lässt.

Dramatiker.

Durch die ganze Geschichte der dramatischen Kunst zieht sich die Wahrnehmung, dass sie ihre Lebenskraft immer aus dem Geiste der Zeit schöpft und dass die Blüte der Poesie auch notwendig ihre Blüte fördert. Eine gesundere Strömung als bisher begann allmählich durchzudringen, nachdem Bogusławski in Warschau und der seine Traditionen fortführende Johann Nepomuk Kamiński (geb. 1777, gest. 1855) in Lemberg als Schauspieldirektoren und dramatische Schriftsteller die Bahn gebrochen hatten. Man begann die Bühne als eine nationale Bildungsstätte zu betrachten und der Anschauung Raum zu geben, dass die Kunst nicht nur ein angenehmes Mittel zur Zerstreuung sei, wie in den vorhergehenden Epochen, sondern dass in ihrem Tempel

Geistes- und Herzensbildung gepflegt werden müsse. Wenn trotzdem das polnische Theater heute nicht mit denen der anderen Kulturländer auf gleicher Höhe steht, so ist dies auf folgende Ursachen zurückzuführen. Stehende Bühnen, an denen polnisch gespielt wird, giebt es nur fünf, davon zwei in Warschau und je eine in Lemberg, Krakau und Posen. Die Warschauer Theater sind die am besten ausgestatteten, aber ihr Repertoire ist beschränkt, und aus der Geschichte Polens dürfen keine Stücke aufgeführt werden. Die anderen polnischen Theater sind Privatunternehmungen, welche in erster Reihe den pekuniären Erfolg im Auge haben müssen; sie besitzen weder Garderobe noch Dekorationen zur Darstellung historischer und anderer Dramen grösseren Stils. Um nun mit geringen Ausgaben möglichst gute Einnahmen zu erzielen, sehen sich die Bühnenvorstände gezwungen, zu den frivolsten Machwerken der französischen Komödie, mit ihren pikanten Ehebruchsaffairen, zu greifen, oder zu schlecht gesungenen Offenbachiaden. Einzelne hervorragende Ausnahmen können diese Mängel nicht verdecken. Nach dem Gesagten ist es erklärlich, dass in der polnischen dramatischen Poesie das Spiel der heiteren Muse am üppigsten blüht. Den Autoren wird es leichter, mit Lustspielen auf die Bretter zu gelangen, und deshalb widmen sie ihre Feder lieber diesem Zweige der dramatischen Litteratur. — Epochemachend als Schöpfer des höheren Lustspiels, ist Graf Alexander Fredro, geb. 1793, als eine der bedeutendsten Erscheinungen im dramatischen Gebiet zu betrachten. Schon im zwölften Lebensjahre schrieb er ein kleines Lustspiel: „Das erschreckte Gespenst“. Nachdem er 1809 in das Lemberger Ulanenregiment getreten war, machte er den Feldzug von 1812 mit und weilte dann längere Zeit in Paris, wo er Gelegenheit hatte, das Theater zu studieren. Molière, mit dem Fredro überhaupt geistig verwandt ist, war sein Lieblingsautor. Er wurde aber nicht zum blossen Nachahmer, sondern seine milde, oft naive Satire, seine heitere Komik, seine feinen Studien über das menschliche Herz gehören ganz ihm selbst. Fredro kehrte nach Galizien zurück und trat nun mit einer Reihe von Lustspielen hervor, unter denen „Der Mann und die Frau“ als eines der

ersten zwar durch witzige Intrigue und gewandten Aufbau, nicht aber in ethischer Hinsicht befriedigt. Die „Sucht nach Fremdem" ist eine Kritik derer, die unpatriotisch in die Sitten des Auslandes vernarrt sind. „Die Rache", im Original in Versen geschrieben, streift schon in das Gebiet des historischen Dramas und bringt mit lebendiger Wahrheit zwei grosse Typen auf die Szene, wie sie sich im Laufe der Zeiten in Polen entwickelt hatten. Es ist der „Mundschenk" und der „Regent" (Notarius publicus). Der Erstere ist heftig, aber im Grunde offen und natürlich, der Andere ist ruhig, aber listig und hat etwas Jesuitisches. Zwischen Beiden, welche Nachbarn sind, erhebt sich ein Streit wegen einer Zwischenmauer, und der Mundschenk sendet deshalb den Schmarotzer Papkin, einen feigen Lügner und Bramarbas mit einer Herausforderung an den Regenten ab:

Papkin (*mit Vorsicht die Thür öffnend*). Darf ich eintreten?

Regent. Bitte.

Papkin (*unter tiefer Verbeugung in zaghaftem Tone*). Es gereicht mir zur grossen Ehre, in Ihrer würdigen Person den Regenten und Herrn des Hauses zu grüssen.

Regent (*demütig*). Ihr Diener. Aber darf ich fragen, wen ich die Ehre habe . . . .?

Papkin (*bei Seite*). Hm! Dieses Jünkerchen ist ja recht demütig; er bückt sich bei jedem Wort. Da brauche ich mich nicht zu genieren. (*Dreister*) Ich bin Papkin.

(*Der* Regent, *immer die Hände über die Brust gekreuzt, weist auf einen Stuhl*).

Papkin (*bei Seite*). Wie ich sehe, wird sich alles leicht arrangieren lassen. (*Laut, indem er sich auf dem Stuhl ausbreitet*). Ich bin Papkin, der Löwe des Nordens, ein ruhmreicher Hauptmann (*zeigt seine Orden*) und Cavalier. Weise im Rat, tapfer im Gefecht, bin ich die Seele des Krieges und ein Feind des Friedens. Schweden, Muselmänner, Sachsen, Italiener und Spanier wissen von meinem berühmten Schwert zu erzählen, denn dieser Arm versteht es zu führen. Mit einem Wort, die Welt kennt Papkin. Und jetzt, Kamerad geben sie mir zu trinken!

Nachdem der Poltron nun den ihm gereichten Wein als zu leicht getadelt und mit seinem eigenen Weinkeller geprahlt hat, sagt der

Regent. Aber erlauben Sie mir die Frage, mein lieber Herr, was Sie, den Sohn des Mars, unter mein niederes Dach führt?

Papkin (*sich auf dem Stuhl ausstreckend*). Sie wollen wissen?

Regent. Ich bitte sie darum.

Papkin. So erfahren Sie denn, mein Ärmster: ich bin hier im Namen des erlauchten Mundschenks Raptusiewicz, dessen Schloss heute Morgen von Ihren miserablen, ihres Herrn würdigen, Dienern angegriffen worden ist . . . .

Regent. Möchten sie nicht vielleicht etwas leiser sprechen, Ihr ergebener Diener kann alles hören.

Papkin. Ich spreche stets, wie es mir beliebt.

Regent. Aber ich habe Kopfschmerzen.

Papkin (*noch lauter*). Ha! Was liegt daran, ob ich Sie taub mache oder ob Ihr Kopf krank ist! Ein Stentor kann nicht wie eine Nachtigall flöten.

Regent (*leise*). Aber ich habe meine Leute und werde Sie zum Fenster hinauswerfen lassen.

Papkin (*erhebt sich und nimmt seinen Hut*). O, das ist gar nicht nötig.

Regent. Heda! Dienerschaft!

Papkin. Machen Sie sich doch damit keine Mühe.

Regent. Sie sollen wie eine Feder von hier herausfliegen. (*Zu seinen Leuten.*) Vier von Euch bleiben vor der Thür!

Papkin. Aber lieber Nachbar, warum solche Ceremonien zwischen uns?

Regent. Jetzt, lieber Herr, will ich Sie hören. (*Er drückt ihn mit Gewalt in den Sessel*). Bitte, bitte (*setzt sich ihm ganz nahe gegenüber*), wie lautet nun eigentlich Ihr Auftrag? (*Er sieht ihm fest ins Auge.*)

Papkin. Sie sind ein wenig zu lebhaft. Ich schwöre Ihnen, ich wusste nicht, dass Sie ein so empfindliches Gehör haben . . . .

Regent. Werde ich nun bald erfahren, was Sie hieher führt?

Papkin (*ganz leise zu ihm*). Sogleich. Der Mundschenk lässt Sie sehr bitten . . .

Regent. Wie sagen Sie?

Papkin. Soll ich lauter sprechen? (*Auf ein bejahendes Zeichen des Regenten fährt er fort*): Der Mundschenk verlangt — oder vielmehr er meint, um alsbald die Streitfrage zu erledigen, wäre es . . . (*unter dem Blick des Regenten mehr und mehr verlegen*) ich sage . . . die bekannte . . . . Streitfrage . . . die . . . . ja . . . . die . . . . (*sich abwendend, bei Seite*) das ist ein wahrer Basiliskenblick, er lähmt mir die Zunge.

Regent. Ich verstehe Sie nicht, Sie sind ganz verwirrt.

Papkin. Sehen Sie . . . . nun . . . . entschuldigen Sie, mein Herr, Ihr Wein war ein wenig zu stark. Und dann bin ich auch nicht sehr beredt. (*Leiser*) Ob die Vier noch an der Thür sind?

Regent. Also kurz, mein Lieber, was wünscht der Nachbar?
Papkin. Der Gesandte wagt nicht . . . .
Regent. Wie, Sie haben Furcht! Nicht doch, mein Guter, sein Sie unbesorgt . . . .

In diesem Tone wird die Unterredung fortgesetzt, bis endlich Papkin von vier aufmerksamen Bedienten hilfreich unterstützt, mit einer Schnelligkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt, die Treppe hinabsteigt.

Der auch in Wien und Berlin aufgeführte Dreiakter „Damen und Husaren" ist zwar eine Posse, aber voll Molièrescher Komik und dabei nicht gegen die Wahrscheinlichkeit verstossend. Im „Geldhab" geisselt Fredro die Eitelkeit und Thorheit eines Parvenu der haute Finance, der, um es der Geburtsaristokratie gleichzuthun, sich einen Stammbaum fabrizieren lässt. Als ein Meisterwerk muss „Mädchenschwüre oder der Magnetismus des Herzens" bezeichnet werden: zwei junge Mädchen haben geschworen, sich nie zu verheiraten, aber beide lieben im Stillen, und das Herz triumphiert über alle Hirngespinnste.

Wir müssen uns jedoch auf diese Andeutungen beschränken, da selbst die kürzeste Analyse sämtlicher Stücke Fredros die uns hier gesteckten räumlichen Grenzen weit überschreiten würde. Fast in allen seinen Lustspielen finden wir ausser einigen komischen Gestalten, die das Ganze heiter beleben, als Hauptpersonen ein paar Liebende von einnehmendem, edlem Charakter, die in schwungvollem Dialog reine und erhabene Gefühle an den Tag legen. Fredro starb 1876 zu Lemberg. Viele seiner Schöpfungen brachte er, durch manche scharfe Kritik verletzt, nicht auf die Bühne; dies war erst seinem Sohne dem Grafen Johann Alexander Fredro vorbehalten, welcher, im Jahre 1829 zu Lemberg geboren, 1848 den ungarischen Feldzug mitmachte, dann sieben Jahre in Paris wohnte und 1857 amnestiert in sein Vaterland zurückkehrte. Unter seinen eigenen Bühnenwerken ist nächst dem Lustspiel „Der Mentor" das fünfaktige „Fremde Elemente" eines der bedeutendsten. Der Autor will darin, das docere dem delectare verbindend, seine Landsleute vor den schädlichen Ideen des Westens warnen. Eine emanzipationswütige Frau, ihr Onkel,

der als früherer Page Ludwigs XVIII. nur von Frankreich träumt, ihr Bruder, der durch schwindelhafte Aktienunternehmungen Millionen zu erringen hofft, ein geadelter jüdischer Krösus, der ein polnisches Mädchen civiliter heiraten will — das sind die Hauptfiguren des durchweg gelungenen witzigen Stückes, in welchem die Tendenz, ohne der Kunst Abbruch zu thun, gerade den überwiegend komischen Faktor bildet.

Von einem kosmopolitischen Gesichtspunkt, allgemein menschliche Gefühle und Charaktere in wunderbar schönen Farben schildernd, ging im Beginn seiner Laufbahn ein Dichter aus, welcher, nachdem er den gewichtigen klassischen Kothurn abgeschüttelt, sich die hellen lebenswahren Kunstwerke Shakespeares, Schillers und Calderons zu Vorbildern nahm. Joseph Korzeniowski, geb. 1797 in Galizien, empfing seine Ausbildung in Krzemieniec und begab sich dann nach Warschau, wo er als Lehrer im Hause des Grafen Krasiński den bedeutendsten Litteraten jener Zeit begegnete, namentlich Brodziński, dessen Umgang ihm reiche geistige Anregung bot. Demnächst wurde er als Professor nach Krzemieniec, dann nach Kiew berufen und erhielt endlich 1837 das Direktorat des Gymnasiums in Charków, später in Warschau. Zuletzt wirkte er als Visitator der Schulen im Königreich Polen und starb zu Dresden im September 1863.

Korzeniowski ist kein Genius, der mit mächtiger Stimme und bis dahin unerhörten Worten eine neue Ära verkündet, aber er greift in das volle Menschenleben und lässt die Entwickelung in überraschend natürlicher Weise vor sich gehn. Mit scheinbar geringfügigen alltäglichen Ereignissen weiss er eine psychische Kollision herbeizuführen, die oft zu Thränen rührt. Das gilt auch von seinen anmutigen Erzählungen. Im Drama wandte er sich erst, als die Erforschung des Lebens und der Physiognomie des eigenen Volkes und seiner Geschichte allgemeiner wurde, dem Nationalen zu, so in „Andreas Batory“ und den „Karpatischen Górałen“. Sein Talent wies ihn vorzugsweise auf das ernste Drama hin, aber es verlässt ihn auch in seinen Lustspielen nicht, unter denen das Sittenbild aus den Zeiten Stanisław Augusts: „Schnurbart und Perrücke“, die mehr den Namen eines Trauer-

spiels verdienenden „Juden“, die „Reisemanie“ und „Gut und Name“ die meiste Beliebtheit erlangt haben. In der vieraktigen Künstler-Phantasie „Beate“ entschädigen treffliche Gedanken über die erhabene Aufgabe der Kunst für die Unwahrscheinlichkeit der Handlung. Konrad, ein junger polnischer Künstler, der in Venedig weilt, wird dort ohne es zu wissen von der edlen, schönen und reichen Maria geliebt. Die folgende Unterredung Konrads mit seinem Freunde wird von der maskierten Maria belauscht:

Konrad.

Wo fänd' ich die, die darum nur mich liebte,
Weil mir von Gott ein Höheres verliehn, —
Die, schön von Angesicht und von Gestalt,
In meine Seele Ideale senkte?
Wo find' ich sie, die hoch begabt und edel
Die Kunst nur liebt um ihrer selber willen
Nicht um des Lohnes, den sie mir gewährt;
Mit der vereint ich nicht das Brot nur teilte,
Nein — jedes Denken, jedes hehre Streben?
Wo find' ich solche Frau, die mir das Haus
Zum göttlichen Asyl des Friedens machte,
Die auf ihr eigen Haupt die Sorgen alle,
Die Kümmernis des Alltagslebens nähme
Und schützend mich mit sanftem Fittich deckte,
In deren Augen ich Begeist'rung fände,
In ihrer Stimme Liebe, in dem Lächeln
Den Himmel? O, solch Wesen giebt es nicht!

Maria
(*welche bei den letzten Worten näher trat, spricht in begeisterter Rührung*):

Du sprichst die Wahrheit nicht — ein solches Wesen,
Es lebt, um dir das kranke Herz zu heilen,
Giebst du vertrauend dich in ihre Hand.
Du findest das in ihr, was deine Seele
Im Weibe sucht, das teilen soll dein Los.
Und ist auch ihre Schönheit zu gering,
Um deinem Ideale gleichzukommen,
So schmückt doch Jugend sie, in ihrem Lächeln
Spricht sich ein Herz aus, das die Wahrheit liebt,
In ihrem Auge glänzt der Strahl der Seele,
Die in Natur und Kunst das Schöne ehrt.

Nur darum, darum ward dir ihre Liebe,
Weil, Auserwählter, Gott in deine Brust
Den Funken jener Schöpferkraft gelegt,
Die er so selten teilet mit den Menschen;
Sie ist entschlossen, über dir zu wachen,
Dass du die Himmelsgabe nicht vergeudest,
Und wenn du ihrer Hut dich anvertraust,
Du ihrer denkend immerdar dein Herz,
Dein Streben, Wirken fleckenlos bewahrst,
Wenn du in ernstem Fleiss erklimmst die Stufe,
Auf der sie heute schon im Geist dich sieht,
Das Vaterland, so heilig dir wie ihr,
Dich einst als ruhmgekrönten Meister feiert, —
Dann fandest du das Weib, das in die Kränze,
Mit denen dir dein Volk die Schläfe ziert,
Des Glückes und der Liebe Blüten flicht.
Geh hin und schaffe! . . . .

Viele Jahre hindurch wurden Korzeniowskis Stücke zuerst und allein im Lemberg aufgeführt, wo der ihm befreundete talentreiche Schauspieler Anton Bensa (geb. 1787, gest. 1859) die Hauptrollen gab. In seinen Erzählungen „Der Spekulant“, „Der Witwer“, „Der Emeritus“ u. a. zeigt er sich als feiner Kenner der Welt und des menschlichen Herzens und als meisterhafter Beherrscher der Sprache.

Dominikus Magnuszewski wurde am 20. Juni 1810 geboren und in der Warschauer Piaristenschule, dann an der Universität gebildet. Dort lebte er in innigen Beziehungen zu Friedrich Chopin, Sigmund Krasiński und Konstantin Gaszyński und soll sogar mit dem Letzteren an dem Krasińskischen Roman „Władysław Hermann und sein Hof“ mitgearbeitet haben. Als im Juni 1829 in Warschau das zweite Theater unter dem Namen „Rozmaitości“ (Mannigfaltigkeiten) im Saale des Wohlthätigkeitsgebäudes eröffnet wurde, bot dasselbe nicht nur jungen Schauspielern Gelegenheit zur praktischen Ausbildung, sondern es erweckte auch in der schriftstellernden Jugend den Trieb, Stücke für dasselbe zu liefern. Einer der ersten dieser Autoren war Magnuszewski. Sein Lustspiel in Versen „Der alte Junggeselle“ kam dort zur Aufführung. Während des Aufstandes diente er als Lieutenant bei

den Gardegrenadieren und trat 1831 mit dem Rybińskischen Corps nach Preussen über, woselbst er sich in und bei Elbing längere Zeit aufhielt. Später liess sich Magnuszewski auf dem Landgut Załucze und endlich in Chomiakówka nieder und schuf das fünfaktige Drama „Hieronymus Radziejowski“ nebst einer Menge kleiner Gedichte, wie:

Albumblatt.

Erinnrung! ruft ihr, sehnend wie nach dem jungen Lenze;
Und doch, der Lenz hat Knospen, er spendet Blütenkränze,
Hat Rosen, zarte Lilien und Mailuft, rein und blau,
Hat seine goldne Sonne, hat Perlenschmuck von Tau:
Das ist die Lenzerinnrung; die meine tönt so dumpf
Wie jener Witwe Groschen, wie morscher Lanzenstumpf.
Das Jetzt — ein Licht das auslischt, ein Geist in Nacht versunken;
Die Zukunft — wilder Epheu, im Aschenrest ein Funken.
Und wenn du fragst, warum denn das Herz nicht schon verstummt,
Warum noch nicht das Lächeln gewichen von der Wange,
Vernimm: ob's im Gewühle der Welt auch rauscht und summt:
Nur zwei, zwei Ellen tiefer, da ist es dumpf und bange!

Magnuszewski war ein dramatisches Genie. Davon zeugt besonders sein in Versen geschriebenes Drama „Barbara, die Witwe Gastolds“. Jeder Gedanke, jede Gestalt darin ist wahr und echt polnisch, dabei doch neu, nichts von Shakespeare oder Calderon Überkommenes; eher glauben wir im Anfange etwas von Victor Hugos Stil darin zu erkennen, wie denn auch in seinen Lustspielen der französische Einfluss sich geltend macht. Das „Drama in der Natur“ in drei Bildern ist zwar chaotisch in der Anlage, aber von so grosser Originalität, dass man es eigentlich nicht klassifizieren kann — es ist weder beschreibende, noch lyrische, noch dramatische Poesie — denn man findet alle Gattungen darin. Der Dichter lässt, etwa wie Puttlitz in „Was sich der Wald erzählt“, aber in dramatischer Form, während einer Tag- und Nachtfolge des Sommers Alles in der Natur so sprechen, wie es sprechen müsste, wenn es Zungen hätte, zu reden. Da giebt es keinen dramatischen Helden, keine Intrigue und keine Handlung, und dennoch spricht das der Natur Abgelauschte mächtig und schön mit dramatischer Wahrheit zu uns.

Aus dem „Drama in der Natur“.

Drittes Bild.

Der Abend.

Chor der Mücken.

Mit Klingen und mit Singen
Scheidend vom Tagesglanze,
Mit Singen und mit Klingen
Spielen wir Mücken im Tanze,
Als Tagwerk ward uns gegeben,
Aus andern zu saugen das Leben,
Der Meister der Natur verlieh uns Kraft,
Zu tönen und zu schlürfen den Saft, —
Des roten Saftes Quelle thut
Als Festgetränk der Mücke gut.

Die Fliegen.

Senkt sich die Sonne,
Blüht unser Sein:
Schwärmend in Wonne
Dort an dem Hain,
Wiegt uns der Strahlenschein
Lieblich in Träume ein;
Und uns will bedünken,
Wir trinken
Süsse der Welt
Vom Blütenfeld.

Die Nachtigall.

Ich schlief genug, — nun naht mit neuer Macht
Der Schmerz, die Brust mir zu beengen;
Das ist die Stunde, da der Stern erwacht,
Der Blümchen Köpfe schlummernd hängen,
Wer grüsst euch, die ihr sanft im Traum euch wiegt?
Wer ist es, der als Freund sich an euch schmiegt?
Begeistert von den süssen Düften
Erblüht daraus mein Lied in Lüften.
Röslein matt,
Senkst auch du das Blatt?
Rose, wo bist du? Was ist dir geschehn?

Der Holunderstrauch.

Röslein, gebrochen, musste vergehn.

— — — — — — — —

Die Biene.

Lilie, es muss geschieden sein.

Die Lilie.

Weile, weile, liebe Biene.

Die Biene.

Theure Freundin, nein,
Honig trag' ich ein,
Und die Mutterbiene
Giebt mir ein Bettchen, weil ich ihr diene.

Die Lilie.

Biene, liebe Biene!

Mutter Natur.

Ja, ja, die treuste Freundschaft flieht,
Wenn sie in Sorgennacht dich sieht.

Schmetterling (*zur Lilie*).

An deinem weissen Busen schlaf' ich ein,
Mein Flügel soll dein Schutz im Nachtwind sein.

Sonnenglanz.

Wieder dunkel! Will mir denn nimmer
Leuchten des ewigen Tages Schimmer?
Wo mich die Helle so ganz umgiebt,
Dass nichts in der Welt ihren Glanz mir trübt?
Die Träume von Wahrheit, vom Taglicht entfacht,
Vergehen so schnell in den Schatten der Nacht.

Johanniswürmchen (*zum Sonnenglanz*).

Blumengreisin! willst du verzagen?
Nimmer frommt dein trauernd Klagen;
Der nur begreift die Helle ganz,
Der in sich selbst trägt des Lichtes Glanz.

Chor der Gräser (*zum Sonnenglanz*).

Schau! es blinkt des Berges höchste Stelle,
Schau hinab zum Silberglanz der Welle.

Sonnenglanz.

Nein — das ist die Sonne nicht!

Der Bach.

Das ist mein Mond!
Mit blassem Antlitz umschwebt er die Erde,
Die Schwester suchend mit banger Geberde.
Schwer ist das Leid, das im Busen ihm wohnt,
Der Wolke Schleier muss sein Auge bergen.

Der Mond.

Wo weilt sie nur?

Der Wind.

Dort über den Bergen.

Die Nacht (*aufstehend, zum Monde*).

Warte doch! Nebel soll uns umweben,
Bleibe, Geliebter, bei mir!
Ewig gelob' ich mich dir.

Der Mond.

Lass mich, — in deiner Umarmung endet das Leben,
Und mit dem Leben die Liebe.

Magnuszewski starb am 27. Februar 1845. Durch seine Librettos zu Moniuszkos Opern „Halka“ und „Die Gräfin“ wurde Władimir Wolski (1825—1882) berühmt. Von seinen kleineren lyrischen Gedichten möge folgendes als Probe dienen:

Fuchsia.

Was senkst du doch das Köpfchen nieder
Wie eine träumerische Maid?
Ein Thränlein flieht die keuschen Lider
Und haftet an dem Atlaskleid.

Verlangt dich nicht nach Sonnenschein?
Mich dünkt, der Tag strahlt dir allein;
Doch aus des Scharlachmantels Dunkel
Gewahrst du kaum des Lichts Gefunkel.

Was dir an süssem Duft gebricht,
Ersetzt dein Reiz, der schamerfüllt
Sich in des Mantels Falten hüllt.
Und doch, die Demut kennst du nicht;
Mit Absicht birgst du dich, du Lose:
Dass, um dein Antlitz zu begrüssen,
Wir uns noch tiefer neigen müssen,
Als vor der Lilie und der Rose!

Demnächst lieferte Wolski verschiedene mit Vorliebe die niederen Stände verherrlichende Erzählungen und grössere Dichtungen.

Unter den 1884 erschienenen gesammelten Werken des gedankenreichen, zum Mystizismus neigenden Wacław Szymanowski (1821—1886) finden sich ausser tiefernsten und dann wiederum heiter ironischen, niemals pessimistischen kleineren Dichtungen auch einige von edlem Geiste getragene Dramen, die sich im Vollstrahle der Lampen als echt bewährt haben. Dies gilt vor allen von dem Drama „Salomo", in welchem die junge Jüdin Sarah ihr Herz einem Christen und zugleich seiner Religion zuwendet, was ihren strenggläubigen Vater zu der drohenden Mahnung veranlasst:

Wir sollten der Vergangenheit entsagen,
Die unser Blut, die Bein von unserem Bein?
Wir können nicht den alten Bund zerreissen,
Der Väter heil'gen Glauben nicht zerstören.
Wer solchen Abfalls selbst sich schuldig macht,
Ist der Verachtung wert von Freund und Feind.

Anders denkt Sarah:

Durch Liebe glauben und durch Glauben lieben!
Der Gott, der unter euch durch Furcht nur waltet
Und dem ihr bangen Sinns Altäre baut,
Der euch ein Strafer, ein Vernichter ist,
Er ist ein Gott der Liebe für die Christen.

Anfangs Lyriker, wandte sich Bronisław Komorowski, geb. 1847, bald mit Glück dem historischen Drama zu. Seine besten Schöpfungen in diesem Fache sind: „Rejtan", eine fünfaktige Tragödie in Versen, 1869, „Wanda", 1873, „Cromwell", 1875, und das preisgekrönte historische Lustspiel „Der Irrstern", 1882.

Als Dichter von Volksstücken und zugleich als Autor und Übersetzer vieler Kinder- und Volksschriften hat sich Władysław Anczyc, geb. zu Wilna 1824, gest. 1883, Verdienste erworben. Er trat zuerst 1851 mit der komischen Operette „Die aristokratischen Bauern" hervor und zeigte sich dann in einer Reihe anderer Schöpfungen und Übersetzungen bald als Meister des hocherhabenen Heldenstils, bald als einfach naiver Dichter, der dem schlichten Mann Denkart und Ausdrucksweise abgelauscht hat und das ländliche Volk, Bauern wie Juden, mit schlagender Wahrheit porträtiert. Im Jahre 1876 schrieb er das humorvolle Volksstück mit Gesang „Die Bauern-Emigration", welches zu seinen besten Werken zählt.

Michael Bałucki, 1837 in Krakau geboren, studierte an der dortigen Universität bis 1861. Von 1867—1868 war er als Mitredakteur der belletristischen Frauenzeitung „Kalina", und später an der, gleichen Zwecken dienenden Zeitschrift „Die Frau" thätig. Unter seinen, treffend die örtlichen Typen und Verhältnisse auffassenden Lustspielen erwähnen wir als seiner ersten Schaffensperiode angehörend „Die Jagd auf einen Mann" (1868) und das geistvolle Stück „Die Räte des Herrn Rat". Später (1873) entstanden u. a. „Die Emanzipierten", in welchen Bałucki diese, in Polen seltene Verirrung ins Lächerliche zieht. Dem Wahlspruch „castigare ridendo" getreu, enthüllt er bald sehr indiskret die Lächerlichkeiten des Kleinbürgertums, bald lässt er die innerlich verrottete Beamtenwelt gewisser Städte Spiessruten laufen. Seine Beliebtheit bei Darstellern und Hörern wuchs noch nach dem Lustspiel „Das offene Haus", 1883, dessen Fikalski sprichwörtlich wurde. Darauf folgte 1884 „Gänse und Gänschen" mit der ebenfalls populär gewordenen Figur des Durnicki.

Unter den Dichtern der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts

hat sich auch El . . . y, Pseudonym für Adam Asnyk, geboren 1838 in Kalisch, schnell allgemeine Sympathieen zu erwerben gewusst. Nach in Warschau, Breslau und Heidelberg genossener Universitätsbildung trat er zuerst im Jahre 1864 im Lemberger „Litterarischen Tageblatt“ mit kleinen, formschönen Gedichten an die Öffentlichkeit. Die vierte Ausgabe seiner Poesieen erschien 1886 in drei Bänden zu Lemberg. Er schrieb ausserdem einige Lustspiele, sowie drei durch manche lyrische Schönheiten ausgezeichnete Schauspiele: „Der Jude“, dessen Hauptfigur an Shylock erinnert, „Cola Rienzi“ (1874), „Kiejstut“ (1878), eine Tragödie, deren Inhalt eine dynamische Intrigue, eine geradezu barbarische That bildet, die Ermordung Kiejstuts auf Jagiellos Befehl. Sein dreiaktiges Bühnenstück „Brüder Lerche“, 1886, trägt die Bezeichnung „Lustspiel“ mit Unrecht. Es ist eine speciell auf polnische Zuhörer berechnete, von ihrem Standpunkt nicht unberechtigte Philippika gegen das im Posenschen überhand nehmende Germanentum. Die darin auftretenden Polen sind durchweg edel aber auch durch eigene Misswirtschaft tief verschuldet. Aus dieser Kalamität rettet sie der, anfangs als Deutscher verachtete aber hochherzige jüngere Bruder Lerche, der freilich dann, weil seine Mutter eine Polin gewesen, selbst als Mitglied der polnischen Nation betrachtet sein will. Aus Asnyks kleineren Gedichten heben wir hier „Das verwelkte Blättchen“ heraus:

Mein Herz, das ruhelose,
Es wallte stürmisch auf,
Ich nahm von der weissen Rose
Ein Blatt und schrieb darauf.

Die Worte süss und bange,
Die nie geworden laut,
Die hab' ich im heissen Drange
Dem zarten Blatt vertraut.

Die Hoffnung, die ich hegte,
Die Schmerzen, die ich litt,
Was mich im Traum bewegte,
Dem Blättchen teilt' ich's mit.

Bestimmt war's ihren Handen,
Entziffern sollte sie's

Und dann mir Antwort senden
Auf gleichem Blatt wie dies.

Noch einmal wollt' ich prüfen
Die seltene Schrift vorher,
Doch ach, die Züge verliefen,
Kein Wort erkannt' ich mehr.

Das Blatt war welk und faltig,
Und jede Spur verschwand
Der Worte süss und gewaltig,
Bestimmt für ihre Hand!

Eine grosse Fruchtbarkeit entfaltete Graf Władysław Koziebrodzki. Sind in seinen Bühnendichtungen „Auf schlüpfrigem Wege", Drama in 4 Akten, „Klaudia", dramatische Skizze in 2 Akten, „Das verliebte Paar", „Im Herbst" u. s. w. die Charaktere nicht immer sorgfältig durchgeführt, so ist doch namentlich den einaktigen Lustspielen geschickte Anlage und guter Geschmack nachzurühmen. Weniger zahlreich, aber kunstvoll aufgebaut sind die Geistesprodukte Joseph Kościelskis. Er trat 1873 mit einer dramatischen Erstlingsarbeit „Władysław der Weisse" hervor und bekundete darin schon eine nicht geringe poetische Begabung, die in der dann folgenden dreiaktigen Tragödie „Arria" und später in dem fünfaktigen Ehe- und Familiendrama „Doppelliebe" noch geläuterter zu Tage trat. Von seinen 1883 erschienenen „Gedichten" teilen wir einzelne hier mit. Überwältigt von der Erhabenheit der Gebirgsnatur ruft der Dichter aus:

Wie ist es still und herrlich hier! Hoch oben
Fühl' ich gebessert mich, mit Kraft durchwoben,
Als ob die Brust aus Stein gemeisselt wäre;
Die Stirn ragt bis zum Wolkenmeere.

Die Gottheit säuselt mir der Wahrheit Worte,
Manch tief Geheimnis öffnet seine Pforte,
„Ich bin!" so ruf' ich mit gehobnen Sinnen
Hier auf des Berges stolzen Zinnen.

Nicht kann ich meine Grösse mir verhehlen,
Und Götterhoheit scheint mich zu beseelen;

Was mir noch fehlt — gering nur darf es gelten,
Ein Schritt noch — und ich schaffe Welten!

Doch wie! Ich seh' im Thal ein Hüttchen stehen, —
Im Staube dort, da wohnen Mühn und Wehen;
Nicht täuscht es mich: das sind der Menschen Stätten,
An die mich Bruderbande ketten.

Und sieh! Mein Herz empfand des Kummers Schwere,
Von meiner stolzen Wimper floss die Zähre;
Ach, was so hoch stand auf der Schöpfung Leiter,
Ist eitel Staub — ein Mensch, nichts weiter.

Wie auf ein „Rätsel" blickt der Dichter auf die wogende Fläche des unendlichen Meeres und vergleicht sie dem Antlitz des Menschen:

Ihr fliessenden Smaragde, wer mag sagen,
Die Fläche schauend, was der Schoss umfängt?
Und Menschenantlitz du, wer mag es wagen,
Auf dir zu lesen, was die Seele denkt?

Es stürmt! In tiefster Tiefe stiller Frieden!
Nur längs der Decke führt der Stürme Bahn.
Wie ist es bei den Menschen so verschieden:
Die Wange lacht, im Herzen ein Orkan.

Nicht weisst du, was dein hart im tiefen Schlunde,
Mühst du dich tief hinab mit aller Kraft;
Statt Perlen — Molche: so im Herzensgrunde
Statt edlen Fühlens — böse Leidenschaft.

Der Abschnitt „Geschichte des Herzens" enhält Ergüsse wie:

Ich kannte Blüten — sie sind verdorrt,
Ich kannte Vöglein — sie flogen fort,
Ich sah die Sonne — sie sank ins Meer,
Ich kannte die Liebe — das Herz ist leer.

Nun kenn' ich Knospen — sie blühn empor,
Ein Nest — daraus gehn Vöglein hervor,
Ich sehe das Frührot, — die Sonne steigt,
Ich kenne ein Herz — erwacht es vielleicht?

* * *

Du Maid mit blauem Augenpaar,
Du Maid mit goldnem Lockenhaar,
Woher der Liebreiz, dessen Macht
Die niedre Erde zum Himmel macht?

O Mädchen, dessen Herz von Stein,
Die du dich freust an andrer Pein,
Woher die dämongleiche Kraft,
Die aus dem Himmel die Hölle schafft?

Die Übersetzungen, besonders Heinescher Lieder, sind poetisch empfunden. Gereifte Weltanschauung spricht sich in der Abteilung „Gedanken und Meinungen" aus:

Du, der du stolz auf klug gelöste Rätsel bist,
Kennst jede Zahl, auch der Planeten Umlaufsfrist;
Zwei Sphinxe ragen stumm mit ew'ger Rätselspende:
Dem Anfang der Planeten und — dem Ende!

So lang' die stille Flut des Lebens währt
Lass sorglos nicht erschlaffen deine Hände:
Erbraust das Wetter, halte fest das Schwert,
Und nach dem Sturm — behalt' es an der Lende!

Lieben heisst fühlen mitsammen, denn in der Zelle des Klausners
Öffnet oft weit sich der Geist, aber es schliesst sich das Herz.

Was du beurteilst, sei ernst zu verstehn beflissen;
Ein Ding „missachten" heisst oft: gar nichts davon wissen.

Des Haustiers Stütze ist der Mensch, er scheint
Sein bester Freund — obwohl er's endlich isst;
Das wilde Tier erkennt in ihm den Feind,
Obwohl's den Menschen frisst.

Der Meeresfläche gleich, je nach des Windes Wehen,
Trägt dich die Menge bald, lässt bald dich niedergehen.

Neue, in der dramatischen Poesie bis dahin noch unbetretene Bahnen schlug Alfred Nossig, geb. 1864, in seinem ersten Werk, der kaum bühnengerechten „Tragödie des Gedankens" (1885) ein. Man merkt ihm gute Vorstudien, namentlich des Goetheschen Faust, in den Volksszenen auch Shakespeares an. Der Held dieses

Stückes ist Giordano Bruno, welcher als abtrünniger Priester und Panteist im Jahre 1600 auf dem Scheiterhaufen endete. Einige Szenen, wie die vor dem Inquisitionstribunal — abgesehen von dem ans Cynische streifenden Gespräch über das Cölibat —, die Liebesepisoden und Volksauftritte verdienen alles Lob, andere werden durch Ausfälle, nicht gegen den Fanatismus allein sondern gegen die christliche Religion überhaupt, zu Blasphemieen. Bruno, den übrigens die Geschichte der Philosophie keineswegs zu den Atheisten zählt, betet, den Tod vor Augen, knieend zur — „Natur", und seine Menschenliebe konzentriert sich einfach in der Verehrung des Götterknaben, dessen weltbeherrschende Macht Sophokles in der Antigone preist. Die reichlich eingestreuten geistlichen Chorgesänge sind in seltsamer Verkennung der Aufgabe dramatischer Musik als höhnische Beigaben nur dazu bestimmt, Abscheu zu erregen, indem sie den Martertod des Opfers feiern. In den 1888 erschienenen „Poesieen" desselben, unbestreitbar reich talentierten, Dichters macht sich neben dem künstlerischen ein Fortschritt zu einem ausgebildeten rationalistisch-epikuräischen System bemerkbar. Ausser vielen bald in Versen bald in ungebundener Rede niedergelegten positivistischen Maximen, zum Teil im Geiste De la Rochefoucaulds, enthält die Sammlung die philosophischen Prosadichtungen „Daniels Gedenkbuch" und das „Poem vom Menschen", endlich das Trauerspiel „Der König von Zion", dessen Held Bar-Kochba als der verheissene Messias an der Spitze des jüdischen Aufstandes unter Hadrian von Severus besiegt seinen Untergang fand. Aber auch hier vermisst man noch mehr oder weniger die Mässigung und jenes undefinierbare Fluidum, welches das echte Bühnenwerk ausströmen muss, um den Hörer bis zum letzten Fallen des Vorhangs in seine Kreise zu bannen.

Joseph Narzymski (1839—1872), im Collége de France zu Paris gebildet, schlug nach längerem Aufenthalt im Auslande seinen Wohnsitz in Krakau auf. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er mit zwei Lustspielen. In dem ersten „Die Börsen-Epidemie" nahm er diese damals auch in Galizien sich verbreitende soziale Krankheit zum Vorwurf und gab damit eine heilsame Lehre. Das zweite „Die Positivisten" bezieht sich auf die dem

heutigen Geschlecht eigene materielle, alles Ideale verneinende Richtung, nach welcher nur das ein Recht hat, zu sein, was ist und sich sehen und fassen lässt, so dass man nach Rationalem gar nichts fragt. Zwei Erzählungen: „Drei Monate“ und „Der Stiefvater“ erschienen nach seinem Tode im Druck.

Haben die Lustspiele Narzymskis die vom Auslande überkommenen moralischen Epidemieen zum Gegenstande, so wendet der in Anlage und Ausführung ihm verwandte Eduard Lubowski, geb. 1839 in Krakau, sich gegen die endemischen Krankheiten der polnischen Gesellschaft und geht dabei nicht eben optimistisch, sondern fast als Misantrop zu Werke. Die schroff sich scheidenden Charaktere der in grosser Zahl auftretenden Personen seiner Lustspiele: „Die Fledermäuse“, „Wettläufe“, „Vorurteile“ werden durch die Handlung selbst von allen Seiten beleuchtet. In „Klein Hyacinth“ ist die Hauptperson mit wunderbar festem Griffel gezeichnet. Sein „Fuchs im Hühnerstall“ erinnert an Sardous „Nos bons villageois“. Der Titel „Unmoralische Erzählungen“, welchen Lubowski einem 1884 erschienenen Werk voranstellt, verheisst etwas Pikantes, unter schimmernden Gewändern verhüllte Sünde. Und in der That scheint der Verfasser französischen Vorbildern nachgeeifert zu haben. Am meisten künstlerisch motiviert und abgerundet ist die Novelle „So sind sie Alle“, in welcher Lubowski eine engere Bekanntschaft mit der Welt der Kulissen an den Tag legt.

Adam Bełcikowski, geb. 1839 zu Krakau, wirkte von 1866—1868 als Dozent der polnischen Litteratur an der Hochschule zu Warschau, dann als Professor an der Jagiellonischen Universität. Seine reiche Produktion gestaltete sich allmählich zu immer gediegeneren dramatischen Gebilden. Ruhen gleich seine Dramen, namentlich das preisgekrönte „Mieczysław II.“ auf den Pfeilern des Shakespeare-Studiums, so eröffnen sie doch auch in weitem Rahmen kühne Perspektiven einer ursprünglichen und echten Schöpferkraft. Die Sprache ist schön und oft erhaben, die Intrigue gewandt durchgeführt. Im Jahre 1882 erschien von ihm das fünfaktige Drama „König Bolesław der Kühne“. In seinen Lustspielen, Erzählungen und kleineren Gedichten, mehr noch in

seinen Abhandlungen und litterarischen Monographieen vereint Bełcikowski frische Anschauung mit geschmackvoller Darstellung.

Einer der hervorragendsten Stilisten, der die Schönheit seiner Sprache auch in vielen dramatischen Produkten zur Geltung zu bringen weiss, ist Alexander Świętochowski (pseud. W. Okoński), geb. 1849. Mehr Theoretiker als Empiriker teilt er seinen Personen eine grosse dialektische Gewandtheit zu. Aus dem vollen Leben gegriffen sind seine Erzählungen, ein klassischer Vortrag waltet in seinen philosophischen Essays von kosmopolitischer Tendenz.

Im Vordertreffen des dramatischen Wettstreits gewahren wir noch Sigmund Sarnecki, geb. 1837, mit den Lustspielen „Die Rache der Gräfin" und dem die Anbetung des goldenen Kalbes originell geisselnden „Febris aurea", Vincenz Rapacki, geb. 1840, seit 1879 Schauspieler in Warschau, mit seinem historischen, freilich mehr aus Episoden bestehenden Drama „Wit Stwosz" und den Lustspieldichter und konservativen Publizisten Kasimir Zalewski, geb. 1848. Auch Bronisław Grabowski, geb. 1841, hat neben einer Reihe von Studien aus der Geschichte der Sławen einige historische Tragödien, Lustspiele und Novellen verfasst.

Nächst diesen errang Sigmund Przybylski (geb. 1859) mit dem heiteren Stück „Wicek und Wacek", 1887, Erfolge, ingleichen Joseph Bliziński mit seinen gutmütig jovialen Lustspielen, welche 1882 gesammelt erschienen. In den „Neuen Humoresken", 1885, ergötzt er durch echtkomische Situationen, so in dem „Festessen", zu dem man die Hauptperson, den zu feiernden Freund, einzuladen vergessen hat, in der Geschichte „Vom Pferde, das sich selbst auffrass", nämlich durch die Futterkosten, u. s. w. Ein ehrliches „Fabula docet" schwebte Julius Święcicki bei Abfassung seines Lustspiels „Durch eigene Kraft" vor, in welchem gegen die sozialökonomischen Missstände die selbstthätige Energie als Panacée hingestellt wird. Launige Einakter und Monologe sind Marian Gawalewicz' (geb. 1851) Spezial-Domäne; unter Mitwirkung von Sophie Meller schuf

er ausserdem nach einem Kraszewskischen Sujet das durch Noskowskis Musik illustrierte malerische und effektvolle Volksstück „Die Kathe hinterm Dorfe“.

Die erzählende Prosa.

Die grosse Mehrzahl der Leser, welcher Nation sie auch angehören mögen, will heutzutage nicht gemahnt, nicht belehrt, nicht zu reineren Gefühlen gestimmt, sondern nur unterhalten, oder besser: amüsiert, oft auch nur in Schlaf gelullt werden. Oberflächliche Feuilletonisten, die kaum bis an die Aussenpforten des Wissenstempels gelangt sind, dürfen allerdings mit einem gewissen scientifischen Anstrich über alles, was der Tag bringt, pikant zugespitzte Phrasen in die Welt senden, aber — wer diese gelesen hat, würde sehr irren, wenn er glaubte, er habe etwas gelernt. Im Ganzen richtet dieses die Bildung verflachende Unwesen unsäglichen Schaden an. Und dennoch, wenn den Lesern der bezeichneten Kategorie wirklich gute Lehren, Ermahnungen und edle Gefühlsanregungen in dem angenehmen Gewande der Erzählung, des Romans, von berufener Hand geboten werden, nehmen sie sie gern hin und freuen sich des daraus gezogenen geistigen Gewinns.

Nachdem bereits Rej in seinem „Spiegel“, Górnicki im „Hofmann“ und Krasicki in seinem „Herr Untertruchsess“ und in „Doświadczyński“ Anläufe genommen, trat 1816 Maria Prinzessin von Württemberg, geb. Czartoryska (1768—1854) mit dem Roman „Malwina“ an die Öffentlichkeit, einer Ehestandsgeschichte, die auch bei einem so strengen Kunstrichter, wie Johann Śniadecki, einem der Hauptkämpen für den morschen Thron des Klassizismus, Anerkennung fand und, sogleich ins Französische übersetzt, mit gleichem Interesse an der Seine wie an der Weichsel gelesen wurde. Von dem Niemcewiczschen Roman „Johann aus Tęczyn“ (1826) ist seiner Zeit die Rede gewesen.

Im dritten Dezennium dieses Jahrhunderts hatte, wie wir gesehen haben, die lyrische und epische Poesie, die Vervollkommnung des Verses, eine hohe Stufe, wenn nicht ihren Gipfelpunkt, erreicht. Geister wie Brodziński, Malczeski, Mickiewicz hatten bereits ihre Schwingen entfaltet, und nun zeigten sich bald auch beachtenswerte Anfänge der novellistischen Produktion, zunächst im Sinn und Stil Voltaires und Marmontels, dann auch einzelner Briten, namentlich Walter Scotts. Noch bildeten indess die Phantasiegemälde Frankreichs die am meisten begehrte Lektüre. Erst als fast gleichzeitig mit dem auf die noch frischen Traditionen des 18. Jahrhunderts zurückgreifenden Rzewuski auch Kraszewski ein voranleuchtendes Beispiel gegeben, gelang es dem letzteren und dem in seinem Geiste wirkenden Korzeniowski, das Eis zu brechen und den polnischen Roman beliebt und salonfähig zu machen. Viele, darunter recht bedeutende Talente wandten sich seitdem diesem Schaffenszweige zu. Die Novellistik durchlief dann verschiedene Phasen. Diente längere Zeit die Erzählung den Autoren zu einer Apologie ihrer eignen Ideale, zeigten sie darin weniger das, was ist, als, wie es sein sollte, so entsagten viele der späteren Romanschriftsteller diesen idealen Strebungen. Physiologische und psychologische Untersuchungen und das Sinnen und Trachten nach dem Heureka eines Weltverbesserungs-Arcanums liessen bei den Realisten den kalten Verstand über die Intuition den Sieg davontragen. Immer aber besteht neben den Erzeugnissen dieses modernen, bald in Schwarzmalerei bald in Humor und Satire schwelgenden Genre noch der auf historischen Studien basierende Roman, welcher das aus dem Staube der erschlossenen Archive ans Licht Gezogene künstlerisch verwertet.

Aus der Epoche des Mickiewicz haben wir bereits Heinrich Rzewuskis als eines glänzenden Malers des Vergangenen gedacht. Geboren 1791 zu Sławuta in Volhynien, besuchte er zuerst das Karmeliter-Konvikt in Berdyczow, wurde zur weiteren Ausbildung einem der berühmtesten Privatinstitute Petersburgs übergeben und setzte dann seine Studien unter Leitung eines deutschen Privatlehrers fort. Nachdem er darauf eine Zeitlang im Heere gedient und den Feldzug von 1809 als Offizier mitgemacht hatte, nahm

er seinen Abschied und reiste im Jahre 1817 in die Welt hinaus. Fast sechs Jahre lang durchpilgerte er Deutschland, Italien, Frankreich, die Schweiz und die Länder des Halbmondes. In Paris studierte er noch mit Eifer schöne Künste, Philosophie und Rechtswissenschaft. Endlich fasste er in der Heimat festen Fuss, aber nach einigen Jahren zog es ihn von neuem in die Fremde, — er brachte drei Jahre in Italien zu und lernte in Rom Mickiewicz kennen, der, wie wir oben (Seite 332) gesehen haben, den ersten Impuls zu Rzewuskis schriftstellerischer Thätigkeit gab. Dieser war auch in der That ein geborener Erzähler. Wo er immer sein mochte, wusste er die Gesellschaft zu beleben. Er sprach viel und laut — aber jede Erzählung war durch Witz verschönt. Oft auch verletzte seine Rede und weckte heftige Opposition, denn er hegte gegen das 19. Jahrhundert eine fast cynische Verachtung und verehrte alles Alte, selbst das, was die ärgsten Rückschrittler verurteilten und lieber vergessen sehen mochten. Er war jedoch im Ganzen vorsichtig und erlaubte sich nur im engeren Zirkel grössere Freiheiten. Sein erstes Werk „Die Denkwürdigkeiten des Herrn Seweryn Soplica“, Paris 1839, besteht aus einzelnen Miniaturgemälden, die in ihrer ungekünstelten und doch kunstvollen Ausführung den Stempel der Wahrheit an der Stirn tragen, indem sie uns die Sitten des polnischen Adels aus dem 18. Jahrhundert vergegenwärtigen. Wir lassen einen Auszug daraus hier folgen:

(Soplica fuhr mit seinem Freunde Bartolomäus Chodžko, einem Hofmanne des Fürsten Radziwiłł nach Lublin zu den Sitzungen des Tribunals. Chodžko war ein gutherziger Mensch, aber der erste Händelsucher und Duellant in ganz Litauen. Er liess scheinbar mit sich scherzen und gab dann plötzlich eine Antwort, auf die eine Herausforderung folgen musste. Mit seinem kleinen Säbel, den er „Violinbogen“ nannte, ging er siegreich aus jedem Zweikampf hervor. Soplica, schon bejahrt, wusste friedlich mit ihm auszukommen. Am Tage nach ihrer Ankunft in Lublin, wo Beide noch unbekannt waren, gingen sie ausserhalb der Stadt spazieren und setzten sich auf einen in mässiger Entfernung von einem Wirtshause liegenden Mühlstein, um sich durch einen Trunk Bier zu erfrischen. Soplica begab sich in das Haus, das Bier zu bestellen, und erzählt nun weiter:)

Vor dem Wirtshause traf ich etwa vierzehn zum Tribunal gehörige junge Männer. Wir tauschten mit einander Grüsse aus: als ich aber mit dem

Krüger wieder ins Freie trat, sah ich zwar Herrn Bartolomäus noch auf dem Steine sitzen, wie ich ihn verlassen hatte, aber sämtliche vorerwähnte Kavaliere hatten sich um ihn geschart, und er gaffte sie wie ein Maulaffe an. Ich merkte sogleich, dass das nicht glatt ablaufen werde. Mit tölpelhafter Miene sagte er zu mir:

„Lieber Herr Seweryn, was sprechen diese Herren doch zu mir in ihrem kronländischen Dialekt? Ich verstehe nicht alles."

„Meine Herren," belehrte uns einer der Jünglinge, „Sie wissen vielleicht nicht, dass hier die Jurisdiktion des Tribunals aufhört. Dies ist die Advokatenmühle — das hier der Mühlstein, und wir bilden das Rad. Wer diesen Stein berührt, darf nur entweder als Mehl oder als Graupe von hier fortgehen; deshalb bestimmen Sie selbst, welchen von Ihnen wir zu Mehl und welchen zu Graupe mahlen sollen."

Jetzt ergriff ich das Wort: „Meine Herren! ich bin schon zu alt zu solchen Scherzen, und Gott ist mein Zeuge, dass ich morgen zur Kommunion gehe. Ausserdem bin ich im Gefolge des Fürsten Radziwiłł, Wojwoden von Wilna, nach Lublin gekommen und darf mich vor Erledigung seiner Angelegenheiten auf nichts einlassen. Dies ist Herr Chodźko, Richterssohn aus Upita und Hofmann Sr. Durchlaucht des Fürsten Wojwoden. Sein Sie daher so gütig, uns in Frieden zu lassen."

Sie waren aber in Bezug auf Chodźko anderer Ansicht.

„Sag 'mal, Bruder," rief Einer von ihnen, „trägst Du dieses Säbelchen zum Zierrat."

„Ja, nur zum Zierrat."

„So wollen wir Dich lehren, damit umzugehen. Steh auf und zieh!"

„Aber ich befinde mich so wohl hier auf dem Stein. Wollen Sie nicht lieber ein Glas Bier mit uns trinken und von mir ablassen? Sie können ja einen der Ihrigen mahlen, denn das litauische Getreide ist gut getrocknet und sehr hart."

„Sehen wir zu, ob es härter als unseres ist! Ich bin Marschall des Rades, mit mir muss begonnen werden. Steh auf, Bruder!"

„Aber wenn ich mich doch vor Ihnen fürchte! Ich möchte lieber abbitten als mich schlagen."

„Zu spät — Du musst Dich schlagen, es sei denn, Du willigst darein, dass wir Dich ausfuchteln."

„Nun, wenn Ihr denn so erpicht darauf seid — sagt 'mal: ist nicht unter Euch ein Łęczycaer?"

(Die Bewohner Łęczyca's waren gewöhnlich Zielscheiben des Spottes; man nannte sie „Peitzker", weil dieser Fisch in unglaublicher Menge die grossen umliegenden Sümpfe bevölkerte. Wehe dem, der in Gegenwart eines Łęczycaer auch nur den Mund spitzte, um die Stimme eines Peitzkers nachzuahmen Anm. d. Übers.)

Chodźko zog sein Taschentuch hervor und wischte sich zum Schein die

Thränen aus den Augen, indem er hinzufügte: „Ach mein armes Mütterchen, wie wirst Du um Deinen Bartek weinen!“

Jetzt legte ich mich ins Mittel: „Meine Herren! hören Sie auf mich, der ich älter als Sie alle bin. Lassen Sie diesen friedfertigen Jungen in Ruhe und erlauben Sie, dass ich nach Wein sende und Sie in diesem Gasthause bewirte.“

Die Gesellschaft wurde milder gestimmt, und Einige sagten zu dem Marschall des Rades: „Lass ihn doch mit Gott ziehn, den ehrlichen Litauer — er kannte die Gesetze unserer Mühle nicht.“

Nun begann aber Herr Bartolomäus zu fürchten, dass die Sache im Sande verlaufen werde, und, indem er immer auf dem Stein sitzen blieb, sagte er, den Kopf kratzend:

„Sie sind also Marschall dieser Mühle? Da gratuliere ich; in Litauen giebt es blos Müller und Mastschweine in den Mühlen, keine Marschälle.“

„Höre, Bruder Maulaffe: aus Achtung vor Deinem würdigen Kollegen will ich Dich unversehrt lassen. Halte aber Deine Zunge zwischen den Zähnen fest und mache nur Scherze mit Solchen, wie Du selbst Einer bist.“

„Zürnen Sie nicht, Herr Marschall, ich werde nicht mit Ihnen scherzen sondern ernsthaft reden. Wissen Sie, weshalb ich lieber mit einem Łęczycaer als mit Ihnen zu thun haben möchte? Man sagt nämlich, die aus Łęczyca haben Verstand; und hier mein Kollege kann bezeugen, dass, als ich aus Litauen nach Lublin reiste, eine Zigeunerin mir wahrsagte, ich werde von der Hand eines grossen Narren fallen. Sobald ich daher Sie, Herr Marschall, zu sehen bekam, überfiel mich eine grosse Angst.“

Jetzt war kein gütlicher Ausweg mehr möglich. Der „Marschall“ kannte sich nicht vor Wut, und, seinen Säbel ziehend, drang er auf Chodźko mit dem grössten Ungestüm ein. Dieser hatte nur Zeit, hinter den Stein zu springen — er zog seinen Violinbogen, spie in die Hand und versetzte gleich mit dem ersten Hiebe dem Marschall eins auf die Pfote, dass diesem die Waffe entsank. Die Kollegen verbanden ihm die Hand; er aber stand, weniger aus Schmerz als aus Verwirrung, wie vom Donner gerührt.

„Ei nun!“ sagte Herr Bartolomäus, „ich dachte, es gehöre grosse Philosophie dazu, mit einem aus dem Königreich fertig zu werden, aber hier den Herrn Marschall zur Raison zu bringen, bedurfte es weniger Zeit, als zum Entkorken einer Flasche.“

„Wart nur, Bauer, das will ich Dir heimgeben!“ rief ein Zweiter und stürzte sich mit einem ungeheuren Pallasch auf meinen Gefährten. Aber nach ein paar Gängen hatte auch der Zweite seinen Kopfhieb weg.

Jetzt trat der Dritte vor: „Du wolltest mit einem Łęczycaer zu thun haben, hier ist einer.“ — Es währte etwas länger, bis auch dieser eins auf den Schädel erhalten hatte.

„Das ist der Teufel, aber kein Litauer,“ riefen die aus dem Kronlande, „hören Sie, Herr Bruder, Sie haben uns gefoppt; Sie gaben sich für einen

dummen Tölpel aus und sind ein Schläger erster Sorte. Nach dem Gesetz unserer Mühle ist derjenige, welcher dreimal gesiegt hat, frei von aller Verfolgung. Wenn es Ihnen genehm ist, bieten wir Ihnen unsere Freundschaft an — verachten Sie sie, nun, so werden wir Ihnen, so stark Sie sind, Einer nach dem Andern Genugthuung geben."

„Omne trinum perfectum," nahm ich das Wort, „das dürfen Sie sagen, Herr Bartolomäus. Ich denke, Sie küssen sich mit den ehrenwerten Herren."

„Von Herzen gern," erwiderte Bartolomäus. „Wie ich es mir zur Ehre rechne, mich mit Ihnen durch mein Violinbogen unterhalten zu haben, so werde ich Ihre Freundschaft noch höher schätzen."

Er umarmte alle und bat insbesondere die von ihm Gezeichneten um Verzeihung. Darauf sagte ich, um sie zu trösten:

„Lassen Sie es sich nicht nahegehn, dass Sie mit meinem Kameraden kein Glück hatten — er ist der erste Schläger in ganz Litauen."

Und dann wurde die neue Freundschaft durch ein heiteres Trinkgelage besiegelt.

Sind Rzewuskis „Miszellen", Wilna 1841, nur ein schwaches und zugleich pessimistisches Seitenstück zu dem obigen Werk, so nimmt er dagegen im „November", Petersburg 1845, in Bezug auf Sprache, Stil und Charakterzeichnungen einen um so frischeren Flug. Dann aber sinkt er mehr und mehr zur Mittelmässigkeit hinab. Er starb 1866 auf seinem Landgute in Volhynien.

Mit grosser Originalität, an keine Vorbilder sich lehnend, sondern nur von seinem Gefühl für alles, was die Nationalgeschichte Schönes und Erhabenes bietet, geleitet, rollt Ignaz Chodźko (1795—1861) einfache urwüchsige Gemälde aus dem Familienleben grosser nationaler Persönlichkeiten vor uns auf. Seine „Litauischen Bilder" lesen sich wie selbsterlebte Denkwürdigkeiten.

In drei verschiedenen Gebieten, als Nationalökonom, Historiker und Romanschriftsteller erwarb sich Graf Friedrich Skarbek (1792—1866), Ministerialbeamter und Universitätsprofessor in Warschau, Verdienste. Durch seine Erzählungen blitzt kein Genius, aber er spielt auch keine Komödie mit gesuchter Genialität, er drapiert sich nicht, sondern giebt sich, wie er ist, naiv, witzig, dabei ein wenig realistisch. Tritt er gleich anfangs hie und da in Kotzebue-Claurensche Fusstapfen, scheint er oft wie Sterne von blasser Sentimentalität angekränkelt, so bleibt er doch mehr natür-

lich und weiss stets attisches Salz beizumischen. Wer läse nicht mit Vergnügen seine im reinsten Polnisch geschriebenen Romane „Herr Anton im Glück", „Die Reise ohne Ziel" und „Das Leben Dodosińskis"! Seine volkswirtschaftlichen Werke und Zeitungsartikel haben viel zur Verbreitung dieser in Polen bis dahin noch gar nicht gepflegten Wissenschaft beigetragen. Ausserdem verfasste er einige historische Werke, sowie mehrere heitere Lustspiele.

Am 1. August 1879 verschied zu Warschau ein um die Geschichte der Sprache, der Sitten und Gebräuche des polnischen Volkes sehr verdienter, sein ganzes Leben hindurch unermüdlich thätiger Schriftsteller, der durch seine kulturhistorisch wertvollen Sprichwörtersammlungen, seine Klechdy (Volkstraditionen), Gawędy (Plaudereien aus alter Adelszeit), diese von ihm in der Litteratur neu geschaffene Gattung, und durch Mitbegründung der „Warschauer Bibliothek" (1841) nebst deren Redaktionsführung bis zu seinem Tode, sich ein bleibendes Andenken gesichert hat. Geboren 1807 in Warschau, wurde Kasimir Władysław Wójcicki von den dortigen Piaristen zu höheren Studien vorbereitet, denen er dann im polytechnischen Institut und zugleich an der Universität oblag. Mit Vorliebe historischen Sittenforschungen und Kompilationen hingegeben, hatte er schon 1830 „Volkssprichwörter" in drei Bänden und 1836 „Alte Parabeln aus dem 15., 16 und 17. Jahrhundert" in vier Bänden herausgegeben. Im Jahre 1845 erschien seine „Geschichte der polnischen Litteratur" in vier Bänden, ein treffliches Handbuch für die Jugend, dessen zweite Auflage 1859—61 bedeutend vermehrt wurde. Wichtig ist auch seine Herausgabe verschiedener Denkwürdigkeiten und historischer Monographieen, seine gründliche und interessante Geschichte des Theaters in Polen, seine „Biographieen bedeutender Männer" u. s. w. Einzelne Irrtümer sind wohl weniger der Flüchtigkeit, als der Menge des schwer zu bewältigenden Materials zuzuschreiben. Im historischen Roman, dieser eigentümlichen Art der Komposition, welche Wahres mit Erfundenem so vermischt, dass zuletzt der Autor selbst nicht mehr Geschichte und Dichtung von einander unterscheiden kann, erhob sich Wójcicki nicht über die Mittelmässigkeit, — ungleich besser gelangen ihm nächst den viel nachgeahmten „Plaudereien"

seine Kleinmalereien, wie „Häusliche Erzählungen", „Masowische Geschichten", „Silva rerum, altpolnische Erzählungen". „Der Amerikaner" ist ein anmutiges Lebensbild aus der Zeit Kościuszkos, der auch der Held desselben ist; es wurden darin zum ersten Mal die Briefe dieses berühmten Feldherrn veröffentlicht. Wójcickis letzte Arbeit ist „Warschau und seine Gesellschaft", Umrisse aus dem litterarischen Leben der Hauptstadt.

Wenn sich mit elastischer Spannkraft des schaffenden Geistes eine intime Kenntnis des sozialen Lebens, sowohl in den unteren Schichten, als auch in den Salons, ja in Kasinos und Rennställen vereinigt, muss das Resultat eine photographisch genaue Abbildung sein, welche der Kulturgeschichte in die Hände arbeitet. Joseph Dzierzkowski (1807—1865) hatte sich längere Zeit in dem bestrickenden Wirbel der grossen Welt getummelt und die Fehler und Vorzüge der Crême der Gesellschaft von Angesicht zu Angesicht geschaut. Als sein Vermögen hingeschmolzen war, sah er sich nach einem Erwerbszweige um, und die schriftstellerische Ader, die in ihm schon frühzeitig pulsiert hatte, liess ihn zur Feder greifen. Ausser vielen Zeitungsartikeln lieferte er eine ganze Reihe, durch Wahrheit der Charaktere, spannende Konflikte und schöne Architektonik überraschender und fesselnder Romane. Zu den Meisterwerken der Novellistik gehört sein auch in Deutschland bekannt gewordenes „Umlaufschreiben des Hetmans". Sein „Frauenherz", seine „Familie im Salon" und viele andere Produktionen würden jeder Litteratur zur Ehre gereichen.

In das Kosakenleben seiner ukrainischen Heimat führt uns in origineller aber manirierter Form mit oft ermüdendem Wortschwall Michael Czajkowski, geb. 1808 zu Halczyniec in Volhynien ein. Dieser Abenteurer bildete sich nach einer nur kurzen Schulzeit selbst durch Lektüre und Beobachtung des Lebens und Treibens in den Kreisen des volhynischen, ukrainischen und podolischen Adels, dessen Hauptbeschäftigung in Jagd, Hazardspiel und Fahrten durch das Land bestand, und dem eine übertriebene Vorliebe für das Kosakentum als Modesache galt. Diese Atmosphäre war die einzige Akademie, welcher Czajkowski seine Erziehung verdankte. Nachdem er im Aufstande von 1831 als

Offizier mitgekämpft hatte, begab er sich nach Frankreich und betrat dort mit seinen „Kosakengeschichten“ 1837 die schriftstellerische Laufbahn. Die glühende, auf Nervenkitzel abzielende Farbengebung, die eigentümliche Sprache, welche die in seiner Geburtsgegend gern gehörten Töne anschlug, verschafften seinen Erzählungen, trotz ihrer Verstösse gegen die historische Wahrheit, als seltsamen Erscheinungen schnell grosse Beliebtheit, aber ihre Einseitigkeiten und schwülstigen Bizarrerieen schwächten bald den Reiz ab. Es folgten: der phantastische Roman „Wernyhora, der ukrainische Seher“, 1838, die auf Rumäniens Geschichte gegründete Erzählung „Kirdzali“, 1839, „Stephan Czarniecki“, 1840, „Der Hetman der Ukraine“, 1841. Im Jahre 1840 trat Czajkowski als Mehmed Sadik und nomineller Hetman der zu bildenden türkischen Kosakenpulke zum Islam über, wurde 1872 wieder russischer Unterthan und gab sich am 17. Januar 1886 in Kiew selbst den Tod. Sein letztes Werk „Legenden“ erschien 1885 in Leipzig. Er erzählt darin unter Anderem mit scientifischem Ernst, Moltke habe, um die preussische Kavallerie zu verbessern, Eliten aus allen Regimentern als „Ulanen“ vereinigt und lediglich mit den unschönen aber dauerhaften Kosakenpferden beritten gemacht, denen Preussen somit seine Siege in Frankreich verdanke! Man sieht, das Buch macht seinem Titel Ehre.

Blieb Bohdan Zaleski als Kosakophile trotz eines oft in Träumereien verschwimmenden Pathos immer der edle, hochfliegende Genius, machte Anton Malczeski ausgiebigen Gebrauch von der Berechtigung des Dichters, nur die der Poesie günstigsten Momente herauszuheben, so wurde die Manier ein zu Polens Wiederaufbau bestimmtes, obwohl gar nicht existierendes politisches Kosakentum zu glorifizieren, bei Czajkowski fast zur Travestie, zu einer grellen Münchausiade.

Einfacher und zugleich volkstümlicher giebt sich Valerius Wielogłowski († 1865), welcher in seinen trefflichen „Sittenbildern des ländlichen Volks“ eine aufrichtige Liebe für den schlichten Mann bekundet und den Beweis führt, dass auch unter dem Bauernkittel ein edles Herz schlagen könne. Ausser vielen belehrenden und unterhaltenden Schriften dieser Gattung hat er

verschiedene mit grosser Kunst ausgeführte Romane verfasst, deren einer, „Die einzige Tochter oder der Kampf des Gefühls mit der Berechnung“ in drastischer Weise einen wohlhabenden und biedern Landedelmann der alten Schule auf die Szene bringt, welcher, durch eine leichtfertige Verwandte beredet, seine einzige Tochter gegen ihre, einem wackeren aber armen Jüngling gehörende Neigung an einen Grafen verheiraten will, dessen Titel und vorgeblicher Reichtum ihn blendet, dann aber, zum Glück noch nicht zu spät, in diesem vermeintlichen Magnaten einen frechen Schwindler erkennt.

Eine reiche Thätigkeit als Publizist entfaltet seit 1847 Anton Pietkiewicz, pseudonym Adam Pług, und es giebt wohl kaum ein polnisches Pressorgan, an dem er nicht eine Zeit lang als Korrespondent, als Dichter voll Natur- und Heimatliebe, als litterarischer Berichterstatter und als Erzähler mitgewirkt hat. Geboren 1824 in Mińsk, pachtete er nach kurzem Hospietieren an der Kiewer Universität ein schönes Landgut in Podolien, versenkte aber, mehr Poet als Ackerbauer, sein ganzes Vermögen in die für die Mühwaltungen der Feder wenig erkenntliche Scholle. In Kiew, wo er dann von 1864—1866 in gänzlicher Zurückgezogenheit lebte, übersetzte er Shakespeares „Sturm“, „Macbeth“ und „König Lear“, dann zog er mit seiner Gattin nach Krzemieniec, wo die treue Gefährtin ihm 1868 durch den Tod entrissen wurde. Im Jahre 1874 übernahm er die Mitredaktion der Warschauer Kłosy (Ähren), eines gediegenen illustrierten Blattes. Pług besitzt ein sehr glückliches Erzählertatent. Wenn er das Wesen und den Charakter des niederen Volkes in ein vorteilhaftes Licht zu stellen sucht, so geschieht dies doch nicht in dem tendenziösen Streben, die höheren Klassen herabzusetzen, sondern, um diesen, für die er doch eigentlich schreibt, einen tieferen Einblick in das Gemütsleben des Volkes zu gewähren. Unter seinen Werken heben wir als die vorzüglichsten die Erzählungen: „Der Offizialist“, „Die Schulmeister“ und dass äusserst anmutige Idyll „Lieb Elster“ hervor.

In ausgesprochener Weise baut dagegen Johann Zacharyasiewicz, geb. 1825, den Tendenzroman an und hat sich darin

die Aufgabe gestellt, die Strebungen der heutigen Gesellschaft in das Gewand der Erzählung zu kleiden. Er begeht dabei den Fehler, stets in einem und demselben Werk zugleich Künstler, Moralist, Denker, Humorist und Statistiker sein zu wollen, was die Kräfte eines Einzigen übersteigt. Die Zielpunkte der bei ihm vorwaltenden Reflexion sind nicht immer klar. Gleichwohl zeigt er sich in einigen seiner Schöpfungen, wie „Der Gelehrte", „Die Waise der grossen Welt", „Die Nachbaren", „Die Kinder Gottes", „Renate", „Der gewissenhafte Konkurrent", „Der Komet", als Psychologe und feiner Beobachter. Gewandt skizziert er kleine Szenen aus dem Leben, aber Verschwommenheit in den Charakteren, Haschen nach Witz, ein Dialog voll Sentenzen und die stereotype Wiederkehr gewisser Ausdrücke und Eigenschaftswörter beeinträchtigen den Kunstwert. In dem politischen Roman „An den Grenzen" ringt das Slawentum mit dem Germanentum. In Zacharyasiewicz' lyrischen Erzeugnissen, der Poesie seines Jünglingsalters, begegnen wir innigen Klängen wie:

Die drei Blumen.

Ich nahm aus junger froher Traumeszeit
Drei Blumen mit ins sturmbewegte Leben,
Die mir der Freund, die vielgeliebte Maid
Und meine Mutter auf den Weg gegeben.
Ich sprach: So lange diese Blumen blühen,
Wird auch das Herz der Geber für mich glühen!

Und Thränen trübten meinen frohen Sinn,
Bald ging mein letzter Hoffnungstraum zu Ende,
Da schwand zuerst des Freundes Blümlein hin,
Dann welkte der Geliebten Blütenspende —
Der Mutter Blume nur ist frisch geblieben,
Die Mutter nur hört nimmer auf zu lieben!

Unter denjenigen, welche, nachdem die Verehrung für das Vergangene vor den neuen Kultur-Ideen zurückgetreten war, doch noch ihre Neigung und ihr Talent früheren Jahrhunderten zuwandten und mit frischen Farben Typen des Adels der alten Zeit mit seinen Traditionen, seinen Tugenden und Lastern vor unseren

Blick stellten, gewahren wir nächst Kraszewski drei Schriftsteller im Vordergrunde: Władysław Łoziński, Sienkiewicz und Kaczkowski.

Władysław Łoziński, geb. 1843, welcher in seinen ersten Erzählungen „Schwarze Stunden", 1869, „Geschichte eines grauen Haares", 1871, mit geschickter Verteilung von Licht und Schatten die Sitten seiner Zeit geschildert hatte, stellte dann in historischen Romanen gewisse Gesellschaftsschichten des 18. Jahrhunderts vor uns hin, weshalb man ihn wohl Rzewuski gleichachtet. Findet sich nun zwar in den an des Letzteren „Denkwürdigkeiten Soplicas" erinnernden „Erzählungen des Rittmeisters Narwoy", 1874, und der 1884 erschienenen Fortsetzung derselben aus der Zeit von 1764—1775 eine gewisse Charakterähnlichkeit der beiden Hauptfiguren, so ist Narwoy doch frei von Soplicas Adelsvorurteilen, und der Gesichtspunkt, aus welchem er das ihn Umgebende betrachtet, ein höherer.

Seit dem ersten Erscheinen des Mickiewiczschen „Pan Tadeusz" ist keinem polnischen Werke eine so enthusiastische Aufnahme zu Teil geworden, wie dem Roman „Mit Feuer und Schwert" von Heinrich Sienkiewicz. Geboren 1848, wurde dieser Autor zuerst durch einige Erzählungen und Humoresken und durch seine Briefe aus Amerika (1876) bekannt. Sein bereits in den Skizzen „Aus Leben und Natur", 1876, hervorgetretenes plastisches Talent paarte sich in den Erzählungen „Aus dem Gedenkbuche eines Posener Lehrers" und „Janko der Musikant" mit scharfer Beobachtung der Gegenwart und tiefem Gefühl. Auf die Verhältnisse der aristokratischen und der demokratischen Partei in Galizien gründete er sein von Vorurteilen nicht freies Drama „Auf eine Karte". Aber auf eine höhere Staffel des Ruhmes trug den mit unerschöpflicher Phantasie ausgestatteten Dichter der die Kosakenkriege unter Johann Kasimir schildernde Roman „Mit Feuer und Schwert", 1884, dieses grossartige historische Gemälde, welches durch farbenreiche, wahrhaft dramatische Neuschöpfung echt nationaler Charaktertypen und Schönheit des Stils alles bis dahin auf diesem Gebiet Geschaffene in Schatten stellte und die Lesewelt lange Zeit in Aufregung erhielt. Als eine Fortsetzung dieses Romans ist der 1886 folgende „Die Sündflut" anzusehn. Ob-

jektiver als jener, behandelt er die traurigen Zustände der Republik im 17. Jahrhundert mit ihren inneren Parteiungen und den Kämpfen gegen die Schweden, lässt uns aber die Thaten der Helden und die Gefühle der Frauen noch glänzender durch das Prisma der Apotheose erblicken. Sein historischer Roman „Herr Wolodyjowski" erschien 1888.

Einen Mitbewerber im Fache des geschichtlichen Heldenromans fand Sienkiewicz in Sigmund Kaczkowski (geb. 1826). Dieser aber betrachtet die Vergangenheit mehr mit dem nüchternen Auge des Forschers, ohne seinen Gestalten das Anziehende und die ideale Plastik eines Sienkiewicz verleihen zu können. Schon in seiner Roman-Serie „Die Letzten der Nieczuj", 6 Bände 1853 bis 1855, entwarf er ganz andere Porträts als Vincenz Pol und die übrigen Anbeter alles Alten und zog sich dadurch die Feindschaft aller Parteien zu, obgleich er redlich den Fortschritt Polens ohne Revolution durch innere Kraft anstrebt, ohne mit der Tradition zu brechen. Nach längerem Schweigen trat er dann 1886 mit seinem am Ende des 17. Jahrhunderts spielenden „Abraham Kitaj" hervor. Er versucht darin den Schleier von jener Epoche zu ziehn, in der die Granitsäulen, auf welche Sigmund der Alte das Gebäude der Republik gestellt hatte, zu bersten und in Staub zu zerfallen begannen. Der Held Kitaj ist zwar silhouettenhaft gehalten, aber wir gewahren in ihm das Profil einer ungezügelten revolutionären Natur, welche, ohne etwas erreicht zu haben, frühzeitig untergeht. In festen und klaren Umrissen heben die anderen Personen sich ab, und manche Szenen, wie die Feuersbrunst in der Judenstadt etc., sind von höchster Wirkung.

Gewissermassen den Übergang von dem so grossartige Verhältnisse annehmenden historischen Roman, wie ihn auch Kraszewski bis an sein Lebensende anbaute, zur Jetztzeit vermittelte Peter Jaxa Bykowski, geb. 1823, welcher das Alte mit dem Neuen vergleichend weniger nach Kunstregeln als nach augenblicklichen Eingebungen mit Jovialität ein Kaleidoskop des Lebens zusammenstellt. Die Reihe der eigentlichen polnischen Humoristen begann einst, nachdem Krasickis Epoche vorüber, mit August Wilkoński (1805—1852) und dem Grafen Friedrich Skarbek. Unter den

späteren zeichneten sich durch teils recht derb schlagenden teils mit feinem attischem Salz gewürzten Witz vornehmlich noch Głowacki, Wilczyński, Sabowski, Bałucki, Lam und der schon unter den Dramatikern erwähnte Świętochowski aus.

Alexander Głowacki (pseud. Bolesław Prus), geb. 1817, belauscht die Bewohner der äussersten Vorstädte und stellt sie ausdrucksvoll mit philantropischem Humor den höheren Klassen gegenüber. Sein Stil ist zwar oft geschraubt, aber er charakterisiert gut. Harmonisch greifen in Albert Wilczyńskis (geb. 1830) „Kümmernissen des alten Kommandanten", 3 Bde. 1856, scharfe Ausprägung der Individualitäten und unwiderstehliche Komik ineinander. In seinem Buch „Aus unserem Leben", 1885, giebt er manches unverfälschte Bild aus der polnischen Gesellschaft, so in der „Geschichte einer Doppelflinte" und in dem hübsch erfundenen Scherz „Aus Furcht", in welchem die durch Naschen einiger Hausoffizianten an einem für Pferde bereiteten Aloëbranntwein bewirkten scheinbaren Choleraanfälle den soeben eingezogenen Gutsherrn in drollige Bestürzung versetzen. Durch optimistisch-vulgäre Laune, ohne Verfolgung hochfliegender Pläne, weiss auch Władysław Sabowski (pseud. Skiba), 1837—1888, angenehm zu unterhalten. Proteusartig wechselnd steht der talentreiche Michael Bałucki bald als Dramatiker (s. S. 421), bald als witziger und zugleich gefühlvoller Erzähler, als Satiriker, endlich als Verfasser romantisch angehauchter Poesieen und verständnisinniger metrischer Übersetzungen vor uns. Wir heben hier aus seinen zahlreichen Werken die 1885 in 4 Bänden erschienenen „Novellen und Bilder" zur näheren Betrachtung heraus. Manches dem modernen Leben abgelauschte Seelengemälde voll Wahrheit wird da vor uns aufgerollt. Bałucki bietet uns neben ausgeführten Novellen auch manche leicht hingeworfene Skizze, und bald ergötzt uns das Gebahren abderitischer Existenzen, die ohne karrikiert zu sein, durch sich selbst „Karrikaturen" sind, bald, wie in „Scherzo" die wohlthätige Zurückführung aus himmelan strebender Schwärmerei in die Wirklichkeit, bald wecken konventionelle Malicen unsere Teilnahme, wie in „Zu spät", oder wir lächeln unter Thränen über die Schicksale eines menschenfreundlichen Greises, welcher,

bis dahin harmlos und bescheiden, plötzlich durch die in ihm erregte Hoffnung, als Jubilar gefeiert zu werden, das „honores mutant mores“ verwirklichend, von nie gekanntem Ehrgeiz erfüllt wird, dann aber, als man sein Jubiläum zu begehen vergisst, aus Gram dahinsiecht. In Bałuckis Roman „Die Jüdin“ geraten die Gefühle der Liebe mit den religiösen und Familien-Traditionen in Widerstreit. Das autonomistische Leben in Galizien lieferte ihm den Stoff zu der kurzweiligen Erzählung „Der Herr Bürgermeister von Pipidówka“, 1887. Am 3. August 1886 raffte der Tod Johann Lam (geb. 1838) hinweg, einen an Boz, mehr noch an Thackeray erinnernden Galizier von mancherlei Wissen und witzsprühender Dialektik, aber auch voll cynischen Hohnes, der besonders durch seine sarkastische Sonntags-Chronik Jahre lang in aller Munde war. Als Stammgast der Kneipe stets die Nacht zum Tage machend, liess er sich von wechselnden Eindrücken leiten, denn er entbehrte — und darin glichen ihm die Personen seiner Erzählungen — jedes Haltes. Er wünschte sich einst im Scherz folgende Grabschrift:

„Ci-gît — l'homme qui rit!“ Ou plutôt:
„Ici dort — l'homme qui rit quoique mort.“

Erst gegen das Ende seiner irdischen Laufbahn schienen sich seine Überzeugungen zu klären.

Eine ernstere Richtung verfolgt in unverkennbar aufrichtiger reformatorischer Absicht Sigmund Miłkowski (pseud. Jeż), geb. 1824, aber er verfällt dabei oft in das Extrem eines krassen Radikalismus. Am gelungensten sind seine südsławischen Erzählungen, welche nicht nur von genauer Kenntnis des Lebens und der Geschichte der Donausławen zeugen, sondern auch ein edleres künstlerisches Gepräge tragen, so beispielsweise „Die Uskoken“, 1869, und „Vor zweihundert Jahren“, 1887, ein farbenreiches kroatisches Sittengemälde aus der Zeit nach Wiens Entsetzung. Von gleichen demokratischen Prinzipien, wie sie Jeż entwickelt, getragen, geisseln die Erzählungen Valerius Łozińskis (geb. 1836, gest. 1861) die menschlichen Fehler und Gebrechen. Lehnt er sich in der Anhäufung von Effekten an Sue und Dumas, so bewegt er sich doch andererseits in einer

natürlichen frischen Ideensphäre. Auch Adolph Dygasiński, geb. 1839, huldigt dem Fortschritt. Gediegener Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften, dehnt er seine vielseitige Thätigkeit zugleich auf Pädagogik, Soziologie und Belletristik aus. Mit epischer Behaglichkeit malt er den Mikrokosmus des polnischen Volkslebens in seinen „Novellen", 1884—1885; zu dem Roman „Von Molken", 1886, diente ihm wohl Paul de Kock als Vorbild. Eine besonders liebevolle Beachtung schenkt Dygasiński der Tierwelt. Diese zeichnet er mit Meisterschaft, und zwar abweichend von Andern; er versteht sich auf die Seele der Tiere, von den grössten bis zu den kleinsten, so dass man ihn einen Psychologen der Natur nennen darf. Gleich ihm lässt Julius Łętkowski, geb. 1859, sich die geringsten und feinsten Details zur Vollendung der Ausmeisselung nicht entgehen.

Die Huculen, ein auf der nördlichen und auf der ungarischen Seite der Karpathen sesshafter, durch Physiognomie, Kleidung und Sitten von den anderen Bergbewohnern abweichender Volksstamm, gaben Julius Turczyński Stoff zu verschiedenen gut erfundenen Erzählungen, welche Sympathieen für diese Autochthonen erwecken müssen. Wir nennen darunter „Roman, Semens Sohn" 1885, „Taras von Worochla", 1886, „Trofym, der Sohn Olenas", 1887. Vom Tendenzroman ausgehend erstarkte das Talent Valerius Przyborowskis, geb. 1845, allmählich zu männlicher Kraft. Er wandte sich mit Glück der historischen Erzählung zu, und wenn er in dem, in das 14. Jahrhundert verlegten Roman „Płowce", 1884, auch oft nur auf Hypothesen fusst, so ist seine Darstellung doch anziehend, der Abschluss befriedigend. In einer andern, in demselben Jahr erschienenen Erzählung weckt die Titelheldin „Magdalena", eine Art von Cameliendame, dadurch unsere Sympathie, dass sie mit seltener Willensstärke sich erhebt und eine treue Gattin wird, dann aber einem tragischen Geschick verfällt. Unter Przyborowskis Jugendschriften ist die „Geschichte Polens für Kinder" und das prähistorische Nationalgemälde „König Krakus und Prinzessin Wanda", 1887, hervorzuheben. Gute Befähigung bekundet auch Klemenz Junosza (Pseudonym für K. Szaniawski) in seinen „Skizzen und Bildern aus dem Masurenlande",

1885. In der Novelle „Der Oberst" stellt er zwei Damen, denen der Salon und der Spiegel die höchsten Lehrmeister der Erziehung sind, einem ebenfalls hochgebildeten, aber einfach und wahrhaftig erzogenen Mädchen, der Enkelin des braven Obersten gegenüber und teilt dieser die Palme zu. Wehmütig stimmt uns „Der erfüllte Traum", ingleichen das Lebensbild eines über seine Kräfte arbeitenden jüdischen Flickschneiders mit seiner rührenden Genügsamkeit. Junosza schreibt gewandt, aber er baut gern Luftschlösser. Einen durchaus eigentümlichen Zweig der Litteratur bilden die im jüdischen, aus polnischen, hebräischen und deutschen Brocken zusammengesetzten Jargon abgefassten Broschüren und Bücher, unter denen nicht nur talmudische Vorschriften und Gebete, sondern auch Übersetzungen von Schlosser, Darwin und anderen figurieren. S. Abramowicz, der bedeutendste Vertreter dieser Spezies, geisselt in seinen Schriften die reichen Juden und nimmt sich der Armen und Bedrückten an. Sein Buch „Die Mähre", von Junosza aus dem Patois ins Polnische übersetzt, erschöpft unter dem Schleier der Allegorie die ganze Judenfrage mit Humor und Sarkasmus. Ein ähnliches Werk „Der jüdische Don Quixote" war diesem schon 1885 vorangegangen. Joseph Rogosz (pseud. Ajo und Gryzoń) lenkte zuerst durch sein Buch „Die Krankheiten Galiziens", 1876—1878, dann in noch höherem Grade durch seine, die galizische Gesellschaft seit 1832 zeichnende Erzählung „Die Träumer", 1880, die Aufmerksamkeit auf sich. Den Kern seines zeitgenössischen Romans „Motoren des Lebens", 1884, enthüllt der Verfasser selbst in den einleitenden Worten: „Um Liebe, Brot und Macht kämpft die Menschheit ewig". Joseph Lubicz Orłowski zieht in seinen kleinen „Bildern aus dem Volksleben", 1885, nicht das Register der künstlichen Tibia pastoralis: er schreibt nicht blos von den Bauern, sondern auch für dieselben. Unter seinen „Poesien", 1887, beanspruchen die ergreifende Kriegs- und Liebes-Episode aus der Revolutionszeit „Am Grabe der Erinnerung, Erzählung eines nach Sibirien Verbannten" und die Bilder „Aus der vaterländischen Geschichte" den meisten Wert. Das pädagogische Ziel behielt der Volks- und Jugendschriftsteller Leopold Szyler-Racki in seiner trefflichen Volkserzählung

„Wanderungen und Erlebnisse“, 1886, fest im Auge. Unglückliche Liebe treibt den jungen Matthäus in die Ferne, aus welcher er an Kenntnissen und Erfahrungen reich endlich nach seinem Heimatsdorfe zurückkehrt, wo ihm eine Erbschaft und zugleich die Hand seiner ihm treu gebliebenen Marysa zu Teil wird. Fortan geht er seinen Nachbaren in allem mit gutem Beispiele voran.

Nachdem wir somit die bedeutsameren Erscheinungen der erzählenden Prosa an uns haben vorüberziehn sehn, wollen wir den Blick auf einem Manne ruhn lassen, welcher, mit einer, nicht ihresgleichen findenden, Schöpferkraft begabt, in seinem universellen Geist die Eigenschaften einer ganzen Reihe von Autoren aller Fächer vereinigte, in erster Linie aber die Form des Romans erkor, um in dieselbe das Metall seines Gedankenschatzes zu giessen.

Joseph Ignaz Kraszewski.

Alle äusseren und inneren Wandelungen des gesamten Volkes in Vergangenheit und Gegenwart, ja sich selbst, will heute der mehr als flüchtige Zerstreuung suchende Leser im Roman wiederfinden, und demjenigen, welcher ihm ein dem entsprechendes Bild in wahrheitsgetreuen Farben vor Augen führt, gehört seine Sympathie. Ein solcher Maler ist Joseph Ignaz Kraszewski. Er fasste, auf ein unerschöpflich reiches Naturell gestützt, stets den Begriff der Litteratur als konkreten Bestandteil der Wirklichkeit des Volksgeistes, nicht als etwas demselben Fernliegendes, von ihm Getrenntes auf. Blieb, trotz einer phänomenalen Vielseitigkeit, die ihn in den verschiedensten Kunstsphären ganz Ungewöhnliches leisten liess, der Roman immer sein Hauptorgan, so wusste er doch in demselben seinen Zeitgenossen einen neuen historischen Lebensreiz zu geben und den nationalen Begriff der Natur angesichts des übergährenden Bildungsstrebens festzuhalten. Gerade durch seine historisch-romantischen Sittengemälde weckte

er den Geschmack an der gediegenen Erzählung in Hütten und Palästen und verwandte seine Wissensschätze dazu, in leicht eingehender, sozusagen sokratischer Methode seine Landsleute zu belehren und sie erkennen zu lassen, dass die Kunst nicht blos ein pikanter Sinnenreiz sei, sondern dass sie als ein Bedürfnis des Menschengeistes höhere Aufgaben zu erfüllen habe.

Er erblickte am 26. Juli 1812 zu Warschau das Licht der Welt. Seine erste Kindeszeit verlebte er jedoch in Romanow, wo bald darauf seine Eltern sich niederliessen. Glückliche Jahre verflossen ihm dort unter der liebevollen Obhut dieser sowie der Urgrossmutter und der Grossmutter, in einer landschaftlichen Umgebung, deren Reize — vor allen der alte Tannenwald — noch in später Erinnerung seine Phantasie erfüllten. Im elterlichen Hause liebte man die Litteratur; die Mutter las trefflich vor, der Vater besass ein nicht gewöhnliches Erzählertalent. Der Grossvater und die Grossmutter sprachen oft von vergangenen Zeiten, und die Urgrossmutter wachte über der getreuen Heilighaltung aller alten Sitten.

Zwei Jahre lang besuchte Kraszewski die Schule in dem Radziwiłł'schen Biała, aber er bekennt selbst, dass er dort nicht besonders fleissig gewesen, „er habe nicht immer das gelernt, was nötig war, sondern das, wozu ihn seine Phantasie und eine nie zu sättigende Neugier hinzog.“ Dann wurde er nach Lublin und endlich nach Świsłocz gegeben. Der würdige Professor des dortigen Gymnasiums Walicki, den er, allem Anschein nach, im ersten Teil seiner „Erzählung ohne Titel“ (1855) verewigt hat, wusste in ihm die Lust zu ernsten Studien anzuregen, und so schnell waren seine Fortschritte, dass er nach Verlauf zweier Jahre mit dem Zeugnis der Reife zu der damals in hohem Ruf stehenden Wilnaer Universität abgehn konnte. Der Wissensdurst des Jünglings suchte und fand nun in den verschiedensten Fächern Befriedigung: Medizin, Arabisch, Hebräisch, Poesie, altpolnische Litteratur und Geschichte unter Anleitung des Professors Borowski wurden mit gleichem Feuereifer getrieben. Er, der nachmalige Titane geistiger Thätigkeit, schrieb damals an seine Mutter: „Ach, wie schön ist es doch, zu arbeiten, soviel man nur vermag; zum

Ausruhn wird es ja noch Zeit sein, wenn die Hand nicht mehr die Feder halten, das Auge nicht mehr die Buchstaben auf dem Papier erkennen, der Kopf nicht mehr den Gedanken festhalten kann.“ Als siebzehnjähriger Student verfasste er bereits zwei Skizzen, welche unter dem angenommenen Namen „Pasternak“ in dem „Litterarischen Wochenblatt“ Klimaszewski's abgedruckt wurden.

Nach den Vorgängen von 1830 und 1831 wurde Kraszewski, weil er behufs Teilnahme am Kampfe mit mehreren andern Studenten nach Warschau durchbrechen wollte, längere Zeit in Wilna gefangen gehalten. Zum Tode verurteilt, dann aber begnadigt, setzte er seine Universitätsstudien weiter fort. Nach deren Beendigung schrieb er in der Aussicht auf einen Lehrstuhl an der Universität Kiew eine „Geschichte der polnischen Sprache“. Da ihm die erstrebte akademische Wirksamkeit indes versagt blieb, begab er sich 1834 nach Volhynien und widmete sich auf dem Pachtgute Omelno der Landwirtschaft. Kaum 22 Jahre alt, gewann er bereits durch die Romane „Sigmunds III. letztes Regierungsjahr“ (1833), „Herr Karl“ (1833) und „Die vier Hochzeiten“ (1834) grosse Beliebtheit. Schon damals kennzeichnete ihn die Wahrheit in der Porträtierung sowohl vergangener als auch gegenwärtiger Zustände. Es ist, als sei er überall selbst zugegen gewesen und habe die Gespräche belauscht. Frühzeitig erwachte seine kritische und satirische Befähigung; im Besitz gründlicher Sprachkenntnisse, verfasste er auch ein „Polnisch-deutsch-französisches Wörterbuch“ (1832), das nachmals vervollständigt in drei Bänden herausgegeben wurde.

Einige Jahre später vermählte er sich mit Sophie Woronicz, einer Nichte des Erzbischofs und Primas von Polen, und erwarb dann das Landgut Hubin bei Łuck, welches er bis 1856 fast ausschliesslich bewohnte. Dort arbeitete er lange im Stillen. Eine zur Stärkung seiner Gesundheit unternommene Reise nach Odessa beschrieb er später (1845—46) in drei Bänden. Als er dann im Jahre 1856 mit der Familie nach Żytomierz übergesiedelt war, fand er schnell und in immer wachsender Ausdehnung eine seinem Talent und seinem Charakter entsprechende Thätigkeit. Er wurde

von seinen Landsleuten einstimmig zum Kurator des dortigen Gymnasiums, zum Direktor des „Theaters des volhynischen Adels" und zum Vorsitzenden des statistischen Comité erwählt. Wie in der Litteratur lagen ihm auch auf allen andern Gebieten Egoismus und Koterienstreit von jeher durchaus fern, er erstrebte stets Einigkeit und Gemeinwohl, und sein Andenken wird dort noch heute in Ehren gehalten, wenn er auch durch die in seinen „Volhynischen Abenden" und in den Briefen an die „Warschauer Zeitung" niedergelegten Grundsätze einen Teil des Adels gegen sich aufbrachte und in seinen utopistisch genannten Bestrebungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft Widerstand fand. Im Jahre 1858 unternahm er eine Reise nach Italien. Nachdem er bereits seit 1851 mit Warschau in litterarischen Beziehungen gestanden hatte, erkor er im Jahre 1860 diese Stadt zu seinem Wohnsitz und übernahm die Redaktion der dortigen „Täglichen Zeitung", die später in die „Polnische Zeitung" umgewandelt wurde. Als die Insurrektion von 1863 ausbrach, kam er bei der russischen Regierung bald in den Verdacht, dass er der Bewegung moralische Unterstützung leihe. Da er deshalb seine persönliche Sicherheit in Warschau gefährdet glaubte, entfloh er heimlich nach Preussen und nahm dann seinen Wohnsitz in Dresden. Von dort aus machte er wiederholte Versuche, die deutsche Reichsangehörigkeit zu erwerben, um sich dauernd in Posen niederlassen zu dürfen. Da dieser Plan aber an dem Widerstande scheiterte, den der Reichskanzler aus Gründen politischer Sicherheit seinen Naturalisierungs-Bestrebungen entgegensetzte, fasste Kraszewski eine Abneigung gegen Preussen, die in seinen Schriften immer offener zu Tage trat. Dass er aber als Greis von mehr als 70 Jahren an Deutschland, das ihm doch immerhin eine sichere Zuflucht gewährt hatte, einen schweren Verrath begehen konnte, den er dann durch eine, seine Gesundheit untergrabende Haft sühnte, muss als Verirrung eines sonst nach allen Seiten hin hochachtbaren Charakters bedauert werden. Seine im Untersuchungsgefängnis zu Moabit vom 18. Juli bis 5. September 1883 entstandene paraphrasirende Übersetzung von fünf Lustspielen des Plautus erschien 1888 im Druck.

Nachdem er aus der Festung Magdeburg gegen Caution ent-

lassen war, begab er sich nach San Remo, eilte dann von dort, vor einem Erdbeben flüchtend, nach Genf, wo er am 19. März 1887 verschied.

In Kraszewski's ersten Erzählungen, namentlich in der „Biographie des Sokaler Organisten" (1831), in „Herr Valerius" (1831), „Die grosse Welt einer kleinen Stadt" (1832) und auch noch in dem späteren „Meister Bartholomäus" (1837) macht sich der Einfluss Sternes oder vielmehr seines Nachahmers Friedrich Skarbek bemerkbar. Beide haben auch die Abneigung gegen deklamatorische Gefühlsdarlegung mit einander gemein und lieben es, ernste Scenen durch komische Zwischenfälle zu unterbrechen. Kraszewski hatte aber schon damals, obwohl seinen Werken noch die übersichtliche Einheit und feste Charakterzeichnung abging, originale Züge, welche neu in der Litteratur waren. Er weilt lieber inmitten des Landvolks als in den Salons des Adels, den er gern in ein lächerliches Licht stellt, und bildet mit einem plastischen Sinn, wie er bei den früheren Novellisten nur selten angetroffen wird, Land und Leute ab.

In den historischen Erzählungen der ersten Schaffensperiode „Das letzte Regierungsjahr Sigmunds III.", „Die Kirche des heil. Michael in Wilna" (1833) etc. ist fremder Einfluss weniger wahrzunehmen — Kraszewski formte sich seine eigne Methode. Dann folgte eine Phase, in welcher er mit den phantastischen und grellen Farben eines Hoffmann malte, so in „Leo Leontina" „Bedlam" und „Gastmahl des Bettlers". Die gelungenste Erzählung aus jener Zeit — an Charakterschilderung und Genauigkeit der oft freilich zu realistisch behandelten Einzelheiten — ist „Die vier Hochzeiten" (1834). Während des dreijährigen Aufenthalts in Omelno war Kraszewski ein thätiger Mitarbeiter an dem damals blühenden „Petersburger Wochenblatt" und gleichzeitig gaben zwei Bände „Gedichte" (1838) und die in Versen abgefasste, ohne sein Wissen und seine Erlaubnis gedruckte Erzählung „Satan und das Weib" Zeugnis von einer poetischen Vertiefung, die sich dann auch in seinen prosaischen Schriften, z. B. in der phantastischen Improvisation „Es waren unser Zwei" und in der kleinen Erzählung „Die Tataren auf der Hochzeit" geltend machte. Als ein Gedicht,

wenn auch in Prosaform, und zwar als eine die ganze damalige Welt der Träume und Gefühle des Jünglings umfassende, mit einem bis dahin ihm noch nicht eigenen Schwunge geschriebene Dichtung ist auch „Die Welt und der Poet“ (1839) zu betrachten. Dieses Werk trug den Ruhm des Autors nicht nur durch sein ganzes Vaterland, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus. Jetzt entstand auch sein Heldengedicht „Witolorauda“, welches den ersten Teil der Trilogie „Anafielas“ bildet. Die beiden letzten Teile derselben „Mindows“ (Mendog) und „Witołds Kämpfe“ erschienen erst 1843 und 1844. „Anafielas“ besitzt manche Eigenschaften eines echten Epos, wenngleich darin nicht das frische Leben so vieler anderer Werke Kraszewski's pulsiert. Der Schwerpunkt der Dichtung liegt in der Veranschaulichung der alten volkstümlichen Sitten Litauens und in der Neubelebung fast verschollener Mythen. Der dritte Teil „Witołds Kämpfe“, aus dem wir nachstehend zwei Abschnitte wiedergeben, führt uns zunächst den litauischen Grossfürsten Olgierd, den Sohn Gedymins vor Augen, welcher, ein Zeitgenosse Kasimirs des Grossen, berühmt durch viele siegreiche Kämpfe und durch seine Begünstigung des Christentums, im Jahre 1381 starb. Sein Sohn Witołd, der eigentliche Held der Dichtung, war der Bruder des Begründers der polnischen Jagiellonen-Dynastie. Anafielas ist nach der litauischen Mythologie der Berg der Unsterblichkeit.

Eingangslied.

Warum mag stets mein Geist zur Heimat fliehn
Und dort die Hügel aufzugraben streben,
Um unter Staub und Todesnacht das Leben,
Das längst erlosch, zum Licht hervorzuziehn?

Warum enteilt gespenstisch oft mein Sein
Zum Anafielas, wo, bewehrt mit Beilen
Und Bogen, unsrer Ahnen Schatten weilen,
In grauen Bärten, sitzend auf dem Stein?

Die Heimat schaut ihr Auge, gläsern, starr,
Das Auge ohne Lachen, ohne Thränen,
Indes sie auf die Wehr die Rechte lehnen
Und auf die Hand die Brust, des Odems bar.

Warum nicht lieber sich den Menschen weihn,
Am heut'gen Leben das Gemüt erwärmen,
Mit ihnen lachen und mit ihnen schwärmen
Und fröhlich wie die andern alle sein?

Was ist es, das den Blick empor mir bannt,
Um die zu suchen, die zum Himmel gingen?
Was drängt mich doch, zu ihnen mich zu schwingen
In jenes unbekannte Geisterland?

Und warum müht sich meiner Stimme Ton
Nur immerdar mit Liedern jener Toten,
Mit jenen kalten, längst verhallten Noten,
Und singt sie, kaum verstummt, von neuem schon?

Was treibt allein zum Anafielas mich,
Umsonst bemüht, das Volk mit mir zu ziehen,
Das Einst zu schaun bei alten Feuers Glühen,
Warum, o Litaun, wein' nur ich um dich?

Warum? Ach nimmer rät der Menschenschwarm,
Woher dies Sehnen meines Busens stamme.
Es sehnt das Kind sich von der Amme Arm
Zu Mutters Grabe stets in bangem Harm:
Das Einst ist Mutter mir, das Jetzt die Amme!

Olgierds Tod.

So endet Olgierd. Hundert Klageweiber
Begannen jetzt ihr Ächzen, ihr Geschrei.
Sie wuschen, hüllten dann den Leib des Greises
In weiss, der goldne Wižos fehlte nicht,
Sie gürteten ihn mit dem weissen Schwerte,
Den Hals umgaben sie mit weissem Flor,
Darinnen Gold zum Pfad der Ewigkeit.
Am Gürtel hing die Schleuder, auf dem Haupt
Der spitze Pelzhut, seitwärts lag der Bogen

Der Alte sass, als sei er noch am Leben,
Nur schaute nicht mehr das geschlossne Auge,
Nur athmete die dürre Brust nicht mehr,
Er schien von Kampf und Leben auszuruhn.
Genüber standen Brüder und Gefährten,
Die Söhne, Priester, und die Diener alle,

Sie tranken ihm ein Horn voll Alus zu,
Von Olgierd Abschied nehmend unter Thränen,
Und ihm zur guten Nacht Gesänge weihend;
Die Klageweiber sassen rings umher
Und sammelten die Thränen in Gefässe.
Im schwarzen Kleide, mit dem Wittwenschleier
Lag zu den Füssen des Gemahls Julianne
Und weinend riss sie ihr Gewand entzwei.

Und die Bestattung naht. Die Priester trugen
Zum heil'gen Thal des heil'gen Feuers Funken
Die Rauda singen sie, des Kniazen harrend,
Und machen ihm ein Bett von duft'gen Blumen.

Die Diener heben jetzt des Greises Leiche.
Leb wohl, du altes Schloss, lebt wohl Gemächer!
Kein Gastgebot wird Olgierd mehr hier feiern,
Nicht nach der Schlacht den Bogen niederlegen,
Nicht matt vom Kampf das Haupt zur Ruhe betten,
Denn Olgierd eilt jetzt in sein ew'ges Bett,
Vom Scheiterhaufen zu dem kalten Grabe.
Vor seiner Leiche, bösen Geistern wehrend,
Gehn die Bojaren mit den Schwertern schwenkend;
Juliane schreitet bis zum Fuss des Berges
Und wirft sich mit den Klageweibern nieder —
Die Priester liessen sie nicht weiter gehen.

— — — — — — — — — — — —

Und auf dem Holzstoss, in der Hand das Schwert,
Der Greis, den grauen Bart vom Ost durchweht,
Dabei die Brüder, Söhne und die Priester
Und die zum Feuertod erwählten Diener.
Sie weinen nicht, sie gehn ja mit dem Herrn
Zum bessern Leben, wo die Sklaverei
Durch hundert neue Freuden sich versüsst,
Sie weinen nicht — die Augen wurden trocken,
Nur aus der Priester Munde steigt im Chor
Für Olgierds Geist ein Feierlied empor.

Die Thätigkeit Kraszewski's gewann seit 1840 eine immer grössere Ausdehnung. Von seinem volhynischen Tusculanum aus redigierte er das in Wilna erscheinende Athenäum und gab von 1841 bis 1851 sechsundsechzig Bände dieser Zeitschrift heraus,

was bei der hundert Meilen betragenden Entfernung vom Druckort und den schlechten Kommunikationswegen nur ein so energischer Geist wie der seine durchzusetzen im Stande war. Beinahe der dritte Teil der Artikel jenes Athenäum rührt von ihm selbst her. Dabei lieferte er damals, wie bis an sein Lebensende, Korrespondenzen für unzählige, ja fast für alle polnische Zeitschriften, wobei allerdings auch manches Flache und Wertlose mitunterlief. So spendete er sein ganzes Leben hindurch wie aus einem Füllhorn Erzählungen mannigfaltigster Art, Gedichte, Lustspiele (Alte Geschichten, 1858, Des Kastellans Meth, 1860, Mein Liebster, 1867, Die Sense und der Stein, 1873, Die beiden Almosen, 1878 etc.), Dramen (Ebenbürtig dem Wojwoden, 1868, Der dritte Mai, 1876 etc.) in Prosa und Versen, litterarische Studien (u. a. über Dante, 1869), Reisebeschreibungen, Journalbeiträge, Übersetzungswerke, ethnographische, archäologische, ikonographische, historische und philosophische Arbeiten, Volks- und Jugendschriften, deren viele sich über den Horizont des Gewöhnlichen erheben. Die ungedruckten Manuskripte nicht gerechnet schrieb er oder gab er besonders heraus: 312 Werke oder 630 Bände auf 7,500 Druckbogen. Die Zahl der Journalartikel entzieht sich der Berechnung. Man kann indess annehmen, dass er ungefähr 3,400,000 Druckbogen selbst verfasst und herausgegeben hat. Er allein schrieb sicher eben so viel wie alle polnischen Romanschriftsteller zusammengenommen. — Täglich erhielt er zuletzt ungefähr 60 Zeitschriften; jeder schreibende Autor sandte an Kraszewski ein Exemplar seines neuesten Werkes, welches dann der Empfänger oft wirklich durchlas, oft aber auch nur durchblätterte und meist sehr wohlwollende Urteile, selbst über Mittelmässiges, fällte. Auch liefen an ihn täglich etwa 15 Briefe ein, während seines Lebens also nahezu 300,000, die er stets sofort beantwortete.

Ausserdem hat Kraszewski zu wiederholten Malen öffentliche Vorträge gehalten, er zeichnete gern und trefflich in Blei und Kreide und hat einige seiner Werke selbst illustriert. Er radierte, fertigte Holzschnitte, malte in Öl und Aquarell, desgleichen auf Porzellan und war darin fast eben so produktiv wie mit der Feder. Endlich spielte er Klavier, las fliessend Noten, verfolgte alle neuen

musikalischen Erscheinungen und hat sogar einige eigene Kompositionen herausgegeben. Das waren seine Erholungen. Sein Lieblingsstudium war die Archäologie, und er hat viel dazu beigetragen, das Interesse dafür in Polen zu beleben.

Wenden wir nun unsere Betrachtung noch einigen seiner hervorragendsten schriftstellerischen Schöpfungen zu. In den Erzählungen entrollt er eine Menge Bilder und Typen, aber vielleicht in keiner so viele und so wahre, wie in dem sozialen Roman „Die Zauberlaterne“ (1843, 44). In der psychologischen Phantasie „Unter Italiens Himmel“ (1845) verlässt ein träumerischer Jüngling das Land seiner Väter, das ihm zu prosaisch dünkt, und folgt seiner Sehnsucht nach der Sonne und dem blauen Himmel Italiens, wo er indes, von seiner Geliebten verraten, in Verzweiflung endet. In „Sphinx“ (1847), einem an Goethe's Wilhelm Meister heranreichenden Werke, sehen wir ein Maler-Genie über die Misère des ihn umgebenden Lebens sich mit siegender Begeisterung erheben. „Eine Million Mitgift“ (1847), „Vorsichtig mit dem Feuer“ (1849) gehören in die Kategorie der Sittenromane, während „Der Ulane“ (1843), „Jaryna“ (1850), „Die Kathe hinter dem Dorfe“ (1854), „Jermoła“ (1857) sich als ländliche Bilder darstellen. Zu den volhynischen Erzählungen bot der Aufenthalt in Hubin seiner Beobachtungsgabe ergiebigen Stoff. In das Jahr 1857 fällt auch das Erscheinen der „Hymnen des Schmerzes“, wehmutsvoller Klänge, welche eine Verstimmung über das egoistische Treiben der Aussenwelt verraten und den Schmerz als etwas Heiliges, Göttliches feiern; im Eingange singt der Dichter:

Klängen jemals meine Lieder
So aus meiner Seele wieder,
Wie sie Gott hineingesenkt!
Ach, es sind ja jene Laute,
Die, was tief mein Herz erbaute,
Künden sollen, so beschränkt;
Können, blass und ohne Leben,
Weder mich noch Euch erheben!
Meiner Lieder schönsten Sinn
Hält gebannt des Busens Schranke.
Manch verborgener Gedanke

Stirbt dereinst mit mir dahin.
Wer begreift des Sängers Wesen?
Könnt Ihr ihm im Herzen lesen?
Ward Euch je vollkommen kund,
Welche goldnen Traumgestalten
Sich in seinem Geist entfalten,
Die, bevor durch seinen Mund
Sie als Lieder auferstehen,
Schon verrinnen — schon vergehen!

In demselben Jahre gab Kraszewski die aus verschiedenen kleinen, mit rührender Einfachheit entworfenen Bildern bestehende Idylle „Das Dörfchen“ heraus, der wir folgendes Lied entnehmen:

Hab' lange mich umgesehen
Auf diesem Erdenball,
Konnt' nirgend das Glück erspähen —
Wo weilt es im weiten All?

Ich sah die Birke zittern,
Der Eiche wankenden Mut;
Die Axt wird beide zersplittern,
Ihr Los ist Flammenglut.

Ich hörte die Gräser sagen,
Dass sie der Huf versehrt;
Ich lauschte des Wassers Klagen,
Dass es der Sand verzehrt.

Die Wolke sollte mich lehren,
Ob ihr im Himmel so wohl;
Da schwamm ihr Auge in Zähren,
Sie wetterte dumpf und hohl.

Nun ging ich die Menschen fragen;
Ach, keiner kennt das Glück,
Nur Kampf und Mühen und Plagen,
Das ist der Menschen Geschick!

Hab' lange mich umgesehen
Auf diesem Erdenball,
Konnt' nirgend das Glück erspähen —
Wo weilt es im weiten All?

Auch die Fabel fand in Kraszewski ihren Vertreter:

Das Schiebfach und der Kopf.

Ein geehrter
Hochgelehrter
Öffnete sein Schreibtischfach:
„Seht," so sprach er, „ich bewahre
Hierin vierunddreissig Jahre
Alles Wissen nach und nach." —
„Schade," hob ein andrer an,
„Dass der hochstudierte Mann
Alle Kenntnisse und Lehren,
Die nach hergebrachter Art
In den Kopf hineingehören,
Nur im Schiebfach aufbewahrt!"

In der Erzählung „Die Krankheiten des Zeitalters" geisselt Kraszewski mit einem hier wohl erklärlichen, stark schattierten Pessimismus die materialistische Richtung der Gegenwart. Die in „Zwei Welten" aufgeworfene Frage, ob das Bestehen einer Adelsklasse notwendig sei, wird in „Morituri" (1874) weiter ausgeführt, findet aber ihre eigentliche Beantwortung erst in dem Roman „Resurrecturi", welcher 1876 erschien. Damals begann die in Nebel gehüllte Vorzeit lebhaft die Einbildungskraft der polnischen Schriftsteller zu beschäftigen. Auch Kraszewski's Erzählertalent bewegte sich auf dem prähistorischen Boden mit Glück. Auf die „Alte Sage", 1876, folgte 1879 der Roman „Lublana". Der Dichter malt darin mit wunderbarer Frische jene Legendenwelt, deren Gestalten er in scharfen und kecken Umrissen teils als einfach redliche Urgeschöpfe, teils an Wildheit den Wölfen und Bären ähnlich erscheinen lässt.

Kraszewski schrieb sehr verschieden. Oft führte er seine Gemälde auf das Sorgfältigste aus, dann wieder warf er in der Fülle der ihm zuströmenden Gedanken die Ereignisse und Charaktere flüchtig hin und unterliess die Ausfeilung. Die meiste Sorgfalt verwandte er auf seine historischen Romane, zu denen er ausser altklassischen Werken und polnischen Urkunden auch deutsche, böhmische und andere slawische Quellen studierte.

„Capräa und Rom" (1860) und die geistvolle Schöpfung „Rom zu Nero's Zeit" (1866) behandeln die Gegensätze zwischen Heidentum und Christentum; in den Erzählungen aus der ersten polnischen Geschichte prägt er, auf Angaben der Altvorderen und Forschungen der Neueren fussend, das Historischstoffliche mit merkwürdiger Treue und Schärfe aus und eröffnet manche lehrreiche Perspektive. In den Erzählungen aus der Sachsenzeit: „Die Gräfin Kosel" (1873), „Brühl" (1875), „Flemmings Handschreiben" (1879), „Bilder aus dem siebenjährigen Kriege" (1879) tritt das polnische Element mehr in den Hintergrund. Sie gehören jedoch nebst den Spiegelbildern aus der Zeit Stanisław Augusts zu Kraszewski's künstlerisch vollendetsten Werken in bezug auf harmonisches Gefüge und lebenswarmes Kolorit; zahlreiche Memoiren lieferten den Einschlag des Gewebes. „Die letzten Augenblicke des Fürsten Wojwoden" (1875) und das „Tagebuch des alten Grossvaters" (1879) verraten die Hand eines Meisters. In dem erstgenannten werden uns gewissermassen Memoiren des Fürsten Karl Radziwiłł, Wojwoden von Wilna (1734—1790) dargeboten, welcher durch seinen nie versiegenden Humor und seine abenteuerlichen Capricen unter dem Beinamen „Mein Liebster" berühmt geworden ist. Dieser aus der Art geschlagene Radziwiłł, der seinen Familiennamen wie eine Last trug, trank, schlug sich, verschwendete grosse Summen, aber er liebte sein Vaterland und sündigte nicht aus bösem Willen. Der grösste Teil dieser seiner Denkwürdigkeiten behandelt eine traurige Episode aus seinem Leben. Für eine in toller Übereilung an einem benachbarten Edelmann und seiner schönen Tochter begangene Frevelthat, die er später bitter bereut, erhält er auf dem Sterbebette Verzeihung.

Von den anderen historischen Romanen zeigen „Die auferstandenen Brüder", 1876, eine gewisse Nachlässigkeit in der künstlerischen Gestaltung, namentlich in der Charakterisierung des Bolesław Chrobry, dagegen zeichnen sich „Masław" und „Boleszczyce", 1877, durch consequente und lebendige Abwickelung des geschichtlichen Fadens aus. In düsterem Lichte hebt sich aus jener Periode der Verwüstung und Verwilderung die Gestalt des aus niederem Stande zu den höchsten Würden gelangten

Masław ab, während uns in dem trefflichen Geschichtsbilde „Boleszczyce“ der heilige Stanisław entgegentritt in seiner fanatischen, rücksichtslosen Herrschsucht gegenüber Bolesław Smiały.

Als Kraszewski mit dem Cyklus historischer Romane bis an das Ende des 11. Jahrhunderts vorgeschritten war, bot sich ihm statt der höchst dürftigen und legendenhaften Notizen späterer Chronisten schon ein mehr geschichtlich beglaubigter Stoff dar. — Seit 1863 baute der Autor unter dem Pseudonym Bolesławita auch den politischen Roman an.

Den Gestalten des Volks weiss Kraszewski wirkliches Leben einzuhauchen und zugleich die Lokalfarben treu wiederzugeben. Ihm dient jede Fabel, jede Anekdote ebenso wie alle, auch die scheinbar geringfügigsten Fragen des Lebens, von denen die Gesellschaft gerade bewegt wird, zum Aufbau einer Erzählung. Er beschreibt in seinen meist ernsten und tragischen, selten humoristischen Romanen mit ungesuchter Einfachheit menschliches Schicksal, menschliches Ringen und Leiden. — Unter seinen späteren Schöpfungen nennen wir: „Im Exil“ (1882), „Die Obristin, Historie aus der Sachsenzeit“ (1882) und das mit Kasimir Zalewski verfasste fünfaktige Drama „Die Familie“ (1882). Bemerkenswert ist ferner seine „Mosaik“, 1884, eine Sammlung anmutiger Bilder und Novellen, in denen er mit kurzen Federstrichen Gedanken und Charaktere vor uns hinstellt; besonders originell rundet sich die Erzählung „Wie man einst Briefe schrieb“, ab. Von zwei im achtzehnten Jahrhundert sich abspielenden Romanen entwickelt „Das Kloster“, 1883, die moralische und physische Verderbnis eines Voltaireaners, während „In der Stirne Schweiss“, 1884, als ein fingirtes Tagebuch in der Ausdrucksweise jener Epoche zu uns spricht. In die Zeiten Stephan Bathorys führt uns der dreibändige Roman „Banita“, 1885, zurück. Sein letztes, in San Remo entstandenes historisches Werk „Eine Märtyrerin auf dem Throne“, 1887, ist ein Lebensbild Maria Leszczyńska's der Gemahlin Ludwigs XV.

Die Geschichtsschreibung.

Hatten die alten Chronisten von ihrem beschränkten Standpunkte aus zum Teil nur die mythischen Stammsagen in prosaischer Form wiedergegeben, so machte sich angesichts der zunehmenden Vertiefung in das innere Leben der eigenen Nation, der Bekanntschaft mit ihrer Denkweise, ihren Sitten, ihren Wohnplätzen, das Bedürfnis geltend, auch auf ihre an wichtigen und interessanten Ereignissen so reiche Vergangenheit zurückzugehen und dieselbe wissenschaftlich getreuer als bisher zu veranschaulichen. Wir haben bereits die für ihre Epoche bedeutungsvollen Leistungen eines Naruszewicz, eines Albertrandi gewürdigt; aber erst einer späteren Generation war es vorbehalten, die Glaubwürdigkeit der alten Geschichtsschreibung zu prüfen und mit kritischer Strenge in den überkommenen Chroniken, Memoiren, Tagebüchern, Reden und Broschüren die Spreu von dem Weizen zu sondern. Es hat mit der Geschichtsschreibung eine eigene Bewandtnis. Während sie mit ihren Fundamenten in dem Gebiete der grübelnden Wissenschaft steht, soll doch ihr Hochbau in die Region der Kunst hineinragen. Gleich schwer ist es für den Historiker, nicht aus dem Extrem einer blos technischen Kompilation in das der Novellistik zu verfallen. Der eine bleibt im massenhaften Detail stecken, der andere lässt seiner Phantasie die Zügel schiessen und baut Luftschlösser.

Falsch verstandener Patriotismus und ein dadurch bedingter eng-nationaler Gesichtskreis, Unbekanntschaft mit der wissenschaftlichen Forschungsmethode — dies waren die Schattenseiten der früheren polnischen Historiographie. Polen galt ihr als der Schild Europa's, als die Arche der Freiheit und Tugend oder, um mit dem Dichter zu reden, als der Christus der Völker. Man vergass, dass dieses Land nach einer zwar ruhmvollen Vorgeschichte zwei Jahrhunderte lang in wachsender Unordnung gelebt hatte, dass Aufklärung und vernünftige Begriffe von Freiheit und Recht dort fast nur leere Träumereien geblieben waren. Diese Richtung der Idealisirung und Vertheidigung der Vergangenheit verband mit klassischem, oft in schale Rhetorik auslaufendem Stil eine

romantische Philosophie der Geschichte Polens, welche in mancher Hinsicht dem exaltirten Patriotismus eines Towiański entsprach. Ihr steht die neuere Schule gegenüber, die solchen Hirngespinnsten entsagend, den Weg der Wahrheit in dem durchwühlten und wirren Dickicht des historischen Materials zu finden sucht. Der ersten Richtung gehört mehr oder weniger noch der an der Spitze der polnischen Historiker dieser Epoche schreitende Lelewel an, welcher sich von den Einflüssen der Denkweise seiner Zeit nicht ganz frei machen konnte, immerhin aber den Anstoss zu einer kritischen Quellenforschung gab, die sich dann bei seinen Nachfolgern, namentlich den über die Katastrophe der Landestheilung schreibenden, Szujski, Kalinka, Korzon, Kraszewski und in noch erweitertem Masse bei Bobrzyński und Smolka so entwickelte, dass sie in die zweite oben erwähnte Richtung, die reale oder positive, überging.

Joachim Lelewel wurde am 22. März 1786 zu Warschau geboren. Seine Familie stammte aus Deutschland und hiess ursprünglich von Loelhoefel, sein Vater Karl erhielt 1777 das polnische Indigenat unter Abänderung des Namens. Nach zurückgelegten Schul- und Universitätsjahren wurde Joachim Lelewel nach Krzemieniec berufen, um dort alte Geographie vorzutragen. Im Jahre 1814 zum Vertreter des Professors der Geschichte in Wilna ernannt, wusste er dort den Eifer und die Wissbegierde seiner Hörer in hohem Grade anzufachen und war zugleich schriftstellerisch thätig, indem er im „Wilnaer Wochenblatt“ manche Arbeit veröffentlichte. Wegen seiner eigentümlichen Orthographie fand damals sein Gesuch um Aufnahme in die „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ in Warschau keine Berücksichtigung! Er erhielt indes einen Ruf dorthin als Bibliograph und Bibliothekar der Universität, unter Bogumił Lindes Direktion. Nachdem ihm dann die Vorlesungen über polnische Geschichte übertragen waren, erklang sein Name bald durch das ganze Land, zumal nach Herausgabe seiner „Geschichte der Regierung Stanisław Augusts“ (1818), welche durch Benutzung noch unbekannter, nur in seiner Familie bewahrter Erinnerungen einen besonderen Wert erhielt. Wir entnehmen derselben den folgenden Abschnitt:

Es war der Hauptzweck der Barer Konföderation, dieser bedeutendsten von allen, die Konstitution von der fremden Garantie zu befreien, welche der Nation die gesetzgebende Gewalt entzog; andere wieder erstrebten in ähnlicher Weise die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit. Weil jedoch diese Aufstände weder einen Zentralpunkt noch einen Chef zur Leitung der Unternehmungen hatten, und die Konföderationen sich nicht alle gleichzeitig, sondern eine nach der andern bildeten, wurde es der über das Land verbreiteten russischen Armee leicht, die Konföderierten zu zersprengen, denen es überdies an Waffen und Kriegsmunition fehlte. Der Fürst Repnin sah wachsam auf jeden Schritt des Königs und der Behörden und wusste die polnische Kriegsmacht, mit Ausnahme einer kleinen, unter Xaver Branicki gegen die Konföderierten operierenden Heeresabteilung, in Unthätigkeit zu erhalten, damit sie sich nicht etwa auf die Seite der Konförderierten schlüge und ihre Sache unterstützte. Deshalb kämpften nur russische Truppen und lieferten in verschiedenen Gegenden fast täglich Gefechte. Bei solcher vereinzelten Kriegsführung litt das Land unter Feuersbrünsten und Verwüstungen. Hierzu gesellte sich noch religiöser Fanatismus und Verfolgungssucht, denn dieser Aufstand der Konföderierten war zugleich gegen die Dissidenten gerichtet. Der päpstliche Nuntius reizte sie an, lieber zu sterben, als eine Schädigung der katholischen Religion zuzulassen. Andererseits empörten sich die Nichtunierten in der Ukraine und richteten ein entsetzliches Blutbad an.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Strawiński, einer der Konföderierten, hatte den Einfall, den König in Warschau zu ergreifen und hinwegzuführen. Er enthüllte diesen Plan Puławski, welcher zwar seine Zustimmung gab, doch nur unter der Bedingung, dass das Leben des Monarchen nicht gefährdet werde. Strawiński verwahrte sich entschieden gegen die Absicht eines Mordes, zu welchem sich ihm ja so oft schon Gelegenheit geboten hätte: er wolle dem polnischen Volk nicht das erste, in seiner Geschichte noch nicht erhörte Beispiel eines solchen Verbrechens geben, es sei denn, dass er durch Verfolger dazu genötigt werde. Da nahm Puławski ihm das Versprechen ab, die Nachsetzenden durch einen Trompeter wissen zu lassen, dass sie des Königs Leben in Gefahr brächten. So trafen sie denn ein Übereinkommen und schworen furchtbare Eide zur Sicherung Desjenigen, dessen Gefangennehmung sie beschlossen hatten. Eine kleine Anzahl Konföderierter schlich in die Hauptstadt, welche durch russische Wachen vor den Kriegsunruhen gewahrt war. . . . An dem dunklen Abende des 3. November 1771 ergriffen die Konföderierten mitten in Warschau, in der Methgasse, vor der Kirche der Kapuziner den König und führten ihn aus der Stadt über die Ringgräben hinweg. . . . Während sie, unkundig des Weges im Finstern weiter irrten, verringerte sich allmählich die Zahl der den König Bewachenden, bis endlich nur noch Einer, Kuzma oder Kosiński, bei demselben blieb. Kuzma liess sich von Stanislaw überreden, huldigte ihm als seinem Herrscher, und, bevor noch die Entführung des Königs in Warschau

bekannt geworden war, befand sich dieser, der bei der Gefangennahme eine leichte Verletzung am Kopf erhalten hatte, bereits wieder im Schlosse.

Zum zweiten Mal nach Wilna, und zwar jetzt auf den Lehrstuhl der allgemeinen Geschichte berufen, wurde Lelewel dort von Lehrern, Zöglingen und dem ganzen Publikum mit gleicher Wärme empfangen. Mickiewicz widmete ihm ein Gedicht. Obwohl der Stil Lelewels etwas Trockenes und Schwerfälliges hat, sprach er doch fliessend und mit dem Feuer der Überzeugung. Als indes 1823 gegen die Verbindung der Philareten eingeschritten wurde, verlor er seine Stellung und begab sich nach Warschau. Mehrere geschichtliche und biographische Abhandlungen und Einzelwerke waren nun bereits seiner Feder entflossen, so die „Altertumsforschungen in Bezug auf Geographie“, „Alte Geschichte“, „Entdeckungen der Karthager“, „Zwei Bücher Bibliographie“, „Von der Art Geschichte zu lehren“ u. a. Als im Jahre 1830 der Aufstand ausbrach, erwählte man ihn, der unter Folianten, Karten, Siegeln, Wappen, Götzenbildern und Münzen vergraben ein asketisches Leben führte und nichts von einem Politiker an sich hatte, zum Mitgliede der Nationalregierung und Vorsitzenden der „Patriotischen Gesellschaft“. Er besass nicht die geringste Menschenkenntnis und hatte ganz abstrakte Vorstellungen vom Leben, indem er sich einerseits den Rousseauschen Ideen, andererseits der cynischen Philosphie eines Diogenes näherte. Bald war denn auch diese ihm seltsam zu Gesicht stehende Rolle ausgespielt — er wurde von Denen gestürzt, die, während der Feind vor den Thoren stand, eine blutige Anarchie herbeiführen wollten. Dies hat er ihnen nie vergessen können. Lelewel ging nun nach Paris, verliess aber schon 1833 Frankreich, um sich in Brüssel niederzulassen, wo er die letzten 29 Jahre seines Lebens zubrachte. Noch in Warschau hatte er 1829—30 seine „Geschichte Polens in volkstümlicher Erzählung“ herausgegeben. Der letzten Epoche widmete er jedoch ein besonderes Buch unter dem Titel „Polens Wiedergeburt“, Brüssel 1836. Ausserdem gab er in Brüssel eine grosse Anzahl von tiefer Gelehrsamkeit zeugender historischer, geographischer, heraldischer, numismatischer und archäologischer

Schriften, teils in polnischer, teils in französischer Sprache heraus und zeichnete und radierte selbst die erläuternden Karten und Münztableaux. Wir nennen als die hervorragendsten: „Numismatique du moyen âge", drei Bände 1835, „Géographie du moyen âge", vier Bände 1850—1852, und in polnischer Sprache: „Polen im Mittelalter", 1846—1851, „Die Völker in den sławischen Ländern etc.", „Darlegung der allgemeinen Geschichte". Seine Verdienste sowohl um die polnische als auch um die Weltgeschichte, nicht minder um die Geographie, besonders des Altertums, wurden nicht nur von seinen Landsleuten, sondern von den Gelehrten ganz Europas anerkannt.

In Brüssel bewohnte Lelewel lange Jahre zwei kleine Zimmer, in dessen einem er schlief, arbeitete und gewöhnliche Besuche empfing; das andere, ein wenig besser meublierte, wurde nur zu besonderen Gelegenheiten geöffnet. Morgens bediente ihn eine alte polnische Marketenderin, welche sich rühmte, dass Joseph Poniatowski, kurz bevor er in der Elster ertrank, einen Schluck aus ihrer Feldflasche genommen habe. Ungeachtet seiner Philosophie lernte Lelewel doch nicht sein Zimmer auszufegen und das Bett zu machen. Er lebte schlechter als der ärmste Brüsseler Arbeiter, nahm aber nie eine Unterstützung von seinen reicheren Landsleuten an. Da er im Winter in einem unheizbaren Gemach sass, liess eine polnische Dame einst in seiner Abwesenheit einen eisernen Ofen darin aufstellen, aber er warf ihn, als er heimkehrte, sofort hinaus und gestattete endlich nur, dass ein Rohr aus einem benachbarten geheizten Zimmer in das seine geführt wurde. Stieg jedoch die Wärme des Raumes bis auf 9 Grad R., dann öffnete er beim strengsten Frost das Fenster, bis die Temperatur unter 6 Grad gesunken war. Kaffee war, wie allen geistig Arbeitenden, auch ihm ein grosses Labsal, aber er genoss ihn nur einmal in der Woche — sonst frühstückte er Milch und Brot. Wenn besuchende Polen ihn als früheren Minister „Excellenz" titulierten, verbat er sich dies und wollte nicht einmal „Herr", sondern nur „Bürger" genannt werden. Während der Morgenstunden sass er bei seinen Arbeiten mit nackten Füssen in Filzschuhen und in einem alten grauen Mantel, auf den Knieen ein

mit einer Stecknadel befestigtes, einst weiss gewesenes, jetzt kaffeebraunes Tuch — sein Taschentuch, das er als starker Schnupfer bequem bei der Hand haben wollte. Auf gute und zarte Leibwäsche hielt er jedoch sehr viel. Zu Mittag begab er sich mit einer blauen Blouse bekleidet nach einer elenden Schenke, um mitten unter Arbeitern sein bescheidenes Mahl einzunehmen. Da er niemals spazieren ging, suchte er sich auf diesem Gange die nötige Körperbewegung zu verschaffen, indem er auf der Strasse bald mit dem rechten bald mit dem linken Fuss galoppierte. Niemand nahm daran Anstoss, Alles grüsste ihn, denn er wurde von Hoch und Niedrig fast wie ein Heiliger verehrt. Als einst die Schenkwirtin, von Lelewels Freunden veranlasst, ihm besseres Essen als gewöhnlich vorsetzte, merkte er bald die Absicht, ihn zu unterstützen, und verbot entrüstet alle ferneren derartigen Versuche. Seine Armut war übrigens selbst gewählt, um den demokratischen Grundsätzen treu zu bleiben. Für die Werke, welche er verfasste, begnügte er sich mit einem überaus geringen Honorar; als ihm vom Brüsseler Magistrat die Ordnung und Katalogisierung des städtischen Münzkabinetts übertragen wurde, berechnete er sich für diese sehr bedeutende Arbeit nur 1 Franc pro Tag.

Eines Tages trug er mehrere Korrekturbogen seines Buches „Les coins du moyen âge“ in die Privatwohnung des Verlagsbuchhändlers. Die öffnende Köchin glaubte, als sie einen Alten in blauer Blouse mit einer grossen Mütze, deren Schirm ungeheuere Dimensionen hatte, vor sich sah, es sei ein Bettler, und schob ihn hinaus. Nach langem vergeblichen Parlamentieren sagte er endlich: „ich bin Lelewel“. Bei diesem Namen fiel die Köchin vor ihm auf die Kniee und bat ihn weinend um Verzeihung.

Im Jahre 1861 erkrankte der nunmehr 75jährige Forscher. Einigen Freunden gelang es, ihn zu bereden, dass er sich nach Paris bringen liess, wo im Hause des Doktors Dubois ein komfortable eingerichtetes Zimmer seiner wartete. Wieder energischer Widerstand von seiner Seite, der nur durch die Versicherung, alles sei aus dem Erlös für seine Werke bezahlt, besiegt werden konnte. Aber schon drei Tage später war er eine Leiche. —

In einem die ganze polnische Geschichte umfassenden sechsbändigen Werk, der Frucht eines vierzigjährigen Quellenstudiums, entwickelt Theodor Morawski, geb. 1797, in reiner und kernhafter Sprache den stufenweisen Fortschritt der Civilisation in Polen, indem er mit der Staatsgeschichte eine Darstellung des Volkslebens in Handel, Gewerbe, Kirche und Schule, kurz der ganzen Kultur in ihren zahlreichen Offenbarungen verbindet. Dieser Nestor der polnischen Emigration, einst (1831) polnischer Minister des Auswärtigen, starb zu Paris am 2. November 1872.

Der Auffassung der polnischen Staatsidee nach den Grundsätzen der modernen Republiken huldigt Andreas Moraczewski (1802—1855) in seiner „Geschichte der polnischen Republik"; dies prägt dem Werk bei aller Gewissenhaftigkeit in Benutzung der reichen Quellen den Stempel der Einseitigkeit auf. — Die Ausdrucksweise und den Stil des Volkes ahmte Lucian Siemieński (1809—1877), weiland Professor an der Krakauer Universität, in seinen „Abenden unter der Linde oder Geschichte des polnischen Volkes", illustrierte Ausgabe Krakau 1872, mit überraschender Treue nach, aber er übertreibt seine Konzessionen an den Geschmack und die Denkart der niederen Klassen insofern, als er dem Aberglauben und der Bigotterie Vorschub leistet und durch parteiische Färbung historischer Thatsachen falsche Vorurteile nährt. Ungleich höher steht er als lyrischer und epischer Dichter, Ästhetiker, Kritiker und Übersetzer. Nachdem er bereits eine Auswahl russischer, serbischer, litauischer, bretagnischer, skandinavischer, italienischer und spanischer Lieder herausgegeben hatte, schuf er durch seine Nachdichtung der Odyssee in gereimten Jamben, Krakau 1874, ein in jeder Beziehung harmonisches Kunstwerk. Ausserdem kleidete er die „Königshofener Handschrift" in ein polnisches Gewand, und 1877 erschienen in Lemberg seine „Heiligen Dichter", d. i. Übersetzungen katholisch-mystischer Poeten. Seine verdienstvollen Forschungen im Bereich der vaterländischen Litteratur legte er zunächst in dem litterarischen Feuilleton des von ihm begründeten Krakauer „Czas" (Die Zeit) nieder und sammelte dann in seinen „Litterarischen Porträts", vier Bände, Posen 1865—1875, ungefähr dreissig Studien über die bedeutend-

sten polnischen Dichter aller Jahrhunderte und aller Schulen. Er vereinigt klassische Form mit romantischem Geist, und sein Urteil ist, wenngleich von der oben gerügten Einseitigkeit nicht frei, doch im Ganzen treffend und wohlbegründet. Über „Typen und Charaktere in der Litteratur“ spricht er sich, wie folgt, aus:

Wenn wir von dem Sprichwort ausgehen: „Nichts Neues unter der Sonne“, müssen wir zugestehen, dass keine Erfindung ganz bedingungslos sein kann, sondern dass sie auf schon Vorhandenem fussen muss; denn im entgegengesetzten Fall wäre sie geradezu ein Wahnsinn oder mindestens eine Seltsamkeit, über die jeder die Hände zusammenschlüge und die niemand verstände, und wenn sich auch der Erfinder auf die Nachwelt beriefe. Aus diesen Gründen ist selbst jede durch die höchste Kühnheit und Originalität des Gedankens ausgezeichnete Erfindung nichts anderes, als die auf einen Herd gesammelten Strahlen vieler Nachahmungen.

Der Mensch macht nichts aus nichts, aber es ist fast dem Schöpfungsakte gleich zu achten, wenn er aus einer Menge zerstreuter Elemente, Farben und Schatten eine neue Gestalt schafft und mit Leben beseelt.

Bevor unter dem Meissel eines Praxiteles die grossen Meisterwerke entstanden, bevor der Künstler eine mediceische Venus oder einen Apollo von Belvedere schaffen konnte — wieviele Bildhauer, deren Namen nicht aus dem Schatten der Vergessenheit hervorleuchten, bereiteten für den, mit dem schöpferischen Genius begnadeten Künstler das untergeordnete Material zu! Ehe noch Michel Angelo und Raphael erschienen, machte sich Italien während zweier Jahrhunderte, seit Cimabue und Giotto, geschickt, diese Genies hervorzubringen.

In der Litteratur nahm die schöpferische Thätigkeit den nämlichen Gang. Homer, obgleich er sofort mit einer vollkommenen Schöpfung ans Licht trat, konnte nicht ohne Vorläufer sein, jene Volkssänger, welche ihm die Ziegel zu seinem Bauwerke lieferten. Dante gab lange Zeit den Forschern zu denken; sie fragten sich: auf welche Weise konnte ein solches Genie so plötzlich aus dem mittelalterlichen Dunkel emporschiessen? Aber spätere Untersuchungen ergaben, dass auch er schon geebnete Fusspfade vorfand, namentlich durch die Kanzelredner, welche dem Volk aussergewöhnlich poetisch die Qualen der Hölle, die Leiden des Fegefeuers und die mystischen Freuden des Paradieses ausmalten. So war es immer und so wird es bleiben: immer werden unbekannte, minder werte Arbeiten der Vorgänger dem Genius die Wege bahnen.

Wenn wir deshalb nach gewissen Merkmalen die Schöpferkraft eines Dichters und — was so ziemlich auf eins hinausläuft — sein Genie beurteilen wollen, müssen wir in seinen Werken nachspüren, ob die Personen, die er dargestellt hat, Typen für alle Litteraturen oder wenigstens für die seines Volkes geworden sind. Wer von uns kennt nicht Don Quixote und Sancho? Wer möchte leugnen, dass solche Figuren existiert, dass sie sich auf den

Ebenen der Mancha getummelt haben, der eine auf dem Rozinante, der andere auf seinem Maulesel? — Und die Molière'schen Typen — liefen sie nicht in ganz Europa umher? Wem wäre nicht ein Tartuffe, ein Harpagon bekannt gewesen? Und wird nicht Goethes Werther in seinen letzten Epochen der treffendste Ausdruck egoistischer Empfindelei und leerer müssiger Träumereien — gleichwie die Byron'schen Helden Typen des Zweifels und der Lebensübersättigung sind? Soviel ich weiss, hat noch niemand unsere Litteratur nach dieser Seite hin untersucht. Und doch ist dies der Probierstein, an dem die schöpferische Thätigkeit des Menschen zu beurteilen ist. Denn schöne Gedanken, Gefühle und Begeisterung lassen sich leichter aneignen und sind selbst mittelmässigen Talenten zugänglicher, als das Schaffen typischer Gestalten, welche zum Volk sprechen und von ihm verstanden werden.

Den Stoff zu der nachfolgenden Ballade entnahm Siemieński einer Volkssage:

Napierski.

Zu Krakau auf dem Marktplatz ist
Musik und Jubiliren:
Der Tag soll auf das Blutgerüst
Den Räuberhauptmann führen.

Zu Krakau auf dem Marktplatz harrt
Der Henker mit dem Strange;
„Noch einmal trink' nach alter Art,
Die Reise währet lange". —

„Nach Wein, ob golden der Pokal,
Kann keinen Durst ich fühlen;
Doch lass von hier ein einzig Mal
Mich die Multanka spielen". —

Und weit bis über Wald und Au
Die starken Klänge reichen;
Das schüttelt selbst den Thränenthau
Von Bäumen und Gesträuchen.

„Die Leiter halb erstieg ich jetzt,
Nun geht es bald zu Ende;
Hört, wie ich noch zuguterletzt
An Liebchen Grüsse sende!"

Und voll und hell wie Hornruf dringt's
Zu Dorf und Waldesräumen,

An manche Schwelle mahnend klingt's
Und reisst das Moos von Bäumen.

„Der Leiter Ende ist erreicht,
Nur noch ein einzig Liedchen,
Ich will, bevor mein Leben weicht,
Den Zorn der Welt begüt'gen.

Das dröhnt wie Kirchenorgelton
Den weiten Raum erfüllend,
Reisst Wolken von des Himmels Thron,
Das Morgenlicht verhüllend.

Der Henker sucht nach Hals und Strang,
Kann nimmer fertig werden.
Das Volk umher erzittert bang,
Und Nacht ruht auf der Erden.

Horch! fern aus Dorf und Waldversteck
Erschallt es laut im Chore;
Wohl hundert Mannen nahen keck
Mit Axt und Feuerrohre.

„He Hauptmann!" ruft die Schar und reisst
Den Wächter von der Beute;
Und den man sonst den Henker heisst,
Wird selbst gehangen heute.

Die Vorstadt ist in Rauch gehüllt,
Selbst Heldenherzen beben.
Durch die Karpathen tönt es wild:
„Hoch soll Napierski leben!"

Napierski oder Kostka schloss sich unter der Regierung Władysławs IV. an der Spitze der aufständischen Góralen in Czorsztyn ein. Durch eine Abteilung des Bischofs Gembicki aufgehoben, wurde er in Krakau dem Henker übergeben.

Der emsige Schatzgräber in den Erzgängen vormaliger Weltschicksale, Heinrich Schmitt, geb. 1817, gest. am 16. Oktober 1883 zu Lemberg, weiland Mitglied des galizischen Schulrates, war anfangs dichterisch thätig, ging aber bald zur historischen Forschung über und verfasste ausser vielen Journal-Artikeln gegen

zwanzig selbständige Werke, weckte auch durch seinen Vorgang den Geschmack an öffentlichen Vorlesungen. Er zog hauptsächlich die Volks- und politische Geschichte des 18. Jahrhunderts — im demokratischen Sinn — ans Licht und beschrieb u. a. „Die Regierung Stanisław Augusts“ und das „Leben Hugo Kołłątajs“. Ingleichen machte Valerius Kalinka, geb. 1826 in Krakau, sich die Beleuchtung der verhängnisvollen Ereignisse unter Polens letztem Monarchen zur Aufgabe und legte in den „Letzten Jahren der Regierung Stanisław Augusts“, Posen 1868, eine glänzende Befähigung an den Tag. Kalinka war erst, nachdem er sich bereits als Publizist und Historiker einen Namen erworben hatte, in den geistlichen Stand getreten. Sein 1880 begonnenes Hauptwerk „Der vierjährige Reichstag“, an dem er bis zu seinem 1886 erfolgten Tode arbeitete, blieb zwar unvollendet, es reicht indes bis zum April 1791, mithin bis in die letzten, der Auflösung jener Körperschaft vorhergehenden Tage. Der Verfasser eint darin klassischen Vortrag mit Gewandtheit in der Enthüllung der damaligen Intriguen. Unzureichend ist, was deutsche Historiker über jene Epoche sagen, in welcher die Polen eine Verfassung für ihr zusammengeschmolzenes Reich schufen. Kalinka zeigt uns die damals massgebenden polnischen Kreise nicht eben im günstigsten Lichte, er setzt die Bedeutung der Schöpfer der Konstitution vom 3. Mai 1791 zu sehr herab und umgiebt andererseits den König mit einem zu schmeichelhaften Nimbus, aber es ist sein grosser Vorzug, dass er seine Autorkraft nicht zersplitterte, sondern sie ausschliesslich auf die eine kurze Epoche koncentrierend, dieselbe vollkommen erschöpfte. Seine Biographie des Generals Chlapowski kommt einer Apologie sehr nahe, verrät aber die Meisterhand.

Weiter zurück griff Karl Szajnocha; in reichen Bildern, oft kühne Schlüsse wagend, zaubert er eine Welt vor uns hin, die, obwohl es die des zehnten und vierzehnten Jahrhunderts ist, uns eine neue dünkt, denn er belebt die dunkeln Umrisse mit der Kraft seines Geistes. Szajnocha hat des Leides viel erfahren. In dem galizischen Städtchen Komarno 1818 geboren, traf ihn als Schüler das Unglück, beim Schlittschuhlaufen die Hand zu brechen. Während der schmerzhaften Zeit bis zur Heilung las er aus des

Vaters Bibliothek mit grossem Ergötzen — Kotzebues dramatische Produkte. Mit gleicher Begierde verschlang er während der ganzen Schulzeit eine Menge anderer Bücher, wie sie ihm in die Hände kamen. Auf der Lemberger Universität in eine geheime politische Verbindung hineingezogen, wurde er bereits im ersten Jahre seines philosophischen Studiums zu sechsmonatlicher, seine Gesundheit schädigender Kerkerhaft verurteilt und für immer von allen österreichischen Universitäten ausgeschlossen. Als dann sein Vater starb, musste er die bei Lemberg in einer ländlichen Hütte wohnende Familie durch Privatunterricht ernähren. Er begann auch an Zeitschriften mitzuarbeiten, z. B. an den der „Lemberger Zeitung" beigegebenen „Mannigfaltigkeiten" und dem „Politischen Wochenblatt". Sein Dichtertalent erhob ihn über das Elend des täglichen Lebens. In dem von ihm 1852 gegründeten Lemberger „Litterarischen Tageblatt" veröffentlichte er u. a. das folgende tiefempfundene Lied:

Über der Wiege.

Schlafe, Kindlein, schlaf' in Frieden,
Mag dir leicht das Leben sein,
Ob dir Glück, ob Leid beschieden!
Dies nur sei mein Wunsch allein.

Gleich wie deiner Wange Lächeln,
Wie der Bach im Sonnenschein,
Wie im Blau des Fittichs Fächeln —
Mag dir leicht das Leben sein.

Gilt es in des Unglücks Tagen
Wie einst Moses aus dem Stein
Mit dem Stab den Quell zu schlagen, —
Mag dir leicht das Leben sein.

Will das Schicksal dich beglücken,
Strömt dein Blut zum Herzen ein,
Schwillt die Brust dir von Entzücken, —
Mag dir leicht das Leben sein.

Denn die Schmerzen wie die Wonne
Lasten auf der Brust wie Stein;

Drum — in Wetters Nacht und Sonne
Mag dir leicht das Leben sein.

„Dass dir leicht die Erde werde,
Gehst zur Ewigkeit du ein“ —
Leeres Wort! Leicht ist die Erde —
Mag dir leicht das Leben sein.

Szajnocha suchte anfangs seinen Beruf in der dramatischen Produktion. Die gute Aufnahme seiner ersten Bühnenerzeugnisse belebte seinen Eifer zur Verfolgung dieser Bahn, aber die vorbereitenden historischen Quellenstudien weckten in ihm die Neigung, zur Geschichtsschreibung überzugehen, in die er aus dem Reich des Idealen den Farbenglanz der Poesie hinübertrug. Seine beiden ersten Werke dieser Gattung: „Bolesław der Tapfere“ und „Polens erste Wiedergeburt 1279—1333“, im Jahre 1849 gedruckt, machten ungemeines Aufsehen. Verriet doch die Schattierung der Charaktere, die Gruppierung der Figuren und die Plastik in der Darstellung die Hand des Meisters. Im Jahre 1853 erhielt er eine Anstellung als Kustos der Ossolińskischen Bibliothek und waltete dieses Amtes mit gewissenhaftem Fleiss.

Schildert Szajnocha in den, 1854—1869 erschienenen „Historischen Skizzen“ (vier Bände) verschiedene Epochen in populärer und zugleich unparteiischer Weise, gleichsam durch einzelne an den Hauptpunkten aufgestellte Feuergarben die Richtung des ganzen Weges bezeichnend, so versetzt er uns in „Jadwiga und Jagiello“, diesem Kleinod der historischen Litteratur, der Frucht einer zwölfjährigen Arbeit, in jene grosse, für Polen so wichtige Periode seiner Vereinigung mit Litauen und zeigt uns neben den Hauptpersonen auch die anderen Schichten der Gesellschaft, das Volk, wie es lebte und dachte, den Boden, auf dem es sich bewegte, so deutlich, dass wir selbst auf jenem Boden zu wandeln und mit den Menschen jenes Jahrhunderts zu verkehren glauben. Wir geben aus dem Werk folgenden Auszug:

Damals (im 14. Jahrhundert) gab es neben den für sich bestehenden herrschaftlichen Schlössern noch in der Nähe der bäuerlichen Ansiedelungen andere Adelssitze, in denen ein ganz eigentümliches Leben herrschte, jene

Holzhäuser, der weniger vermögenden Krakauer Herren, die noch im Zeitalter der Sigmunde durch ihr altertümliches, geheimnisvolles Aussehen Bewunderung erregten. Auf niederen, mächtigen Wänden aus ungeheuren Balken erhob sich ein hohes, kuppelförmiges Dach, das sich auf die Pfeiler des äussern Ganges stützte. Um das Haus zogen sich die Wirtschaftsgebäude und der, Kleinpolen charakteristische Obst- und Bienengarten. Die Gebäude und den Garten umgab ein Zaun mit stattlichem, durch ein Dach geschütztem Thor. Viel Gold und Silber war in solchen Höfen nicht zu finden — hatten doch selbst die herrschaftlichen Schlösser daran keinen Überfluss. Die allgemeine Armut und Einfachheit der damaligen Welt, welche es liebte, alles Besitztum an Schätzen und Kleinodien an den Körper zu hängen, verlieh dem Innern dieser Herrenhäuser ein bäuerliches Ansehn. Sogar Glasscheiben fehlten noch und kamen erst viel später, im 16. Jahrhundert, und zwar nur in den Palästen der Magnaten als überaus kostbares Gerät und Schmuck in Gebrauch. In der Regel wurden sie, wenn der Herr auf längere Zeit verreiste, ausgehoben und durch Häutchen aus Blase oder hölzerne Läden ersetzt. Das vermehrte die Dunkelheit der niedern Gemächer, deren hölzerne Wände grösstenteils braun waren. Aber je weniger Glanz und Gold, desto mehr Grünes und Duftendes enthielten die damaligen Herrenhäuser. Sie beherbergten ein Geschlecht, welches an grellen Farben wie an starkgewürzten Speisen Geschmack fand und auch den Geruchsinn durch gleich scharfe Reize zu befriedigen liebte. In Ermangelung künstlich bereiteter Parfümerien nahm man zu duftigen Kräutern seine Zuflucht, und die üppige Flora der heute ausgerodeten Wälder, der heute trocken gelegten Sümpfe bot dazu ihre unerschöpfliche Fülle.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu solchem ländlichen Herrenhofe gehörten Zins- und Frohn-Bauern, Gärtner, Unterthänige auf kleineren Grundstücken und ausserdem gemietetes Gesinde. Einnahmen lieferte ihnen: der deutsche Zins, der polnische Tribut, der Verkauf des Getreides, die Mühlen, Krüge, Pferde- und Viehherden und die Erzeugnisse der Jagd. Der Ackerbau war noch keineswegs vorwiegend Gegenstand der Beschäftigungen und Wünsche des Landbesitzers, wie in späterer Zeit. Ob gesäet wurde oder nicht, machte ihm wenig Sorge, — Zins und Herden waren für ihn die Hauptsache.

Wenn übrigens der Gutsherr einige Bedeutung als Staatsbürger gewinnen wollte, übergab er die Landwirtschaft seiner Gattin, einer biderben Edeldame in Stiefeln, Schafpelz und Achseltuch, welche, im Anzuge kaum bemerkbar vom Manne sich unterscheidend, gewohnt war, den Gebieter des Hauses zu vertreten.

Im Allgemeinen war für solchen Edelmann der Weg zu den höchsten wie zu den niedrigsten Stufen des gesellschaftlichen Lebens gleich leicht. Ritterlicher Ehrgeiz liess ihn oft zur Wojwodschaft oder Kastelanei gelangen — das Wirtshausleben, das Würfelspiel gegen Einsatz von Land, beraubte ihn oft der Ehre und aller ererbten Güter. Dann verwandelte sich der vor-

malige Herr von Gut und Hof in einen Edelmann von einem Beet, oder er musste auch dieses letzte Stückchen Erde aus den Händen lassen und verschwand dann aus den Reihen des polnischen Adels.

Die beiden letzten Klassen, der Schollenadel und die Masse der Bauern, wohnten zumeist neben einander, innerhalb des Dorfgebiets. Wenn wir jedoch von einem Dorf des 14. Jahrhunderts sprechen hören, müssen wir die heutigen Begriffe von einem solchen bei Seite setzen. Gegenwärtig treibt fast jedes Dorf Ackerbau; zu jener Zeit dagegen gab es Dörfer, welche sich entweder gar nicht mit Landwirtschaft befassten oder sie doch als etwas Nebensächliches betrachteten. Bei dem grösseren Waldreichtum des Landes gab es Ansiedelungen, welche ausschliesslich aus Jagden aller Art Einnahme und Lebensunterhalt gewannen. In der Nähe dichter und üppiger Wiesen und Weiden fand man viele Dörfer, die nur von Hirten, Pferde- und Bienenzüchtern bewohnt waren. Wo reichlich Wasser vorhanden war, bildete der Fischfang die einzige Beschäftigung.

Die Kathe des Landmanns besass fast niemals einen Schornstein, der zu jener Zeit auch in den wohlhabendsten europäischen Ländern noch selten war; aber seine tägliche Kost bestand in der Regel aus Fleisch und einer Kanne Bier, und selbst die ärmste Volksklasse, welche auf der herrschaftlichen Flur Frohndienste verrichtete, erhielt zu Mittag Bier, Hammelfleisch und Brot, oder Schweinefleisch mit Erbsen auf das Feld gesandt. Gutes Auskommen und Wohlleben waren damals bei uns allgemeiner, der Reichtum zwar weniger kolossal, aber er erstreckte sich auf mehr Schichten der Gesellschaft.

Einen segensreichen Einfluss übte die Pfarre auf die Gegend. Sie bildete einen andern Gutshof, den Sitz eines zweiten Gutsherrn. Dem Besitzer oder Erbherrn stellte man nach damaligen Begriffen den Herrn der Kirche als gleich gegenüber, obwohl das Gotteshaus meist ein bescheidenes hölzernes und ärmliches Gebäude war. Vorzugsweise gebührt den Weltpriestern und sogar auch den Klostergeistlichen das Verdienst, die Landwirtschaft in Polen gehoben zu haben. Während der ärmere Pfarrer von Zehnten und Gebühren leben musste, sorgte der geistliche Herr einer vermögenden Kirche oder der reich mit Dörfern ausgestattete Abt oft eifriger für die Besserung des Ackers als für die der Seelen. Wirtschaftete der weltliche Landwirt schlecht und recht nach alter Gewohnheit fort, hatte er mehr das Waidwerk, die Pferdezucht und den bäuerlichen Zins im Auge, so glaubte der geistliche Wirt des 13. und 14. Jahrhunderts, als gelehrter, von neuen Ideen zur Vervollkommnung des Ackerbaues erfüllter Mann, vor allem an Spaten, Pflug und Hacke. . . . Daher konnte ein Solcher — nach dem Beispiele der damaligen Erzbischöfe von Gnesen — Schiffe mit Speckseiten über das Meer und Weichselkähne mit Weizen nach Danzig senden.

Leider begann jetzt Szajnochas Sehkraft, die schon lange sehr schwach gewesen war, mehr und mehr zu erlöschen. Er reiste

deshalb 1857 nach Belgien, bei dortigen Augenärzten Hilfe zu suchen. Doch vergebens! Gegen Ende des Jahres 1858 erblindete er gänzlich. Wie als Historiker gleicht er auch hierin Augustin Thierry, dem Milton unter den Geschichtsschreibern, der durch die ungeheuere Arbeitsamkeit, mit der er sich den Studien hingab, ebenfalls das Augenlicht verlor. Nachdem er nun noch seine, auf die Zeit Władysławs IV. bezüglichen „Zwei Jahre unserer Geschichte 1646 und 1648", Lemberg 1865—69, vollendet hatte, musste er die schriftstellerische Thätigkeit aufgeben. Zuletzt trübte sich auch die Klarheit seines Geistes, die Körperkräfte wurden gelähmt und endlich verschied er am 10. Januar 1868 in den Armen seiner liebenden Gattin.

Szajnocha hat sich auch durch die Bearbeitung des Lindeschen Wörterbuchs, welche er mit August Bielowski unternahm, verdient gemacht. Dieser, dessen Verdienst es ist, geschichtliche Denkmäler nach einem bestimmten System und zwar gemäss der neuesten kritischen Methode herausgegeben zu haben, starb 1877 als Direktor des Ossolińskischen Instituts zu Lemberg. Sein Nachfolger in diesem Amt, Adalbert Kętrzyński, geboren am 11. Juni 1838 zu Lötzen in Preussen, hat über die polnische Nationalität in dem preussischen Landstrich Masuren zu den Zeiten der Ordensritter, desgleichen über die Urgeschichte der Westsławen die ersten tiefer eingehenden Untersuchungen angestellt und das Ergebnis derselben in gediegenen Abhandlungen und Monographien niedergelegt. Noch mehrere namhafte Historiker sind aus Lemberg zu verzeichnen. Graf Kasimir Stadnicki wählte die Jagiellonenzeit und in Verbindung damit die Geschichte Litauens zu seiner Domäne. Zur reussischen Geschichte verfasste Isidor Szaraniewicz, geb. am 16. Februar 1829, einige sehr wertvolle Monographien über Galiziens Vorzeit und über die Karpathenvölker in deutscher, polnischer und in seiner ihm vorzugsweise geläufigen ruthenischen Muttersprache. Thaddäus Wojciechowski, geb. am 13. April 1838 hat ein wichtiges und geniales Werk über sławische Altertümer, Krakau 1873, veröffentlicht und in diesem, sowie in seinen Abhandlungen über polnische Jahrbücher des 10. bis 15. Jahrhunderts, 1880, über

Kasimir den Mönch, 1881, „Was ist Geschichte?" 1883, eine grosse Herrschaft über die Form und eine umfassende Gelehrsamkeit an den Tag gelegt.

An der Lemberger Universität wirkt ferner Xaver Liske seit 1871 als Professor der allgemeinen Geschichte. Geboren am 18. Oktober 1838 zu Szląskowo im Posenschen, bezog er nach vollendeter Gymnasialbildung die Universität Breslau, studierte dann noch in Berlin und erwarb in Leipzig den philosophischen Doktorgrad. Nachdem er darauf noch einen paläographischen Kursus in Berlin durchgemacht hatte, habilitierte er sich an der Lemberger Universität und entfaltete dort ausser einer ergiebigen Lehrthätigkeit auch eine reiche Wirksamkeit als historischer Schriftsteller, in Abhandlungen und Sonderwerken seine umfassenden Studien auf eine für die Wissenschaft höchst nutzbringende Weise verwertend. Hierbei stehen ihm wahrhaft staunenerregende linguistische Kenntnisse zur Seite: er schreibt gleich trefflich und geläufig in fünf verschiedenen Sprachen. In deutscher Sprache veröffentlichte er viele Essays über polnische und allgemeine Geschichte in Sybels „Historischer Zeitschrift", in den „Forschungen zur deutschen Geschichte, herausgegeben von der baierischen Akademie", im „Archiv für österreichische Geschichte" und in der „Russischen Revue"; in polnischer Sprache erschienen von ihm u. a. „Studien zur Geschichte des XVI. Jahrhunders", „Ausländer in Polen", „Grod- und Landgerichtsakten aus der Zeit der polnischen Republik etc."; in schwedischer Sprache das ca. 30 Druckbogen umfassende Werk „Ofversigt of den polska litteraturen med särskild afseende pa den svenska historien", Stockholm; in dänischer Sprache „Af Fyrst Albrecht Stanislaus Radziwills Memoirer", Kopenhagen; endlich in spanischer Sprache „Viajes de extranjeros por España y Portugal etc.", Madrid. Ehemalige Schüler Liske's, grossenteils selbst bereits akademische Lehrer, traten 1886 in Lemberg zu einer „Historischen Gesellschaft" zusammen, Liske wurde zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt und eine „Historische Vierteljahrsschrift" mit Abhandlungen und kritischen Beurteilungen gegründet.

Als das Haupt der Krakauer historischen Schule, deren kon-

servativ-monarchische Grundsätze auf positive und unverschleierte Kritik der Vergangenheit gerichtet sind, fasste Joseph Szujski in seiner „Geschichte Polens nach den letzten Forschungen“, 4 Bände, 1862—65, zuerst die ganze polnische Geschichte zusammen. Ursprünglich Dichter, hatte er das historische Fach nicht vom ABC angefangen, sondern sich an diesem seinem eignen Werk Band für Band mehr und mehr zum Geschichtsschreiber herangebildet. Szujski wurde 1835 zu Tarnów in Galizien geboren, studierte in Krakau und Wien und liess sich dann 1858 auf seinem Landgute bei Krakau nieder, von wo aus er dem „Lemberger Tageblatt“, dem damaligen Organ vieler nachmals zu Berühmtheit gelangter aufstrebender Talente, die ersten Blüten seines Schöpfergeistes, lyrische Gedichte und Dramen, anvertraute. Unter den letzteren gewann die meiste Beliebtheit das fünfaktige „Halszka (Lieschen) aus Ostrog“, dessen Stoff Górnicki's Chronik entlehnt ist. Das Stück enthält überaus schöne Stellen, lässt das Interesse bis zu Ende rege bleiben und gewinnt durch vorzügliche Sitten- und Lebensschilderungen eine nationale Bedeutung. Dieselben Eigenschaften zeichnen auch die meisten seiner anderen Dramen aus, unter denen wir das in der Zeit Stanisław Augusts spielende „Dzierzanowski“, dann „Jadwiga“, „Lubomirski“ und „Twardowski“ hervorheben. Die Tragödie „Der Tod Władysław's IV.“ gewährt uns in das Kulturleben jener Zeit des mit der Machtlosigkeit der Krone beginnenden Zerfalls einen tieferen Einblick, als ein ausführliches Geschichtswerk es vermöchte. Zur Kopernikusfeier 1873 schrieb Szujski das faustähnliche Drama „Kopernikus“, eine tiefphilosophische Schöpfung, welche, obwohl nicht reich an Handlung und Intrigue, doch durch grosse wissenschaftliche, politische und religiöse Gedanken mächtig ergreift. Szujski ist in seinen Dramen stets vorwiegend Historiker. Seine Befähigung als solcher und zugleich seine ihm vielfach verdachte Verurteilung der Missbräuche entschwundener Zeiten spricht sich nicht nur in dem bereits oben erwähnten Geschichtswerk, sondern auch in vielen, in der „Polnischen Revue“ mitgeteilten Essays aus. Im Jahre 1880 gab er „Zwölf Bücher polnischer Geschichte“ in 1 Bande heraus, ein Handbuch für die Jugend, welches von dem Ursprunge

der slawischen Stämme ausgehend bis zum Jahre 1795 reicht und zu der Erwägung führen soll, dass die Geschichte die beste Lehrmeisterin ist, wenn sie wohlverstanden und — beherzigt wird. Dem Werke fehlt indes die wissenschaftliche Anordnung und Verteilung des Stoffes, und wenn der Verfasser auch mit vollem Recht die Oligarchie oder vielmehr Anarchie tadelt, so ist doch seine Inschutznahme der dem Staate so verderblich gewordenen Intoleranz nicht zu billigen. Im entschiedensten Widerspruch mit der Wahrheit aber steht im elften Buch seine Ableugnung des intellektuellen Rückganges im 17. Jahrhundert.

Sein Drama „Długosz und Kallimach“ erschien 1880 im „Illustrierten Wochenblatt“. Er schrieb ausserdem viele gehaltvolle Broschüren und bekämpfte den Materialismus. In deutscher Sprache verfasste Szujski das von Stilmängeln nicht freie Werk „Die Polen und Ruthenen“, 1882; am schwächsten ist der demselben eingefügte Abriss der polnischen Litteraturgeschichte. Sein Tod erfolgte am 7. Februar 1883.

Zu einer sehr lebhaften litterarischen Polemik gab ein Werk Veranlassung, welches mit juristischer Schärfe und Kühnheit des Urteils die Vergangenheit Polens, namentlich in bezug auf die Leitung der Regierung und das Verhältnis zu den übrigen europäischen Staaten zu ermitteln und dabei manche Irrtümer früherer Historiker der Naruszewicz'schen und Lelewel'schen Schule zu berichtigen sich angelegen sein lässt. Wir meinen die „Geschichte Polens im Umrisse“ von Michael Bobrzyński, geb. 1849 in Krakau. Nachdem Bobrzyński bereits in verschiedenen Schriften über das alte polnische Recht tiefe Durchdringung des Stoffs und eine seltene kritische Begabung bekundet hatte, trat er 1879 mit dem genannten, 1887—88 in dritter, auf zwei Bände erweiterter Ausgabe erschienenen Werke hervor. Verschmäht der Autor darin glänzende Effekte und enthusiastische Schönmalerei, so fesselt er doch durch einfachen, kernigen Vortrag die Aufmerksamkeit des Lesers und eröffnet ihm neue, ausgedehnte Gesichtspunkte. Von 1878 bis 1882 gab er vier Bände Quellen zur alten polnischen Rechtsgeschichte heraus.

Das Gebiet der Religionsgeschichte betrat der gelehrte und

scharfsinnige Vincenz Zakrzewski mit dem Werk „Entstehung und Wachstum der Reformation in Polen". Geboren 1844 im Königreich Polen, studierte er in Petersburg, Heidelberg, Jena und Berlin. Weiterhin erörterte er die „Beziehungen der apostolischen Hauptstadt zu Iwan dem Schrecklichen" und beleuchtete dann in dem umfassenden, von der Kritik ausserordentlich günstig aufgenommenen Buche „Nach Heinrichs (von Valois) Flucht", Krakau 1878, die Zustände während des Interregnums bis zur Thronbesteigung Stephan Batory's. — In ebenso körniger wie geschmackvoller Diktion hebt Anatolius Lewicki's „Abriss der Geschichte Polens und Rutheniens" 1884, alles zur Belehrung Wesentliche heraus.

Durch unmittelbar aus den Urkunden geschöpfte Monographien in polnischer sowohl wie in deutscher Sprache stellte sich Stanisław Smolka, geb. um 1850, früh in die Reihe der bedeutenderen Historiker. Im Jahre 1880 erhielt er von der „Historisch-litterarischen Gesellschaft" in Paris einen Preis für das Werk „Mieszko der Alte und sein Zeitalter". Zu diesem und zu seinen „Historischen Skizzen" wählte er statt der Kürze eines Tacitus den romantischen Stil und schaltete in der Absicht, ein vollständiges Bild der Vorzeit vor uns aufzurollen, manche für die Geschichte unwesentliche Details, manches Natur- und Phantasiegemälde ein, aber er belehrt uns auch über vieles bisher Unentdeckte und schildert die inneren Verhältnisse mit Geschick. Sein „Jahr 1386" führt uns in die Zeit Jagiełło's und Jadwiga's zurück und ergänzt gleichsam das den nämlichen Stoff behandelnde Szajnocha'sche Werk an der Hand neu erschlossener Quellen. In lebenswarmen Strichen beleuchtet er allseitig jene für Polen so wichtige Epoche, vergleicht die romantische Neigung der jungen Jadwiga und des ritterlichen Prinzen Wilhelm (genannt der „Artige", „Vortreffliche", „Ruhmbegierige") mit dem jugendlichen Feuer Romeo's und Julia's, motiviert dann Jadwiga's Verbindung mit Jagiełło und entwickelt in zugleich gelehrtem und fesselndem Vortrage die damaligen politischen Zustände Litauens von Gedymin und Olgierd ab.

Gleich den fünf Vorgenannten der Krakauer Universität, und

zwar in dem Amt eines Kustos der Jagiełłonischen Bibliothek, angehörend, hat Władysław Wisłocki, geb. 1841 in Galizien, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, als Herausgeber mehrerer älteren historischen Urkunden, ingleichen als Verfasser einer „Lehre der polnischen Sprache in den polnischen Schulen vor Kopczyński", 1868, die Früchte seiner von ungewöhnlicher Befähigung zeugenden Untersuchungen der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Einen unschätzbaren Führer zur Erforschung der geistigen Bewegung in Polen bietet sein „Handschriftenkatalog der Jagiełłonischen Bibliothek," welcher eine den heutigen Anforderungen entsprechende Beschreibung von 4500 Manuskripten enthält. Ausserdem ermittelte Wisłocki die Quellen, aus welchen Martin Bielski schöpfte, und setzt durch den von ihm seit 1878 herausgegebenen und mit Meisterhand redigierten „Przewodnik bibliograficzny" (Bibliographischer Wegweiser) der polnischen Litteratur ein unvergängliches Denkmal, das noch des Danks der späten Nachwelt sicher ist.

Unter den Warschauer Historikern stand lange in vorderer Reihe der Altmeister Wacław Alexander Maciejowski (1793 bis 1883), welcher als Pansławist durch seine vielfach neuen, in geschichtlichen und litterarhistorischen Werken aufgestellten Behauptungen einen heftigen Streit entzündete. Und in der That können die in seiner „Urgeschichte Polens und Litauens" entwickelten Theorien vor einer strengen Kritik nicht bestehen. Auch seine „Geschichte der polnischen Litteratur von den ältesten Zeiten", so reich sie an schätzbaren bibliographischen Angaben ist, wird durch unpraktische Anordnung und manche paradoxe Behauptungen in ihrem Werte beeinträchtigt. — Unter Zugrundelegung deutscher Arbeiten lieferte Thaddäus Korzon, geb. 1839, einige allgemein-historische Werke, von denen die Handbücher der alten Geschichte und der des Mittelalters den oft trockenen Stoff durch Beimischung interessanter Episoden und Anekdoten angenehmer zu machen suchen. Nächst Kalinka giebt Korzon in seiner „Inneren Geschichte Polens von 1764—1794" wichtige Fingerzeige für die vergleichende Kulturgeschichte und führt uns mit Zuverlässigkeit durch das schon viel durchforschte aber auch viel durchirrte

Labyrinth der letzten Periode des staatlichen Bestehens. Er beschäftigt sich vornehmlich mit den damaligen ökonomischen und administrativen Verhältnissen. Das Werk beginnt mit dem Reichstage von 1764, zu welchem sich ausser den polnischen Abgeordneten auch die Russen als ungebetene Gäste eingefunden hatten, um die Beratenden durch Militärmacht einzuschüchtern. Man weiss, welche Zerfahrenheit und Unentschlossenheit den Gang der Verhandlungen dieser zur Königswahl zusammengetretenen Versammlung lähmte. Korzon bringt nun zunächst statistische Nachrichten über den Umfang des polnischen Reiches vor der ersten Teilung und berechnet denselben auf 13000 Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von elf und einer halben Millionen. Dann charakterisiert er die verschiedenen Klassen der Bevölkerung; Adel und Geistlichkeit, bäuerliche und merkantile Interessen — Alles wird ohne Vorurteil untersucht, und immer spricht die Zahl das entscheidende Wort. Den Titel „Kołłątajs Schmiede" (s. Seite 203) trägt eine von Władysław Smoleński, geb. 1851, auf zeitgenössische Schriften und Pamphlete basierte interessante Charakterzeichnung dieses fortschrittlichen Reformators und seiner politischen Freunde. Smoleński, geb. 1851, hatte sich bereits seit 1876 mit Glück in Monographieen über den polnischen Adel über die Juden Polens im 18. Jahrhundert etc. versucht. Marian Dubiecki, der seit 1863 lange in Sibirien als Verbannter lebte und nach seltenen Quellen, besonders sibirischen Chroniken, über die Mandschurei schrieb, veröffentlichte 1884 eine Sammlung „Historischer Bilder und Studien" und 1888 eine den politisch-historischen Beziehungen Rechnung tragende „Geschichte der polnischen Litteratur".

Eine besonders reiche Thätigkeit entfaltet in Warschau Joseph Kasimir Plebański. Geboren am 1. März 1831, wirkte er als Professor an der Warschauer Hochschule, dann als Redakteur der „Pädagogischen Encyklopädie" und der „Biblioteka warszawska" (Warschauer Bibliothek). Von seinen vielen, teils in Journalen, teils als selbständige Werke veröffentlichten gehaltreichen Produktionen seien nur einige wenige hier namhaft gemacht: seine lateinisch geschriebene Dissertation über das Liberum veto, Berlin

1855, welche diese Institution in einem neuen Lichte zeigt, seine trefflichen historischen Bilder „Johann Kasimir und Maria Ludovika“, 1862, seine Abhandlung „Von der historischen Bedeutung Julius Cäsars“, 1865, und die Vorlesung „Über die pädagogische Bedeutung der klassischen Wissenschaften“, 1878. Plebański's Vorgänger in der Redaktion der „Warschauer Bibliothek“, Felix Jezierski, geb. um 1818, hat sich durch verschiedene scharfsinnige philologische Schriften und kritische Abhandlungen, sowie durch gelungene Übersetzungen aus fremden Sprachen, einen geachteten Namen gesichert.

Während Korzons „Innere Geschichte Polens“ weit und tief in den Gegenstand eindringt, giebt der durch seine fleissig fortgesetzte „Sammlung historischer Quellen“ verdiente Adolph Pawiński in seinem „Polen im 16. Jahrhundert“ mehr allgemeine Konturen vom geographisch-statistischen Standpunkt. Für die Kenntnis der inneren Zustände Polens in den letzten zwei Jahrhunderten seines Bestehens ist Pawiński's Geschichtswerk „1572 bis 1795“ von Bedeutung. Es belehrt uns über Reichstags-Ordnungen in Polen auf Grund der Verhältnisse in den Kujawischen Wojwodschaften. Sorgfältige archivalische Studien lieferten den Stoff. Die katechetische Einkleidung wählte Ernst Świeżawski, geb. 1843, zu seinen „Gesprächen über Geschichte“, 1886. Abgesehen von einer oft einseitigen Auffassung thut die Polyzetese mit ihren unmotivierten Unterbrechungen der Würde des übrigens den tüchtigen Historiker verratenden Werkes Eintrag. Kurze Kapiteltitel in Macaulays Weise wären hier vorzuziehen gewesen. Bei den früheren Arbeiten, z. B. „Über die Volks-Epopöe von Bolesław Chrobry und seinem Säbel“, 1882, „Über Johann Ostroróg“, diesen ältesten politischen und statistischen Schriftsteller Polens (gest. 1501), 1884, u. a. kam dem Verfasser seine umfassende Belesenheit zu statten. — Nicht nur durch medizinische Schriften, sondern auch durch zahlreiche geschichtliche Darstellungen in angenehmer belletristischer Form erwarb sich der Arzt Anton Joseph Rolle (pseud. Dr. Anton J.), geb. 1830 in Podolien, allgemeine Anerkennung.

In Posen sammelte Kasimir Jarochowski, geb. 1828,

gest. 1888, interessantes Material zur Geschichte der Sachsenzeit in Polen. In seinen „Historischen Darstellungen und Studien“ befinden sich Aufsätze über August II., über die Befreiung Wiens durch Sobieski, über Stanisław Leszczyński, den König-Philosophen, dem der Verfasser ungeachtet seiner Geistes- und Herzensvorzüge doch die Fähigkeit abspricht, eine so hohe Stellung auszufüllen, über das Verhältnis Brandenburgs zur katholischen Kirche in den polnischen Ländern von 1640 bis 1740. Seine Geschichtsbilder „Aus sächsischen Zeiten“, 1886, umfassen den Zeitraum vom Anfange des 18. Jahrhunderts bis 1734. In dieses Jahr fällt die Belagerung von Danzig, wohin der 1733 wiedergewählte Stanisław Leszczyński, dieser edelmütige aber nervenschwache und energielose Schattenkönig geflüchtet war. Die Belagerung mit ihren Schrecken erinnert an die von Zaragoza 1809, alle Einwohner wurden zu Kriegern und Helden, und es gereicht ihnen zur Ehre, dass sie für den sich ihnen anvertrauenden König mit Ausdauer alles aufs Spiel setzten. Dieser lag, während Danzigs Bürger im blutigen Kampfe mit den Russen stritten und die Bomben zerstörend in die Stadt schlugen, in seinem Gemach betend auf den Knien. Die Übermacht siegte zuletzt, Leszczyński entkam glücklich aus der Stadt, welche dann unter sehr harten Bedingungen kapitulierte und August III. anerkannte. Polen, bemerkt Jarochowski, hatte leider nichts für den König seiner Wahl gethan und diese Gelegenheit, sich eine unabhängige Stellung zu sichern, vorübergehen lassen. Beweisen nun zwar Jarochowski's Ausführungen die grosse Unselbständigkeit Stanisław Leszczyński's, so glauben wir doch hier betonen zu müssen, dass er einer der wohlmeinendsten Friedensfürsten war, wie aus seinem für Lothringen verfassten „Réglement de vie“ erhellt, welches von der lautersten moralischen Tendenz getragen ist. Von den 40 Paragraphen desselben sagt z. B. der 22.: „J' encouragerai le mérite par des distinctions ou par des récompenses, s'il est dans l'indigence“, und § 26 lautet: „En protégeant la justice je poursuivrai la chicane; et si je ne puis réuissir à l'étouffer, je la briderai de manière à ce qu'elle ne puisse plus dévorer la substance de mon pauvre peuple“. Ferner verbietet er die Duelle und verspricht

auf eine dauernde Einigkeit der europäischen Herrscher hinzuwirken.

Wusste der durch seine Biographien im Ganzen vorteilhaft eingeführte Klemenz Kantecki (1851—1885), weiland Kustos der Sammlungen der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ in Posen, in seinem Buch über Stanisław Poniatowski, den Vater des Stanisław August, trotz vieler beigebrachter Thatsachen ein einheitliches Bild nicht zu entwerfen, so bekunden doch seine „Skizzen und Darstellungen“, 1883, feinen Takt in Benutzung alter Handschriften und die glückliche Gabe, sich und den Leser an der Hand solcher Überreste in die Vergangenheit zurückzuversetzen. Bedeutsam, auch für die allgemeine Geschichte, ist seine Abhandlung „Karl XII. in Polen und in der Türkei“.

Joseph Łukaszewicz (1799—1873) hat in seinem historisch-statistischen Werk über die Stadt Posen, 1838, das Muster eines erschöpfenden Städtebildes geliefert, welches, fern davon, eine blosse Kompilation von Aktenstücken zu sein, überall das Gepräge des Denkens trägt. Gleicher Anerkennung würdig sind seine Schriften über die Dissidenten in der Stadt Posen im 16. und 17. Jahrhundert, über die Kirchen der Böhmischen Brüder im alten Polen, über die Kirchen helvetischen Bekenntnisses und über die polnischen Anti-Trinitarier. Als Frucht mühsamer Forschungsarbeit in dem Chaos einschlägiger Archive schuf Stanisław Karwowski (geb. 1848) eine zugleich auf die Geschichte Polens manche Streiflichter werfende „Chronik der Stadt Polnisch-Lissa“, 1877; er veröffentliche ferner eine treffliche Geschichte der Einverleibung Lieflands in Litauen und Polen, 1873, und eine mit den Entdeckungen und Erfindungen des 15. und 16. Jahrhunderts anhebende Darstellung der damaligen Verkehrs- und politischen Verhältnisse aller Kulturländer sowie der genetischen Entwickelung der Reformation und ihrer Kämpfe mit dem Katholizismus. Es gelang ihm, den oft spröden Stoff ohne schleppende Weitläufigkeiten zu bewältigen und übersichtlich die Handlungen und ihre Triebfedern klarzulegen. Gleich ihm und dem Krakauer Professor V. Zakrzewski (s. S. 479) hat auch der Priester Julius Bukowski zu seiner „Geschichte der Reformation in Polen“, Krakau

1884—86, sorgfältig alte Quellen studiert. Dieser beherrscht seinen Gegenstand mit grosser Einsicht, bleibt indes dem Vorsatze der Unparteilichkeit nicht durchweg getreu.

Schon ältere Chronisten berichten, je von ihrem Standpunkt aus, über die religiösen Zustände früherer Zeitalter, so der Arianer Andreas Lubieniecki (1550—1622) in seiner, vornehmlich die Kirchengeschichte betonenden „Poloneutichia" und der ebenfalls dem 16. Jahrhundert angehörende Adalbert Węgierski, Senior der protestantischen Gemeinde des Krakauer Diskrikts, in der „Chronik der evangelischen Gemeinde zu Krakau bis 1657". Diese erst 1817 gedruckte Schilderung der Unbilden, unter welchen die Lutherischen damals seufzten, wurde 1880 von dem Superintendenten C. F. Wilhelm Altmann, geb. 1824, in deutscher Bearbeitung, mit Anmerkungen und einem Nachtrage versehen, herausgegeben. Altmann, zugleich eine Autorität im Gebiete des polnisch-evangelischen Kirchengesanges hat nicht nur durch sein „Zbiór melodyi choralnych" und andere hymnologische Werke, sondern auch durch ein langjähriges erspriessliches und liebevolles Wirken als Pastor in Adelnau (Posen) sehr viel zur Belebung des kirchlichen und gleichzeitig des musikalischen Sinnes in den polnischen Gemeinden beigetragen.

Litteraturhistoriker.

Im Ganzen verhalten sich die von der Masse sich abhebenden Talente heute weniger schaffend als vielmehr betrachtend, indem sie mit freiem unbefangenem Blick nicht nur die Schatzkammern der politischen Vergangenheit Polens durchforschen, jene Denkmäler, welche über den schmerzhaften Konflikt zwischen grossen Volkserinnerungen und einer verdüsterten Gegenwart wie eine erhabene Elegie in diese hineinragen, sondern auch auf die Quellen und Pläne der Meisterwerke der Litteratur aller Zeiten

mit dem kritischen Ernst eines Lessing, eines Taine in eindringender Exegese zurückgehen und zugleich die Charakterbilder der einzelnen schaffenden Genie's durch neue Züge vollendeter ausmalen.

Die Geschichte der polnischen Litteratur wurde, nachdem Felix Bentkowski (s. S. 202) den ersten Schritt gethan, zunächst von Michael Wiszniewski (1794—1865) in selbständiger Weise bearbeitet. Es folgten nun Litteraturgeschichten und litterarische Monographien in immer wachsender Zahl. Einige derselben sind bereits auf anderen Blättern des vorliegenden Buches in betracht gezogen worden; hier sei noch Folgendes hinzugefügt. Karl Mecherzyński, (1804—1881) hat ausser verschiedenen Arbeiten über fremde Sprachen, über „Die Beredsamkeit in Polen“ u. s. w. eine „Geschichte der polnischen Litteratur für die Jugend“, in knapper Fassung, aber voll treffender Erwägungen geliefert. Weite Verbreitung fanden auch die denselben Stoff behandelnden Werke von Lesław Łukaszewicz (1811 † 1855), von dem zugleich als Historiker höchst fruchtbaren Julius Bartoszewicz (1821—1871), von Adam Kuliczkowski und von Władysław Nehring, geb. 1830, („Kursus der polnischen Litteratur für Schulen“, 1866, „Litterarische Studien“, 1884) zugleich einem der gelehrtesten slawischen Philologen. Der namhafte Kritiker und Sprachforscher Anton Małecki, geb. 1821, erwarb durch seine grammatikalischen Werke und durch seine Biographie Słowacki's Verdienste. Auch im Bereich der dramatischen Poesie („Der eiserne Brief“, „Der Erbsenkranz“) hat Małecki's Name einen guten Klang. Sein Nachfolger in der Lemberger Professur, Roman Pilat, geb. 1846, schrieb u. a. eine wertvolle Monographie „Über die politische Litteratur des vierjährigen Reichstages 1788—1792“. Er steht an der Spitze einer 1886 in Lemberg gegründeten litterarischen Mickiewicz-Gesellschaft. Der durch seine seltene und angenehme Rednergabe auch dem grösseren gebildeten Publikum Krakaus sympathische Graf Stanisław Tarnowski, geb. 1837, ist Verfasser vieler durch Formschönheit und Gedankentiefe ausgezeichneter Abhandlungen, z. B. über Kochanowski, Górnicki, Modrzewski, über die romantische Litte-

ratur, über die Lustspiele Fredro's, denen er reiches Lob spendet. Gründlich ist Tarnowski's Analyse Schiller'scher Dramen, eine historisch-litterarische Meisterleistung sein Werk „Die politischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts", und seine Reiseeindrücke „Aus den Ferien", 1888, sprühen Geist und Witz. Vollen Beruf für das ernste litterarische Kunstrichteramt bekundet auch der zugleich als Ausleger und Übersetzer alter Klassiker, sowie deutscher und französischer Dramen rühmlichst bekannte Kasimir Kaszewski, geb. 1825.

Manchen recht wertvollen Aufschluss über das geistige Leben der Vergangenheit verdanken wir Heinrich Biegeleisen's tiefgehenden ästhetisch-litterarischen Studien über F. Bohomolec (1879), Pan Tadeusz (1884) u. s. w. In einsichtsvollen Beleuchtungen dramatischer und novellistischer Kunstgebilde erweist sich Joseph Kotarbiński (geb. 1849) als Bekenner Taine'scher Principien. Die Urteile und biographischen Ausführungen der besseren polnischen Litteraturhistoriker der letzten Ära fasste Leonhard Sowiński, geb. 1831, gest. 1887, in einem fünfbändigen Werk, Wilna 1874—78, zusammen. Hochragendes, Überirdisches ersah er sich in seinen formvollendeten Dichtungen „Die Satire" und „Aus dem Leben", einem dramatischen Phantasiegemälde, zum Ziel. Der Abscheu, welchen der moderne Materialismus ihm einflösste, klingt in seinen leidenschaftlichen Ergüssen wieder. In einem „satirischen Fragment" lässt er sich über die heutige Weisheit also vernehmen:

Triumphe über Dampf und Eisen und Gestein,
Geschütz von Riesenkraft, Getös von Hüttenwerken, —
Dies Alles in dem Kampf, dem niedern, „um das Sein";
Hat nur den einen Zweck, die Kraft, den Wahn zu stärken.

Dem heil'gen Wahrheitswort mit Abscheu widerstrebend,
Entfernt von Geistes Höhn, am Körperlichen klebend
Verschwistern wir uns heut mit Fledermaus und Affen,
Wir, die wir Dem verwandt, der, uns das Dasein gebend,
Sich unsre Seele selbst zum Ebenbild geschaffen.

Auf Glaubenstrümmern wuchs des Atheismus Saat,
Die Menge glaubt an ihn, tiefirdisches Verlangen

Erfüllt das Heiligtum der Brust, lenkt jede That.
Des blinden Fatums Macht gilt dort statt Gottes Rat,
Wo einst zum Lob des Herrn erhabne Hymnen klangen.

Sowiński hätte, als ein Talent ersten Ranges, noch Hochbedeutendes schaffen können, wäre er nicht durch Trunk und andere Ausschweifungen schnell tief und tiefer hinabgezogen worden. Gewiss hatte er sich selbst im Sinn, als er in „Des Dichters Grabschrift“ sang:

Er war so reich begabt, sein Glühn so heiss,
Doch liess ein Wahn ihn diesen Schatz vergeuden:
Für leere Lockung, für der Thorheit Freuden
Gab er Entzücken, Liebe, Glauben preis.

Er war ein Dichter, träumend im Genuss,
Ob ihm die Lust des Wonnebechers lachte,
Ob er den falschen Göttern Opfer brachte,
Er und die Brüder glichen Sisyphus.

Er sang von Sturm und Blitz und Zwielichts Bangen,
Von unerfülltem Tantalus-Verlangen,
Er ward nicht von der Menge mitgetrieben,
Was er erzählte, schien mit Blut geschrieben,
Mit heissen Zähren, tiefster Seelenqual;
Er starb, vergessen — ach, im Hospital!

Und in der That endete Sowiński als Almosenempfänger.

Eine gefällige, mehr novellistische Form, nach der Weise der Tańska in „Kochanowski in Czarnolas“, nicht zwar ohne Anklänge an die simili-historischen Causerien einer Mühlbach und Polko, verlieh Adam Rzążewski, pseud. Aër (1844—1885) seinen aus wissenschaftlicher Forschung hervorgegangenen Essays, in denen er auch da, wo er der Phantasie den Zügel liess, mit divinatorischem Feingefühl im Allgemeinen den Grundton der geschilderten Epoche festzuhalten wusste: so in seinen „Darstellungen und Studien“, 1885, Bildern und Betrachtungen aus dem geistigen und sozialen Leben Kochanowski's, Mickiewicz', Chopin's und anderer merkwürdiger Persönlichkeiten.

Mit Vorliebe wird in Polen die biographisch-kritische

Einzeldarstellung gepflegt. Ist sie doch ein integrierender Teil der politischen Landesgeschichte sowohl, als auch der Kultur- und Litteraturgeschichte, die sich in den bedeutenden Persönlichkeiten am treuesten abspiegeln. Naturgemäss richten sich die Blicke vorzugsweise auf die glänzenderen Sterne. Ausser mehreren bereits Erwähnten schrieb noch über Kochanowski der 1823 im Posen'schen geborene Joseph Przyborowski, welcher noch auf den Erwägungen eines Naruszewicz und Lelewel fusst. Bronisław Chlebowski bemüht sich in seiner ziemlich erschöpfenden, hie und da wohl allzukühn kombinierenden Schrift über Kochanowski (1884), den Altmeister der Poesie des Nimbus zu entkleiden, der ihn seit Jahrhunderten umgiebt. Durch selbständige Quellenforschungen über Kochanowski und Górnicki machte sich Raphael Löwenfeld, geb. 1854, verdient. Peter Parylak, Verfasser verschiedener gehaltvoller pädagogischer und linguistischer Arbeiten, förderte durch Commentierung bedeutender polnischer Dichterwerke, insbesondere auch der „Lieder Kochanowski's", 1879, der „Lateinischen Oden und Elegieen" desselben, 1880, seiner „Treny", 1885, das Verständnis des Inhalts um so mehr, als er auch die K.'schen Archaismen erklärt. In seiner, mit der Übersetzung der talentvollen Maria Kurtzmann (geb. 1850) wetteifernden Nachdichtung der Goethe'schen Iphigenie, 1884, eint Parylak fliessenden Versbau mit lebendiger und treuer Auffassung des Geistes. Kochanowski's „Johannisfest-Lieder" erläuterte Johann Rymarkiewicz (geb. 1811).

Die Litteratur über Mickiewicz und über die Ausstrahlungen seines Genius hat noch bedeutendere Dimensionen angenommen. Seit Ignaz Domejko's historisch-objektiver Erklärung der „Totenfeier" in seinem „Brief von den Philareten und Philomaten" und Hugo Zathey's „Betrachtungen über Pan Tadeusz", 1873, zeichnete Joseph Tretiak (geb. 1841) mit fester Hand „Mickiewicz in Wilna und Kowno", 1884, und wies ferner in einer Abhandlung, 1886, den Einfluss Trembecki's auf den Stil, die kräftige und plastische Diktion des grossen Barden nach. Diesen auf seinen Reisen geleitend führt Anton Mazanowski in „Adam Mickiewicz von 1829—1832", Lemberg 1885, u. a. dessen Be-

gegnung mit Goethe in Weimar unter Ausnutzung sämtlicher sich darbietenden Quellen bis ins Detail aus. Theophil Ziemba, Verfasser einer „Ästhetik der Poesie“, 1883, verband 1884, gestützt auf Briefe Słowacki's und verschiedene Tagebücher Bekanntes und weniger Bekanntes aus der Zeit, welche Mickiewicz im Exil verlebte, zu einem einheitlichen Ganzen und beschrieb 1887 „Mickiewicz' Jugend“. Leopold Wajgel knüpfte in seinen „Bildern aus der Natur, enthalten im Pan Tadeusz“, 1884, an alle bezüglichen Stellen wissenschaftliche Bemerkungen über die Physiographie Litauens und dessen Tier- und Pflanzenwelt. Die heiteren Szenen stellt Daniel Zgliński's Skizze „Der Humor im Pan Tadeusz“, 1883, in das gehörige Licht. Bełza's „Maryla“ und „Anekdoten pp.“ haben wir schon auf Seite 383 gewürdigt. Johann Siemieński lieferte 1888 eine Biographie der Gräfin Ankwicz, Mickiewicz' zweiter Liebe, die er in seinem Meisterepos als „Eva“ verherrlicht hat. „Mickiewicz' Vorlesungen in Lausanne“ (1885) von Peter Chmielowski lassen uns den Dichter auch als klassisch durchgebildeten Gelehrten schätzen. Der letztgenannte fruchtbare Litterarhistoriker, geb. 1848, schuf ausserdem auf Grund sämtlicher neuerer Forschungen sein umfassendes Lebens- und Charakterbild „Adam Mickiewicz“, 1886. Unter den zahlreichen, scharfsinnig abgewogenen kritisch-philosophischen Schriften Chmielowski's nennen wir noch: „Die Frauen bei Mickiewicz, Słowacki und Krasiński“, „Rousseau“, „Unsere Erzählerinnen“, „Kraszewski“ und den „Abriss der polnischen Litteraturgeschichte in den letzten 20 Jahren“ 2. Auflage 1886.

Wir teilen jetzt noch aus den „Erinnerungen an Adam Mickiewicz“, welche die Tochter des Dichters, Frau Maria Gorecka 1875 in Warschau herausgab, einige Züge mit:

Mein Vater liebte unter allen seinen Schöpfungen den „Pan Tadeusz“ am meisten, und ich könnte diesen fast ganz nach meinen kindlichen Erinnerungen rezitieren. Er liess mich sogar oft aus dem Gedächtnis die Beschreibung des Sonnenaufgangs wiederholen und hörte mit augenscheinlichem Vergnügen zu. Von seinen anderen Dichtungen sprach er nicht nur niemals, sondern als ich ihn wiederholentlich um Erlaubnis bat, die „Totenfeier“ lesen zu dürfen, winkte er abwehrend mit der Hand, indem er wie zu sich selbst sagte: „Ach, manche Sachen wären besser ungeschrieben geblieben“.

Die Musik liebte mein Vater so sehr, dass er sogar selbst ein paar Melodieen komponierte, z. B. zu dem Horazischen Gedicht, das mit den Worten beginnt: „Ibis Liburnis“ und zu dem Volksliede: „Es ging ein Edelmann zur Hölle“, obgleich er selbst gar nicht spielte, und das was er mit halber Stimme vor sich hin summte, nicht Gesang genannt werden konnte. — Seine Lieblingskomponisten waren Haydn, Beethoven, vor allen aber Mozart, dessen Don Juan und Zauberflöte er am höchsten schätzte. Die italienische Schule achtete er geringer.

Er unterrichtete mich in der deutschen Sprache und las mit mir „Hermann und Dorothea“. Einst machte meine noch mangelhafte Übersetzung ihn ungeduldig; er nahm mir das Buch aus der Hand und gab die betreffende Stelle des deutschen Originals sofort, ohne innezuhalten, in polnischen Versen wieder. — In der polnischen Übersetzung der Iliade von Dmóchowski rührte ihn der Abschied Hektors so tief, dass seine Stimme zitterte und er nicht weiter zu lesen vermochte.

Der geistvolle Publizist Graf Ludwig Dębicki förderte, nachdem er sich durch seine Arbeit „Polen zur Zeit seines Niederganges“, 1865, vorteilhaft eingeführt hatte, die Litteratur- und Kulturgeschichte durch Biographieen hervorragender Männer, wie Vincenz Pol's, Rzewuski's, Potocki's, Zamoyski's und des Rechtshistorikers Anton Sigmund Helcel (1808 † 1870).

Das Interesse für fremde Litteraturen ist in Polen überaus rege. Die Kenntnis der alten Klassiker vermittelte u. a. Sigmund Węclewski, geb. 1824, durch eine Reihe erörternder Aufsätze, sowie durch seine „Geschichte der griechischen Litteratur“, sein „Lateinisch-Polnisches Wörterbuch“ und durch wertvolle Übersetzungen der Tragödien des Äschylos und Sophokles. — Der Erste, welcher in Polen über Dante schrieb, war der altehrwürdige Johann Długosz; er sagt im neunten Buch seiner „Polnischen Geschichte“:

Dantes Alegiheri, ein Florentinischer Dichter, starb im Exil zu Ravenna im 56. Lebensjahre. Durch sein in italienischer Sprache verfasstes Werk, in welchem er höchst interessant die himmlischen Sphären, die Hölle und den Ort der Vorhölle beschreibt, indem er dort tugendhafte und lasterhafte Personen einführt, ist er bei den Italienern ausserordentlich berühmt geworden.

Die eigentliche Danteforschung in Polen datiert indes erst von 1847, in welchem Jahre Anton Celiński seine „Studien

über Dante“ veröffentlichte. Julius Korsak, geb. 1807, übersetzte 1860 die „Göttliche Komödie“ und erläuterte sie durch Anmerkungen. Besser gelang Anton Stanisławski, geb. 1817, seine 1870 erschienene, allerdings reimlose Übertragung. Verfehlt sind die 1879 entstandenen „Dantestudien“ J. I. Kraszewski's. Die verständnisvollste Beurteilung von polnischer Seite erfuhr der Dichter in den „Florentinischen Plaudereien“ von Julius Klaczko (geb. zu. Wilna 1825), welche ihren Autor in die Reihe der berufensten Dantekenner stellen; ursprünglich französisch geschrieben, wurden sie 1884 von St. Tarnowski ins Polnische übersetzt. — Über die bedeutendsten spanischen Lustspieldichter schrieb 1887 Julius Święcicki; von demselben erschien 1886 eine Würdigung Alfred Tennysons. — Als eine Zierde der polnischen Litteratur darf Stanisław Koźmian's (geb. 1885) dreibändiges Werk über Shakespeare, Posen, J. Leitgeber 1882—87, bezeichnet werden. Der Inhalt der Dramen wird erzählt, Unklares erhellt, die bedeutenderen Stellen der Dichtungen in mustergiltiger metrischer Übersetzung eingestreut, und durch beigefügte historische Darstellungen die oft nicht authentische Auffassung des Dichters auf das richtige Mass zurückgeführt. Koźmian ward es gegeben, mit Genialität das innerste Wesen des grossen Meisters und Kenners des menschlichen Herzens zu erfassen und dieses Verständnis auch anderen, insbesondere der studierenden Jugend, in klassischem Vortrage zu erschliessen. — Theodor Jeske-Choiński giebt in seinem „Studium über das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts“, 1883, genau die Quellen an, aus denen er schöpfte, beruft sich auf diejenigen, deren Urteil er adoptiert, und bekämpft andere, denen er nicht zustimmen kann. Sein Stil ist farbenreich und voll Kraft. Das Gesagte gilt auch von seiner Abhandlung über die deutsche Ritter-Epopöe, Warschau 1884, sowie von der litterarischen Porträtierung Heinrich Heines, Krakau 1885. In der Einleitung zu diesem Buche wirft der Verfasser einen Rückblick auf die Zeit der Reaktion gegen den Klassizismus in Deutschland und spricht dann rückhaltslos seine Meinung dahin aus, dass, wenngleich die drei ersten Heineschen Schöpfungen: die Reisebilder, die florentinischen Nächte und das Buch

der Lieder die Unsterblichkeit verdienen, der Rest keinen bleibenden Wert beanspruchen darf, indem seine politischen Korrespondenzen und flüchtigen Artikel ebensowenig des Nachruhmes würdig sind, als der grösste Teil seiner nach 1830 geschriebenen Poesien, weil er darin oft den Schmutz der Gasse aufsucht, sein Witz aber, der schon in den Reisebildern fade war und mehr durch den bis dahin noch nie in Buchform gebrachten Kneipen-Esprit frappierte, immer matter und läppischer wird. Choiński fährt dann fort:

> Süss ist das Heinesche Gift, seine Reime schmeicheln dem Ohr, sein Witz unterhält, seine Cynismen blenden wie die Feuergarben vergehender Raketen. . . . . Und welch ein Ende auf der „Matratzengruft" an einem weder durch Tapferkeit, noch durch angestrengte Arbeit, sondern durch niedere Ausschweifungen von der ersten Jugend an selbstverschuldeten Leiden! Sein früher Hingang ist nicht tragisch. Man kann ihn nur ein abschreckendes Beispiel nennen. Im ganzen Leben Heines giebt es keine einzige erhabene, edle, ritterliche That. Er war Egoist, liebte nur sich selbst und dachte nur an sich.

Goethe's Torquato Tasso, Iphigenie, Hermann und Dorothea und endlich den Faust (Ausgabe mit Illustrationen) übertrug geschickt Ludwig Jenike (geb. 1818), Verfasser einer sehr beachtenswerten Studie „Über die Bedeutung des Rhythmus in der Poesie, namentlich in der polnischen", 1865. Als Biograph des nachklassischen Dichtermärtyrers Franz Grillparzer und als Herausgeber der polnischen Schillerübersetzung machte sich Albert Zipper (geb. 1855) verdient. Schwedens und Norwegens Dichter interpretierte sehr glücklich Graf Lorenz Benzelstjerna Engeström in Posen, Sohn des von 1788 bis 1792 in Warschau weilenden schwedischen Gesandten, welcher sich dort mit einer Polin vermählte.

Es liegt etwas mächtig Anziehendes, Erhebendes darin, in einem Pantheon die Beurkundungen des geistigen Lebens der verschiedenen Kulturvölker, in ihren Grundzügen gewürdigt, gleichsam mit einem Blick zu überschauen. Eine beurteilende Zusammenfassung der Hauptmomente des in der Litteratur aller Zeiten und Nationen zur Erscheinung kommenden reinen intellektuellen Strebens unternahm in Polen nach den mehr aphoristischen Versuchen eines Krasicki, Brodziński und Siemieński zuerst Fried-

rich Heinrich Lewestam (1817—1878) durch seine „Geschichte der allgemeinen Litteratur“, 1863—1867, die jedoch so nachlässig gearbeitet ist, dass bei dem aus anderen Autoren Entlehnten nicht selten Ortsbezeichnungen mit Personennamen verwechselt werden. Es folgte Joseph Szujski mit einem, durch gute Übersetzungen alter Schöpfungen besonders wertvollen „Abriss der Litteraturgeschichte der nichtchristlichen Welt“, 1867. Das am grossartigsten angelegte Werk dieser Gattung: „Geschichte der allgemeinen Litteratur mit Illustraionen“ begann 1887 zu erscheinen. Die beiden ersten vollendeten Bände wurden von J. Święcicki und Bronisław Grabowski unter Mitwirkung des Assyriologen Ignaz Radliński und E. Grabowski's nach deutschen, englischen, französischen und italienischen Werken sorgfältig und tief eingehend bearbeitet. Die eingefügten Musterbeispiele sind gewandt ins Polnische übertragen. — Dem gesamten sławischen Schrifttum lieh Władimir Spasowicz, geb. 1829, seine Feder; demnächst erweiterte er den Kreis des rechtsgeschichtlichen Wissens durch kritische Ausgaben älterer Gesetzbücher und entwickelt auch als Publizist teils in russischer, teils in polnischer Sprache eine erspriessliche Thätigkeit.

Als Schöpfer eines monumentalen, in seiner Art einzigen Werkes, der grossen, allmählich in Abteilungen erschienenen „Polnischen Bibliographie“, einer hoch über dem Niveau eines blossen Kataloges stehenden Riesenarbeit, darf Karl Estreicher, geb. 1827 in Krakau und seit 1868 Direktor der dortigen Jagiełłonischen Bibliothek, für alle Zeit ehrende Bewunderung in Anspruch nehmen. Estreicher, zugleich Mitglied der Krakauer Akademie der Wissenschaften, hat zu dieser Bibliographie aus sämtlichen bedeutenden Bibliotheken Polens das Material gesammelt. Ausserdem verdankt ihm die polnische Litteratur zahlreiche gehaltvolle Darstellungen aus dem Gebiet der Biographie, der Theater- und allgemeinen Bildungs-Geschichte. — Im Polnischen wie im Deutschen gleich gewandt, hat Louis Kurtzmann (geb. 1835) als Bibliograph, Kritiker und Übersetzer sehr Anerkennenswertes geleistet.

Archäologie und Kunstgeschichte.

Für jeden auf der Höhe der Zivilisation Stehenden muss der Rückblick auf ihre Anfänge etwas Ergreifendes und Wohlthuendes haben. Ein Bild der Kultur der entlegensten vorchristlichen Urzeit rollen die archäologischen Entdeckungen vor uns auf, welche aus dem Innern der Gräber menschliche Werkzeuge vom behauenen Stein bis zu den Arbeiten aus Metall, Urnen und Gegenstände des Schmucks zu Tage fördern und selbst aus den Gebeinen eines seit Jahrhunderten erloschenen Geschlechts noch sinnreiche anthropologische Schlüsse ziehen lassen. Nicht geringeres Interesse nehmen die einer späteren Epoche angehörenden architektonischen, numismatischen und litterarischen Überreste in Anspruch. Seitdem in Polen Zoryan Dołęga Chodakowski — eigentlich Adam Czarnocki — (1784—1825) in den Krzemieniecer „Wissenschaftlichen Übungen" 1818 die Aufmerksamkeit auf das vorchristliche Sławenthum gelenkt hatte, begann man die alten Gräber (Kurgane, Mogiłen) in Polen, Ruthenien und Litauen zu öffnen, und die gelehrtesten Forscher, wie Lelewel, Kraszewski und andere gaben der Archäologie eine bis dahin nicht gekannte Bedeutung. Besonders lebhaft beschäftigt sich damit die Akademie der Wissenschaften in Krakau.

Unter denjenigen, welche aus den alten Totenhügeln mit dem Spaten in der Hand die Denkmäler einer prähistorischen Kultur ans Licht gezogen haben, war Graf Konstantin Tyszkiewicz (1806 —1868) einer der Beharrlichsten und Unermüdlichsten. Von den Ergebnissen seiner ausgedehnten Nachgrabungen legte er in verschiedenen Werken Rechenschaft ab, unter denen die Beschreibung der „Grabhügel in Litauen und dem westlichen Ruthenien", Berlin 1868, mit 16 grossen Tafeln Abbildungen, besonders lehrreich und interessant ist. Wir teilen daraus einen auf die Urnen bezüglichen Abschnitt mit:

Fast alle Kurgane des litauischen Ruthenien enthalten neben den Skeletten thönerne Gefässe. Solche Töpfe wurden gewöhnlich mit Speise zu der Leiche gestellt, und zwar bald in die Nähe des Kopfes, bald zu den Füssen,

bald auch an die Seite des Verstorbenen. Sie unterliegen beim Ausgraben denselben Bedingungen wie die Bronzegeräte, zerfallen bei der ersten Berührung, erhärten aber bald, wenn sie der Luft und der Sonne ausgesetzt werden. An dem äusseren Boden vieler dieser Gefässe finden sich Abdrücke gewisser schwerverständlicher Zeichen, die vielleicht irgend eine mystische Bedeutung hatten. Sehr häufig kommt ein Rad mit einem Kreuz in der Mitte vor. Beides vereint stellte, wie wir wissen, den Schlüssel zur Ewigkeit dar.

Die ältesten Urnen, zu einer Zeit entstanden, als es noch keine Werkstätten zum Drehen der Töpfe gab, sind offenbar aus freier Hand gearbeitet. Ausser der ungeschickten Form zeichnen sie sich noch dadurch aus, dass sie keinen platten Boden haben, sondern nach unten zu in einer abgerundeten Spitze endigen. Solche Urnen wurden in den Gräbern mit Hilfe dreier kleinen, um den Fuss gelegten Steine aufrecht erhalten.

Zu den seltneren Funden gehören die Thränenurnen oder besser Thränenbehälter, jene römischen „Lacrimatoria“, litauisch „Assaruwe“ genannt. Es ist bekannt, dass die Klageweiber eine Hauptrolle bei der Begräbnisfeier spielten; mit Hilfe ihrer Thränen meinte man dem Schatten des Verstorbenen Ruhe und Frieden verschaffen zu können. Deshalb sammelten bei Leichenbegängnissen angesehener Personen diese Frauen ihre Thränen in die erwähnten Behältnisse, um sie dem Hingeschiedenen in dus Grab mitzugeben. Die Sitte der gemieteten Klageweiber dauerte Jahrhunderte lang fort und hat sich unter dem Volk bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch jetzt gehen in den litauisch-ruthenischen Dörfern Frauen und Mädchen weinend und lamentierend hinter der Leiche her. Häufig werden diese Klageweiber mit Speise und Trank versorgt und beschenkt, damit sie ihre Lungen nicht schonen; wenn sie in ihrem Wehgeheul ermatten wollen, ermahnt sie einer der Angehörigen des Toten, besser und stärker ihre Stimmen zu erheben.

Die Thränenbehälter waren dreierlei Art. Sehen wir sie uns etwas näher an. Im Jahre 1822 öffnete Narbutt ein Grab, in welchem sich zwischen den Füssen des Verstorbenen in der Gegend des Schienbeins ein thönernes Gefäss vorfand, ein flaches Schüsselchen von 4 Zoll im Durchmesser, 2½ Zoll Tiefe und etwa einem Zoll Dicke, aus schwarzgebranntem Lehm, inwendig geglättet und wie mit einem Firniss überzogen. Ähnliche Schüsselchen, sowie kleine Becher aus Lehm, oft kaum 1 Zoll im Durchmesser haltend, mit verengter Öffnung grub man im Jahre 1789 bei Grodno aus. — Die zweite Art von Thränenbehältern beschreibt Narbutt, wie folgt: „im J. 1820 entdeckte ein Landmann beim Kartoffelgraben eine alte Grabstätte, in der sich neben vielen verwitterten Menschenknochen auch einige Glasfläschchen von eigenthümlicher Gestalt befanden. Auf einer grob und unregelmässig geformten Glasscheibe steht eine kleine Büchse aus hellgrünem, durchsichtigem Glase mit trichterähnlichem Halse“. — Die dritte Art der in Litauen ausgegrabenen Thränenbehälter ist eine grünliche Glaskugel, die bis zu 2 Zoll im Durchmesser hält. Die Öffnungen dieser Kugeln müssen vor dem Hineinlegen der-

selben in das Grab mit einem Stückcken geschmolzenen Glases zugegossen sein, um die von den Klageweibern hineingeweinten Thränen so lange als möglich zu bewahren. Ich besitze ein überaus interessantes Exemplar dieser Art. Dasselbe ist bei der Grablegung so vollkommen hermetisch zugeschmolzen worden, dass weder Feuchtigkeit noch andere Einflüsse Zugang in das Innere gefunden haben; deshalb sehen wir es noch heute mit einer Flüssigkeit angefüllt, welche wir mit ziemlicher Gewissheit für vorchristliche Thränen zu halten berechtigt sind. Einige Archäologen behaupten zwar, es habe im Altertum weder Klageweiber noch Gefässe zum Sammeln von Thränen gegeben und selbst die Römer haben für diese keinen Ausdruck gehabt, indem die Benennung „Lacrimatorium" erst viel später entsanden sei, die Glaskugeln aber enthielten verschiedene wohlriechende Öle und Balsame, oder auch — Jordanwasser, welches von Pilgern in diesen Gefässen herübergebracht und dann der Sitte gemäss dem Verstorbenen in das Grab mitgegeben worden sei. Wie will man aber die heidnischen Litauer am Niemen in Beziehung zu den Ufern des Jordanflusses setzen, dessen Namen sie nie gehört hatten? Oder weshalb sollten Pilger durch die dichten Waldungen Litauens mit einer Glaskugel voll Jordanwasser gedrungen sein, dessen Bedeutung der heidnische Litauer nicht im Entferntesten zu würdigen wusste? Überdies hat Professor Reuter in Luxemburg 1852 den Inhalt einer solchen Glaskugel chemisch untersucht und festgestellt, dass die darin eingeschlossene salzige Flüssigkeit Chlor-Soda enthielt und eine organische Substanz bildete, die sich beim Erhitzen nicht verdickte und den menschlichen Thränen durchaus ähnlich war.

Des Vorigen Bruder, der auch als Altertumsforscher ihm ebenbürtige Graf Eustachius Tyszkiewicz (1814—1873) fand einen beredten Biographen in dem ebenfalls durch viele archäologische und historische Werke, z. B. „Lemberger archäologische Spaziergänge", „Von den Ausgrabungen und ihrer Bedeutung" u. s. w. bekannt gewordenen Stanisław Kunasiewicz (geb. 11. Mai 1879), welcher ausserdem ein, dem Verfasser der vorliegenden Litteraturgeschichte gewidmetes, von den deutschen Übersetzern aus dem Polnischen handelndes Werk „Pogadanki" Lemberg 1876 herausgab.

Eine wertvolle Sammlung von Altertümern aus der fernsten wie aus der näheren Vergangenheit birgt das „Archäologische Museum" der Krakauer Universität. Dasselbe verdankt sein Entstehen den Bemühungen des um die Geschichte der Kunst in Polen hochverdienten Joseph Łepkowski — des Schwiegersohns Karl Libelts — geb. 1826 in Krakau, auf der dortigen

Universität gebildet und gegenwärtig Professor an derselben und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Nachdem Łepkowski seit dreissig Jahren aus dem Schacht einstigen Seins manch funkelndes Gestein zu Tage gehoben, manches unter dem Staube vergilbter Pergamente schlummernde Leben neu erweckt und, was sein Geist ergründet, in zahlreichen Drucken bekannt gegeben hatte, schloss er im Jahre 1872 eine schon lange bemerkte Lücke der in anderen Zweigen so reichen polnischen Litteratur durch seinen „Abriss der Kunstgeschichte, zugleich als Handbuch für Studierende und als Führer für Reisende". In seinem Werk „Von den Volksüberlieferungen" (1861) scheidet er Mythen, Sagen und Traditionen.

Über die „Handelstrassen der Griechen und Römer durch die Uferpässe an der Oder und Weichsel, am Dnieper und Niemen bis zur Ostsee" verbreitete sich Johann Nepomuk Sadowski, geb. 1814, auf Grund historischer Quellen und eigener topographischer Studien. — Edmund Callier's geographisch-historische Publikationen sind als lehrreiche Beiträge zur Kultur-, Kunst- und politischen Geschichte Grosspolens von Wichtigkeit. — Als Kunstmäcen und fruchtbarer Autor hat seiner Zeit Graf Alexander Przezdziecki (1814—1872) viel durch eisernen Fleiss erreicht. Vereint mit Eduard Rastawiecki (1805—1874) gab er 1853—1862 unter dem Titel „Muster der Kunst aus dem Mittelalter und aus der Renaissance-Periode im alten Polen" einen Atlas prachtvoller Chromolithographieen heraus.

Władysław Łuszczkiewicz, geb. 1828, schrieb mit grosser Sachkenntnis über „Krakau's architektonische und ikonographische Denkmäler vom 11. bis 18. Jahrhundert." Ergiebig waren auch seine mit Marian Sokołowski angestellten Untersuchungen über die ersten Kulturanfänge. Der letztgenannte Kunstgelehrte klärte 1883 in einer akademischen Schrift das Dunkel auf, welches bis dahin über den Lebensverhältnissen des Nürnberger Malers Hans Süss von Kulmbach schwebte, und entwickelte dessen Beziehungen zur deutschen und italienischen Malerei in der Wende des 15. Jahrhunderts. Krakau besitzt zwölf Bilder dieses Künstlers. Von gleicher Bedeutung auch für die allgemeine Kunstgeschichte ist

Sokołowski's Werk „Von den italienischen Einflüssen auf die Kunst der Wiedergeburt bei uns", 1884; er macht diejenigen Meister namhaft, welche aus Italien nach Polen kamen und, in massvoller Schönheit das Antike dem Modernen verbindend, der polnischen Kunst des 16. Jahrhunderts den Stempel der Renaissance aufdrückten, ingleichen ihre polnischen Beschützer, Würdenträger der Krone und der Kirche. In späteren Abhandlungen berichtete er u. a. über wertvolle Münzfunde, alte Dekorationen und Gemälde. Der Ethnograph Władysław Siarkowski richtete sein Augenmerk vorzugsweise auf prähistorische Ermittelungen in der Umgegend von Kielc, Adam Honorius Kirkor (1818 bis 1886) beschrieb Wilna und die heidnischen Überreste des galizischen Podoliens. Von Erfolg begleitet waren auch Gottfried Ossowskis paläo-ethnologische Nachforschungen, besonders in Höhlen der Ojcower Gegend, ingleichen Theodor Ziemięcki's Ausgrabungsarbeiten in Podhorce. Der Anthropologe Isidor Kopernicki, geb. 1827, bereicherte die einschlägige Litteratur durch zahlreiche ethnographische, archäologische und heraldische Werke und beurteilte die Arbeiten anderer in gründlichen Essays. Über „Krakaus Altertümer, ihre Freunde und ihre Zerstörer" brachte 1887 der mit der Kunstgeschichte eng vertraute Stanisław Tomkowicz näheres zu unserer Kenntnis.

Die kunstrichterliche Feder handhabt mit ästhetischem Feingefühl Adalbert Gerson, geb. 1831, welcher zugleich selbst polnische Volkstypen und historische Gestalten genial auf die Leinwand zu werfen weiss. Über „Die gegenwärtigen Richtungen der Malerei" gab er 1876 eine bei conciser Fassung doch den Gegenstand allseitig beleuchtende Umschau.

Philosophie.

Qui prudens est, et temperans est,
Qui temperans est, et constans,
Qui constans est, et imperturbatus est,
Qui imperturbatus est, sine tristitia est,
Qui sine tristitia est, beatus est,
Ergo prudens beatus est.
Seneca.

Wir kommen jetzt zu einer Gattung von Werken, die auf Popularität von vornherein verzichtend, nur von einem kleinen Kreise vorzugsweise Gebildeter gelesen und genossen werden, während die Masse des Publikums kaum eine Ahnung von ihrer Existenz hat. Und doch berührt die Philosophie gerade die tiefsten und brennendsten Gefühle der Seele, denn ihr Gedankengang richtet sich auf die Grundpfeiler des moralischen und intellektuellen Seins, sie soll uns Aufschluss geben, ob der Mensch von Natur dazu bestimmt ist, gleich anderen organischen Erzeugnissen der Erde aufzuwachsen, abzunehmen und zu sterben, oder ob er zu etwas Höherem berufen ist, und ob, während unser leibliches Sein im Sinnlichen und Endlichen wurzelt, unser geistiges Leben dem Übersinnlichen und Ewigen angehört. Bei den aus der Alltäglichkeit zur Idealwelt sich erhebenden Geistern aller Zeitalter ist der Rückschluss auf ein verlorenes Bessere zum Ahnen und Sehnen geworden, und nächst den Dichtern sind es besonders die Philosophen, welche dem Verlangen nach Wiederherstellung des Guten und Wahren Ausdruck geben. Seit Moses in der Genesis über die Frage philosophiert hat: „Wie ist der Mensch und die Erde zum Dasein gelangt?“, seit Thales von Milet sein *γνῶϑι σαυτόν* gesprochen, Pythagoras die Welt als harmonisch geordnetes Ganze, als Kosmos, gedacht, Aristoteles die Logik als das Organon aller Wissensschaft hingestellt, und Sokrates und nach ihm Plato in seiner Akademie eine Ethik gelehrt, wie sie an Reinheit nur von der christlichen übertroffen wird, strebten die Weltweisen aller Zeiten, bis zu einer letzten Ursache des Seienden vorzudringen und alle Dinge in ihrer notwendigen Beziehung zu

derselben zu erkennen. Die grossen naturwissenschaftlichen Entdeckungen zu Ende des 18. Jahrhunderts bewegten immer mächtiger die philosophischen Geister, und die Gährungen der Gemüter waren die Anfänge einer grossen Zeit. Nachdem in Deutschland der Hegel'sche Idealismus die Philosophie für die Wissenschaft der sich ihrer selbst als alles Seins in seiner notwendigen Entwickelung bewusst werdenden Vernunft erklärt, Ludwig Feuerbach (Wesen des Christentums) die eigentliche Konsequenz der Hegel'schen Anschauung in dem Satze ausgesprochen: „Der Mensch ist der Anfang, der Mensch ist der Mittelpunkt, der Mensch ist das Ende der Religion", dadurch das diesseitige Leben selbst als die Ewigkeit des Geistes hinstellend, und Schelling in seiner Naturphilosophie durch eine auf die Idee der absoluten Identität gegründete grossartige Weltanschauung eine so bedeutende Stellung erlangt hatte, blieb ihr magischer Einfluss nicht auf ihr Vaterland beschränkt.

Unter den auf deutschen Universitäten gebildeten Polen war Joseph Gołuchowski (1797—1858) der erste, welcher, nachdem er in Erlangen Schelling gehört und mit ihm innige Freundschaft geschlossen hatte, dessen Theorien zu den seinigen machte; er war indes bestrebt, dieselben mit den Grundsätzen des Christentums in Einklang zu bringen. Zu seinen ersten Werken, darunter das epochemachende „Die Philosophie in ihrem Verhältnis zum Leben ganzer Völker und einzelner Menschen", Erlangen 1822, bediente er sich der deutschen Sprache, teils der weiteren Verbreitung wegen, teils, weil er sie anfangs für philosophische Darlegungen geeigneter hielt. Darin folgten ihm die andern polnischen Philosophen. Alle zeigten jedoch später durch die That, dass auch die polnische Sprache für die strengwissenschaftliche Darstellung zureichende Ausdrucksmittel besitze. Vielseitig wird eine Sprache eben, wenn sie auch zur Bezeichnung abstrakter und übersinnlicher Dinge angewandt wird. Förderten zwar die Dichter die Geschmeidigkeit und den Wohlklang derselben, so war es doch Sache der Gelehrten, ihre Grenzen durch neue Worte und Wendungen zu erweitern. Durch sie gewann der didaktische Vortrag, die Logik des Ausdrucks ungemein. Hatte

doch schon Andreas Śniadecki (1768—1838), der Vater der chemischen Nomenclatur, in seinen „Anfangsgründen der Chemie“, 1799, den Reichtum der polnischen Sprache glänzend bewiesen. Gleich ihm gewann auch sein älterer Bruder Johann Śniadecki (1756—1830), Philosoph, Mathematiker und Astronom, zuletzt Rektor der Wilnaer Universität, europäische Berühmtheit. Dieser, ein Gegner der deutschen Philosophie, erklärte die Kantsche Metaphysik für eine zum revolutionären Barbarismus in der Wissenschaft führende. Dass er aber dem Empirismus der schottischen Philosophie oder gar dem Positivismus gehuldigt habe, ist eine falsche Ansicht. Wie er über Religion dachte, lehren seine eigenen Auslassungen:

Von dem Bilde der höchsten Weisheit, das so deutlich in den Wundern der Schöpfung und den Erscheinungen der sichtbaren Welt ausgeprägt ist, welche die Reihe der physischen Phänomene schliessen, beginnt die Kette moralischen Gesetze, die sicherste und einzige Gewährleistung der gesellschaftlichen Vereinigung. Dieser Gedanke giebt dem Menschen die hohe Bestimmung, weckt grosse Hoffnungen für die Zukunft, entzündet die Liebe zu Rechtschaffenheit und Tugend, zähmt die Leidenschaft und erregt Abscheu gegen das Verbrechen. Welche Weisheit bietet uns statt dessen die schmähliche Lehre der Gegner, welche die Grenzen der Sinne für die Grenzen der Schöpfung hält; sie lässt den Verstand nicht über die materiellen Erscheinungen der Welt sich erheben und will dem Menschen keine höhere Bestimmung geben als dem Vieh! Der Wurm, eingeschlossen in das Schollchen Staubes, hält seinen Schlupfwinkel für die Weltsphäre und seine stolzen Träume für den Plan Gottes, für die Marken der menschlichen Erkenntnis! Dieser Gedanke, in welchem keine irgendwie bessere oder glücklichere Erklärung der Natur liegt, untergräbt die Fundamente der Moral, raubt der Tugend ihren Reiz, entzügelt die verderblichsten Leidenschaften und das Verbrechen. Alle Hoffnungen auf eine Zukunft erstickend und vernichtend, verwandelt er die Gesellschaft in einen Haufen von Henkern, bei denen Stärke und Übermacht alles entscheidet und beendet. In dieser Lehre der Vernichtung und Verzweiflung bleibt die Menschlichkeit ohne Stütze, das Unglück ohne Trost, Tugend und Verdienst ohne Belohnung. In ihr erlischt das Feuer des Talentes, verdirbt die Seele, löst sich die gesellschaftliche Ordnung auf, und alle Menschenwürde geht verloren. So oft diese finstre Lehre in einem Volke die Oberhand gewann, gebar sie Selbstmord, Raub und Blutvergiessen, Verwüstung und Barbarei; sie entfesselte die menschlichen Begierden zu allen Verbrechen und führte die Gesamtheit dem Untergange zu. Davon finden wir Beweise in der Geschichte des griechischen Reiches zur Zeit des Sokrates, bei

den Römern zur Zeit Cäsars, beim Niedergange der Republik und unter den ersten Kaisern, endlich am Schluss des vorigen Jahrhunderts in ganz Europa. Und andere Folgen waren nicht von jenem Hochmut einer lasterhaften Denkungsart, jenem Fanatismns der Frechheit zu erwarten, welcher den glänzenden Namen „Philosophie" annahm und sie entheiligend sich mit ihren Farben schmückte . . . . Im Gegenteil überzeugt uns diese Philosophie, dass es ohne eine reine Religion keine Kraft im Menschen gebe, welche die gewaltsamen Leidenschaften bändigen und die gesellschaftliche Ordnung vor ihnen sicherstellen könne. Denn die Vorschriften der Vernunft, indem sie die moralische Ordnung der Gesellschaft durchleuchten, müssen auf die erste Ursache der Dinge gestützt sein.

Durch Vereinigung der germanischen Spekulation mit dem romanischen Empirismus eine speziell polnische oder vielmehr sławische Philosophie zu schaffen, versuchte der oft nebelhaften Theorieen huldigende Supernaturalist Ferdinand Bronisław Trentowski, geb. 1808 im Gouvernement Siedlec auf einem Dorfe, wo sein Vater Vogt war. Nachdem er im Piaristen-Kollegium zu Łukow den ersten Unterricht genossen hatte, besuchte er zu seiner akademischen Ausbildung die Universitäten Warschau, Königsberg, Jena, Heidelberg und Freiburg. Er lenkte zuerst durch sein deutsches Werk: „Grundlagen der universellen Philosophie", Freiburg 1837, die Aufmerksamkeit auf sich. In dem polnisch geschriebenen Buch „Chowanna", Posen 1842, stellt er ein System der Erziehungslehre auf. Trentowski starb 1869. — Auch der gelehrte Ästhetiker Karl Libelt, geb. 1807, liess es sich angelegen sein, ein neues System zu errichten, indem er zur Erforschung der Wahrheit die Offenbarung der Einbildungskraft als Vermittlerin zwischen Realismus und Idealismus, zwischen Verstand und Gefühl hinstellte. Er sagt:

Von dem Augenblick an, da der Geist des Menschen in ihm erwacht und zum Bewusstsein seiner selbst gelangt; von dem Augenblick, in welchem er erkennt, dass er nicht blosse Materie, nicht bloss ein leibliches Wesen ist, sondern dass sich in diesem Körper ein Geist offenbart, welcher den unsterblichen und edelsten Teil seines Selbst ausmacht, — von da ab fühlt sich der Geist des Menschen sehnend zu Gott hingezogen, und die Erkenntnis dieser Macht weckt den Glauben, weckt die Ideale und Begriffe und führt zu Religion, schönen Künsten und Wissenschaften. Solche Momente,

solche geistige Seherblicke, welche uns die göttliche Abstammung entschleiern und die Quelle alles Geistigen eröffnen, sind selten im Leben des Menschen, seltener noch im Leben der Völker. Ihr Anfang ist unerforschlich, und sie kommen nicht auf unsern Ruf. Es ist ein plötzliches Sehendwerden des Geistes — es sind die Augenblicke der Offenbarung.

Die Offenbarung ist ein Sichaufschwingen des Menschengeistes zu Gott, denn auf einmal ergiesst sich über ihn ein göttliches Licht, so dass er aus der, sein inneres Auge umhüllenden Materie hinausschauen kann. Dieser Aufschwung des Geistes ist gleichsam das erste Beben, das erste Lebenszeichen des Kindes im Schosse der Mutter. — Der Urheber des Gedankens weiss sich nicht Rechenschaft zu geben, woher dieses plötzliche Aufleuchten seines Geistes kommt — er vermag nicht den Weg zu bezeichnen, welchen dieser neue Strahl göttlicher Weisheit in ihm genommen hat. Und wegen dieser Unbegreiflichkeit nennen wir (in der Philosophie) den Gedanken, die Wahrheit und jedes derartige Bewusstsein „offenbart."

Auf drei Wegen tritt die Offenbarung an den Menschen heran: durch das Herz, den Verstand und die Einbildungskraft. Im Herzen waltet das Gefühl — und die ihm offenbarten Wahrheiten glänzen in dem blendenden Licht der Sonne, in die man nicht blicken kann. Die Wahrheiten des Verstandes sind, wie die Strahlen des Mondes, blass aber hell. Die Wahrheiten der Einbildungskraft endlich, im Farbenkleide erdichteter Gestalten, entstehen wie der siebenfarbige Regenbogen, indem sich die Strahlen des Lichts in Wassertropfen brechen. Umgekehrt tritt auf denselben drei Wegen der nach Gott sich sehnende Geist in die äussere Erscheinung; es entwickeln sich Glaube, Begriffe und Ideale in den drei grossen geistigen Gestalten: Religion, Wissenschaften und Künste.

Unter der gerechten und väterlichen Regierung Friedrich Wilhelms IV. widmete sich Libelt mit Erfolg der Aufgabe, diejenigen Referendare deutscher Zunge, welche im Posen'schen als Richter angestellt zu werden wünschten, mit Zustimmung und zur Zufriedenheit der Staatsbehörde in der polnischen Sprache zu unterrichten. Libelt schied am 9. Juni 1875 aus diesem Leben, nachdem ihm zehn Tage früher ein anderer polnischer Philosoph, Joseph Kremer, geb. 1806, der Freund Vincenz Pols, vorangegangen war. Obwohl Anhänger Hegel's, begegnet Kremer sich doch mit anderen Weisheitsforschern seiner Nation darin, dass er die Person Gottes unendlich höher stellt als das Absolute, indem nur das Letztere ein Gegenstand des Wissens sein könne. — Ohne eine ganz selbständige Bahn in der Philosophie einzu-

schlagen, entwickelte Graf August Cieszkowski, geb. 1814, genial einige neue Gesichtspunkte. Sein „Vater Unser" ist eine formvollendete, halb philosophische, halb religiös-nationale Exegese des Gebets des Herrn. — Hoene-Wroński (1777—1852), auch als Mathematiker bekannt, versuchte den Messianismus in ein philosophisches System zu bringen.

Nachdem die erste bedeutsamere Bewegung auf dem Gebiet der Philosophie in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts begonnen hatte, trat nach 1863 eine Reaktion gegen die bisherigen Spekulations-Methoden ein. In dem Kampf, in welchem das Zeitliche und das Ewige sich wie zwei Magnete wechselseitig den Sieg streitig machen, sind in Polen drei Hauptgruppen zu unterscheiden: die des idealen Realismus, welcher sich als transcendentaler Synthetismus darstellt, indem er auf der Basis psychologischer Untersuchungen die gegenseitigen Verhältnisse der äusseren und inneren Welt klarzulegen und die feindlichen Hälften: Gedanken und Wirklichkeit, Geist und Materie zu versöhnen trachtet. Die zweite Richtung ist die spiritualistisch-theologische, welche die menschliche Seele als eine vom Körper verschiedene Substanz, als „ens sui generis" erklärt und von der Voraussetzung ausgeht, dass zur richtigen Auffassung der Natur in ihrem geistigen Gehalt eine religiöse Grundstimmung gehöre, welche indess eine streng wissenschaftliche Prüfung nicht ausschliesse. Die dritte Richtung, die realistische, der von Comte und den englischen Anti-Metaphysikern Bain, Herbert Spencer und dem als Lehrer gründlichen Denkens vor allen hochgehaltenen Stuart Mill überkommene Positivismus, hat sich erst seit 1880 in Polen, besonders in Warschau zu einem vollständigen System entwickelt. Er sucht eine Erklärung der psychologischen Fakta auf empirischem Wege in den, übrigens auch von den andern Parteien nicht missachteten, neuen naturwissenschaftlichen Entdeckungen, in der vergleichenden Anatomie, Physiologie und Ethnographie und steht, insofern er die geistigen Kundgebungen aller organischen Wesen, der Menschen wie der Tiere, als lediglich sinnliche, nur dem Grade nach verschiedene, Erkenntnis auffasst, zu dem Materialismus und Darwinismus in naher Beziehung. In

der sozialwissenschaftlichen Sphäre kämpft er gegen die Macht des gesellschaftlichen Herkommens.

Die erste Hauptrichtung vertritt rühmlichst der in Deutschland gebildete Logiker und Ästhetiker Heinrich Struve, geb. 1838, Verfasser einer „Synthesis der zwei Welten", 1871, „Vom Schönen", 1865, „Ästhetik der Farben", 1886, welcher in seiner Schrift „Von der Unsterblichkeit der Seele" sagt:

Die Erkenntnis eines geistigen Fortlebens jenseits des Grabes ist ein notwendiges Postulat der Moral. Ohne Glauben an eine unsterbliche Bestimmung hätten sich in der Menschheit niemals jene ethischen Ideale herausbilden können, welche ihre edelsten Thaten hervorrufen und die Haupttriebfedern ihrer moralischen Entwickelung sind.

In der theologischen Richtung gebührt der Vorrang Stephan Zacharias Pawlicki, geb. 1839 in Danzig und von 1868 bis 1882 Priester in Rom. Er erbrachte in der Krakauer „Polnischen" und in der „Lemberger Revue" gegen den Materialismus und gegen Darwins Theorieen manchen Beweis und legte in dem deutsch geschriebenen Werk „Über den Ursprung des Christentums", 1885, die gesamten Grundzüge seiner Anschauung nieder. Seit dem Herbst 1882 hat Pawlicki den Lehrstuhl der christlichen Philosophie in Krakau inne. Ihm reiht sich in der Bekämpfung des Radikalismus und der Descendenzlehre nächst Anton Langer noch Władysław Michael Dębicki an; dieser entwirft in der Broschüre „Die Bekenntnislosigkeit", 1886, ein allgemeines Bild von dem Stande der modernen Naturphilosophie, welche nicht gegen einzelne religiöse Dogmen, sondern gegen die Gottes- und Unsterblichkeits-Idee den Vernichtungskrieg führe. Dann sucht er aus eigenen Aussprüchen der Fahnenträger des Materialismus, eines Häckel, Herbert Spencer, James Sully, Du Bois Reymond und des schliesslich bekehrten Stuart Mill, nachzuweisen, dass dieselben mehr oder weniger nur vorgeben, an die eigene Unfehlbarkeit zu glauben. In seiner Studie „Die Unsterblichkeit des Menschen als philosophisches Postulat der Naturkenntnis", 1883, stellte Dębicki sich die Aufgabe, vermittelst des Axioms, dass „das, was etwas ist, nicht nichts werden

könne“, die Unsterblichkeit und die Auferstehung des Leibes zu begründen, und zwar nicht nur als philosophisch-religiöses, sondern auch als physiologisches Postulat, indem er auf wissenschaftlichem Wege darzuthun suchte, dass die Prinzipien des Materialismus auf einer irrtümlichen Auffassung der Thatsachen beruhen. — Der Priester Marian Morawski fasste in seinem Werk „Die Philosophie und ihre Aufgabe“, 1877, mit gründlichem Wissen und gewandter Dialektik das Ganze der Philosophie zusammen, blieb aber in seiner Verteidigung der Scholastik nicht ohne Gegner. Einer der jüngeren Anhänger des Conservativismus, Ignaz Skrochowski, gab 1880 einen Traktat „Über das menschliche Wissen“ heraus.

Einer der hervorragendsten Repräsentanten der positivistischen Richtung ist Julius Ochorowicz, geb. 1850, in Warschau gebildet, welcher nach mehrjähriger Lehrthätigkeit in Lemberg nach Paris übersiedelte. In seinen Schriften: „Über die psychologischen Fragen des 19. Jahrhunderts“, „Geist und Gehirn“, „Einleitung und allgemeiner Überblick über die positivistische Philosophie“, „Aus dem Tagebuche eines Psychologen“ entwickelte er seine Fundamental-Anschauungen, die in der Aufhebung einer Trennung des Geistes vom Körper wurzeln. Seine, 1887 in der „Revue philosophique“ veröffentlichte Abhandlung „La suggestion mentale“ berücksichtigt alles von den in dieser Richtung thätigen Autoren Beigebrachte in durchgreifender Analyse, die, obwohl zum Teil auf Hypothesen gestützt, in ihrem klaren und interessanten Vortrage auch den Gegnern Achtung abzuringen geeignet ist. Mit Geringschätzung behandelt Franz Salesius Krupiński, geb. 1836, alle Erkenntnis a priori, den Idealismus und die romantische Poesie.

Eine vermittelnde Richtung zwischen den philosophischen Systemen bezeichnen die Arbeiten eines der gewiegtesten Denker, Moritz Straszewski's. In Galizien 1848 geboren, studierte er in Prag und Wien und wurde 1878 zum Professor der Philosophie an der Krakauer Universität ernannt. Er schrieb u. a. „Über den heutigen Zustand der Philosophie und ihr Verhältnis zu den andern Wissenschaften“, „Johann Śniadecki und sein

Standpunkt in der Geschichte der Aufklärung und der Philosophie in Polen", „Die Philosophie Spinoza's", „Über Entstehung und Entwickelung des Pessimismus in Indien", ausserdem mehrere gediegene Exposés über Stuart Mill, Kremer, Libelt, Herbart u. a. Seine „Geschichte der Philosophie im Umrisse" erschien 1887 bis 1888.

Die sozialen Wissenschaften, schon von dem zum Positivismus hinneigenden Nestor der Soziologie, Physiologie und Volkswirtschaftslehre Joseph Supiński (geb. 1804) mit Erfolg angebaut („Schule der polnischen Nationalökonomie", 1865), wurden durch Leo Biliński (geb. 1846) vielfach vervollständigt. Auch der in weiteren Kreisen namhafte Ludwig Gumplowicz, geb. 1838 in Krakau, welcher, nachdem er seit 1869 längere Zeit das damals dort erscheinende Tageblatt „Kraj" trefflich redigiert hatte, als Professor an die deutsche Universität Graz berufen wurde, widmete sich eingehenden soziologischen, zugleich auch rechtsphilosophischen und historischen Studien und teilte deren Ergebnisse zuerst in polnischer, dann in deutscher Sprache mit. Sein Sohn Ladislaus verrät Übersetzertalent. — Der Krakauer Professor der Rechtsphilosophie uud des Völkerrechts Franz Kasparek veröffentlichte in wissenschaftlichen Zeitschriften und in Einzelwerken eine reiche Zahl wertvoller Abhandlungen, unter denen wir nur folgende hervorheben: „Die Grundsätze des Hugo Grotius", 1872, „Die Reform des internationalen Rechts", 1874, „Die Forschungsmethode in den politischen Wissenschaften", „Die Stellung der Frauen", „Die Nationalität", 1877. Das gehaltreiche Werk „Das allgemeine politische Recht etc." erschien 1877 bis 1882 in 2 Bänden. Ferner schrieb Kasparek 1887 über „Die Aufgabe der Rechtsphilosophie", „Die Notwendigkeit einer Verbesserung des internationalen Privatrechts" und gab 1888 ein „Handbuch des politischen Rechtes" heraus.

Durch eine seltene Vielseitigkeit zeichnet Graf Adalbert Dzieduszycki sich aus. Geb. 1845, begann er, kaum 20 Jahre alt, mit Skizzen und Artikeln aus dem Gebiet der Philosophie und Ästhetik. Später wurden im Krakauer „Czas" (Die Zeit) seine slawischen und Kunst-Phantasieen veröffentlicht. Das Jahr

1878 brachte aus seiner Feder „Ästhetische Studien". Auch im archäologischen Fach bekundet er grosse Sachkenntnis.

Bedeutende Zeitschriften füllen sich mehr und mehr mit Artikeln, welche geeignet sind, Kenntnisse zu verbreiten. Stellen nun zwar die politischen Verschiedenheiten und andere Gegensätze dem fortschreitenden Bildungsprozess manche Hindernisse entgegen, so wehrt doch das ernste, den edelsten Zielen zugewendete Streben hervorragender Talente dem Stillstande. Es ist wahr, die polnische Litteratur nimmt viele wissenschaftliche, namentlich philosophische Werke des Auslandes durch Übersetzungen in sich auf, wie Lewes „Geschichte der Philosophie" (1887), Wundts „Logik und psychologische Studien", des Neu-Kantianers Albert Lange „Geschichte des Materialismus", Ribot's „Zeitgenössische positivistische Psychologie in England", aber man darf nicht übersehen, dass polnische Gelehrte mehrfach auch an deutschen, französischen und russischen Spezialwerken und Journalen mitarbeiten. Die 1873 in Krakau gegründete „Akademie der Wissenschaften" leuchtet auf den Pfaden der Forschung voran. Die fortlaufend von ihr herausgegebenen, alle Zweige des Wissens umfassenden wertvollen Arbeiten haben sich auch in ausserpolnischen Kreisen Anerkennung erworben. Präsident der Akademie ist Joseph Majer. Dieser ausgezeichnete Gelehrte wurde am 12. März 1808 in Krakau geboren. An der dortigen Hochschule erlangte er 1831 den medizinischen und chirurgischen Doktorgrad und wurde, nachdem er als Stabsarzt bei der Artillerie gedient hatte, 1835 zum Professor der Medizin, später der Physiologie an der Jagiellonischen Universität ernannt. Neben der gewissenhaftesten Erfüllung seiner akademischen Pflichten und der Verwaltung einer Anzahl anderer ehrenvoller Vertrauensämter fand er noch Zeit zu physiologischen Forschungen und zu einer Reihe von Werken über medizinische und anthropologische Gegenstände, über die Geschichte der Medizin in Polen, „Physische Charakteristik der galizischen Bevölkerung", „Deutsch-polnisches Wörterbuch ärztlicher Ausdrücke" „Anatomisch-physiologisches Wörterbuch" etc.

Einige der bedeutenderen Sprachforscher und Lexikographen

dieser Litteraturperiode fanden bereits im Anschluss an die vorhergehende auf Seite 216 Erwähnung.

Schriftstellerinnen.

> Ehret die Frauen! — —
> In der Grazie züchtigem Schleier
> Nähren sie wachsam das ewige Feuer
> Schöner Gefühle mit heiliger Hand.
> Schiller.

Die Griechen und Römer kannten eine Teilnahme der Frauen an Litteratur und Wissenschaft nicht. Zwar hören wir von einzelnen Dichterinnen und Rednerinnen des klassischen Zeitalters; aber das sind nur seltene Ansnahmen. In der Regel wurde, wenigstens in der nachhomerischen Zeit, das Weib so ziemlich einer unbeseelten Sache gleichgeachtet. Das Christentum, welches die Menschenwürde auch den Frauen und Schwachen wiedergab, rief schon manche fromme und gelehrte Auslegerin des Evangeliums hervor. Die geistige Thätigkeit der Frauen blieb indes lange Zeit eine wiederholende, sie suchten nicht „neue Erfindungen" zu machen, weil die alten verbraucht waren, aber wir sahen sie, wie ihr Antlitz sich in höherer Glut rötete, wenn sie sich tief in das Heiligtum der Gottesnatur und des Menschlichsittlichen hineinträumten und dann in liebenswürdiger lyrischer Schwärmerei zur Harfe griffen. Man merkte es, dass sie ihre Gedanken und Gefühle unmittelbar aus dem Schoss der Mutter Erde und aus dem Äther des Himmels, im Duft der Wälder und blumigen Auen eingeathmet hatten. Mancher Schmetterling hatte die Bardin umgaukelt, mancher Baum über ihr gerauscht, mancher Vogel ihr seine Weisen vorgejubelt. Das alles, aber auch manch Geheimnis des Herzens, Liebe wie Schmerz, liess sie aus ihrer Brust wiedertönen. Die von jeder Absichtlichkeit entfernten Lieder

blieben vor dem Bilderwust, dem rasselnden Wortschwall bewährt, mit welchem manche, krampfhaft nach Originalität ringende Sänger des starken Geschlechts sich bald zum Erdrücken ebenso belasteten wie die componierenden Neuromantiker mit gekünsteltem Harmonienschwall. Den Schönheitsadel der Nation spricht am reinsten der goldene Dichtermund der Frauen aus. Welch ein Zusammenklang, wenn zartes Empfinden sich mit der geistigen Idee vermählt! Thränen, die über poetische Gedanken rieseln, sind Thränen, des Weibes wert. — Hiemit ist aber auch die Linie abgegrenzt, über welche hinaus die schreibende Frau sich nicht wagen soll. Es ist ein Fehler, wenn sie sich, wie es heute so oft geschieht, aus der Welt des sinnigen Gefühls und der ihr naheliegenden Verhältnisse in die der philosophischen Abstraktion, die dem Manne zugehört, verliert.

Dahingegen wissen die Berufeneren unter den weiblichen Schriftstellern sehr glücklich den richtigen Ton zu treffen, wenn es sich um Belehrung der Frauen- und Kinderwelt handelt. Eine der talentvollsten Polinnen, welche solchem Zwecke ihr ganzes Leben weihte, eine Frau voll Herzensgrösse und inniger Vaterlandsliebe war Klementine Hoffmann, geb. Tańska. Sie wurde am 22. November 1798 in Warschau geboren; ihre Eltern waren in der schweren Zeit des Landes verarmt und zogen mit der älteren Tochter nach Puławy, wo Fürst Adam Czartoryski ihnen ein Asyl gewährte. Die jüngere Klementine blieb in dem Hause einer würdigen Matrone, der Wittwe eines Starosten, deren Tochter sie in ihre mütterliche Obhut nahm.

Der Geist der Reform, welcher damals aus Frankreich nach Polen gedrungen war, brachte dem Lande kaum etwas anderes, als Pariser Moden, französische Sprache, Unglauben und leichte, die Familienbande lockernde Sitten. In den höheren Ständen wurde fast nur französisch gesprochen, korrespondiert und — gebetet. So lernte denn auch Klementine Tańska anfangs ihre Muttersprache nicht einmal kennen, sie las die polnische Geschichte des Naruszewicz in einer französischen Übersetzung. Im Jahre 1805 starb ihr Vater und die Mutter nahm sie nun zu sich. In Warschau, wo sie fortan wohnten, musste Klementine um des

täglichen Brotes willen zur Handarbeit greifen. Allmählig mit der polnischen Sprache vertraut geworden, las sie jetzt die Werke Kochanowski's und anderer Autoren und wurde dadurch zum Selbstschaffen angeregt. Das „Warschauer Gedenkblatt“ von 1817 brachte ihre ersten Versuche, die sehr gefielen und deshalb fortgesetzt wurden. Sie begann dann 1824 die Herausgabe einer periodischen Schrift unter dem Titel „Zerstreuungen für Kinder“ und trat damit in Ch. F. Weisse's Fusstapfen. Die Zeitschrift erschien bis 1828, zusammen in 10 Bänden, und übte einen mächtigen sittlichen und nationalen Einfluss auf die damalige Gesellschaft, zumal auf die Frauen. Tańska erhielt nun ein Lehramt am Gouvernanteninstitut und 1827 die Oberaufsicht über sämtliche Mädchenschulen Warschaus. Im dreissigsten Lebensjahre vermählte sie sich mit Karl Boromäus Hoffmann und zog mit ihm 1831 nach Passy bei Paris, wo sie am 21. Juni 1845 starb. Ihr Gatte, ein namhafter Historiker, geb. 1798, verliess darauf Frankreich und starb am 6. Juli 1875 in seiner Villa zu Blasewitz bei Dresden.

Alles, was Klementine Tańska schrieb, zeugte von echter Begeisterung, der tiefe Kern ihrer Erzählungen war von einer Anmut umflossen, welche dieselben jedem lieb und wert machen musste. Stets richtete sie ihr Hauptaugenmerk auf die Reinigung der Sitten und der Sprache von allem Fremdartigen und wies auf die guten alten Gebräuche hin. An den Empfangsabenden in ihrem Hause stellte sie eine Sparbüchse auf, in welche jeder eine Geldstrafe legen musste, der ein französisches Wort oder eine französische Wendung brauchte, wo er sie vermeiden konnte. Und in ihren zahlreichen historischen Sittengemälden verfolgte sie die nämlichen Ziele. Unter allen ihren Schöpfungen in diesem Gebiet nimmt das im späteren Alter geschriebene Lebensbild „Johann Kochanowski in Czarnolas“ die erste Stelle ein. Sie belebte darin die tote Überlieferung, den Buchstaben der Geschichte, wir gewahren den lorbeergekrönten Altmeister, wie er inmitten bukolischen Friedens, im Schosse der Familie sein höchstes Glück findet, und mit ihm treten die berühmtesten seiner Zeitgenossen, tritt die ganze grosse Zeit, ihre Sitte, Sprache und Tracht

in unverfälschter Wahrheit und Naturtreue vor uns hin. Das Buch beginnt:

Im Jahre eintausend fünfhundert und achtzig, am zweiten Freitage nach Ostern war das Wetter ungewöhnlich schön. Wie durch einen Irrtum oder eine Übereilung der Natur wehte seit den Feiertagen beständig ein laues Lüftchen. Die Sonne spendete Wärme, der Rasen grünte, und einige Blümchen begannen sich zu zeigen, einzelne leichtgläubige Bäume trieben sogar schon kleine Blätter. Diesen zeitigen und deshalb um so angenehmeren Frühling benutzend, sass Johann Kochanowski in seinem grossen, jetzt noch schattenlosen Garten in Gedanken versunken. Aus dem auf seiner hohen Stirn ruhenden Frieden, aus dem hellen treuherzigen Antlitz, aus dem Lächeln, welches um seinen dichten Schnurrbart spielte, aus dem Ausdruck seiner dunklen Augen, die bald ringsumher, bald dankbar gen Himmel blickten, konnte man schliessen, dass es freundliche Gedanken seien, die ihn erfüllten. Wer erriete sie wohl? Nun — dem frommen herzigen Dichter darf man es verzeihen: diese Nacht war ihm die Mutter im Traume erschienen!

Fünfundzwanzig Jahre waren seit dem Tage verflossen, an welchem die tugendreiche Anna Kochanowska, geborene Białaczewska in Gott entschlummert und ihre sterblichen Reste neben ihrem Gatten in Zwolen beigesetzt waren. Von der Zeit an hatte der Sohn die Mutter und sie ihn nicht vergessen. Er betete täglich für ihre Seele und erinnerte sich ihrer Worte; sie zeigte sich ihm hin und wieder im Traume, und zwar auf solche Art, dass er erwachend selbst nicht wusste, ob es Traum oder Wirklichkeit gewesen sei. In Tagen der Sorge oder der Trauer brachte sie ihm Trost; in Tagen voll Glück und Segen verhiess sie ihm neue Freude.

In diesem Augenblick durfte Kochanowski auf eine neue Freude hoffen, und er sann darüber nach, wie und von wannen sie wohl kommen werde.

Polen dehnte damals seinen Besitz von Meer zu Meer aus, mächtig, drohend nach aussen hin, begann es auch im Innern vorzuschreiten, und seit acht Jahren erfreute es sich eines der grössten Könige und einer als Polin geborenen Königin; der Ruf seiner errungenen Siege und seiner Verbesserungen regte den Wunsch nach neuen an. Das Land durfte sich einer zahllosen Reihe bedeutender Söhne rühmen — an ihrer Spitze Johann Zamojski — und hell glänzte es in diesem goldenen Zeitalter der Sprache und der Wissenschaft. — In dem freundlichen, wiewohl bescheidenen Czarnolas lachte ebenso alles dem Herrn entgegen. Das Gütchen, ein väterliches Erbteil, voll Familien- und Jugenderinnerungen, war von einer Bauernschaft bewohnt, wie sie nirgend so glücklich angetroffen wurde. Das geräumige und bequeme Wohnhaus hatte er selbst erbaut, die Wirtschaft befand sich in bester Ordnung, Obstgarten und Felder versprachen guten Ertrag, die Nachbarschaft war zahlreich, verwandt und einträchtig; und wenn er näher blickte, näher seinem Herzen, welch lieblicher Anblick bot sich seinem Auge! Die Gattin,

die treffliche Hanna Dorothea Podłodowska, noch jung und schön, gegenwärtig in der Hoffnung auf das siebente Kind, sass einige Schritte entfernt mit der ältesten Tochter, der holden, schwarzäugigen Eva. Siebzehn Jahre spielten auf den runden roten Wangen des Mägdleins und auf ihrem Korallenmunde, siebzehn Jahre zeigte ihr stattlicher reicher Wuchs; beide spannen im Wetteifer weichen und faserigen Flachs, ihre lebhafte Unterhaltung dämpfte das Schnurren der schnellen Spinnräder. Zu ihren Füssen sassen drei Mädchen von sieben bis dreizehn Jahren, Dorothea, Marychna und Hanna, alle flink und wohlgebildet, über ein Sieb mit Zuckererbsen gebeugt, aus welchem sie die unbrauchbaren und dürren Körner auslasen. Trotz der häufigen Scherze und des oft lauten Gelächters arbeiteten sie emsig — sie mussten sich beeilen, denn morgen ganz früh sollten die Erbsen im Garten gesetzt werden: ein Beet war ihnen dazu angewiesen, und schon knackten und schmeckten sie in Gedanken die grünen süssen Schoten. Ein wenig weiter, unter einem Schirme von Reisig, barg sich die der Reihe nach zweite Tochter Kochanowski's, Ludwina — die Fromme, wie sie genannt wurde. Ihr Gewand war schwarz und faltenreich, das schöne Antlitz leuchtete von fern durch seine Blässe und durch einen darauf ausgeprägten heiligen Frieden; man hörte, wie sie leise das Vaterunser betete. Endlich, auf der Wiese, welche die Wohnungen der Dienstleute von dem weitläufigen Hofe trennte, tummelte sich singend ein Kind, oder besser ein Englein. Das Hemdchen mit der Halskrause so weiss wie Schnee war nicht zarter als das Körperchen der kleinen Ursula, das dunkelblaue Sommerkleid nicht blauer als das Augenpaar; und nicht goldiger erschien das goldene Kreuzchen, welches sie auf der Brust trug, als ihre wallenden Locken . . . .

In die Zeit des beginnenden Wettstreits der bedeutendsten Kräfte auf dem Felde des Romans fällt auch die litterarische Thätigkeit der fruchtbaren Erzählerin Pauline Wilkońska, Gemahlin des trefflichen Humoristen August Wilkoński. Sie war in Posen um das Jahr 1815 geboren und vermählte sich 1835. Die Flitterwochen verlebte das junge Paar im Gefängnis, zu welchem Wilkoński infolge eines Duells verurteilt war. Dann wohnten sie auf einem Pachtgute, von wo aus beide die Erzeugnisse ihrer Muse in die Welt sandten. Er zeichnete mit unvergleichlicher Laune die schwachen Seiten des polnischen Adels, sie, die sich wohl in der ländlichen Sphäre nicht befriedigt fühlte, schuf Bilder voll Anmut, aber auch voll banger Schwermut, die in den ersten Produkten oft zur übergrossen Empfindsamkeit wird. Aber erst, als Wilkoński's nach Warschau übergesiedelt waren,

trat die Zeit ihres ergiebigsten Schaffens ein, — die verschiedensten Zeitschriften füllten sich mit Beiträgen beider, und Pauline gab ausserdem mehrere grössere Erzählungen heraus, die allgemeinen Beifall fanden. Die Zahl ihrer Schöpfungen dürfte sich wohl auf 70 belaufen. Nach dem Jahre 1850 kehrte das Paar nach Posen zurück, wo August Wilkoński am 4. Februar 1852 verschied. Die Gattin, auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen, setzte die schriftstellerische Thätigkeit bis an ihr Ende (1875) fort. Gleich gewandt im polnischen wie im französischen Idiom verfasste Sewerina Duchińska viele treffliche Jugendschriften, Dichtungen und Übersetzungen.

Als Gefühlsdichterin behauptet die Verfasserin der „Freien Augenblicke Gabrielens“, Gabriele Narzyssa Żmichowska geb. um 1825, gest. 1878, einen ehrenvollen Rang unter ihren sangbegnadeten Kolleginnen. Ausser prosaischen und doch poesievollen Erzählungen bietet sie uns in jener Sammlung kleinere lyrische Gedichte, innige Herzensergüsse in anmutigem Gewand, durch die mancher Ton der Klage über die Verderbtheit der Menschen und über die falsche Weisheit der Welt bebt, der aber dann in beruhigende Harmonie sich auflöst, wie in:

Ungewissheit.

Willst du, Mädchen, mir erklären,
Was dein Auge füllt mit Zähren
Bei der Lerche Sang in Lüften,
Bei der Blume süssen Düften,
Bei des Himmels heitrer Bläue,
Bei des Heissgeliebten Treue?
Willst du, Mädchen mir erklären,
Was dein Auge füllt mit Zähren?

Ach, ich weine, denn ich sahe,
Dass, wenn nach des Sommers Tagen
Weiss bereift die Fluren lagen,
Auch der Lerche Scheiden nahe,
Ach, ich weine, sah ja immer
Nur zu bald in meinen Händen
Blüten, kaum gebrochen, enden
Ohne Duft und Farbenschimmer.

Ach, ich weine, hab' gesehen,
Dass, wenn mild der Tag erwachte,
Und der Morgen golden lachte,
Plötzlich rauhen Sturmes Wehen
Wild daher kam von der Heide
Mit des Wolkenmeers Getriebe!
Wird auch meine Lebensfreude,
Wird mein Glück, wird meine Liebe
Wie der Morgensonnenschein
Und wie Lenz und Blüte sein?

Menschen, Menschen, wisst ihr nicht,
Dass es Glück ist, aufzuschauen
Zu den Sternen, die am blauen
Himmel stehn im Silberlicht,
Glück, da draussen still zu lauschen
All dem holden Wunderklange,
Baches Murmeln, Vogelsange,
Sanft bewegter Blätter Rauschen;
Drauf in schönern Sangesweisen
Sich zu schwingen himmelwärts,
Gott und Engel hoch zu preisen,
Ganz sein höher klopfend Herz
Edlem Fühlen hinzugeben,
Reich an Jugendkraft zu leben,
Hinter sich nur kurze Zeit,
Vor sich Glück und Ewigkeit;
Mit der Seele, heiss entbrannt,
Nach dem fernen Land zu streben,
Das der Glaube uns als Land,
Wo die Liebe wohnt, genannt?
Glauben — warm geliebt zu werden,
Lieben — bis das Auge bricht —
Menschen, Menschen, wisst ihr nicht,
Dass das Glück ist hier auf Erden?

Zmichowska gab 1876, 77 die Werke der Tańska in 12 Bänden heraus und schrieb Einleitungen dazu.

Als talentvolle Übersetzerin führte sich Maria Ilnicka, geb. 1830, mit der schwungvollen Nachdichtung der Ossian'schen Gesänge und des Walter Scott'schen Poems „Der Herr der Inseln“

ein. Ausserdem verfasste sie Erzählungen und flocht einen Kranz gemütreicher Dichtungen, wie:

Die Glockenblume.

Zog die Mailuft ein in den schattigen Hain,
Den Blumenteppich zu breiten,
Dann könnt ihr erschaun mit den Glöcklein den blau'n
Mich Ärmste läuten und läuten.
Von Düften umwallt liegt schweigend der Wald,
Den einst die Götter durchwehten;
Birgt Gräber so alt, doch niemand mehr wallt
Zu den Hügeln heute zu beten,
Und kein Priester naht, drum lass ich die Saat
Von Thränen silbern drauf fallen.
An den Gräbern wacht mein Glöckchen und macht
Ein Vaterunser erschallen.
O Gott unser Hort, der im reinsten Akkord
Die Klänge der Welten vereinet,
Send' ein Englein her, hellleuchtend und hehr,
Dass sein Glanz die Gräber bescheinet.

Im Jahre 1865 übernahm Ilnicka die Redaktion der Warschauer illustrierten Zeitschrift „Bluszcz" und schmückte dieselbe mit mancher eigenen schönen Gabe in Versen und in Prosa.

Ein seltenes Gottesgeschenk, heute seltener noch, als in den alten, weniger schreibfertigen Zeiten ist das der Improvisation. Was die Begeisterung des Augenblicks gebar, ist nicht immer ein vollendetes Kunstwerk, aber Inhalt und Form, weil gleichzeitig entstanden, sind ganz eins, durchglüht von der siegreichen Kraft des Genies, und deshalb die Herzen bezwingend. Diese unmittelbaren Naturgewächse bleiben oft nur Umrisse, aber wie lebendig! Ein so bevorzugtes Ingenium besitzt Polen in Deotyma, genannt das Wunderfräulein. Jadwiga Łuszczewska — so lautet ihr eigentlicher Name — wurde um das Jahr 1836 in Warschau geboren. Ihr Vater Wacław Łuszczewski, Staatsrat und Direktor der Abteilung für Industrie und Handel, liess ihr eine sehr sorgfältige Erziehung angedeihen. Beide Eltern besassen hohe Bildung und übertrugen dieselbe auch auf ihre Tochter, welche von lebhaftem Eifer für ernste Studien, namentlich für vaterländische

Geschichte und Naturwissenschaften, beseelt war. Nur in den Stunden der Musse las sie die grossen Dichter alter und neuerer Zeit. Dadurch gewann sie bald eine Herrschaft über die Form, welche in Verbindung mit einer feurigen Phantasie das wunderbarste Improvisationstalent zur Entfaltung brachte. Sie trat mit ihren Stegreifdichtungen im Kreise von Bekannten auf, welche sich in ihrem elterlichen Hause versammelten und ihr die Themata dazu aufgaben. Sogar wissenschaftliche Stoffe aus der Mineralogie, Astronomie und anderen Doktrinen wusste sie in poetische Farben zu kleiden.

Als an einem der Montagsabende im Łuszczewski'schen Hause Deotyma, die Dichterphilosophin, soeben in den Gesellschaftssaal getreten war, wurde ihr von einem aus der Versammlung das aufs Geratewohl gewählte Wort „Glocke" zum Thema einer Improvisation gegeben. Die Dichterin neigte einen Augenblick das Haupt und schien in tiefes Sinnen versunken. Plötzlich rief eine Dame, welche entfernter sass und nicht vernommen hatte, dass schon ein Thema bestimmt war, das Wort „Herz". Deotyma hörte es und, im Geist sich auf den Wawel schwingend, sprach sie unverweilt:

Hoch klingt aus den Wolken
Wie Bangen und Stöhnen,
Wie Donnerschlags Dröhnen
Die goldene Glocke
In zaubrischen Tönen.

Dann sprach die Dichterin zur Glocke:

Wie birgst du, o Glocke,
Im Busen von Erz
So sänft'gende Kräfte,
Wie rührst du das Herz,
Das hältst und bezwingst du,
Ein Anker dem Nachen,
Wie Heimatgruss klingst du,
Machst Wonne erwachen.

Nicht Lautenklangs Beben,
Nicht Kriegesfanfaren,

Nicht Harfentons Schweben
Bewegt uns so reich,
Dir kommt nur die Stimme
Der Menschenbrust gleich.
Dem Herzen entquellen die menschlichen Weisen,
Die meinen auch, — mir ward ein Herz auch gegeben.
Der Geist irrt im Wahnsinn zu pfadlosen Kreisen,
Das ist noch der Tod nicht, im Wahn noch ist Leben;
Doch hört erst das Herz auf, zu klopfen, zu beben,
Dann endet sich Alles — das Herz ist das Leben;
Der Mensch ist das Herz der Natur —
Des Weltalls Herz ist die Gottheit . . .

Deotyma hielt einen Augenblick inne, als schwiege die Glocke, dann fuhr sie fort:

Dort in der Kathedrale vom Grab erstehen sieht
Mein Blick das thränenvolle Gebilde aus Granit,
Von dessen kalten Lippen ein einzig Wörtlein flieht:
„Barbara!" . . .

Die Dichterin dachte an das liebende Herz Sigmund August's, dessen Treue gegen Barbara stets das Ideal ihres eigenen Herzens gewesen war. Dann schloss sie mit den Versen:

Und ob auch die Glocke nicht schafft und nicht denkt,
Doch hat ihr die Menschheit das eine geschenkt:
Die christliche Taufe! — Ein Herz birgt ihr Erz;
Den Menschen erlösen — das kann nur das Herz.

Ein anderes Mal wurde ihr das Wort „Ahnung" zum Thema gegeben. Sofort liess die Dichterrednerin sich vernehmen:

Ahnung — ist der Welten Zunder,
Ahnung — ist der Weisen Wunder,
Ahnung — ist des Dichters Schauen,
Ahnung — ist der Schatz der Frauen.

Erst nachdem Deotyma zwei Jahre lang alle durch ihre seltene Gabe entzückt hatte, erschien 1854 der erste Band ihrer Improvisationen und Poesien, der zweite folgte 1858 nach. Wir wählen daraus:

Das Gebet.

Bin im Glücke selbst das Glück,
Bin des Tugendhelden Stärke,
Bin im Gram ein Sonnenblick,
Bin der Mut zum Bessrungswerke.

Gott der Herr, so hoch und hehr,
Betet nicht, denn nirgend wohnet
Eine höhre Macht als er,
Der im höchsten Weltraum thronet.

Seht: der Engel heil'ge Schar
Neiget mit der Inbrunst Beben
Zum Gebet sich immerdar —
Sind ja darum Engel eben.

Und der Mensch, ob reich, ob arm,
Darf zu jeder Frist im Leben
Sich zu Gott in Glück und Harm,
Darum ist er Mensch, erheben.

Gross ist Satans Wissenschaft,
Eins nur ist ihm nicht gegeben:
Des Gebetes Wunderkraft —
Ist ja darum Satan eben.

Deotyma verfasste auch einige weitläufigere Dichtungen, unter denen wir besonders „Tomyra“ und die Rhapsodie „Stanisław Lubomirski“ hervorheben. Im Jahre 1863 begleitete sie ihren Vater auf einer Reise durch Deutschland und Russland, von der sie 1865 nach Polen zurückkehrte. Im novellistischen Gebiet, welches sie 1876 mit der Erzählung „Am Scheidewege“ betrat, entsprach sie nicht den von ihr zu hegenden Erwartungen; der Stil ist schön, aber den Gestalten fehlt Leben und Charakter. Hohes Lob dagegen verdient ihr zur Beethovenfeier, am 17. Dezember 1870 im grossen Theater zu Warschau, verfasstes Poem „Die Symphonie des Lebens“, welches der C-moll-Symphonie des Meisters angepasst war. Als der Vorhang aufging, erblickte man einen griechischen Tempel, dessen Hintergrund sich in dichten Wolken verlor. Zur Linken, gestützt auf einen Tisch, sitzt in Gedanken vertieft Beethoven, seine „seraphische Geliebte“, die

Musik naht dem Gewaltigen und verkündet ihm, dass „die junge unbefleckte Seele vom Schicksal gerufen die Himmel verlassen hat, um den Streifzug der irdischen Verdienste zu beginnen“. Der Dialog zwischen der „Musik“ und Beethoven leitet diesen auf das bekannte Motto: „So pochte das Schicksal an die Himmelspforten“, er greift mit Hast nach der Feder und bringt die titanischen Gedanken aufs Papier; in diesem Augenblick verdünnen sich die Wolken im Hintergrunde — ein Garten mit grünenden Bäumen wird sichtbar, und das Orchester spielt den ersten Satz der C-moll-Symphonie. Der Dialog wiederholt sich zwischen jedem Satze, mit Anspielung auf den Charakter der Musik, so z. B. nennt die Dichterin „Andante des Lebens“, wenn „die Seele von der Entzückung, in der sie schwebt, in Trauer und Apathie fällt“. Deotyma's Schöpfung „Polen im Liede“, 1887, behandelt die Wanda-Sage in dramatischer Form.

Der Humor, welcher den Frauen nur selten verliehen ist, wurde seit 1859 von der Erzählerin Maria Sadowska (pseudonym Zbiegniew) in der Manier der neueren Engländer, aber selbständig und ohne sklavische Nachahmung, angebaut. Ist sie auch von Inkonsequenzen und karrikierenden Übertreibungen nicht frei, so bedient sie sich doch nie verbrauchter Effekte, und ihr Vortrag schillert, besonders im Dialog, oft in echt geistreichen Pointen. Sie liebt die Detailmalerei und wählt gern die Form der Allegorie. Auf ihre erste Humoreske „Reise um die Welt in drei Stunden“ und die „Memoiren einer Mücke“ folgten bald umfangreichere Schöpfungen, unter denen „Das alte Fräulein“, „Das Jahresfest“, „Die Nachbaren“ zu den gelungeneren gehören. Das geläuterte Talent der zu früh heimgegangenen Stephanie Chłędowska, geb. 18. April 1850, gest. 7. März 1884, Gattin des 1843 geborenen Novellisten und Satirikers Kasimir Chłędowski, vermochte schon während der kurzen Frist ihres Erdenwallens manche schöne Frucht zu zeitigen. Mit den einfachsten Mitteln wusste sie in ihren novellistischen Darstellungen wahrhaft tragische Wirkungen zu erzielen, so in den „Denkwürdigkeiten Ewuna's“, 1873, und den Erzählungen „Susanna unter den Greisen“, „Aus der Historie der Nichthelden“, in denen sich eine genaue Beobachtung des

Positiven abspiegelt und die Personen, realistisch zwar, aber in plastischer Gestaltung durch die Verwickelungen geführt werden. In gehaltvollen Essays verbreitete sie sich über „Die jetzige und frühere Richtung des Romans“, über „Richard Wagner als Revolutionär in der Musik“. Während ihres Lebens wenig gekannt, weil bescheiden und niemals vordringlich, setzte sie erst nach dem Tode, als 1885 ihre gesammelten Novellen und Skizzen erschienen, die Leserwelt durch ihre künstlerisch ausgebildeten Geistesgaben in Erstaunen, welche nicht mit kühnem Pinsel, aber mit der zarten Manier der „fine touche“ nahezu Musterhaftes schufen.

Schon von George Sand und der damaligen, gleich ihr von La Mennais'schem Geiste beeinflussten neuromantischen Schule in Frankreich wurde die Ausgleichung aller sozialen Verhältnisse als Endziel hingestellt. Die rückhaltslose Beleuchtung der Lebenskonflikte im Ringen um den Platz in der Gesellschaft, die Auflehnung gegen das in Bezug auf die leidende Stellung der Frau als Gesetz Geltende, die Versuche einer Lösung des Problems, die Lage der „Enterbten“ zu verbessern — alle diese Strebungen bildeten seitdem auch das Hauptthema der Darstellungen vieler polnischer Autoren. In Frankreich gelangte dann der herostratische Codex zur Geltung, dessen Evangelium der Bruch mit allen Traditionen, die Negierung jeglichen Verdienstes und Ruhmes ist. Als endlich Zola völlig vom Kothurn hinabstieg und die krasseste Wirklichkeit durch die Kunst veranschaulichte, indem er das verworfenste, bis dahin nur des polizeilichen Schrifttums gewürdigte Proletariat in seinen Höhlen aufsuchte, dasjenige Volk, welches für Gott, Natur, Moral, Ehre und Vaterland nicht das mindeste Verständnis hat, fühlten die Realisten anderer Kulturländer — und zwar in nicht geringem Masse wiederum die polnischen, vorzugsweise die weiblichen — den Drang, in den Vernichtungsruf gegen den Idealismus mit einzustimmen, dabei jedoch selber die an diesem gerügte affektierte Sentimentalität oft bis zu einem unkünstlerischen Höhepunkt hinaufschraubend. Wir begegnen da keinen historischen Grössen, keinen kriegerischen Helden mehr; die verherrlichten oder doch der Teilnahme empfohlenen Ritter dieser Dichtungen sind Arbeiter, Handwerker, niedriggeborene

Paria's, junge und alte — Diebe. Je weniger klar und bestimmt diese Richtung ist, welche viele Autorinnen beharrlich verfolgen, um so mehr wird der Tendenz die Wahrheit geopfert. Aber nicht alle verfallen in diesen Fehler. Erfüllt von den Grundsätzen eines wohlgemeinten Saint-Simonismus, besitzt die zugleich wissenschaftlich durchgebildete Elise Orzeszko (Orzeszkowa), geb. 1842, trotz einer Hinneigung zu greller Farbengebung, die Macht, tief zu ergreifen. Ihre von edlem, echt weiblichem Geiste getragenen novellistischen und sozialphilosophischen Produktionen sind, wenngleich von einer übertriebenen Parteinahme für ihr Geschlecht eingegeben, doch gar wohl geeignet, die humanitäre Idee in gesunder Weise zu fördern. Sie führt die meisten Schäden der Gesellschaft auf Fehler in der Erziehung sowohl der männlichen als der weiblichen Jugend zurück. In den Erstlingsarbeiten verschwammen ihre Portraits noch oft im Nebel phrasenhafter Versuche, wie in „Die letzte Liebe", „Aus dem Leben eines Realisten", „Im Käfig". In „Herr Graba", 1869, sind alle Frauen Heldinnen, die Männer Cyniker und Betrüger, das Peinlichste wird dem Leser nicht erspart, aber auch hier hat die Autorin höhere Ziele als die der blossen Unterhaltung im Auge. Allmählig wurden ihre Gemälde naturgetreuer, und sie erreichte jene Einheit der Komposition, jene Gewandtheit in der Zeichnung der Charaktere, welche dieselbe ohne erkünstelte Transfiguration durch sich selbst wirken lässt. „Eli Makower", 1874, ist der erste mit gereifter Kraft durchgeführte Roman dieser, nichts von altpolnischem Geiste in sich bergenden Schriftstellerin; er berührt eine schrille Seite des sozialen Lebens, das Verhältnis der Juden zum polnischen Adel. Diese Juden sind bis auf die kleinsten Züge der Wirklichkeit nachgebildet. Dasselbe gilt von dem Roman „Meir Esofowicz", 1878, dessen Schauplatz ein weit von der zivilisierten Welt entfernter slawischer Erdenwinkel ist. Zwei jüdische Familien stehen sich dort feindlich gegenüber: die der Todros als Repräsentanten des fanatisch-konservativen Prinzips auf der Grundlage des Talmuds und der kabbalistischen Mystik, und das Geschlecht der Esofowicz, welche mit edler patriarchalischer Würde einer toleranten, mehr kosmopolitischen Ansicht huldigen. Die bewegte

Handlung schliesst zwar mit einem schmerzlichen Misstone, aber die Verfasserin erhofft doch bessere Zeiten für das Volk Israel. Mit der nämlichen Sicherheit beherrscht Orzeszkowa den Stoff in den „Denkwürdigkeiten Wacław's“ und in den zart empfundenen Bildern „Aus verschiedenen Sphären“, 1878. Ihre Sittengemälde aus Weissrussland reihen sich den besten ihrer Erzeugnisse an. Gesammelt erschienen ihre Werke seit 1884 in Warschau.

Gleich der Vorgenannten wandelt auch die Realistin Valerie Morzkowska (Marrené) auf Dudevant'schen Bahnen, schlägt aber oft von der Wahrheit entlegene Seitenpfade ein und sucht durch Wortfülle die Mängel der Aktion zu ersetzen. Ihre Intentionen sind indes stets ethisch, und nicht selten gelingt es ihr, Interesse für ihre Gestalten, zumal für die aus dem Volke, zu erwecken und den Leser zum Nachdenken über bremmende gesellschaftliche Fragen anzuregen. Von dem „Mann Lenorens“, 1869, bis zu den „Novellen und Bildern“, 1887, ist ein Fortschritt in der psychologischen Empirik nicht zu verkennen. Immer gedenkt sie der Stellung des Weibes und plädiert namentlich energisch für eine Erleichterung der Ehescheidung. In öffentlichen Vorlesungen sprach Morzkowska u. a. über „Die Liebe in einigen litterarischen Typen“, von den hellenischen Mythen beginnend bis zu der mehr nüchternen Liebe des 19. Jahrhunderts. Ihre „Studien“ über Brodziński, Niemcewicz, über die Frau in der polnischen Poesie, enthalten manche treffenden Urteile. Das Recht der Frau in Staat und Gesellschaft beschäftigt auch die unter dem Pseudonym Szeliga schreibende Maria Czarnowska. Pessimistin in vollster Bedeutung, legt Wilhelmine Zyndram Kościałkowska in der „Strophe Prosa“ einer der auftretenden Personen ihr eigenes Glaubensbekenntnis in den Mund, das in dem Satze gipfelt: „Immer und überall dasselbe: es ist nicht wert zu leben!“ Keiner der Gestalten ihrer „Im Halbschatten“ betitelten Novellen, 1885, lächelt auch nur ein Sonnenstrahl des Glücks, ja, es scheint fast, als habe die immerhin talentvolle Autorin ihre ersten Kenntnisse der Welt in Hospitälern erworben. Von Grillenfängerei angekränkelt zeigt sich auch die halb naturalistisch, halb romantisch angelegte Gabriele Zapolska, welche zwar farbenreich und

pikant schildert und deren Małaszka, 1883, sogar an die Iydlle streift, die aber in genere die weiblichen und männlichen Geschöpfe ihrer Laune als verderbt hinstellt. Greifen wir aus den „Aquarellen“, 1885, die am sorgfältigsten ausgeführte dieser kleinen Novellen und Miniaturen heraus. Drei Frauen betreten den Schauplatz: eine bedenklich überspannte, eine Ehebrecherin, eine Hetäre; dazu gesellen sich ein jugendlich schöner aber herzloser und ein glatzköpfiger Roué — alle gleich wertlos! Wo uns jedoch Mitglieder der untersten Bevölkerungsklassen, diese gehegten Schosskinder, vorgestellt werden, überwiegt, wie bei so manchen ihrer Kolleginnen von der Feder, krankhaftes Treibhaus-Sentiment und eine durch den schwarzen Schleier getrübte Weltbetrachtung.

Die Romantik der Liebe, dieses nicht mehr neue Thema, behandelt Hajota (Pseudonym für Helene Boguska), geb. 1861, in ihren durch Glätte und Einfachheit des Stils anmutenden Novellen. In ihren Gedichten fliesst der Vers ungezwungen, so in dem längeren Poem „Geigers Loos“, einer Art Idylle. Zwei Dorfkinder, Stach und Maria, lieben einander; das Mädchen hütet Kühe, der Jüngling sitzt am Wiesenhang und entlockt seiner Geige selbsterfundene Weisen. Ein reicher Städter erbietet sich, für Stachs künstlerische Ausbildung Sorge zu tragen, dieser aber bleibt in der Wahl zwischen Ruhm und Liebe, zwischen Geige und Mägdlein seiner Maria treu und weist das Anerbieten zurück. Als jedoch ein wohlhabender Bauer um die Geliebte wirbt, vermählt sie sich diesem. Der Verschmähte zerschmettert in Verzweiflung seine Violine, setzt sie aber später still resigniert wieder zusammen:

Und irren Sinns sass Stach am Wiesenrand,
Die neu gefügte Geige in der Hand,
Er lauschte wiederum des Feldes Lüften,
Berauschte wieder sich an Blütendüften
Und sah den Wölkchen zu am Himmelszelt,
Bald lachend, spielend auch von Zeit zu Zeit;
Doch hat er nie die Frage mehr gestellt:
„Wer ist mir treuer — Geige oder Maid?“

Hajota besingt die Thräne als die Perle der Kleopatra, geschmolzen im Becher der Gefühle: dann heisst es:

> Gesegnet bist du, wenn das Auge dich
> Im Schmerz vergiesst,
> Der, ob so hart wie Fels, doch wonniglich
> In dir zerfliesst . . . .
> Doch Schande! wenn du in Verborgenheit
> Als Schlange blinkst
> Dich schämend vor dir selbst, wenn du vor Neid
> Zum Auge dringst.

Mit zarter naivromantischer Empfindung nach Edlem ringend, konnte Maria Bartus doch das Glück nicht finden, das die Begabte verdient hätte. Noch jung endete sie am 2. Oktober 1885 in Not als Hilfslehrerin auf einem Dorfe. Ihr Gedicht „Des Hirten Zauberflöte“ ist ein allegorisches Phantasiegemälde, das unter dem Gewande eines ländlich-romantischen Wundermärchens die Tendenz birgt, getrennte slawische Stämme des polnischen Landes zu einen. Ein junger, von seiner Stiefmutter übel behandelter Hirtenknabe durchwandert mit einer selbstgefertigten magischen Weidenflöte das Vaterland und mahnt überall zu Liebe und Eintracht. Alles ist von einem milden Strahl natürlichsten Gefühls übergossen, der indes nicht immer die eigentlichen Ziele der Dichtung hervortreten lässt. Ihr Drama mit Chören „Wanda“ darf Anspruch auf Beachtung machen, die Sprache ist schön, die Entwickelung im 5. Akt ergreifend. Nach einem Gesange der Nymphen naht Rytiger, der besiegte Feind des Slawentums, auf der Flucht dem Ufer der Weichsel und giebt sich dort selbst den Tod. Jetzt tritt Wanda auf, kniet vor der Leiche des von ihr heimlich Geliebten nieder und stürzt sich dann vor den Augen der herbeieilenden Verfolger Rytigers in die Weichsel. Am besten gelang es Maria Bartus, ihre subjektiven Gefühle in Lieder zu kleiden; dem Gebirge weiht sie folgende Strophen:

> Du göttliche Natur, wie lieb' ich dich,
> Du, reich an Wundern, ewig jugendlich!
> Dir galt mein erster Sang, und dir vor allen
> Wird einst mein letztes Lied der Liebe schallen.

Wenn Bangigkeit mir kalt das Herz umschliesst,
Steig' ich hinauf, wo grün der Teppich spriesst,
Wo niemand auf mich sieht als nur die Bäume,
Wo niemand spottet meiner Dichterträume;

Wo, mitleidsvoll wie Gott, auf höchstem Firn
Ins Herz mir Segen strahlt das Taggestirn,
Des Friedens Geist den Silberfittich breitet,
Mit sanftem Echo meinen Traum begleitet.

Ihre phantastische Erzählung „Der Geist der Ruinen", 1885, zeugt mehr von glühender Vaterlandsliebe als von Kenntnis des Lebens. Maria Bartus hatte auf ihrer schweren irdischen Pilgerfahrt den Glauben nicht nur an die Menschen sondern auch an Gott verloren; ihr letzter Sang aus wundem Herzen endet mit den bittern Worten:

Im Grabe wird des Schicksals Wut ermatten,
Mich nicht zu neuem Kampfe wecken,
Und wärmer ist gewiss des Hügels Erde,
Als Menschenherzen.

Mächtigere Akkorde schlägt Maria Konopnicka, geb. 1846, an. Sie gab 1883 die erste Serie ihrer „Poesien" in zweiter Auflage und ausserdem eine zweite Serie derselben heraus. Ihre Ergüsse gelten weniger hohen Idealen, als vielmehr der Vernichtung derselben. Wunderbar ist der Reiz ihrer Sprache, aber die Darstellung der Schönheit durch die Kunst kann nur dann als eine höhere Offenbarung im menschlichen Geist angesehen werden, wenn die ästhetische Produktion sich nicht von der Sittlichkeitsidee entfernt. Konopnicka kredenzt dem Leser allerdings keinen lauwarmen Alltagsthee von banalem Mondscheingegirre, sie führt ihn in eine Welt des Schmerzes, ohne den Balsam des Trostes zu reichen, und klagt in den verschiedensten Tönen, dass Gott die Vatergefühle für die Seinen verloren habe. Sie ist nicht Atheistin, aber sie konstruiert sich einen Gott, um ihn, gleich den Fetischanbetern, nach Belieben schmähen zu können. Diesen ungesunden Ideengang entwickelt sie mit wahrhaft dichterischer Gewalt. So spricht sie zu Gott:

. . . . Die Wetterwolke
Ist deine Krone, dein Gewand der Blitz,
Und auf die Sonne stützest du den Fuss;
Was sind dir Menschenthränen! Tropfen Thaues,
Und dennoch hast du alle sie gezählt,
Gezählt? Wie? und du hast sie nicht getrocknet?

Konopnicka's Dichtergenius ist nicht derjenige, welcher hinabsteigt in das zerrissene Herz, um Balsam in seine brennenden Wunden zu träufen und ihm eine letzte Hoffnung darzureichen. Die dritte Serie ihrer „Poesien", welche 1887 erschien, verrät gleich den früheren Sprösslingen ihres schöpferischen Geistes eine dem Heiteren, dem Vertrauen in die Zukunft abgewandte Gemütsstimmung. Sie singt:

In die Wiesen, in die Lande
Schritten Glück und Leid hinaus,
Jedes warf aus dem Gewande
Blumensaat in Fülle aus.

Feucht von Thränen fielen nieder
Schwarze Körner hier wie dort,
Doch der weissen zart Gefieder
Trug sie leicht wie Falter fort.

Als der Frühlingssonne Segen
Dann die Saat entlockt der Flur,
Wuchsen Dornen allerwegen, —
Blumen, Beeren selten nur!

Ihr Sänger der Verzweiflung, die Ihr unter dem schwellenden Rasen stets die Natter seht, Ihr Propheten des Unglücks, die Ihr mit Leidenschaft die ganze Moll-Skala von Hiob bis Schopenhauer durchlauft und mit dem lebendig sprudelnden aber bitteren Quell euerer Poesie euch und anderen das Dasein vergällt — gedenkt des Ausspruchs, den ein grosser Barde vor Euch, Mickiewicz, gethan:

Oft übt der Leidende des eignen Henkers Pflicht:
Er macht sich selbst das Rad, auf das er selbst sich flicht.

Und ein anderer Dichter — Adam Asnyk — singt:

Wenn schwerer Kummer dir die Wange feuchtet,
Du schweigend stehst an des Verderbens Rand,
Bedarfst du eines Strahls, der heller leuchtet,
Der dir erschliesst ein ideales Land.

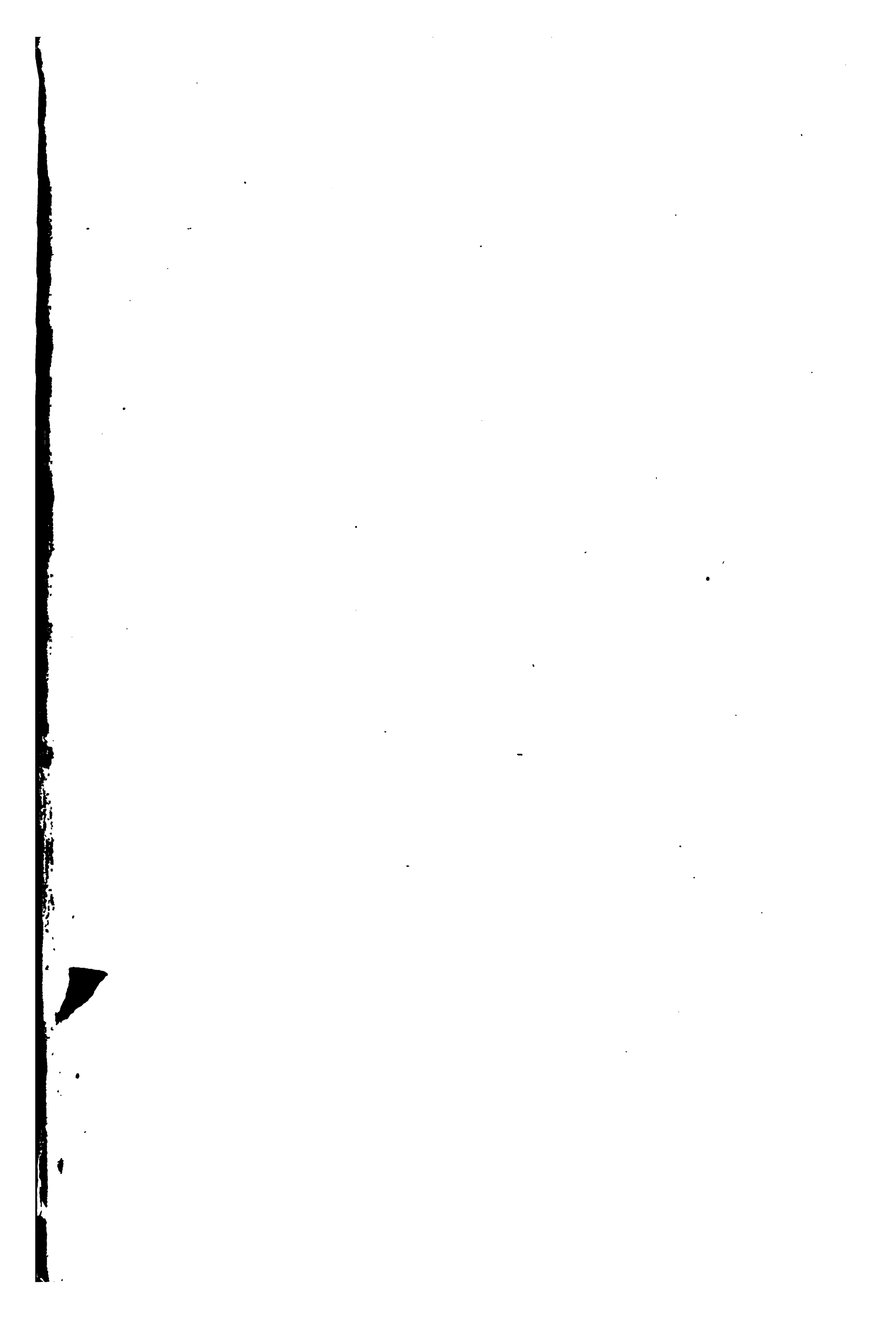
O, dann genügen nicht des Klüglings Lehren,
Die Kunde der Naturgesetze nicht, —
Sie können dem nicht Schirm und Halt gewähren,
Dem hoffnungsarm das Herz im Busen bricht.

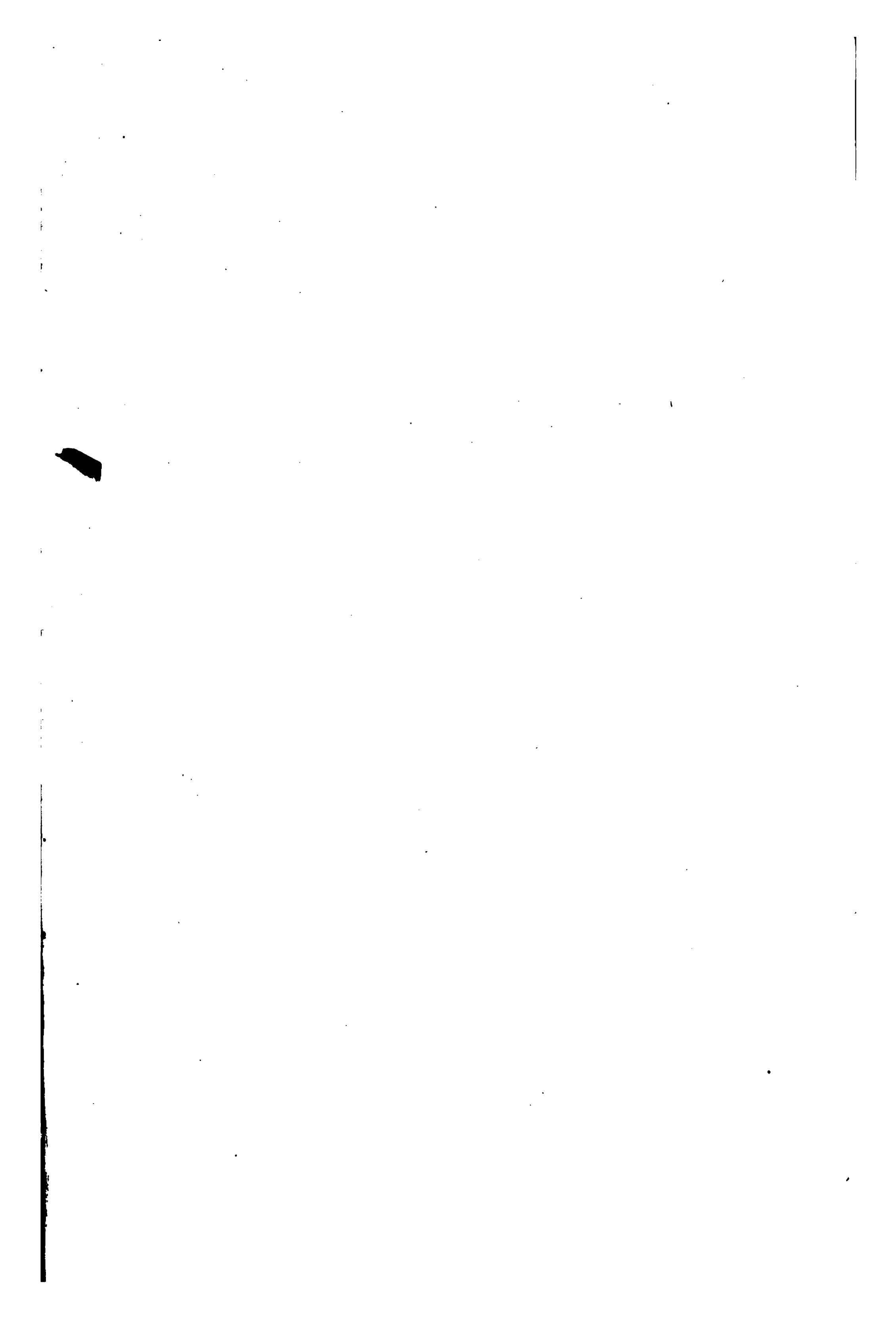
Ihm frommt nur jener Trost, der nicht von hinnen,
Der aus des Himmels reinen Sphären stammt,
Wo lichter Engel Mitleidszähren rinnen,
In fernem Blau die ew'ge Liebe flammt.



Namenverzeichnis.

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.





Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheint:

Band

Slav.

GESCHICHTE

DER

POLNISCHEN LITTERATUR

VON

HEINRICH NITSCHMANN.

ZWEITE DURCHGESEHENE UND VERMEHRTE AUFLAGE.

MIT DEM PORTRAIT UND FACSIMILE DES VERFASSERS.



LEIPZIG.

VERLAG VON WILHELM FRIEDRICH.

K. K. HOFBUCHHÄNDLER.